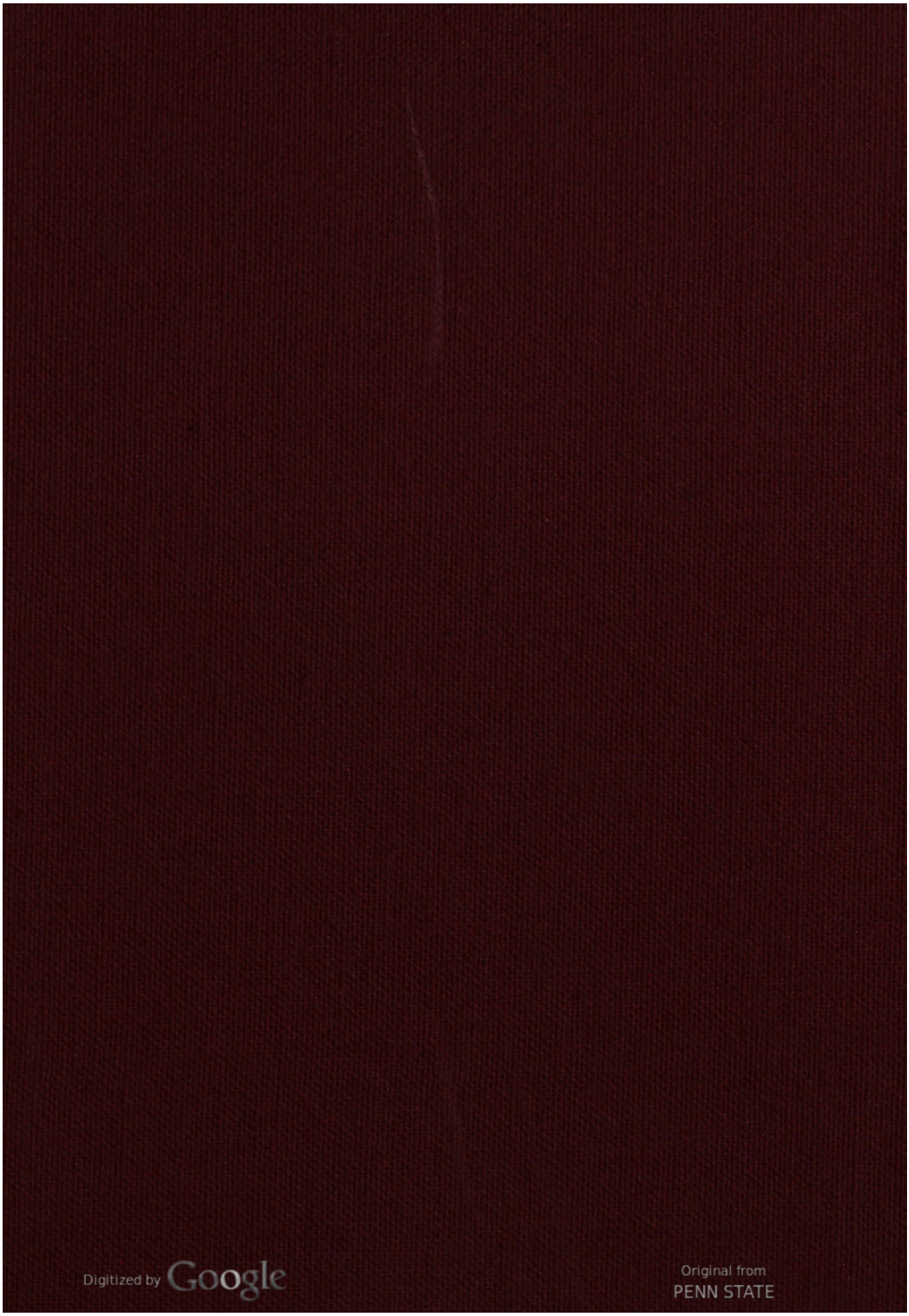

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

$$1 - x$$

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Neunter Jahrgang 1915

Erster Band

(Januar bis März)

BERLIN-MÜNCHEN 1915

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des Ersten Bandes 1915

Hauptteil

	Seite
Bermann, Richard A.: Brief an einen Portugiesen	107
Bonus, Arthur: Die englische Weltlüge	199
Carnevali, Dalmo: Italien und der Krieg	73
Charmatz, Richard: Oesterreich-Ungarn und Italien	224
Bismarck und Andrassy	296
Danecke, Johann: Das Deutschtum in Westgalizien	77
Diez, Ernst: Persische Städte	254
Ernst, Paul: Das Wunder	134
Funke, Dr. Max R.: Bei den deutschen Verwundeten in Lyon und Bordeaux	110
Hinter der französischen Front	160
Chalons—Verdun—Toul	182
Tod an der Marne	201
Gobat, Margerite: Ein Briefwechsel	97
Godwin, Catherina: Das heilige Motiv	273
Goldschmidt, Dr. Alfons: Das Schlachtfeld von Ethe	15
Sonne und Mond von Verdun	44
In Deutschland	130
Japan und China	243
Gothein, Georg, M. d. R.: Englands falsche wirtschaftliche Rechnung	169
Graf Amoy: Der Scharfrichter	277
Großmann, Stefan: Ernst von Körber	218
Haendke, B.: Die Stellung Deutschlands unter den Völkern	1
Häßler-Rink, Paula: Erkenntnis	21
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Lord Rosebery	55
Tu die Hand auf	217
Woodrow Wilsons Sündenfall	241
Bismarck	289
Hennig, Richard: Der Krieg in der Luft	34
Heuß, Theodor: Ein polnisches Dorf	275
Bismarcks Porträt	292
Holdermann, Friedrich: Die Frömmigkeit des Kriegs	193
Hutter, Heinrich: Verfrühte Fragen	76
Janssen, Wilhelm: Skandinavien	49
Ihringer, Dr. B.: Der Kosak	65

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Korn, Walter Achilles: Die Ermattungsstrategie 8
Kuczynski, Dr R.: Was wir haben und was uns fehlt 151
Lewicky, Dr Eugen: Berchtholds Rücktritt und Oesterreichs Balkan-politik 103
Mannheimer, Georg: Rache für Kischinew 115
Remo: Politiken 143
Nötzel, Dr Karl: Die Kleinrussen 13
Pazaurek, Gustav E.: Paris und wir 56
Pernerstorfer, Engelbert: Ein Briefwechsel 97
Oesterreich nach dem Krieg . . . 221
Potthoff, Heinz: Dienstpflicht und Zahlpflicht 121
Raphael, Max: Einem jungen Krieger 139
Ring, Barbra: Mütter 257
Rutra, Arthur: Baktschisarai in der Nacht 22
Genral Conrad 237
Schairer, Erich: Der Staat als Einkäufer 265
Schreibershofen, Major a. D.: Stellungskämpfe 205
Schussen, Wilhelm: Was uns stark macht 89
Srámek Frána: Die Pferde 39
Steiger, Edgar: Die heutigen Schlachtfelder in germanischer Vorzeit 248
Mutterland und Kolonie 270
Steinitzer, Erwin: Der Krieg und der wirtschaftliche Egoismus . 25
Thoma, Ludwig: Ueber Viktor Hehn 33
Ein amerikanischer Freund 125
Nach Oesterreich-Ungarn 230
Das Kino 267
Wantoch, Dr Hans: Der Kriegswiener 233
Wehberg, Dr Hans: Fortschritte des Seekriegsrechts im Weltkrieg 156
Wilhelm, Otto: Bismarcks Glaube 301
Wirth, Albrecht: In und am Kaukasus 145
Wochinger, Oberstleutnant: Der Besitz der belgischen Küste 31
Die französischen Aufnahmestellungen . 128
Der Unterseebootskrieg und seine Folgen 245
Wolf, Hugo: Brief vom verflossenen Sommer 17
Zech, Paul: Der Mond reitet über das Schlachtfeld 305
Zoff, Otto: Ueber aktuelle Kriegsstücke 80
* * *: Die nationale Krisis der Schweiz 177
* * *: Französische Reisebilder 83

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Seite

Behne, Adolf: August Macke † 117
Bermann, Richard A.: Jenseits der Irischen See 288
Bonus, Arthur: Die Garibaldianer 71
Carnevali, Dalmo: Frankreich und das Nationalitätenprinzip . 262
Däubler, Willy: Friedrich Kayßlers Schauspielnotizen 167
Engelke, Gerrit: Die Kunst nach dem Krieg 166
Flachs, Ad.: Die Stimme der Vernunft 45
Friedemann, Hermann: Kriegsglossen 190
Goldschmidt, Dr Alfons: Helfferich 92
Kriegswirtschaftslehre 188
Die Seehandlung 263
Deutsches Geld 306
Goeser, Karl: Kjellen 164
Hahn, Hans: Willi Geiger 192
Hansen, R.: Warum England Aegypten noch nicht annektierte . . 90
Die belgischen Flüchtlinge in England 287
Hesse, Hermann: Ueber vlämische Kunst 23
Zwei Gefallene 239
Feldgrau 286
Heuß, Theodor: Das deutsche Soldatenbuch 24
Liedersammlungen 93
Karrotom, Adolf: Die russische Volksseele 311
Kersten, Kurt: Bitte recht freundlich 46
Hans Pagay 118
Lewin, Robert: Die deutsche Volksernährung 140
Pernerstorfer, Engelbert: Ein russischer Roman 309
Rasch, Ove: Politikens Redakteur 238
Rieß, Richard: Kriegsbücher 240
v. S.: Die wieder lebendige mazedonische Frage 91
Siegesgefühl 142
Aug um Aug 164
König und Minister 261
Schumann, W.: Vom österreichischen Dichter 118
Steiger, Edgar: Der Wandsbecker Bote 46
Zu Hermann Conradis Gedächtnis 215
Thoma, Ludwig: Spitteler 23
Ein Unrecht 117
Z. v. H.: Berchthold und der Weltkrieg 92
Zoff, Otto: Walter Crane 307

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Die Stellung Deutschlands unter den Völkern

Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. B. Haendcke (Königsberg)

Angesichts der Feindschaft, nahezu der ganzen Welt, gegen Deutschland, darf uns Deutsche zunächst wirklich ein Gefühl der Traurigkeit überkommen. Gehaßt oder bekämpft von jedermann! Denn wenn wir ganz rücksichtslos offen gegen uns sind, so herrschen für uns ehrliche Sympathien in Europa lediglich in Schweden und bis zu einem gewissen Grade in der deutschen Schweiz und in der Türkei, die ich hier nicht zu Asien zähle. Alle andern Völker, Norwegen und Holland nicht ausgenommen, schwanken entweder hin und her oder lassen sich von Ueberlegungen rein praktischer Art leiten. In Asien finden wir nirgendwo Freunde. In Afrika hat das Volk der Buren uns für so viele Wohltaten eine kühle Freundlichkeit bewahrt und in Nordamerika tritt lediglich ein Teil der eingewanderten Deutschen mit ihrem Herzen auf unsere Seite; sonst überwiegt auch hier feindselige Abwendung. Eines tatkräftigen Freundes erfreuen wir uns, mit Ausnahme unseres Bundesbruders an der Donau, auf der ganzen Welt nicht. Warum nicht? Die Antwort kann sehr weit greifen und sehr kurz gegeben werden, Ich ziehe die letztere Form vor und sage: wir sind allen unerwartet zu tüchtige Menschen geworden. Zur Ueberraschung aller „dachten" wir nicht nur, sondern handelten auch nach praktischen Gesichtspunkten. Dies Vermögen verdanken wir der festgefügten politischen Einigkeit, welche alle deutsche Stämme zusammenschließt. Der Beweis hierfür läßt sich historisch leicht erbringen. Im 17. Jahrhundert, als sich das mittelalterliche deutsche Kaiserreich erst wirklich in souveräne Kleinstaaten auflöste, sagten die Engländer von uns: die Deutschen machen alle praktischen Erfindungen, aber sie verstehen nicht, diese auszunützen. Wir hatten eben keinen politisch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

festgegründeten Boden unter uns! Wir „dachten" — aber h a n d e l t e n nicht. Sobald wir in dem 1870 solide erbauten Hause wohnten, da lernten wir überraschend schnell den Goldbarren unserer Gedanken mit jeder Ueberlegung und mit jeder Willenskraft ausmünzen. Der fast sofort erwachte Neid zwang uns seit mehr als 40 Jahren, unserer Kraft alleine zu vertrauen. Es hat hierzu nicht zum mindesten zweierlei unseren Feinden geholfen. Wir waren auf zwei Punkten noch schwach: im persönlichen Charakter und in der politischen Macht. Wir hatten in der großen Welt 3 Jahrhunderte hindurch nur als Anhängsel der maßgebenden politischen Mächte existieren dürfen; an und für sich sprach uns niemand eine Daseinsberechtigung zu. Dies wurde mir zuerst recht klar, als ich in jungen Jahren 1880 auf einem kleinen Schoner nach Venezuela segelte. Wir waren statt ca. 45 Tage deren 72 unterwegs gewesen und wurden in dem von unserer „Elinora" seit Jahrzehnten angelaufenen kleinen Hafen La Guayra bei unserer Ankunft als längst verloren gegeben mit allgemeiner Anteilnahme begrüßt. Kaum lagen wir fest, als ein fälliger englischer Dampfer einkam — niemand achtete mehr auf uns, der „Engländer" erdrückte alles. Gar oft ist mir noch ähnliches wieder begegnet und ein jeder, der auch nur einmal nach Italien gereist ist, wird wissen, daß der Engländer bezw. der Amerikaner der maßgebende Herr ist. Dabei hatten damals so gut wie jetzt noch, die Deutschen fast den ganzen Handel Venezuelas in den Händen, ebenso sind wir längst, der Zahl nach, die überwiegenden Besucher des schönen Landes unseres italienischen Bundesgenossen. Warum weist man uns trotzdem den zweiten Platz zu? Man kann auch dafür vielerlei Antworten erteilen; ich möchte nur eine hier geben: Wir treten nicht selbstsicher genug auf. In Konstantinopel wollte ich einmal die sonntägliche Auffahrt des Sultans sehen. Kurz vorher hatte eine Amerikanerin in dem Kiosk, in dem man der Zeremonie beiwohnen durfte, die Bemerkung fallen lassen, es sei doch ein Leichtes, von dieser Stelle aus auf den vorbeifahrenden Sultan ein Attentat auszuüben. Dies Wort wurde gehört, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kiosk schon in der nächsten Nacht dem Erdboden gleich gemacht und der Befehl erlassen, es dürften künftighin nur diejenigen Fremden von einer etwas zurückliegenden Rampe zusehen, für welche der betreffende Botschafter persönlich bürge. Ich erbat in unserer Botschaft eine Einlaßkarte und obwohl ich vom Auswärtigen Amt und von unserm Oberpräsidium empfohlen war, erhielt ich keinen Erlaubnisschein. Als wir zur bestimmten Stunde dicht an das Tor des kaiserlichen Parks heranritten, stand die ganze Rampe voll von Engländern und Amerikanern. Als ich noch hinschaute, trat ein Engländer auf mich zu, der mich auf englisch befrug. Ich antwortete deutsch, dann französisch und da er englisch weitersprach, grüßte ich und drehte ihm den Rücken. Wenige Wochen später traf ich auf dem Dampfer nach Smyrna „zielbewußte" Deutsche, die sich nicht genug tun konnten, mit den Engländern englisch und mit einem Belgier französisch zu sprechen; keiner dachte daran, die deutsche Sprache zu verlangen. Und doch hilft auch in diesen „englisierten" Ländern ein bestimmtes Auftreten. Einer meiner Kollegen, Geh.-Rat Professor Dr Kuhnt-Bonn reiste in Aegypten auf einem Dampfer, welcher zu zweidrittel Deutsche als Passagiere hatte; trotzdem herrschte überall bis zu den Tischkarten hinab die englische Sprache. Geh.-Rat Kuhnt teilte darauf mit, entweder gilt die deutsche Sprache hier als gleichberechtigt oder wir Deutsche gehen alle von Bord, und plötzlich war es möglich, der deutschen Sprache ihr Recht zu verschaffen. Die Sprache vertritt aber, wie kaum etwas anderes, die Individualität des Menschen und wer seiner Sprache nicht Achtung verschafft, wird immer der Knecht bleiben.

Der zweite Grund für unsere untergeordnetere Stellung im Reiche der Großmächte während der letzten 40 Jahre war unsre tatsächliche Unterlegenheit. Einem Bekannten von mir wurde in Bukarest vor Jahren gesagt: Ihr seid ein großer Hund, aber Ihr beißt nicht. Es ist auch gar nicht abzuleugnen, daß wir tatsächlich an der Kette unseres Unvermögens festlagen. Wir waren in das Gebiet der Weltmächte, deren Zukunft auf dem Wasser liegt, ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

getreten, verfügten aber nur über ein großes Landheer und besaßen nicht die für solche Ansprüche notwendige Flotte. „Where are your ships“ — hatte höhnisch herausfordernd ein junger englischer Schiffsleutnant gelegentlich des Streites um die Südseeinseln gesagt und damit den schwachen Punkt in unserer Rüstung getroffen. Deshalb mußten wir seitens unserer Mitbewerber um den Platz an der Sonne eine Ohrfeige nach der anderen hinnehmen und niemals war unser Kaiser charaktervoller, als in diesem beleidigten stolzen Dulden. Gleich seinem Ahnen, dem großen Kurfürsten von Brandenburg, hielt er aus, in Erwartung der Stunde der Vergeltung. Aber unendlich viel haben wir dadurch preisgeben müssen! Der alte Krüger mußte, um nur eines jetzt wieder hervorgehobenem Ergebnisses dieser Situation zu gedenken, in Köln umkehren, da der Kaiser die Engländer in der Burensache nicht noch einmal reizen durfte und seine Regierung mußte es sich nun gefallen lassen, in Süd-Afrika trotz des bekannten Telegrammes des Kaisers als gegnerisch verschrien zu werden. Die wahre Gesinnung barg aber diese Depesche in sich und das zweifelsohne inhaltlich beglaubigte Wort des Kaisers: Hätte ich nur 40 Linienschiffe, ich wollte den Buren schon helfen! Algeciras, Marokko, sogar noch der Friede des Balkankrieges in Bukarest, und noch so vieles andere sind Folgen unserer maritimen Schwäche gewesen. Im Jahre 1911 und 1913 lagen die Verhältnisse allerdings schon etwas besser und der Bukarester Friede kann auch d a v o n zeugen. Der jetzt tobende Weltkampf soll den Beweis dafür liefern, daß wir den Herrschern unter den Völkern zuzuzählen sind. Wir erwarten es! Wir dürfen uns sogar schon fragen: Was dann? Unsere Feinde haben das Fell des Bären bereits unter sich geteilt. Dies Vergnügen wollen wir ihnen lassen. Ich glaube ferner, es wird für alle Außenstehende zunächst nur richtig sein, wenn sie sich in dem jetzigen Stadium des Feldzuges aller Erwägungen dieser Friedensbedingungen entschlagen. Aber ein anderes Problem dürfen wir erörtern. Es ist eine Tatsache, daß seitdem durch Deutschlands Friedenspolitik ganz Europa reich an kulturellen Werten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geworden ist, überall das seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erwachte nationale Empfinden der Völker außerordentlich gesteigert ist. Es äußert sich ganz besonders darin, daß alle Völker, auch kleine und politisch abhängige, wie die Litauer und Esthen ihre alte Sprache wieder zu Ehren bringen wollen — denn die Sprache trägt und erfüllt die Individualität der Völker. Im weiteren ergab sich ganz natürlich das Bemühen, die politisch getrennten Teile der betreffenden Völkerschaften zu einem politisch selbständigen Gemeinwesen zu verschmelzen. Dies Streben ist aber unter höheren Gesichtspunkten nur dann zu verteidigen, wenn sich politische Staaten von solcher Stärke herauszubilden vermögen, daß sie für die Entwicklung der Kultur der Menschheit ernstlich von Wert sein können. Im anderen Falle behalten die kleinen Völker zweifelsohne besser ihre Zugehörigkeit zu einem verschiedenartige Stämme unter sich begreifenden Reich. Sie würden sonst nur eine unfruchtbare Selbständigkeit führen. Unsere Zeiten der „Truste" können Zwergkönige nicht gebrauchen. Wohl aber ist der Gedanke, die ethnographischen Großmächte zusammenzufassen, wie es der slawophile Gedanke will, an und für sich berechtigt und fruchtreich. Diese Idee muß bei uns ernsthafter von den Massen erfaßt werden, als es geschieht. Es darf als eine unbedingte Notwendigkeit bezeichnet werden, daß das Germanentum sich überall dort, wo es eine geschlossene politische Gemeinschaft bilden kann, politisch zusammenschließen muß. Um dies seinem ganzen Umfange nach zu erreichen, haben wir uns von dem bösesten Ratgeber, dem Zorn, freizumachen und an Bismarcks Handeln Oesterreich gegenüber nach der Schlacht von Königgrätz zu erinnern, das uns die alte durch rein politische Notwendigkeit vorübergehend getrübte Zusammengehörigkeit mit Oesterreich zurückbrachte. Aus allen Gründen heraus müssen wir deshalb auch mit England trotz der Kluft zu einem festen Verhältnis kommen. Es fällt uns heute natürlich unendlich schwer, derartiges zu denken, aber es muß und wird diesseits wie jenseits des Kanals derartig gedacht werden. Der Gründe dafür sind zu viele. Wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir Englands Haltung uns gegenüber ruhig durchdenken, so muß ein jeder, welcher das Fundament der englischen Weltstellung kennt, sich sagen: England konnte gar nicht anders, als Deutschland angreifen, um es niederzuringen. Deutschland war der Gegner geworden, Deutschland unterhöhlte das Haus, und England mußte dagegen auftreten. Das Weltreich kämpft seit rund zwei Jahrzehnten schon um seine Existenz, das dürfen wir nicht vergessen. Ich glaube auch, daß alle ruhig überlegenden Deutsche England die Kriegserklärung an und für sich nicht so verübeln, wie die Form, in der dies Reich den Krieg herbeigeführt hat und die heimtückische und feige Art und Weise, wie sie ihn zu beendigen versucht. Allerdings dürfen wir auch hier nicht Volk und Regierung vermengen und am wenigsten vergessen, daß ein Charletan wie Churchill von mangelndem Einfluß ist.

Es wird heute nicht mehr allgemein bekannt sein, daß „England" in seiner Gesamtheit von Krone, Regierung und Volk es ein wenig als Mesallianee betrachtete, daß die Prinzessin Viktoria von Großbritannien und Irland den Kronprinzen von Preußen, unsern späteren Kaiser Friedrich III. heiratete. Wie das Bewußtsein der englischen Vorherrschaft auch in dieser Fürstin lebte, beweist der im deutschen Volke oft unangenehm empfundene stark englische Einschlag im Leben des kronprinzlichen Hofes. Es war auch diesmal die Sprache, die allmächtige Trägerin! Heute liegt auch dies alles anders. Wohin wir blicken, überall dürfen wir Verhältnisse feststellen, welche die Engländer als Gleichberechtigte anerkennen müssen, nur eines fehlt noch und das wird dieser Krieg bringen: die unbedingte Anerkennung der politischen Gleichberechtigung Deutschlands. Das Bewußtsein hiervon mangelte bislang den Engländern. Sobald sie diese Tatsache von Grund aus erfaßt haben, werden sie damit „rechnen." Dann aber bildet sich Gemeinsames. Darüber kann gar kein Zweifel sein. Der Engländer anerkennt nur den Erfolg, aber vor dem hat er auch Respekt. England muß in diesem Kriege derartig geschlagen werden, daß es in uns einen gleich starken Gegner erkennt, aber es darf nicht im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mark getroffen werden, denn wir und England haben in demselben Maße ähnliche Interessen, wie Deutsche und Oesterreicher. Das hat unser Kaiser schon vor zwei Jahrzehnten erkannt, aber alle dahinzielenden Pläne scheiterten an dem übersteigerten Selbstbewußtsein und der geheimen Furcht der Engländer, wir könnten sie als Vorspann benutzen. Die Tatsache, daß wir trotz aller Widerstände die bedeutendste politische und wirtschaftliche Macht auf dem Festlande Europas geworden sind, wird auch dem sachlich kalkulierenden Engländer schließlich den richtigen Weg weisen. Sobald England sich von der übergroßen Selbsteinschätzung und von dem zornwütigen Neide freigemacht hat, kann es gar nicht anders als seinen nichts nützenden Vasallen, Frankreich, und seine gegebenen Feinde in Asien, Rußland und Japan bei Seite werfen. Es war je und je ein auf gutem Boden stehender Plan, Deutschland mit England zu verbinden und unser Vaterland in eine engere politische Gemeinschaft mit den souveränen Staaten Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden zu bringen. Wir haben durch 4 Jahrzehnte bewiesen, daß wir niemanden in seinen sachlich gegebenen Rechten kränken wollen. Deshalb darf auch England seiner ungehinderten Weiterentwicklung sicher sein, allerdings um den Preis des übrigens wenn nicht anders so durch Nordamerika und Japan schon tatsächlich zerstörten Traumes von der Weltherrschaft. Ich glaube, mich kaum darin zu täuschen, daß sich eine ähnliche politische und wirtschaftliche Konstellation aus diesem furchtbaren Kampfe heraus kristallisieren wird. Wir Deutsche tun jedenfalls gut, selbst in diesen Zeiten der boshaften und angsterfüllten englischen Wutausbrüche allen Fragen objektiv auf den Grund zu gehen und vor allem nicht zu vergessen, daß ohne die Revanche-Kriegsprobleme Frankreichs alle politischen Fragen auf unserm Erdteile eine ruhigere und deshalb vielleicht weniger schreckliche Entwicklung genommen haben würden, als es jetzt zu unserm schwersten Leide geschehen ist. Auch aus dieser Ueberlegung muß mit scharfem Ausmaß aller Dinge jede Folgerung gezogen werden!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ermattungsstrategie

Von Walter Achilles Korn

Sie wird, wenn nicht alles trügt, wieder auftauchen. Daß die derzeit vorherrschende Niederwerfungsstrategie für ewige Zeiten das Feld behauptet, möchte ich stark bezweifeln. Vielmehr werden in Zukunft so gut wie seit Jahrtausenden diese beiden großen Arten der Kriegführung sich im bunten Wechsel ablösen. Sie dürften oftmals nebeneinander vorkommen und die eine wird in die andere übergehen. Sehr möglich, daß schon in dem jetzigen Kriege die Strategie der Ermattung in die Erscheinung tritt. Hierfür sind bereits gewisse Anzeichen vorhanden. Die Weltkriegsgeschichte spottet bekanntlich aller Doktrinen. Das für tot Gehaltene schlummert manchmal in Wahrheit nur.

Die Ermattungsstrategie, über deren Wesen vielfach noch recht unklare Vorstellungen obwalten, stellt eine Vereinigung von Offensive und Defensive dar, sie hat zwei Seiten: die Schlacht und das Manöver. Verantwortungsscheue Naturen ziehen letzteres vor, während kühnen Persönlichkeiten der Drang zur Schlacht, zu eigen ist. Die Umstände werden bald zur Defensive, bald zur Offensive nötigen, bald wird das eine Verfahren, bald das andere Mittel angebracht sein. Man führt hiernach die Strategie der Ermattung also aktiv oder passiv. Ihr Grundgedanke ist, den Gegner zu verleiten, sich im Angriff zu verzehren, während die eigenen Kräfte langsamer verbraucht werden. Sie hat mit der Sorge für die Erhaltung und Stärkung der eigenen Kräfte das unablässige Bestreben zu verbinden, den Feind zu schwächen. Ihre Tendenz ist das Ermüden des Gegners bis zur vollen Entkräftung. Sie will füglich den Krieg durch allmähliches Mürbemachen des Feindes gewinnen. Dies sucht sie im Verein mit der Offensive und Defensive zu erreichen. Nur der gedankenarme kraftlose Routinier der Er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mattungsstrategie, die in seinen Händen zur matten Strategie wird, schlägt womöglich nie. Anstreicher sind keine Künstler! Die Ermattungsstrategie, die das blutige Würfelspiel ohne Risiko spielt, ist falsch. Sie wird dadurch zur matten Strategie. Mithin darf die wahre Ermattungsstrategie nicht rein verteidigend, sondern sie muß vielmehr defensiv-offensiv zu Werke gehen. Die reine Defensive unterliegt nahezu immer. Wenn der Gegner sich Blößen gibt, soll der Ermattungsstratege sein Prinzip fallen lassen, die Niederwerfungsstrategie ergreifen und den Gegner zur Schlacht stellen. Nun führt aber die Ermattungsstrategie, die von der Schlacht nicht allzuviel hält, auch tüchtige Generale in Versuchung, gar zu vorsichtig zu werden und die Gelegenheit, die nicht wartet, zu verabsäumen. Ja, der Ermattungsstratege muß eben sein Handwerk recht richtig verstehen!

Nur wenn sie nicht anders können, schlagen die Feldherren der Ermattungsstrategie, oder aber, falls die Verhältnisse überwältigend günstig für sie liegen. Wie die Niederwerfungsstrategie eines Alexander, Hannibal, Cäsar, Napoleon, Gneisenau, Moltke auf die Schlacht hindrängt, so sucht die Ermattungsstrategie eines Colonna, Pescara, Moritz von Oranien, Turenne, Eugen, Marlborough, Gustav Adolf, Wallenstein, Friedrich und Wellington die Schlacht, wenn tunlich, zu vermeiden. Die Ermattungsstrategen schlagen nicht etwa, weil sie die Vernichtung der lebendigen feindlichen Streitkräfte unter allen Umständen für die vornehmste Aufgabe eines Feldherrn halten, sondern lediglich, wenn sie sicher gehen. Sie freuen sich wohl der vielen Gelegenheiten, die der Krieg ihnen verschafft, blutige Lorbeere und die Unsterblichkeit zu gewinnen, als verantwortliche Strategen streben sie aber nur nach immer neuen Schlachtensiegen, falls sie alle Trümpfe in der Hand haben. Sonst ziehen sie das Manöver der Schlacht vor. Wenn indes die echten Ermattungsstrategen vornehmlich Veranlassung zur Aktion zu haben glauben, schlagen sie mit derselben Leidenschaft und dem gleichen Nachdruck wie jene Niederwerfungsstrategen, die groß in ihrem Metier sind. Die Strategie der Ermattung darf das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wagnis nicht scheuen. Wer nicht wagt, nicht gewinnt. Allerdings: „erst wägen, dann wagen." Wägen, ob der Erfolg wahrscheinlich, ob er im Verhältnis zur Größe des Einsatzes steht. Vorsicht ist bei allem Wagen geboten; allein sie steht nicht im Gegensatz zum Wagen, sondern sie liegt darin, alle möglichen Mittel bereit zu stellen, die den Erfolg herbeizwingen können, keins zu versäumen. Die Tollkühnheit aber, die alles auf einen Wurf setzt, ohne das Ende zu bedenken, ist zu verwerfen.

Der Ermattungsstratege muß namentlich bestrebt sein, Zeit zu gewinnen, bis der Kampf in einer für ihn günstigen Form herbeigeführt werden kann. Die Zeit ist sein bester Freund. Der Niederwerfungsstratege erlahmt manchmal schon dadurch, daß der endliche Erfolg zu lange auf sich warten läßt. Die Strategie der Ermattung hat auch darauf bedacht zu sein, so zu operieren, daß, wie bereits kurz berührt, der Gegner gezwungen ist, sich im Vorgehen zu schwächen, sie selbst indes ihre Kräfte für den Entscheidungskampf rechtzeitig zu versammeln vermag. Dabei wird sich ihr oftmals die Gelegenheit bieten, mit versammelten Kräften über einen Teil des Gegners herzufallen, bevor die anderen zur Unterstützung herankommen können. Falls dieser Schlag gelingt, so ist die weitere Möglichkeit gegeben, mit denselben Truppen, die soeben siegreich gegen einen Teil des Gegners gefochten haben, noch gegen einen zweiten oder dritten erfolgreich vorzustoßen. Der Ermattungsstratege vermag ferner insonderheit dem Feinde dadurch Ueberraschungen zu bereiten, indem er seine Bewegungen vorerst beobachtet, diese in Ruhe abwartet und darauf über ihn herfällt, sobald er einen Fehler entdeckt hat. Wer aber überrascht, diktiert das Gesetz.

Ueberdies wird der wahre Ermattungsstratege darauf ausgehen, die feindliche Armee von ihren Verbindungen abzuscheiden, ohne die sie nicht leben kann. „Das Geheimnis des Krieges", sagt der geniale Schweizer Jomini, „liegt in dem Geheimnis der Verbindungen", und in der Tat, wer versteht, mit *Schnelligkeit* und *Masse* auf des Gegners Verbindungen zu operieren, der hat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch heute das Geheimnis des Krieges erkannt. Dies und manches Andere hat auch für den Niederwerfungsstrategen Geltung.

Und wenn man kühn, energisch, entschlossen und zähe die Strategie der Ermattung übt, so gelangt der Gegner möglicherweise letzten Endes zu der Erkenntnis, daß seine militärischen, finanziellen und volkswirtschaftlichen Kräfte zur Durchführung seines politischen Willens doch nicht ausreichen, oder daß der Krieg für ihn mit zu großen Opfern und Gefahren verbunden sein könnte, falls er fortgesetzt wird.

Unter den Ermattungsstrategen, die groß in ihrem Metier waren, nimmt Friedrich II. unbedingt die erste Stelle ein. Er ist durch und durch von den Ideen der Strategie der Ermattung erfüllt gewesen, die ihm dauernd Erfolg versprach. Die Niederwerfungsstrategie, die Karl XII. nach Pultava geführt hatte, verwarf er. Da er, wie ja sein ganzes Zeitalter, wenig historischen Sinn besaß, so vermochte er den Wert der Niederwerfungsstrategie selbst für Gesichtsperioden nicht zu schätzen, in denen sie am Platze war. Wie er Virgil über Homer stellte und Shakespeare für einen Wilden erklärte, so urteilte er auch, Fabius sei mehr als Hannibal gewesen. Daß er die Niederwerfungsstrategie des großen Carthagers verwarf, war zwar theoretisch einseitig, aber sein praktisches Urteil ist dennoch zutreffend gewesen. Als einer der größten Feldherren aller Zeiten ist Friedrich der Große natürlich nie der Versuchung unterlegen, Kriege nur durch Manöver, ohne jedwede Schlacht gewinnen zu wollen. Aber er wußte, was auch ohne Schlachtanschlag geleistet werden konnte. Je reichere strategische Erfahrung er sammelte, desto mehr befestigte er sich in den Leitmotiven der Ermattungsstrategie. Friedrich stand eben mit beiden Füßen fest auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse. So glaubte denn der große Hohenzoller, daß es selbst unter den für ihn günstigsten Bedingungen nicht möglich wäre, seine Gegner völlig niederzuwerfen. Denn seine Kriegseinrichtungen reichten dazu nicht aus. Schon das Unternehmen, die Oesterreicher zu schlagen und dann nach Wien zu marschieren, wäre auf eine Spitze ohne Kraft hinausgelaufen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vergleichen wir die Strategie Friedrichs mit derjenigen der Gegenwart, dann müssen wir die erstere als die weitaus schwierigere betrachten. Napoleons Strategie ist recht einfach: „5 Meilen marschieren, schlagen und ruhen." Das ist, wie er selbst sagt, seine Strategie. So einfach konnte König Friedrich nicht verfahren; denn er wäre sonst mit seinen Kräften bald zu Ende gewesen.

Wo aber ist heute der Feldherr, der es unternehmen würde, nach friderizianischen Grundsätzen zu verfahren? Nur schlagen, wenn ein „importanter Zweck" erreicht zu werden vermag?

Aber vielleicht kommt bald die Zeit, wo man die Niederwerfungsstrategie unseres Zeitalters als einen überwundenen Standpunkt betrachten muß.

Mir scheint, die jetzige Strategie wird zu einseitig verallgemeinert.

Uebrigens verdankt Julius Cäsar einen Teil seiner universalhistorischen Leistungen dem Manöver, das bis zum Erscheinen einer günstigen Gelegenheit die Schlacht streng vermeidet. Von Cäsar ist das Wort überliefert, er siege lieber durch Hunger als durch Eisen.

Strikte Ermattungsstrategie war weiterhin der Kriegsplan des Perikles im Peleponnesischen Kriege. Perikles ist ein gewaltiger Kriegshauptmann gewesen, von dem die Athener rechneten, daß er neue Siege erfochten habe. Von ihm stammt das Wort von der Gelegenheit im Kriege, die nicht wartet.

Und daß der Herzog von Wellington noch im Zeitalter Napoleons Ermattungsstrateg blieb, beraubt ihn mitnichten des Charakters eines bedeutenden Heerführers. Feste Stellungen nehmend und Städte belagernd, machte Wellington von 1809—1814 den Franzosen einen mehr oder weniger großen Teil der Iberischen Halbinsel streitig. 200 000 Mann mußte Napoleon ständig jenseits der Pyrenäen unterhalten; sie schmolzen infolge der Tücken des kleinen Krieges wie der Schnee im Frühjahr. Die Wellingtonsche Strategie der Ermattung bildete eine entkräftende Wunde an dem Staatskörper des Empereurs. Der britische Generalissimus schlug zwar nicht in der Art wie Napoleon und Gneisenau wohl aber dann,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn er, den Theorien Friedrichs des Großen entsprechend, sicher ging. Nach dieser Methode gewann er die Schlachten bei Talavera (1809) und bei Vittoria (1812). In der Schlacht von Salamanca (1812) vermochte er im Sinne der Ermattungsstrategie die Wahlstatt ebenfalls zu behaupten. Er hatte diese Schlacht nur angenommen, um nicht durch den französischen Marschall Marmont von seinem Hauptwaffenplatz Ciudad Rodrigo abgedrängt zu werden.

Genug, man kann die Strategie der Ermattung ergreifen in der Ueberzeugung, daß sie allen Umständen gerecht wird und daß nur in ihr das Heil gefunden zu werden vermag. Nicht bloß mit der Niederwerfungs- sondern auch mit der Ermattungsstrategie kann großes geleistet werden. Es ist aber zum andern sicher, daß sich von der Ermattungsstrategie nur innerhalb ganz bestimmter Grenzen Resultate erwarten lassen, während die Wirkungen der Niederwerfungsstrategie ins Unendliche gehen können. Freilich, dies ist nicht immer zu erreichen. So lehrt die Weltkriegsgeschichte, diese große Lehrmeisterin und Ermahnerin.

Die Kleinrussen

Von Dr. Karl Nötzel

Die Kleinrussen (Ukrainzer oder Ruthenen) sind mit etwa 35 Millionen Seelen nach den Großrussen der volkreichste slavische Völkerstamm. Dreißig Millionen von ihnen wohnen in Rußland, fünf Millionen in Oesterreich. Letztere bilden den Hauptgrund aller russischen Feindseligkeiten gegen Oesterreich-Ungarn. Freilich verhält sich die Sache genau umgekehrt als dies in der Regel von russischer Seite hingestellt wird (vor allem vom Grafen Bobrinsky): Nicht die Oesterreicher bedrücken ihre Kleinrussen, im Gegenteil: Oesterreich hat seinen Ruthenen solche Rechte und Freiheiten gegeben, wie sie Rußland den Seinigen nicht geben will und kann (denn sonst müßte es ja aufhören, ein despotisch regierter Staat zu sein), und deshalb neigt die ganze russische Ukraine zu Oesterreich hin. Die russischen Kleinrussen — sie wurden erst im siebzehnten Jahrhundert nach ahrze hntenlangen Kämpfen unterworfen — haben erst nach der Revolution

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von 1905 überhaupt das Recht erlangt, Zeitungen in ihrer Sprache zu drucken, bis dahin war nicht einmal die Uebersetzung des Evangeliums in kleinrussischer Sprache erlaubt. Kleinrussische Schulen gibt es heute noch nicht in Kleinrußland: die ganze kleinrussische Tradition erhält sich nur in der Familie. Kleinrussische Lieder — die Ukraine ist eines der liederreichsten Länder — sind heute noch verboten. Die kleinrussischen Zeitungen werden heute wiederum mit aller Schärfe verfolgt. Aber nicht nur das: Theaterstücke, die längst in Großrußland aufgeführt werden, sind in kleinrussischer Sprache aufzuführen verboten, z. B. unlängst noch „Wilhelm Tell." Ueber die Chikanen, denen die kleinrussische Sprache auf Schritt und Tritt in Rußland ausgesetzt ist, ließen sich Bände schreiben — und sind auch geschrieben worden: und zwar von liberalen Russen. (Ich selber habe alle diese Einzelheiten aus russischen Publikationen, und das beweist, daß das wirklich freiheitliche Rußland immer und überall der Todfeind des Zarismus ist und auf unsere Siege hofft.)

Vergleichen wir damit die Lage der österreichischen Ukrainzer: Der österreichische Ukrainzer besitzt die vollen Rechte des Bürgers eines tatsächlich konstitutionell regierten Landes (der von Graf Bobrinsky erhobene Vorwurf, die orthodoxe Kirche werde in Oesterreich unterdrückt, wurde von den dortigen Geistlichen als durchaus ungerechtfertigt zurückgewiesen. Was die oft behauptete Bedrückung der Ruthenen durch die Polen anbetrifft, so ist die rein wirtschaftlicher Art: die Polen sind in Galizien die Grundherrn, die Ruthenen die ländlichen Proletarier. Immerhin sollte man mit dieser polenfeindlichen Stimmung der Ruthenen rechnen: man sollte nicht polnische Truppen in die russische Ukraine einrücken lassen). Und nicht nur das: Oesterreich hat seinen Ukrainzern in Lemberg eine Universität in ihrer Landessprache gegeben. Man kann sich vorstellen, was dies für ein Volk bedeuten muß, dem es in seiner überwiegenden Mehrheit — in Rußland — bisher nur erlaubt ist, innerhalb seiner vier Wände seine Sprache zu sprechen und seine Lieder zu singen. Die Dankbarkeit und Liebe zu Oesterreich tritt denn auch in der russischen Ukraine immer deutlicher hervor. Und da setzt denn auch die russische Agitation gegen Oesterreich ein und — charakteristisch für die Kampfesweise des Zarismus — mit bewußten Lügen und Verleumdungen: Es wird, wie gesagt, der klar zu Tage liegende Tatbestand durchaus umgekehrt: Rußland muß seinen von Oesterreich bedrängten Glaubensbrüdern zu Hilfe kommen! Diese Lüge wird aber nur deshalb gewagt, weil man alle politischen Mittel hat, den russischen Ukrainzer mundtot zu machen. Nun möchte es freilich als eine weit klügere Politik für den Zarismus erscheinen, wenn er seine Ukrainzer durch Milde und Entgegenkommen zu versöhnen suchen würde. Dem steht aber zunächst einmal die traditionelle Praxis aller despotischen Regierungen im Wege: Sie sind von jeher bestrebt gewesen, ihre Untertanen die Knechtschaft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im eigenen Hause vergessen zu lassen dadurch, daß man ihnen durch möglichste Knechtung der unterworfenen Völkerschaften ihren Vorzug als Mitglieder der herrschenden Nation zum Bewußtsein bringt: Die geschmeichelten Bürger übersehen dann bereitwillig, daß dieser Vorzug rein platonischer Art ist, oder, wenn er ein tatsächlicher Vorzug genannt werden kann, so doch nur in dem Gebrauch solcher Rechte besteht, — z. B. die Erlaubnis in der Muttersprache unterrichtet zu werden — deren Entzug roheste Barbarei bedeutet. Natürlich wird der Staatsbürger der herrschenden Nation so korrumpiert: sonst würde er aber auch garnicht den Despotismus ertragen. Ueber diese uralte Praxis jedes despotischen Regimentes ließe sich viel reden: Nur so erklärt sich ja die Entrechtung der Juden, Deutschen, Finnen, Polen und Kleinrussen in Rußland. Mit dieser Praxis will man natürlich auch nicht Oesterreich-Ungarns wegen brechen: denn auf ihr beruht ja aller Zusammenhalt des Zarismus. Wenn aber auch das despotisch regierte Rußland seiner Ukrainzer wegen mit dieser Praxis brechen wollte, so könnte es gar nicht mit Oesterreich wetteifern in der Verleihung von Rechten an seine Ukrainzer: denn Oesterreich ist ja ein wahrhaft konstitutioneller Staat! Und die ganze ungehemmte Machtfülle des Despotismus will der Zarismus doch nicht seiner Ukrainzer wegen aufgeben! So bleibt denn nichts, als die Bobrinskische Lügentaktik. Sie wird jetzt ihre Nemesis finden. Jedenfalls weiß man in Oesterreich, woran man ist! Dieser Tage besuchte mich ein russischer Ukrainzer — der lediglich wegen seines Eintretens für die Rechte seines Volkes — er ist ein grundsätzlicher Gegner jedes Terrorismus — jahrelang in russischen Gefängnissen und in sibirischer Verbannung zubrachte, von dort entfloh und nunmehr von London aus auf dem Wege zur österreichischen Armee war. So bleibt uns denn — trotz des furchtbaren Kulturaufstands, den dieser Krieg offenbarte — durchaus die berechtigte Hoffnung, daß durch das brüderliche Zusammengehen von Slaven und Germanen, der in Menschenhaß ausgeartete Nationalismus überwunden wird, und wiederum die höheren Menschheitsideale die Völker einen werden.

Das Schlachtfeld von Ethe

Von Alfons Goldschmidt, U.-O. d. L.

Kurz vor uns fünfzehn, zwanzig Schüsse — der Weg war frei. Wir ritten durch ein Wundertal. Rechts und links buchtige Waldwände, unten, durch helles Grün, ein ungeduldiger Bach. Es war wie Eichendorfflieder und Romantikergemälde. Hifthorn und Frauenschleier, dann engte sich das Paradies und ließ den Pfad steigen. Noch keine Kampfspur. Weiter Wald, still, voll Sommer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reise. Wo der Weg sich auf ein Plateau wand, lag, rechts von ihm, wie ausgestopft, die Viere nach oben, ein gedunsenes Pferd, nun hatte der Blick wieder Fläche und Horizont. Ohne Uebergang, ohne Gewöhnung, breitete sich der Jammer des Schlachtfeldes vor uns aus. Ein toter Vizefeldwebel machte den Anfang. Auf dem Rücken lag er, das Bild von Frau und Kind gegen die kalte Brust gedrängt. Mit diesen Gedenken war er in die Heldenewigkeit geglitten. Etwas weiter, links vom weißen Weg, ein frischer Hügel, daneben verwirrte Musikgeräte. Hier hatte ein Jubelmarsch den Tod versüßt. Dann wieder Leichen, wie verkürzt, von Staub überschichtet und Hügel, Hügel, Gruben, Gruben suchende Träger, immer neue Kämpfer in der Stellung des letzten Atems, oft von guten Händen mit Tüchern bedeckt. Waffe an Waffe waren sie gesunken. Auf einem Rasen zwei Erschossene, die Hände auf dem Rücken verschnürt. Französische Spione. Sie hatten sich abseits von der Kampfehrlichkeit zum Tode gekrümmt. Der Weg senkte sich, an Gefallenen und Gräbern vorbei, in den Ortsanfang. Bis dahin war Heiligkeit, jetzt kam das Grauen. Wir hielten lange vor dem ersten Haus. Die Glut hat ihre Schlingwege schon bis in den Kern der Gebälkung gefressen. Löcher voll Lodern und pestendem Rauch. Glimmernde Tuchreste, Stürzen und Stieben. Auf dem Steig die verkohlte Leiche einer alten Frau. Die Beinstumpen gegen das Herz gezogen, alles gekrampft. Kein Gebäude unversehrt. So hatte der Kampf getobt. An einer Straßenwindung, im Gärtchen, hatten Schrapnells unsere braven Schützen erschlagen, einen, vor dem Grausigen Fliehenden, hatte der Tod nicht über das Drahtgitter gelassen. Nur mit einem Bein war er dem Verhängnis entkommen. Infanterie, Artillerie, Kolonnen, vom Frühnachmittag bis zum Abend, marschierten, rasselten, donnerten über eine kleine Bahnbrücke, vor der wir standen. Rechts eine Kirche mit zerstörtem Dach und im Grunde, im Grunde ein entsetzliches Zischen, Rauchen, Knattern, die Reste eines fürchterlichen Gerichtstages, grenzenlos schaurig, als das Dunkel kam. Wohl sengte der Sommerabend, wohl heizten die brennenden Straßen, aber im Herzen waren eisige Ströme, im Hirn ein kaltes Fiebern. Hier war der Kugel der Rettungsangst eines Knaben entgegengejagt, dort hatte sie den am Hauspfosten Zögernden ereilt. Dann ritten wir durch das Inferno. Eine Flammenöde und Wegquer, und links und rechts in den Gräben, aasige Pferde, Franzosenleichen, Leichen, Kadaver, Leichen, Kadaver. Zu schildern ist das nicht, doch wissen wir: Furchtbareres wird uns im Leben nicht mehr begegnen. Jenseits vom Orte, an steigendem Weg, ein französisches Geschütz, sechs Schimmel, sauber hingelegt, von der Bedienung kein Mann entkommen. Mitten im Galopp vom Tode pariert und umgerissen; so sassen unsere Geschosse. Eine halbe Stunde fast hielt ich neben dieser Schrapnellrasur betäubt und vorwärts fiebernd; unter mir zischte und glutete es weiter, als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sollten neue Sternenmillionen gebraut werden. Grauen, Grauen, Grauen überall. Und wieder, wie am Beginn des Kampffeldes, tat ein wohliger Waldweg sich auf. Ein breiter Laubgang, hinter dem ein Biwackplatz lag. Um zwölf Uhr nachts wurde abgekocht. Mir schmeckte zum ersten Male in diesem Krieg das Essen nicht. Ich lag bald auf einem Wagen, den Striegel als Kissen und träumte von Höllen, aus denen stark und rein der deutsche Adler stieg.

Weit hatte sich der Feind vor dieser Wucht geflüchtet.

Brief vom verflossenen Sommer

Von Hugo Wolf (Wien)

Ich habe also für eine ideale Sache geblutet. Ich, der mit allen Würzen einer hochmögenden Kultur gebeizte Raffinement-Mensch, Verehrer geistiger Kunststücke und sonstiger durch Schönheit vermittelter Erregungen, begehrlich nach Macht und ausgeprägter Persönlichkeit, unfromm, hochmütig, phantastisch: ich wurde vom Schicksal angerufen und hielt stand, obwohl ich noch vor einigen Wochen geschworen hätte, daß mich ein bischen rauher Windhauch in den Tod blasen würde.

Aber da war zunächst die allgemeine Begeisterung, welche die skeptische Seele erwärmte und ein Gefühl der Allumfassung mitteilte, das Gefühl, jenem großen Ganzen anzugehören, welches sich in der wissenschaftlichen Sprache Staat, im politischen Jargon Nation und auf gut Deutsch Volk nennt. Ich sah plötzlich ein Neben-Mir, das sich der gleichen Ausdrücke wie ich bediente, um sich zu verständigen, und den gleichen Herrscher über sich erkannte — irgend einen Sohn der Provinz, der mir als Offiziersdiener zugeteilt worden war und augenblicklich meine Freundschaft eroberte, weil er „Volk" war und den Prinz Eugen-Marsch mitsang. Doch wie? Gewann ich nicht oft genug Berührung mit Menschen im Theater und im Konzertsaal, mit einfachen, guten Seelen, die unter denselben Posaunenklängen einer Mahlerschen Symphonie zu erschauern wußten, wie ich und denselben Shakespeareschen oder Goetheschen Darbietungen ihre Verehrung entgegenbrachten? Dennoch war es nicht die gleiche Erschütterung und Durchdringung aller Nerven wie damals, als der Zug, der uns an die Grenze brachte, von Station zu Station ein Spalier des Jubels, der Zuversicht und des edelsten Kraftbewußtseins durcheilte. Nicht daß sich das Volk erhob und die Waffen schüttelte, verlieh der Stunde ihre unvergängliche Bedeutung, sondern daß es sich willig unterwarf und auf die Knie sank, anbetend, demütig vor der Pflicht „Vaterland", vor dem Gedanken „Oesterreich." Nicht das Klirrende und Wilde, sondern die Berauschtheit von der Idee, der Gehorsam vor dem Thron war das Herrliche.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie oft habe ich mit Freunden in vergangene Zeiten mich versenkt, um zu bewundern, wie die Propaganda der Kreuzzüge, Päpste, Könige und Fürsten in Bewegung setzte oder wie die Zauberformel „Napoleon" Heere aus dem Boden wachsen ließ! Oder nimm die französische Revolution, welche der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" Hekatomben an Menschenopfern darbrachte, oder den dreißigjährigen Krieg, welcher für den Namen „Luther" die Fahnen flattern ließ! Immer war es die große Idee mit dem sittlichen Hintergrund, welche den langsamen Schritt der Geschichte um ein beträchtliches Stück vorwärts jagte. Und nun denke Dir die Ekstase meines innersten Wesens, da ich zum ersten Mal in mir selbst die Teilnahme an solch einer weltbewegenden Idee erlebte und meine ästhetisch-unkeusche Philosophie von dem Wunder des einfachsten göttlichsten, rührendsten Glaubens, des Glaubens an den Sieg der Gerechtigkeit über den Haufen gerannt sah. Was galt mir da plötzlich meine Bibliothek mit den ausgesuchten Bucheinbänden und mein' Klavier, auf dem die „Josefslegende" von Strauß aufgeschlagen lag, als ich die Einberufung erhielt? Alles wertlos, unsinnig, die Freude einer Sekunde. Jetzt ging es ja um die wahre Ewigkeit, um Dinge, welchen der Einzelne kraftlos gegenübersteht und die erst an der breiten Masse sich reibend, Feuer zünden; jetzt ging es nicht um den Beifall oder das Mißbehagen eines Freundeskreises, sondern um das Mitgefühl von Millionen Menschen, jetzt ging es um den endlich auferstandenen Idealismus unsres Jahrhunderts, dem bereits in den engen Schranken einer geldbegehrlichen Wirtschaft und einer ins Feinste durchgebildeten Maschinentechnik — dort vor lauter Hastigkeit, hier vor steigendem Erstaunen — der Atem auszugehen drohte. Daß Oesterreich zu dieser Neugeburt im Feuer der Schlachten das Blut seiner Männer beisteuern durfte, daß ich in der Großartigkeit des Aufgebotes untergehen und nichts andres mehr bedeuten durfte als ein Wassersträubchen im Meer, nein: etwas viel Höheres bedeuten durfte, als ich mir jemals erträumte: Träger und Diener einer historischen Idee zu sein, nicht allein zu stehen auf den sorgsam gehüteten Höhen einer auserwählten Kultur, sondern sich mit Tausenden zu finden in einer gemeinsamen Erleuchtung — dies, geliebte Freundin, war der hymnische Grundton, der mein Herz erfüllte und mich über alles irdische Elend schwungvoll hinaushob. —

Dann kam der Marsch im Feindesland und die Durchquerung von Wäldern und die Ueberschreitung von Flüssen. Ein Abend war, da speisten wir in einem polnischen Schloß und gingen über eine Terrasse, die — gleich einem griechischen Tempelvorbau — von vier weißen, dicken Säulen zerschnitten war und schritten durch weite Gemächer, die mit ihren alten Tapeten und ungeschickten Ahnenbildern eine eigentümliche Atmosphäre von abgebrauchter Vornehmheit verbreiteten. Jemand spielte Klavier und zwei lebhafte Mädchen, Verwandte des Gutsbesitzers, tanzten mit unsern Offizieren. Wir tanzten mitten im Feindesland.

Und ein andrer Abend war, da zogen wir über ein Schlachtfeld. Die Sonne war wie auf den Bildern von Turner, man sah nur einen rotgelben Nebel,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Glorienschein wilder Farben, aus dem sich schwarze Baumwipfel und schwarze Häuser empormühten. In den Feldern aber suchten die Blessiertenträger nach Verwundeten und Toten. Die Toten erhielten eine Grube an Ort und Stelle und ein Kreuz aus frischgebrochenen Aesten. Wenn eine Patrouille vorüberstreifte, wurden die Kappen abgenommen und ein heiliges Schweigen vereinte die Lebendigen mit den gefallenen Kameraden. Wir schliefen die Nacht in einem brennenden Dorf. Die Pfähle der Gartenzäune hoben sich wie Fackeln in die Finsternis, es war die Illumination zu einer grandiosen Leichenfeier...

O Nächte des Grauens, wenn der kalte Vollmond über einem zerbrochenen Kirchturm aufging und alle Minuten weiße Schrapnellsterne hoch in der Luft zerplatzten! Die Pferde scharren den Boden, sie sind eine Woche lang nicht aus dem Geschirr gekommen. Längs der Straße hüpfen Schatten — vorgehende Infanterie. Wagen laufen, schleppen die Munition. Unsere Augen fiebern — man will sehen, wissen. Aber niemand ist einsamer als der Soldat im nächtlichen Kampf. Er kämpft gegen den Feind — gegen alles, was aus dem Dunkeln sich ihm entgegenwirft und seine Vernichtung erstrebt.

Doch gab es auch Nächte des Friedens und der sternüberglänzten Träume, da man zufrieden sein Zelt bewohnte und von der nackten Ackererde bloß durch ein Bund aufgeschütteten Strohs getrennt war. Ich wählte meinen Zeltplatz womöglich unter Bäumen oder am Rand eines Baches, da ich es liebte, vom Rauschen der Blätter und des Wassers eingeschläfert zu werden. Dann konnte ich mir vorstellen, ich wäre — wie oft im Sommer — mitten in einer Alpengegend und läge einem Gletscher zu Füßen. Ganz ruhig war da mein Herz und gedachte mit einer lächelnden Heiterkeit Deiner unbegründeten Aengste.

Am ruhigsten jedoch zeigte sich immer die Natur selbst. Sie war von einem geradezu bewundernswürdigen Gleichmut. Ich erinnere mich an kriegerische Gemälde in den verschiedensten Museen der Welt: da war die Luft in grauen Dunst gehüllt und der Himmel schleuderte Blitze durch dichtes Gewölk. Es liegt aber wohl nur im Geist der Künstler und Dichter, der Natur ein moralisches Empfinden beizumessen und dort eine Aufregung der Elemente zu beschwören, wo eine menschliche Katastrophe passiert, wie wenn etwa Shakespeare den Wahnsinn seines Königs Lear mitten in einem unbändigen Gewittersturm seinen Anfang nehmen läßt. Denn in Wirklichkeit — so, wie ich es gesehen habe — sind Wald und Wiese nie schöner und leuchtender gewesen, als in diesen Sommertagen des Blutvergießens. Ich beneidete die Tiere um ihr friedevolles Treiben. Gleich neben unserer Feuerstellung weideten die Kühe eines verlassenen Meierhofes und ließen sich durch unser Schießen nicht stören. Und die Hühner liefen nach Futter und tausend Bienen schwärmten über den Kleefeldern. Um uns gab es einen Feiertag nach dem andern. Die Sonne füllte alle Früchte mit Saft und Aepfel flogen von den Bäumen, groß wie eines erwachsenen Mannes Faust. Es schien beinahe kleinlich von der Natur, daß sie nicht mit einem Erdbeben oder einem Vulkanausbruch unser Handwerk begleitete. Aber im Grunde freute es uns doch, manchmal — wenn gerade eine Feuerpause eintrat — unsere

Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

erhitzten Gemüter im allerfriedlichsten Sonnenglanz zu baden und eine armselige Spinne, welche sich zwischen unsere Geschütze verirrt hatte, mit einem Grashalm zu necken. —

Endlich erschien, eingeleitet von einem malerischen Sonnenaufgang, der Tag der Hölle: umwirbelt von Granaten, Schrapnells, Gewehrkugeln — es klang, wie wenn hundert Teufel auf mächtigen Stahlschienen Klavier spielten und dazwischen auf unzähligen Pikkoloflöten kurze und lange Seufzer ausstießen — stand ich mehr als eine Stunde lang, bis etwas an mein Knie schlug und heiß hinunterrann ... Ich begab mich zum Verbandplatz, hinkend, kriechend. Aber ich wurde ungeduldig und als ich hinter den Baumstämmen eines nahen Waldes Deckung gefunden hatte, zerschnitt ich meine Hose und bemerkte mit einem unverkennbaren Stolz, daß mein Bein links und rechts ein Loch hatte, aus dem sich Blut ergoß. Es war zum Erstaunen: mein in vielen Jahren sorgsam behüteter Körper, der sich stets mit größter Vorsicht zwischen den Automobilen der Großstadt bewegt, heikle Klettertouren in den Bergen verschmäht, überhaupt allem Gewalttätigen und Aufregenden sich entzogen hatte und unglücklich war, wenn er eines Morgens nicht seine neun Stunden Schlaf hinter sich hatte, mein braver Körper war mit einem Achselzucken dort gewandert, wo der Tod sein dichtes Netz ausspannte. Und da das Netz zusammengezogen wurde, hatte er sich — blutend zwar, doch unzerbrochen — durchgebissen. Seltsam: als dann plötzlich wieder Maschinengewehrfeuer um mich herumspritzte, mußte ich lächeln über den närrischen Feind, der mit einem solchen Riesenaufwand tödlicher Geschosse dahergelaufen kommt und nicht mehr erreicht, als ein paar Löcher in altehrwürdige Bäume zu bohren. Um mich zu orientieren, streckte ich meinen Kopf soweit vor, daß ich die Straße überblicken konnte, wo der feindliche Angriff erfolgte. Aber ich sah nichts als eine Staubwolke, aus der hie und da ein Feuerstrahl zuckte. Und ein herrenloses, galoppierendes Pferd. Da mahnten mich die Schmerzen in meinem Bein und ich wich zurück.

Aber was mich bis ins tiefste Mark traf, war der Todeskampf eines meiner Kameraden, dem ich später in einem Spital nahe der Grenze beiwohnen mußte, ohne daß irgendeine Hilfe gefruchtet hätte. Es war so unendlich traurig, daß man nicht weinen durfte, daß man grausam über den Tod hinwegsehen und sich verhärten mußte. Wie? Ein Toter? Der Regimentsarzt untersucht, notiert den Namen, Soldaten tragen den Leichnam hinaus, die Fenster werden geöffnet, Morgenluft befreit das Zimmer von drückender Schwüle. Das ist alles. Armer Freund! Er war ein Mann gewesen, den die Frauen liebten. Und in Friedenszeiten hätte er einen Kondukt mit Musik bekommen und Blumen über Blumen. Wozu? Die an dir Freude gehabt haben, mein Freund, werden trotz der erhabenen Einfachheit deines Weganges den Grabhügel in ihrem Gedächtnis unentwegt mit Kränzen der Liebe schmücken! —

Aus Begeisterung in Sorge, aus Angst wieder in hellen Jubel geworfen werden: so wechselt täglich und stündlich das Bild der Gefühle und nur dies eine ist gewiß, daß wir uns verändern. Und gewiß ist auch die Zuversicht in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsre Kraft. Doch nicht durch das Im-Krieg-Gewesen-Sein, nicht durch das Erlebnis an sich wird sie geboren. Maßgebend ist bloß, daß wir in uns selbst der Entwicklung Raum gewährt haben, die sich heute rings in der Welt vollzieht, daß wir die Trägheit abgeschüttelt haben und gehorchend jenen Gesetzen der kämpfenden Selbsterhaltung, denen auch das Geschick der Sterne unterliegt, sogleich bereit waren, den historischen Moment zu erfassen und das Zeichen zu schwingen. Maßgebend ist, daß wir alle Eitelkeiten von uns getan haben und nur mehr behalten wollen, was kraftvoll ist und Kraft verspricht. Und daß wir gelernt haben, uns höhern Zwecken unterzuordnen. Das Geringste, was dieser Krieg erreichen wird, ist jedenfalls eine Art Seelenläuterung, eine aristotelische „Katharsis Pathematon", eine Erziehung zur Ernsthaftigkeit und Sittlichkeit. —

Schon ist die Sonne am Untergehen, geliebte Freundin, und ich erwarte Dein Kommen. Ich will Dir heute abend noch einige Worte sagen über ein Büchlein des Immanuel Kant, dessen Titel lautet: „Zum ewigen Frieden . . ."

Erkenntnis

Der Kampf? Uns kam er wie Hammerschlag,
Der niederfährt!
Wie trieb er aus Dunkel hart zu Tag
Unwert und Wert!

Mein Volk! Du Volk! Wie gelbes Glüh'n
Loht Brand aus Deinem Schoß!
Das ist unser'er Seele Funkensprüh'n,
Dein Hammer, Krieg! schlägt uns groß!

Paula Häßler-Rink

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Baktschisarai in der Nacht

(Nach dem Gedicht von Adam Mickiewicz
aus: „Sonette aus der Krim".)

Aus den Moscheen sieht man heimwärts schon die Frommen eilen,
des Imams langgedehnter Ruf verhallt im Abendschweigen,
des Himmels keusches Rot verlischt, es will zur Ruh sich neigen,
im Silbermantel eilt die Nacht, beim Liebsten zu verweilen.

Im Himmelsharem gehen auf die Sterne und in steilen
entfernten Höh'n will einsam sich ein Wolkenstreifen zeigen,
und wie ein Schwan, die Schwingen goldumsäumt, im Mondnachtreigen
gespenstisch weiß erscheint, will er die Weltenwogen teilen.

Die Schatten der Cypressen und der Minarette fallen
schon tiefer; dort die schwarzen Felsenriesen gleichen blinden
Dämonen, die im Dunkel hausen in des Eblis Hallen.

Bisweilen scheint auf jenen Gipfeln jäh ein Blitz zu zünden,
dann will das Leuchten sich zu einer Feuerkugel ballen,
um wie im Wüstenmeer der wilde Faris zu verschwinden.

Arthur Rutra

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spitteler

Man kann in englischen Blättern mitten unter Perfidien doch wieder eine männliche Anerkennung der ungeheuren Lebenskraft Deutschlands finden, und das wirkt auch als vereinzelte Erscheinung wohltuend.

Daß das hysterische Naturell der Franzosen dem Ausbruche eines solchen Gerechtigkeitsgefühles vorbeugt, wissen wir seit langer Zeit, und das wütende Gekreisch des Matin wirkt als folgerichtige Erscheinung nicht niederdrückend auf uns.

Wir vergelten ringsum Haß mit Haß, sind, wie wir ehrlich zugestehen wollen, auch gerne bereit, die Flammen anzublasen und lassen brennen, was nicht gelöscht werden soll.

Wir haben uns allmählich an die Hitzluft gewöhnt und — im Volke jedenfalls kümmert man sich sehr wenig um die Meinung des neutralen Auslandes.

Der veraltete Brandes kann sich wichtig vorkommen, wenn er den Finger warnend hebt und uns ermahnt, nicht allzu stürmisch — um seinen oder wessen? — Beifall zu werben. In dieser Zeit, wo es um die größten Dinge geht, wird uns die Gewogenheit eines Polyhistors, der über zwanzig fremde Bücher immer das einundzwanzigste zusammenschreibt, vermutlich sehr viel gelten!

Er ist Ausländer, und kann sich seine Meinung bilden, wie er will und kann sich bei einiger Bescheidenheit denken, daß sie dem deutschen Volke fremd und jedenfalls wurst bleibt.

Wenn dann freilich Deutsche, die ein Grenzpfahl zu Neutralen macht, recht beflissen der Welt zeigen wollen, daß ihnen Rasse, Stamm und Blut nichts gelten, daß sie mit den unbeteiligsten Gefühlen dem Kampfe, den Deutschland um seine Kultur und seine Zukunft führt, beiwohnen, wenn ein Mensch, der in Heidelberg Student war und in Jena seine Bücher vorlegen läßt, wie dieser Karl Spitteler, sich öffentlich lossagt von jeder Anteilnahme am Geschicke Deutschlands, dann versteht man das Wort, daß die Lauen ausgespieen werden.

Wie nobel wirkt doch jeder rabiate Genfer neben so einem!

Die Leute muß man sich merken, denn es wird die Zeit kommen, wo sie sich wieder anbiedern wollen, wo auch Herr Spitteler wieder als treuherziges Hansli oder Friedli so tun wird, als wenn nichts gewesen wäre — und dann ist es Zeit zur Antwort.

Ludwig Thoma

Ueber vlämische Kunst

Mancher interessiert sich jetzt mehr als sonst für vlämisches Land und vlämische Geschichte, wir nehmen kein illustriertes Kriegsblatt in die Hand, ohne daß uns die Bilder aus belgischen Städten mit ihrem Reichtum an schönen Plätzen, Kirchen, Rathäusern auffallen. Unsere Regierung läßt für die Erhaltung und Schonung solcher Werke das irgend Mögliche tun. Da erinnert man sich an zwei Werke, ein neues und ein altes, die uns besonders gut uad tief in jene Kunst einführen. Das eine, neue, ist die „Vlämische Malerei" von Ernst Heidrich (bei Diederichs, Jena), mit 200 großen Bildern und einem klugen, modern kunstwissenschaftlichen Text. Der Autor Heidrich ist inzwischen im Kriege gefallen.

Das andere Buch, das alte, ist „Die alten Meister" von dem Maler Fromentin. Es ist kürzlich wieder ins Deutsche übersetzt worden, von E. L. Schellenberg und bei Kiepenheuer in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weimar erschienen. Da geht ein Künstler mit feinem Tastsinn einsame Wege der Betrachtung, reich an Einfällen, reich an Umwegen, ringend mit dem Ausdruck für das, was er meint, aber immer im innersten Kreis des Erlebens und Verstehens, nie von außen her, nie das Zufällige mit dem Wesentlichen verwechselnd. Die neue, gute und nicht teure Ausgabe dieses Buches verdient Anerkennung. Ohne Zweifel ist sie nicht auf die Kriegszeit berechnet gewesen. Desto besser paßt sie uns jetzt. Ich lese in dem Buch mit einer neuen, mit einer frohen, beinah schadenfrohen Freude an der alten deutschen Tugend, Fremdes erkennend zu lieben und ohne Stolz von ihm zu lernen. Diese Tugend wird heute von Vielen gescholten. Aber sie wird uns weiter helfen, die Erde zu erobern. Und sie wird verhindern, daß wir je Emporkömmlinge sein werden. Dazu ist unser Wissen vom Herzschlag fremder Völker zu alt und zu geistig.

Hermann Hesse

Das deutsche Soldatenbuch

Es ist eine unliebe Gewohnheit bei uns geworden, das dumme Wort von den Barbaren als ein kokettes Wimpel zu gebrauchen, hinter dem das Aufgebot deutscher Geisteskraft und „Kultur" aufmarschiert — der übereifrige Krampf nach dem bedeutenden Wahrheitsbeweis.

Freuen wir uns besser ohne großes Getue, wo wir auf eine schlichte und gute Tat treffen, von der wir wissen, daß sie so nur bei uns möglich ist.

Dazu gehört das „deutsche Soldatenbuch", das der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" im Verlag „Deutsche Bibliothek" erscheinen ließ. Materiell dient es einer Hilfskasse für Schriftsteller; im Inhalt ist es eine bunte Gabe an die Soldaten draußen, vorab an den „intellektuellen", der außer Zigarren, Socken und Hartwürsten einmal einen Anruf aus der andern Welt erwartet. Rauscher, Breuer und Landsberg haben die Sammlung besorgt; sie ist munter, unbefangen, gut. Für eine Mark erhält man 168 Seiten, kartonniert, feldpostreif zubereitet.

Für den ersten Anblick bilden die Mitarbeiter eine bunte Gesellschaft: der Generaloberst Moltke neben dem Sozialdemokraten Heine, Carl Peters neben Ludwig Thoma, Oberstleutnant Frobenius neben Rauscher. Doch man verträgt sich. Politische, kulturelle Aufsätze, ein paar Erzählungen und Anekdoten, Gedichte, Kurz, Liliencron, Paquet, Fontane; nette Zeichnungen — das Büchlein ist frisch, gut ausgestattet, erfreulich unpathetisch. Es sind schon Zehntausende des kleinen Werks auf dem Weg zur Front — viele mögen folgen.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Der Krieg und der wirtschaftliche Egoismus

Von Erwin Steinitzer

Für Millionen von Deutschen haben sich seit der historischen Juliwende des Jahres 1914 Lebenswerte und Lebensformen völlig verwandelt. Die jungen Männer, die jetzt draußen zwischen Tod und Entbehrung den Fahnen des Reiches ihre Wege bahnen, die nichts sind und nichts sein wollen als ein unpersönliches Stück organisierter Volkskraft, die mit ihren Kameraden in vorbehaltlosem Kommunismus leben, keine andere Aufgabe kennen als für, keine andere Ehre als durch die Gemeinschaft — diese jungen Männer hatten vorher in Friedenszeiten mit viel Eifer und meist mit wenig Skrupeln für all' die kleinen Egoismen gekämpft, die in einem so vielgestaltigen Wirtschafts- und Sozialleben wie dem unsrigen gegeneinander branden. Sie waren Gewerkschaftler oder Arbeitgeber, Händler oder Fabrikanten, Kartellnutznießer oder Kartellfeinde, Agrarier oder Antiagrarier und wer weiß was sonst noch — immer aber wirtschaftliche Egoisten und als solche Gegner anderer, ihre Wünsche bedrohender wirtschaftlicher Egoisten. In dem zähen, teils individuellen, teils gruppenweise organisierten Ringen mit Konkurrenten und Vertragsgegnern ging ein beherrschender Teil ihres Lebensinhalts auf. Das alles ist wie selbstverständlich abgestreift. Kein Gedanke liegt denen da draußen jetzt ferner als der, der ihnen früher am nächsten lag: daß unter den Volksgenossen Freunde und Feinde zu scheiden seien, daß man sich um der eigenen Interessen willen mit den einen verbinden, die anderen mit List oder Macht bekämpfen müsse. In den Heereskörpern sind alle Volksgenossen bedingungs- und restlos zusammengeschweißt — nicht bloß technisch-tatsächlich, sondern auch stimmungsmäßig.

Als unsere Krieger in den ersten Augusttagen an die Grenzen zogen, da konnten sie glauben, daß sich auch unter denen, die zuhause blieben, eine ähnliche und gleich starke Interessen- und Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fühlsverschiebung durchgesetzt habe. Die außerordentliche Steigerung des (sonst ziemlich schwachen) Staatsgefühls, die Rührung und Dankbarkeit, die der Gedanke an die Blutopfer des gleichmäßig aus allen Bevölkerungsschichten zusammengesetzten Heeres erweckte, die Genugtuung über die Einmütigkeit, mit der aller Parteizwist vor der vaterländischen Gefahr sofort verstummt war, der Anblick der ausziehenden Truppen und der persönliche Verkehr mit ihnen — all das ließ wirklich eine warme Welle brüderlichen Solidaritätsempfindens durch die Herzen fluten. Irgend ein deutscher Gelehrter schrieb kurz nach Kriegsausbruch an einen französischen Fachgenossen und Freund, daß der letzte deutsche Kuhhirt, dessen ganze Vorstellungs- und Empfindungswelt mit der seinigen nicht die geringste Berührung habe, mit dem er bisher nichts geteilt habe als die leere äußere Schale der Sprache — daß dieser primitive deutsche Bauer ihm jetzt unendlich viel näher stehe als ein französischer oder englischer Kollege, mit dem er jahrelang auf den eigensten Gebieten seines geistigen Strebens in gemeinsamem Schaffen verbunden gewesen sei. Etwas von dem Geiste oder vielmehr von dem Gefühle, das in dieser Aeußerung steckt, lag damals allgemein in der Luft. Der fast wesenlos gewordene Begriff des Volksgenossen hatte wieder Blut und Färbung bekommen. Auch die Zurückgebliebenen empfanden sich als eine Armee, deren Glieder miteinander kämpfen, einander helfen, gemeinsam bis zum Ende durchhalten mußten.

Während aber bei denen, die draußen im Felde standen, die äußeren Voraussetzungen aktive Brüderlichkeit und Solidarität jeden Tag neu erzeugten und ein Abflauen der Gemeinschaftsempfindungen nicht zuließen, gerieten die Daheimgebliebenen immer mehr in die Versuchung, in ihre alten Alltagsegoismen zurückzusinken. Sie waren nicht wie die Kämpfer vor dem Feinde und die Ersatzmannschaften in den Lagern und Garnisonen aus dem Erwerbsleben herausgerissen und von allen Verantwortlichkeiten für die eigene materielle Existenz losgelöst. Ihre Verpflichtungen blieben unverändert und die Mittel, denselben nach-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zukommen, grundsätzlich die gleichen wie vorher. Ihre Tätigkeit war nicht wie die der anderen auf gemeinschaftliche, sondern nach wie vor auf individuelle Ziele gestellt. Der privatwirtschaftliche Gewinn, auf den sie angewiesen blieben, war — genau wie im Frieden — weder nach unten hin irgendwie gewährleistet, noch nach oben durch andere als wirtschaftliche Zusammenhänge begrenzt. Eine Vernachlässigung des individuellen Gewinnstrebens (das bei einer ökonomischen Organisation, wie der unsrigen, seine Spitzen stets nach außen, gegen andere Wirtschaftssubjekte kehrt) konnte leicht unter die Räder bringen; geschickte und skrupellose Betätigung desselben mochte dagegen unter Umständen reichere Früchte tragen als in den Zeiten des Friedens. Auch der Begeistertste wurde sehr bald darüber belehrt, daß im bürgerlichen Leben auch während des Kriegs die privatwirtschaftlichen Notwendigkeiten und Möglichkeiten ihre unverminderte Bedeutung behielten. Und gleichzeitig rückte für die Zuhausegebliebenen der Krieg selbst allgemach vom Mittelpunkte in die Peripherie des Erlebens. Im Anfang war der Eindruck so stark, das Gefühl der Verbundenheit so groß, die weitere Entwicklung so ungewiß, daß alle den Krieg einigermaßen als eigene Tat und eigenes Schicksal empfunden hatten. Dann kam die Gewohnheit; die täglichen Sorgen und Geschäfte traten in ihre Rechte. Der Krieg entfernte sich und wurde mehr oder minder äußeres Ereignis. Er beherrscht zwar noch in vollem Maße den objektiven Interessenkreis, aber nicht mehr — oder jedenfalls weniger ausschlaggebend — die Werte der eigenen Lebensführung.

Der Widerspruch, der sich aus dem durch den Krieg erzeugten Ansporn zu Solidarität und Altruismus und dem Fortwirken privatwirtschaftlich-egoistischer Erwägungen ergab, fand sogleich seinen Ausdruck in dem Gegensatze zwischen karitativem und geschäftlichem Handeln. Dieselben Personen, die ohne Zögern große Summen für Wohltätigkeitszwecke aller Art zur Verfügung stellten, bedrängten ihre Schuldner mit rücksichtslosen Zahlungsforderungen, verteuerten, wo es anging, die Preise ihrer Waren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und setzten bedenkenlos die Arbeiter und Angestellten ihrer Betriebe auf die Straße. Sehr erklärlich: die karitative Betätigung liegt nicht in der Sphäre der Erwerbs-, sondern in der der Verbrauchswirtschaft. Innerhalb des Verbrauchs aber (oder vielmehr des Ueberschußverbrauchs, aus dem ja die karitativen Leistungen in der Hauptsache bestritten werden) können gewisse Aufwandsverdrängungen und -verschiebungen schon durch Impulse von relativ geringer Stärke hervorgebracht werden. Solche Verschiebungen, die von vornherein zeitlich begrenzt sind, beeinträchtigen ja die wirtschaftliche Position nicht, die der Einzelne hält und die zu halten und zu steigern ihm im Rahmen des privatwirtschaftlichen Systems das vornehmste Ziel geworden ist. Diese Position erscheint ihm dagegen sofort bedroht, wenn er im Erwerbswirtschaftlichen von der rein kaufmännischen Orientierung seines Handelns, vom Streben nach dem größtmöglichen Gewinn abgeht.

Natürlich war vieles, was den im Wirtschaftskampf Schwächeren gegenüber als Brutalität wirkte, einfach Notwehr, Selbstbehauptung. Zahlreiche Unternehmer mußten ihre Angestellten und Arbeiter entlassen, mußten Kredite kündigen, mußten fällige Forderungen mit aller Strenge einzutreiben suchen, denn sie hättens sonst selbst dem Sturme nicht standgehalten und niemand hätte ihnen später auf ihre Plätze zurückgeholfen, wenn sie von denselben herabgeglitten wären. Andere glaubten immerhin, daß sie sich nur durch ganz rücksichtsloses Vorgehen retten oder vor argem Vermögensverfall bewahren könnten. In den ersten Kriegswochen fehlte ja gerade im Erwerbsleben jede Uebersicht über das Kommende. Man sah sofort die Möglichkeiten, die abgeschnitten waren, aber noch nicht die, die sich neu auftun würden. Es war begreiflich, wenn damals das Bestreben allgemein wurde, seine Rechte möglichst geltend und sich von Verpflichtungen möglichst frei zu machen.

Aber allmählich ist Vielen, die gegen ihre wirtschaftlichen Vertragsgegner hart geworden oder geblieben sind, die Entschuldigung der Notwehr verloren gegangen. Zwar liegen Zweige unserer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirtschaft jetzt noch völlig brach; aber andere, viele andere sind durch den Krieg selbst in ganz außerordentlicher Weise belebt worden. Der große Konsument Krieg, der täglich nicht bloß Menschen, sondern auch Massen der verschiedensten Sachgüter verzehrt, füllt die Auftragsbücher zahlreicher Fabrikanten und Händler. Und er feilscht nicht lange (denn wenn wir unterliegen, ist's gleich und wenn wir siegen, zahlens die andern), sondern bewilligt gute Preise. Die Anregung, die von den Heereslieferungen ausgeht, wirkt weiter und so werden viele Betriebe, die unmittelbar nichts mit dem Armeebedarf zu tun haben, wieder einigermaßen ins Geleise gebracht. Der Unternehmergewinn kommt von neuem zum Vorschein — hier sehr üppig, üppiger als jemals im Frieden, dort magerer und bescheidener. Und nun sind — nicht für alle; aber doch leider für sehr Viele — die Rigorositäten, die man für nötig gehalten hatte, um sich vom Untergange zu retten, ganz erwünschte Mittel, um den neuentstehenden Profit zu steigern. Arbeitgeber hatten in den ersten Zeiten der Betriebseinschränkung die Gehälter ihrer Angestellten herabgesetzt und die Arbeitszeit entsprechend verkürzt. Das ist zwar rein kaufmännisch gedacht; aber im Notfalle ist dagegen nichts zu sagen. Nun wächst die Arbeit (und damit natürlich auch der Gewinn); man verlängert die Arbeitszeit wieder, vergißt aber die Gehälter auf den alten Stand zu bringen. Oder ein anderer Fall: nach Kriegsausbruch waren etliche Angestellte entlassen worden. Sie wären jetzt wieder nötig, weil die Arbeitssumme sich auf die frühere Höhe oder noch darüber hinaus gesteigert hat. Ihre Gehälter aber würden am Gewinne zehren: man „behilft" sich deshalb, indem man von denen, die noch da sind, Mehrleistungen ohne oder gegen geringes Mehrentgelt — Ueberstunden, Sonntagsarbeit — fordert.

Der wirtschaftliche Egoismus, der sich in solchen Schädigungen des Arbeitnehmers durch den Arbeitgeber äußert, ist der krasseste, weil hier die Nachteile, die der andere erleidet, dem egoistisch Handelnden unmittelbar vor Augen stehen. Er ist deshalb auch am ehesten Hemmungen ausgesetzt und es läßt sich gar nicht leugnen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß diese Hemmungen in nicht wenigen Fällen praktisch fühlbar geworden sind. Ich bezweifle aber, daß dabei eine besondere Kriegssolidarität oder -humanität die entscheidende Rolle gespielt hat. Meist sind die Betriebe, die ihren Angestellten keine unnötigen Opfer auferlegt haben, dieselben, bei denen schon in Friedenszeiten durch die starke Abhängigkeit von der öffentlichen Kritik oder durch eine gewisse, mit Großbetrieb und Aktiengesellschaftswesen verbundene Bürokratisierung, durch die Zwischenhaltung relativ weniger interessierter leitender Beamter der Druck des nackten Geschäftsstandpunkts auf das Arbeitnehmerschicksal ein wenig gemildert ist. Am hemmungslosesten lebt sich der wirtschaftliche Egoismus natürlich dort aus, wo mit dem Vertragsgegner keine persönliche Berührung besteht, wo man einfach mit dem „Markt" der (entpersönlichten) „Nachfrage" zu tun hat. Ob die Nachfrage in letzter Linie von den ärmsten Volksgenossen (für die man doch brüderlich empfindet), ob sie von der Gesamtheit ausgeht (für die doch alle Herzen höher schlagen), tut wenig zur Sache. Sowohl bei den wichtigsten Gütern des Massenverbrauchs, wie bei fast allen Gegenständen des direkten und indirekten Heeresbedarfs hat sich eine spekulative Preistreiberei entwickelt, ein wirtschaftliches Drohnentum (dessen einzige „Funktion" das Verteuern der Bestände ist) in einem Umfange breitgemacht, daß selbst sehr einseitig kapitalistisch denkende Wirtschaftspolitiker stutzig zu werden beginnen. Mit Preistaxen und Aehnlichem sucht man jetzt gegen derlei skrupellose Ausbeutungsinstinkte anzukämpfen; aber man trifft nur einen kleinen Teil der vorhandenen und täglich neu hervortretenden Auswüchse. Mehr zu erreichen ist heute leider zu spät, dazu hätte es organisatorischer Vorarbeiten bedurft, die jetzt — mitten im Kriege — nicht mehr geleistet werden können. Sollten wir wieder einmal in eine staatliche Lage kommen, die mit dem nahen Ausbruche eines Kriegs zu rechnen zwingt, dann wird man sich vorher mit der Produktions- und Güterverteilung des Ernstfalles etwas ausführlicher als diesmal zu beschäftigen haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Besitz der belgischen Küste

Von Oberstleutnant a. D. Wochinger

Aus dem ungeahnt raschen Falle der für uneinnehmbar gehaltenen Festung Antwerpen und aus der sofort aufgenommenen Verfolgung des belgischen Heeres, sind der deutschen Heeresleitung zwei für die weitere Truppenführung unschätzbare Erfolge erwachsen.

Es sind die rasche Besitzergreifung der belgischen Meeresküste und der unvermutet schnelle Anschluß der Zernierungsarmee von Antwerpen an den rechten Flügel des deutschen Heeres, ein Zusammenschließen, welches den Weitervormarsch des Gegners nach Antwerpen und Brüssel unmöglich machte und die beabsichtigte Ueberflügelung desselben vereitelte.

Durch die Einnahme von Brügge war der Weg zur Küste offen, die sich ihrer ganzen Ausdehnung nach als Dünenniederung mit weit hinausragender Niedrigwassergrenze, flachen, sandigen Ufern und zahlreichen Ausmündungen von Wasserläufen aller Art charakterisiert.

Ihre rasche Besitzergreifung war schon deshalb angezeigt, als es galt, in der Nähe der Scheldemündung einen Stützpunkt zu errichten, um einem Versuche der Engländer zur Wiedereroberung Antwerpens von der See aus entgegentreten zu können.

Die deutsche Marineleitung schloß deshalb sofort von der holländischen Grenze bis auf 25 Kilometer Länge und in entsprechender Tiefe die neueroberte Küste strenge ab und begann nunmehr dortselbst ein hochgradiges Wirken und Schaffen und ein ununterbrochenes Entladen der massenhaft aus Brügge eintreffenden Eisenbahnzüge mit Marinemannschaften und anderem.

Beunruhigt durch diese neue Nachbarschaft erteilte noch im Monat Oktober die englische Marineleitung einen aus mehreren kleineren Kriegsschiffen bestehenden Flottenteil den Auftrag zu einer gewaltsamen Aufklärung mittelst Landungsversuches in Zeebrügge; letzterer kam jedoch nicht zur Ausführung, da eine in der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nähe von Zeebrügge aufgestellte Küstenbatterie verdeckt hinter der Dünenkrone die englischen Kriegsschiffe in respektvoller Entfernung von der Küste hielt, auch ein am nächsten Tage gegen Ostende vorgetriebenes englisches Geschwader gelangte nicht näher heran und begnügte sich mit der Inbrandschießung der offenen und vom Gegner nicht besetzten Hafenstadt Ostende, und als anfangs November ein Landangriff der Verbündeten gegen die deutsche Stellung bei Lombartzyde von der See aus durch eine englische Flottenabteilung unterstützt wurde, erhielt letztere von deutschen Küstenbatterien hinter der Dünenkrone ein so wohlgezieltes Feuer, daß von 5 Kriegsschiffen, drei derselben in bös mitgenommenem Zustande das Dock aufsuchen mußten; ähnlich wurde auch bei einem gemeinsamen Angriff zu Wasser und zu Lande am 16. Dezember gegen die deutsche Stellung bei Westende—Skt. Georges der Eingriff einer englischen Flottenabteilung abgewiesen, deren Feuer sich übrigens als gänzlich wirkungslos erwiesen hatte.

Alle diese Gefechtsäußerungen und Waffenwirkungen zusammengefaßt, stellt sich der Besitz der belgischen Küste und deren fortifikatorische Verstärkung als Verhinderungsmaßregel jedweder Beeinflussung der in Westflandern operierenden Armee von der See aus.

Hervorgehoben muß aber werden, daß durch die Verteidigungseinrichtungen auf der belgischen Küste, die in Westflandern operierende Armee eine ungefährdete Anlehnung ihres rechten Flügels erhält und die deutsche Marine damit auch ihrer dritten und letzten Aufgabe — die beiden vorangehenden sind: Schutz der heimatlichen Küsten und Seeteile, Schutz des Seeverkehrs und der Ueberseе-Interessen — nämlich der Unterstützung des Landheeres bei allen sich bietenden Gelegenheiten in glänzender Weise gerecht geworden ist und daß sie auch hierin ihren Mann zu stellen weiß, bew. ist der mit dem Bajonett erfochtene Sieg der 6000 Mann starken Marinereservedivision gegenüber einer 15 000 Mann starken französischen Infanteriedivision am 11. November in der Dünenniederung bei Lombartzyde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ueber Victor Hehn

Von Ludwig Thoma

Vor einigen Wochen hat eine bekannte Berliner Tageszeitung verschiedene Berühmtheiten aufgefordert, sechs — oder zehn — in dieser Kriegszeit lesenswerte Bücher zu benennen. Viele haben dem Ersuchen entsprochen und es war bemerkenswert, was man empfohlen las — und nicht las.

Neben Homer und Goethe, Friedrich und Bismarck kamen Viertels- und Sechzehntelsgötter, auf die der Hinweis wirklich verblüffen konnte.

Im Zusammenhange mit Goethe waren Namen genannt, die das Bekenntnis zu dem großen Frankfurter als nicht ganz ehrlich erscheinen ließen, und daneben mutete das Beginnen eines bekannten Schriftstellers, der seine eigenen Werke in die vorderste Reihe stellte, fast erquickend an.

Eines aber war ganz merkwürdig und verblüffend:

In keinem einzigen Gutachten war der Name Victor Hehn genannt.

Diese Gelehrten, Forscher, Universitätslehrer, Dichter, Musiker und Maler, Kunst- und Literaturhistoriker, die allesamt auf Goethe hinwiesen, erinnerten sich nicht an das schönste Buch — oder sagen wir es ruhig, an das einzig wertvolle und im Stile selbst Goethe-ähnliche Buch über den Dichter — an Victor Hehn's Gedanken über Goethe.

Und war doch keiner unter ihnen, der nicht aus jeder Seite dieses Werkes erst noch Verstehen Goethes erwerben könnte.

Aber vielleicht ist es nicht erlaubt, in einer Tageszeitung das Buch eines Mannes zu rühmen, der gesagt hat: „Könnte man sämtliche deutsche Journalisten ausrotten, das Bildungsniveau der Nation würde sich in Jahresfrist merklich erhöhen —"?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oder die Führer der Nation, die mehr in Mode sind, als Victor Hehn es jemals war, kennen Werke nicht, neben denen alles, was als literatur- und kulturgeschichtlich angepriesen wird, kleinlich ist.

Salomon Hirzel schrieb an einen Freund, der ihm Hehns „Italien" zugeschickt hatte: „Ich fühle mich wahrhaft beschämt, daß ich erst durch Sie einen unserer Klassiker kennen lernen muß."

Er konnte sich immerhin damit trösten, daß ihm das erste Buch dieses deutschen Sprachmeisters nur ein paar Jahre unbekannt geblieben war; andere aber, die das Gute ehrlich suchen, mögen sich bei der Presse dafür bedanken, daß ihnen das Lebenswerk des großen, totgeschwiegenen Klassikers verborgen bleiben konnte. Ich glaube mit Victor Hehn nicht daran, daß das „große Publikum" infolge der professoralen Mahnungen in dieser Kriegszeit „seinen" Goethe vom Spinde herunterholen wird, sollte aber der Eine und Andere sich dazu versucht fühlen, dann rate ich ihm, vorher die prachtvollen Gedanken des livländischen Deutschen zu lesen.

Vielleicht wird er dadurch befähigt, längere Zeit in „seinem" Goethe zu lesen und vermag die Neigung, ihn sogleich wieder zurückzustellen, aus wirklichem Interesse zu unterdrücken.

Der Krieg in der Luft

Von Richard Hennig

Luftschiff und Flugzeug haben ihre Feuerprobe als brauchbares Instrument der Kriegführung im Weltkrieg 1914 bereits in einer über jedes Erwarten glänzenden Weise bestanden und mit stolzester Freude darf es das deutsche Volk erfüllen, daß auch die deutsche Luftflotte sich den Gegnern ganz erheblich überlegen gezeigt hat. Viel ist ja über die kriegerischen Leistungen in der Luft noch nicht bekannt gegeben worden, aber schon das Wenige, was der Oeffentlichkeit mitgeteilt worden ist, ist höchst bemerkenswert. Was die Flieger für die Aufklärung der feindlichen Bewegungen und Stellungen geleistet, was sie der Artillerie an Diensten erwiesen haben durch genaue Bezeichnung der feindlichen Batterien usw., das wird sich erst in Zukunft voll übersehen lassen; hat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich doch schon jetzt gezeigt, daß wir durch die Tätigkeit der Flieger über Stärke und Art der gelandeten englischen Truppen z. T. besser unterrichtet waren als die Franzosen und Belgier! Daneben haben die Luftschiffe, von denen man bisher nur wenig erfahren hat, durch ihr Eingreifen beim Sturm auf Lüttich und in die Schlacht bei Krasnik, durch ihr Bombardement von Antwerpen und ihre überaus wertvollen Aufklärungsflüge über Nord- und Ostsee, sowie durch gewaltige Gebiete Rußlands gezeigt, welche unschätzbaren Dienste sie der heutigen Kriegsführung leisten können und wenn nicht alles täuscht, stehen dabei ihre bedeutendsten und stolzesten Leistungen erst noch bevor.

Auch auf feindlicher Seite sind, sowohl bei den Franzosen wie den Russen, Flieger tätig gewesen. Inwiefern die feindliche Heeresleitung daraus Nutzen gezogen hat, läßt sich für uns vorläufig nicht beurteilen. Man hat aber nichts davon vernommen, daß auf gegnerischer Seite jemals so sensationelle und auch moralisch wirksame Flüge ausgeführt worden sind, wie es etwa die deutschen Flüge über Paris in den Tagen vom 30. August bis 3. September gewesen sind. Die von den Franzosen gehegte Hoffnung, ihre Flieger würden so zahlreich sein, daß sie die Sonne verdunkelten, hat jedenfalls, wie so manche andere Hoffnung, ein empfindliches Fiasko erlitten.

Gänzlich versagt haben bisher, was nicht stark genug betont werden kann, die feindlichen Luftschiffe. Abgesehen von einem anscheinend wenig erfolgreichen Flug der beiden japanischen Luftschiffe über Kiautschou war von irgend einer Tätigkeit feindlicher Luftkreuzer bisher nicht das Geringste zu hören und es ist jetzt auch sehr unwahrscheinlich geworden, daß die Zukunft in dieser Hinsicht noch größere Ueberraschungen bringen wird, während die deutschen Luftschiffe sich ihre größten Ueberraschungen noch aufgespart haben. Dabei haben die vier Nachbarstaaten, die z. Zt. gegen Deutschland im Felde stehen, eine an sich nicht unbedeutende Luftflotte, deren Stand am 1. Januar 1914, nach dem „Taschenbuch der Luftflotten" der folgende war:

Staat	Luftschiffe fertig		Luftschiffe im Bau	
	Zahl	Rauminhalt cbm	Zahl	Rauminhalt cbm
Frankreich	14	116 600	1	6 500
England	7	25 000	—	—
Belgien	2	12 800	1	8 300
Rußland	13	63 800	—	—
Summe . . .	36	218 200	2	14 800.

Die Ueberlegenheit der deutschen Luftschiffe läßt sich durch zahlenmäßige Gegenüberstellung nicht verdeutlichen, weil Angaben über die Stärke der deutschen Luftflotte gegenwärtig weder statthaft noch möglich sind. Aber eine einzige Zahl wird genügen, diese Ueberlegenheit zu verdeutlichen. Die Durchschnittsgröße unserer Zeppelin-, Schütte-Lanz-, Parseval- und anderen Militärluftschiffe betrug am 1. Januar 1915 volle 14 000 cbm (rund), übertraf demnach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Durchschnittsgröße der feindlichen Luftschiffe um mehr als das Doppelte und geht selbst über die Maximalgröße der feindlichen Luftkreuzer, die in Frankreich 9000, in Rußland 10 000 cbm beträgt, noch erheblich hinaus. Die Leistungsfähigkeit der Luftschiffe ist aber geradezu eine Funktion der Größe und da nun speziell unsere Zeppelinkreuzer in ihren Größenverhältnissen ganz erheblich über die genannte deutsche Durchschnittsgröße hinausgehen, so ist ihre Brauchbarkeit infolge ihres sehr großen Aktionsradius — von anderen Faktoren ganz zu schweigen — mit der der feindlichen nicht in einem Atem zu nennen.

Der Aktionsradius unserer Zeppelin-Luftschiffe ist so bedeutend, daß sie *jeder* Aufgabe gewachsen sind, die nach menschlichem Ermessen in diesem Kriege an sie herantreten wird. Bei ruhigem windstillen oder fast windstillen Wetter fällt es einem Zeppelinkreuzer nicht schwer, nötigenfalls in *einer* Fahrt von Berlin bis zu den Pyrenäen, nach Westirland, nach Odessa, ja, fast bis nach Moskau zu fliegen. Im Kriege freilich verringern sich diese höchstmöglichen Entfernungen im Maximum auf die Hälfte, da ja auch die Rückkehr im Auge behalten werden muß. Der „Zeppelin"-Schrecken, den man in Antwerpen, in Paris, in Warschau und vor allem in London empfunden hat oder noch empfindet, ist also wohl berechtigt, denn außer bei sehr stürmischem und böigem Wetter können wir unsere Luftschiffe jederzeit, wenn es unserer Heeresleitung beliebt, Besuche in den genannten Städten oder an allen anderen für die Kriegsführung besonders wichtigen Punkten abstatten lassen.

Dabei hat die Erfahrung schon jetzt gezeigt, daß die Luftschiffe verhältnismäßig sehr gut gesichert gegen feindliche Angriffe sind. Kugeln und Schrapnells, die vom Erdboden gegen sie abgeschossen werden, können ihnen kaum schweren Schaden zufügen, wenn sie nur in hinreichend großen Höhen bleiben und die Gefahr, daß ein feindlicher Flieger ein Luftschiff zerstört, wird nur ganz ausnahmsweise einmal eintreten.

Am bedeutendsten ist der Wert der Luftschiffe für die Aufklärung zur See. Hier ist nicht nur der Umkreis einer Beobachtung aus der Höhe ungleich größer als auf dem Lande, sondern es können aus größerer Höhe auch Unterseeboote unschwer erkannt werden, die von der Meeresfläche selbst aus infolge des starken Lichtreflexes des Wassers nicht zu sehen sind. Ein Luftschiff, das nur 500 m über dem Meere schwebt, kann bei sichtigem Wetter bereits einen Gesichtskreis von 45 km Radius kontrollieren. Auf dem Lande ist eine deutliche Beobachtung, die wichtige Einzelheiten zu erkennen gestattet, nur auf sehr viel kleinere Entfernungen möglich. Man rechnet, daß aus 2000 m Höhe im Umkreis von 10 km eine hinreichend genaue Beobachtung möglich ist. Ein weites Gelände wird also über dem Lande nur durch ein rasch sich vorwärts bewegendes Luftschiff übersehen werden können, während auf dem Meere schon ein stillstehender Beobachter in größerer Höhe alle für den Augenblick wertvollen Feststellungen zu machen vermag.

Der Aufklärungsdienst ist, vom militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet, zweifellos das Wertvollste bei der Tätigkeit der Luftschiffe. Augenfälliger für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Beurteilung durch das große Publikum ist das Abwerfen von Bomben durch Luftschiffe und Flugzeuge, das sich ja zu wiederholten Malen in den letzten Wochen als höchst wirksam erwiesen hat, vielleicht noch mehr als moralischer denn als militärischer Faktor. Auch hier aber kann sich die Tätigkeit der Luftflotte nicht immer ganz so gestalten, wie man es sich oft im Publikum vorstellt. Es ist nämlich ein großer Unterschied, ob die heruntergeschleuderten Bomben nur Schrecken verbreiten sollen, ohne daß es darauf ankommt, welches Ziel sie treffen, oder ob die Absicht besteht, ein ganz bestimmtes Bauwerk oder einen Truppenteil, ein Schiff usw. durch den Bombenwurf zu beschädigen. Die letztere Aufgabe ist die ungleich schwierigere, und so weit es sich übersehen läßt, ist es im gegenwärtigen Kriege bisher an keiner Stelle gelungen, ein auf der Erde oder dem Meer befindliches, räumlich begrenztes Ziel durch aus der Luft geworfene Bomben nennenswert zu beschädigen. Anscheinend haben die deutschen Flieger, die Anfang September über Paris und Troyes erschienen, die Absicht gehabt, die Bahnhofanlagen durch Bombenwürfe zu treffen; es ist ihnen dies aber, so weit die Berichte es erkennen lassen, nicht gelungen: die Bomben haben das Ziel verfehlt und haben nur irgendwo in der Nähe geringeres Unheil angerichtet. Auch der Anschlag eines deutschen Fliegers auf den Eiffelturm bezw. seine funkentelegraphische Anlage am 27. September führte nicht zum Ziel. Ebensowenig Erfolg hatten die französischen und englischen Flieger bei ihren meisten Versuchen, Bauwerke in Deutschland durch Luftbomben zu zerstören. Ein am 2. August, am ersten Kriegstage, gemachter Versuch, eine Eisenbahnbrücke bei Nürnberg durch einen Fliegeranschlag zu beschädigen, mißglückte völlig, ebenso schlugen zwei Bombenwürfe eines feindlichen Fliegers auf die Düsseldorfer Luftschiffhalle am 22. September fehl, desgleichen das Aufsehen erregende Bombenattentat zweier englischer Flieger auf die Zeppelinwerft in Friedrichshafen und den Bahnhof daselbst am 21. November. Dagegen glückte am 8. Oktober der erneute Bombenwurf eines englischen Fliegers über der Düsseldorfer Luftschiffhalle. Das Dach der Halle wurde von der Bombe durchschlagen und ein darin liegender Zeppelin bedeutend beschädigt; auch einige Menschen sollen dabei getroffen worden sein, wie ja übrigens auch bei anderen derartigen Vorkommnissen gelegentlich ganz unbeteiligte Menschen ihr Leben einbüßten, so ein Arbeiter in Friedrichshafen usw.

Im Aufklärungsdienst haben offenbar auch die französischen Flieger recht Gutes geleistet, aber die besonders von den Engländern gepflegten Bombenwürfe gegen bestimmte Bauten in Feindesland, haben sich als ein ziemlich unzweckmäßiges Mittel erwiesen, denn auch der vereinzelte Düsseldorfer Erfolg vom 8. Oktober war, obwohl der Flieger zweifellos sehr geschickt vorging, doch in der Hauptsache mehr ein Produkt des Glücks als der zielsicheren Geschicklichkeit. Die Ergebnislosigkeit derartiger Fliegerversuche kann kaum überraschen, und man wird auch die hier und da gehegte Hoffnung, daß etwa deutsche Flieger englische Kriegsschiffe durch Bomben vernichten oder beschädigen können, stark

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herabschrauben müssen. Es ist nämlich zu bedenken, daß aus der verhältnismäßig bedeutenden Höhe, in der die Flieger sich aufhalten müssen, um der feindlichen Beschießung zu entgehen, das Treffen eines räumlich beschränkten Zieles ungemein schwierig ist, zumal da ja der Flieger genötigt ist, um den Geschossen ein schlechtes Ziel zu bieten, mit Schnellzugsgeschwindigkeit, ja, mit einer Stundengeschwindigkeit bis zu 100 km die Luft zu durchschneiden. Er kann daher seine Bombe nicht erst abwerfen, wenn er sich genau über dem gewünschten Ziel befindet, sondern muß dies schon greaume Zeit vorher tun, da ja die fallende Bombe die Geschwindigkeit des Flugzeugs beibehält und demnach nicht in grader Linie sondern auf einem Hyperbelbogen zur Erde niederfällt. Es gibt zwar eigene Apparate, die anzeigen sollen, wann unter Berücksichtigung der Flughöhe und der Fluggeschwindigkeit eine Bombe abzuwerfen ist, um ein bestimmtes Ziel zu treffen, aber auch dies Hilfsmittel kann naturgemäß den Erfolg nicht gewährleisten, sondern nur seine an sich geringe Wahrscheinlichkeit etwas erhöhen.

Das Luftschiff ist in dieser Hinsicht dem Flugzeug ganz bedeutend überlegen. Es kann sich sein gewähltes Ziel aussuchen, darüber stillstehen und dann gemächlich seine Bomben in grader Fallrichtung darüber abwerfen, so daß ein Treffer, wenn nicht beim ersten, so doch beim zweiten oder dritten Versuch höchst wahrscheinlich ist, gleichgültig wie hoch das Fahrzeug schwebt. Dazu kommt, daß das Luftschiff eine beliebige Zahl von Bomben mitnehmen kann, jedenfalls hinreichend viel, als zur Erreichung eines vorgenommenen Einzelziels genügt, während das Flugzeug sich nach dieser Richtung Beschränkungen auferlegen muß. Der Flieger muß darauf bedacht sein, die mitzunehmende Traglast stark zu beschränken und kann daher von den großen und schweren Bomben nur wenige mitnehmen. Kleine und leichte Bomben bleiben ganz wirkungslos, wie die Italiener im Tripolisfeldzug erfahren haben. Der Luftkreuzer aber, der bei solchen Gelegenheiten ohnehin nur wenig Mann an Bord haben wird, kann sich mit einem recht ansehnlichen Bombenvorrat versorgen.

Auch die deutschen Luftschiffe haben in den ersten Kriegswochen nur zum Zwecke der Demoralisierung des Gegners Bomben geschleudert, nicht in der Absicht, bestimmte Gebäude zu zerstören. So griff beim Sturm auf Lüttich, wie gemeldet wurde, ein Zeppelin bei Tage erfolgreich ein, zweimal beunruhigte ein Zeppelin das nächtliche Antwerpen durch äußerst wirksame Bombenwürfe; weitere Bomben wurden durch Luftschiffe über Ostende, Boulogne, Warschau, Bialystok und Paris abgeworfen — englische Plätze werden folgen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies nur Anfänge für größere Leistungen waren und daß in der zunächst noch vertagten Kriegführung gegen England die bedeutsamsten Leistungen der Luftschiffe erst noch bevorstehen. In den nächsten Wochen dürfte man noch gar manches davon hören!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Pferde

Von Fráňa Srámek

Aus dem Tschechischen von Otto Pick

Kurz nach Mitternacht begannen die Pferde zu erwachen. Der Hornist blies nicht, es war nichts, nur ein Pferd wieherte seltsam. Der klagende Laut verstreute sich wie die Federn eines angeschossenen Vogels, die dunkle Masse von Pferden begann unruhig zu schwanken. Hälse reckten sich, große Köpfe neigten sich seltsam vor, wie bei jemanden, der an einem Schlüsselloch horcht, und bebende Nüstern tranken den Wind.

Die magere Fuchsstute des Dragoners Jasek scharrte sogar mit einem Beine. Sie trank den Wind, zitterte am ganzen Körper und zog die Haut zusammen, als wollte sie sich besser und enger in sie hüllen. Dann stand sie noch einen Augenblick horchend da, senkte den Kopf bis zur Erde und suchte dort etwas; sie fand es, rieb zärtlich mit den Nüstern daran und hauchte ein Gesicht mit warmem Dampfe an.

„Hoho, steh, Luder, steh ...!"

Aber ein Luder ... ist ein Luder. In der Menschensprache red' es nicht an! Da fällt ihm ein zu scherzen, und dann schlaf oder schlaf nicht, das schiert das Luder den Teufel. Und was es für Einfälle hat, da schau her! Wie einem Geliebten, so möchte es einem schmeicheln, am Ende kriegt es gar Lust zu küssen!

Und der Dragoner Jasek wird wirklich zornig. Und was bist Du für ein Liebchen, was? Ja, Du bist mir eine ...!

Ein schwerer Stiefel hob sich auf, und — wich aus, oder! — wie wenn man einen Pelz klopft.

Nun ... sieh da, er hat sie getreten. Und warum hat er getreten? Ein Teufel ist er und dumm ... darum hat er getreten. He, Apfelschimmel ... du dort ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und die Fuchsstute scheint jemanden zu suchen, um sich bei ihm zu beschweren, aber schwer ist es überhaupt, zu sagen, was die Fuchsstute wollte. Ihre Lefzen entblößten sich grimassenhaft, aber nicht zum Lachen, eher vor Schmerz. Auch der Apfelschimmel nebenan schlürfte so merkwürdig und runzelte die Haut um die Augen herum.

Der Dragoner Jasek hat wieder zu schnarchen begonnen. Beide Pferde nicken schwer mit den Köpfen, wie zwei Menschen von tiefer Lebensklugheit. Auf einmal hält die Fuchsstute still. Ein Auge zittert in der Höhle, wie eine vom Winde gepeitschte Lache, das andre wölbt sich heraus, unbewegt und groß, wie eine den Schädel durchdringende blutige Faust.

Es scheint, daß alles schläft. Nur die Pferde wachen. Große Köpfe neigen sich zueinander, Schatten dunkler als die Nacht, Beine stampfen, Nüstern schnaufen.

Dies ist's, was die Pferde reden:

— Wind, ja Wind haben wir getrunken. Und wahrlich, es war weder der Atem der Wälder, noch der Atem der Gewässer, noch des geackerten Bodens, noch des Wegstaubes, den der Tau durchtränkt. Und doch war dies alles darin, aber mehr noch andere böse Dinge. Dieser Wind ist durch das Dunkel der Wälder geflogen, aber in den Wäldern war nicht das Geflüster der Bäume, sondern das Rasseln mörderischer Maschinen; der Wind hat seine Flügel im Silber der Gewässer abgespült, aber der Staub der Wege, von vielen Füßen aufgewirbelt, hat sie wieder besudelt, und die Küsse der aufgetanen Furchen und der betauten Pfade hat der Schweiß vieler menschlichen Körper beschmutzt, die sich schwächen und doch ständig vorwärtsdrängen, immer näher zu uns... Wir haben den Wind getrunken und es ist der Tod, den wir tranken. Jene, die da nahen, bringen den Tod uns und denen, die gewohnt sind, uns zu besteigen und unsere Weichen mit Sporen zu zerstechen. O, Gefährten, Verzeihung für diese, Verzeihung für sie...! Jetzt schlafen sie und träumen von ihren Geliebten, und in einer Weile entgleitet ihren Händen alles, selbst das goldene

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haar, mit dem sie jetzt im Traume tändeln und die schlanke Hüfte, die sie umfassen, Augen, Lippen, Sonne, Blüte ... Verzeihung für sie und Mitleid mit ihnen, Gefährten!

Wir sahen sie weinen, an unsere Köpfe geschmiegt, wir hörten sie die Namen jener, nach denen sie sich sehnen, in unsere Ohren flüstern ... Und die Stunde nähert sich, Gefährten ... Danken wir der Erde!

Und ein Pferd nach dem andern scharrte mit dem Fuß, zärtlich und sanft, wie um zu streicheln, eins nach dem andern, von einem Ende des Lagers zum anderen. Die großen Köpfe blieben eine Weile tief zu Boden gesenkt und die Lefzen entblößten sich wie zu einem Abschiedslächeln. —

Die Stunde ist da, Gefährten!

Irgendwo auf der Landstraße rasselte der heftige Galopp eines sich nähernden Pferdes.

Einige Augenblicke später rief eine atemlose Stimme den Namen des Kommandanten. Eine Minute gespannter Stille. Einige der am Boden liegenden Gestalten richteten sich auf.

Wieder eine Minute. Und noch herrschte Stille. Dann strich etwas, wie ein scharfes, eindringliches Flüstern durch das ganze Lager und lies das Blut in den Adern stillstehen.

Einen Augenblick lang geriet alles durcheinander, aufgerichtete Gestalten taumelten. Ein Hornist setzte aus Mißverständnis die Trompete an die Lippen; im letzten Augenblick riß man sie ihm vom Munde weg.

Ruhig! Ruhig!

Gedämpfte Stimmen stammeln vor Kälte, die gesattelten Pferde zucken mit der Haut und schnauben.

Nicht aufsitzen!

Ein neuer Befehl und alles setzt sich in Bewegung.

Der Dragoner Jasek stolpert neben seiner Fuchsstute einher. Sein Kopf tut schrecklich weh und sein Herz ist ganz mürbe. Sein Magen schwankt in ihm, wie eine mit unreinem Wasser gefüllte Blase. Gedankenlos, ganz gedankenlos ist er; nur dies dünkt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm, daß Alles, was hinter ihm liegt bis zu diesem Augenblicke, daß sein ganzes Leben kopfüber irgendwohin fällt, um wiederbringlich weit ... Das eine Auge der Fuchsstute scheint den Jasek unausgesetzt zu beobachten; es ist jenes, welches in seiner Höhle wie eine vom Wind gepeitschte Lache zittert.

Sie bewegen sich längs Etwas dahin, was zweifellos ein Eisenbahndamm ist. Aber dann müßten Telegraphenstangen da sein. Und es sind keine zu sehen. Also ist es wohl kein Eisenbahndamm. Vielleicht der Damm irgend eines großen Teiches. Und vielleicht nicht einmal das. Schließlich liegt auch daran überhaupt nichts. Sie brauchen nicht zu wissen, woher und wohin sie geführt werden. Und es ist einerlei, worüber sie straucheln. Eins nur ist nicht einerlei. Aber daran ist nicht zu denken, davor sind die Augen zu schließen, wie vor einem klaffenden Abgrund.

Die Finsternis ließ nach und wurde feucht und bläulich schattiert. Ein aufgescheuchter Vogel schrie, scharfe Gerüche entströmten dem Grase. Und immerfort diese gleichmäßige Bewegung der vordringenden Kolonnen, wie ein mit den Freßwerkzeugen rasselnder Wurm, der sich in die Finsternis bohrt. Ein weißer Fleck erschien in der Ferne, wohl ein Gebäude. Der Soldaten bemächtigte sich eine seltsame Bewegung. Sieh, sieh, dort wohnen wohl Menschen und schlafen! Der Friede stiller Stuben weht hierher, alle Augen sind auf diesen weißen Fleck gerichtet. Sie schlafen! Aber wie sollten sie schlafen ...! Die sind schon längst über alle Berge und keine lebendige Hundspfote ist dageblieben! Werden sich das Dach überm Kopf zerschießen lassen, was? Aber was habt ihr für Augen, das ist ja nicht einmal ein Gebäude! Und was ist es denn dann, Du Schlaukopf? Was? Und was ich Dir sagen werde; geh' hin und sieh' dir's an! Ich brauche nichts zu seh'n, ich seh' auch so. Selbst die Fenster seh ich und den Rauchfang ...

Die Pferde standen plötzlich still. Als hätte sie jemand mit plötzlichem Zügeldruck angehalten. Ihre Nüstern blähen sich und sie beben am ganzen Körper.

Was ist das?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was — — — — — — — —?

Dies. Und dies. Und dieses noch.

Etwas fegte über ihre Köpfe wie ein schrecklicher Wind, der Steine mit sich trug, ein Regensturz roter Nadeln warf sich von links herab, es heulte die Erde und es heulten die Menschen. Die Finsternis verwandelte sich plötzlich in eine rote Wolke. Die Pferde richteten sich auf den Hinterbeinen auf und ihren Nüstern schienen gleichfalls Flammen und Rauch zu entströmen. Die Soldaten sprangen in der Wolke so seltsam herum, daß es war, als tanzten sie auf einem Bein, mit breit geöffnetem Munde, wie in wüstem Gelächter. Ein Soldat, ein gewaltiger Dragoner, der in dieser roten Beleuchtung noch größer erschien, stand da mit weit gespreizten Armen und schrie: „Uhuu, Uhuu, wie ein drohender Vogel, der den Tod verkündet. Ein anderer wieder lief mit dem Säbel zwischen den Zähnen in der Runde, die Hände vor sich haltend, als versammelte er die Zügel damit und hüpfte mit gespreizten Beinen, wie wenn er im Sattel säße. Und man sah Paare von Pferden, die mit den Köpfen gegeneinander rannten und sich die Schädel zerschmetterten ...

Der Dragoner Jasek wußte nicht einmal, wieso er plötzlich im Sattel saß. Sobald die Fuchsstute sein Gewicht fühlte, machte sie kehrt und galoppierte kopflos davon.

Jasek fliegt, fliegt ... Die Finsternis flattert ihm um die Ohren, wie eine im Winde wehende dunkelrote Fahne, und unter ihm etwas schauerlich Angespanntes, Saiten, die sich spannen und wimmern und keuchen ...

Plötzlich fällt ihm eine kleinliche Frage ein, eine entlegene Frage:

„Mutter, hast Du mir den Schlüssel auf das Fensterbrett gelegt?"

Und — — da birst es. Eine Saite ist geborsten! Aber nicht unter ihm, hinter ihm irgendwo, ins Genick hat sie ihn getroffen und — — hat sich um seinen Hals gewunden, zum Knoten verflitzt und ihn vom Pferd gerissen ...

Ein Sprung noch und die Fuchsstute steht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie steht eine Weile und kehrt langsam um. Wie wenn sie etwas suchte. Sie hat es gefunden. Sie blieb darüber stehen. Mit den Nüstern rieb sie daran und hauchte es mit warmem Dampf an.

Sie wieherte kläglich und senkte wieder den Kopf. Ihr eines Auge ist groß und unbeweglich, wie eine den Schädel durchdringende Faust ...

Dies ist die Geschichte von den Pferden ...

Sonne und Mond von Verdun

Von Alfons Goldschmidt, U.-D. d. L.

ie habe ich die Sonne herrlicher gesehen. Sie steigt hinter Siegeshöhen empor und versinkt im Todestal jenseits der Berge, die schwarz und wellig unter ihrer letzten Glut liegen. Immer ist sie eine andere, jubelnd heute, begütigend morgen, auffordernd oder mitleidig. Einmal schnitt ein Wolkenbalken sie entzwei, als wenn der Tod das lodernde Leben ins Herz treffen wollte; aber das Leben rettete sich und grüßte beim lachenden Versinken dem Verfolger ein Auferstehungshoffen zu. Dann wieder brach sie mit breiten Straßen durch das Graue, mit Bändern, die unsre Seele mit der Ewigkeit verknüpfen, wie die Sonnenstreifen auf Golgathabildern. Sie verschwendet alle Schattierungen, unerhörte Farben, sie macht den Oktoberteppich heiter. Auf ihren Strahlen und herunter an ihnen gleiten die schweren Geschosse, die Vernichtungswut wird vergoldet, aus dem Schutt der Feindesgüter wird eine edle Gerechtigkeit keimen, dafür sorgt die Sonne. Wenn sie uns alle, die wir scheu das Dunkle ahnen, mit hellen Armen umfaßt, fühlen wir, daß auch in Frankreich Gott uns liebt, daß er uns ermutigt und tröstet. Sie macht uns stolz und hart, sie macht uns demütig, sie ruft uns vorwärts und aufwärts. Und wenn sie Sonntags den betenden Soldatenpriester bescheint, ist es, als ob er eben vom Himmel gestiegen und mit seiner segnenden Hand uns dem Gottesherzen verbunden.

Stiller als im Donner der Geschütze vor Verdun kann der Mond nicht am Himmel stehen. Er kommt ganz sanft aus dem Waldgraben, silbert und rötet die Räume zwischen den Zweigen und Stämmen und macht das Greifbare schwärzer und scharf umrissen. An einem Abend, da er sich ganz darbot, breitete ein Baum all seine Gesträuche vor ihm aus und streichelte ihn, bis er ihm entglitten war. Der Posten sieht ihn gern, denn er ist der Friede und er vergißt, wenn auch der Boden dröhnt, daß das weiße Himmelsantlitz auf Blut blickt. Es gibt keinen besseren Helfer. Nie ist er zornig, wie die Sonne es sein kann. Auch mit seinen letzten Streifen mildert er noch. Er unterstützt

Generated on 2019-10-28 07:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

die Wachsamkeit und flößt in das schärfste Auge doch einen süßen Traum. Er lockt und ruft nicht in den Kampf, er geleitet in die Heimat. Fröstelnd sehen wir ihn scheiden und prüfen den Kalender, ob er bald wiederkommt. Nicht so überirdisch ist er wie die Sonne, er ist uns näher. Wenn er uns durch Herbstwaldwege führt, fühlen wir uns sicher, es ist uns, als ob er die Feinde besänftigte. Ferner rücken die große Festung, die starrenden Forts. Er ist auch hier der gute Mond, der so stille geht, daß das wilde Pulsen des Kampfblutes in Frieden abebbt. Selbst das Schlachtfeld verklärt er, die wüsten Schluchten, in denen ein böses Herrgelüsten manch braven Kameraden zu Tode gerast.

Die Stimme der Vernunft

Bald mit düsteren Drohungen, bald mit blankem Golde bemüht war Rußland, Rumänien von den Vorteilen des Anschlusses an die Feinde des Zweibundes zu „überzeugen." Frankreich arbeitet mit Schmeichelworten und mit Versprechungen. Ohne Zweifel unterstützt das biedere England die Tätigkeit seiner Bundesgenossen in Bukarest. Alle drei denken: „König Ferdinand kann in wenigen Monaten unmöglich auch nur den zehnten Teil des Einflusses erworben haben, den König Carol besessen. Die jetzt maßgebenden Rumänen, von Haus aus Gegner des Habsburgerstaates, manche auch Deutschlands, haben zwar erklärt, unbedingt an der Carol'schen Auslandspolitik festzuhalten, aber sie sind doch Rumänen d. h. Menschen, die plötzlichem Stimmungswechsel unterworfen sind. Ein an sich belangloser Zwischenfall kann diesen hervorrufen. Und wie leicht können wir, kann namentlich ich, Rußland, sogar ernste Zwischenfälle inszenieren!" Die drei Brüder denken durchaus nicht schief.

Da ist denn im Interesse der Allgemeinheit wie in dem Rumäniens selbst das Erscheinen einer Broschüre „Was soll Rumänien tun?" sehr erfreulich, weil sie diese Frage so kaltblütig, kundig und vernünftig beantwortet. Jon Frunza — der Deckname für einen hervorragenden Rumänen — beweist mit zwingender Logik, daß Rumänien sich selbst das Grab schaufeln würde, wenn es ins Lager des Dreiverbandes überginge. Der Verfasser erwähnt bei der Besprechung des Deutschenhasses der Rumänen, daß Deutschland u. a. diesen den kostbarsten Faktor für die Größe des Vaterlandes, den König Carol und seine Dynastie geschenkt habe und fährt fort: „Bei vielen Gelegenheiten haben wir dort beständige und ausgiebigste Unterstützung gefunden ..... Der Haß gegen Deutschland ist kein rumänischer Haß, er ist nicht von rumänischen Schmerzen und Interessen verursacht! Es ist der Haß anderer, von den Schmerzen und für die Interessen anderer. Es ist der Haß der Franzosen gegen die Deutschen, er ist importiert — von den Seineufern in das Donautal eingeführt."

Frunza stellt auch die angebliche Liebe der Franzosen zu den Rumänen in ein richtiges Licht und sagt dann „Deutschland, das mit starkem Herzen und gestählter Brust vor diesem asiatischen Einfall (der Russen) in neuer Form steht, erfüllt den riesenhaften Beruf des Verteidigers der europäischen Zivilisation, es spielt die Rolle, die Rom durch mehrere Jahrhunderte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit seinen Legionen gespielt hat, und als dieses besiegt wurde, als der Speer endlich aus der Hand des Legionärs fiel, weil das römische Zentrum zu schwach geworden war, erinnert man sich, was da folgte? Die fürchterliche Barbarei der langen und dunkeln Jahrhunderte des Mittelalters.

Das würde auch jetzt folgen, wenn Rußland Sieger bliebe. Es ist eine große Sünde, es ist ein fürchterliches Verhängnis, daß dieser Einfall von einer so gebildeten, reichen und edlen Nation, wie die französische, unterstützt wird, die vom Siege, für den sie jetzt alle ihre Kräfte an Menschen und Reichtum einsetzt, nur große und schwere Verluste in einer sehr nahen Zukunft zu erwarten hat."

Diese Broschüre, die in deutscher Uebersetzung im Verlage von Karl Curtius in Berlin erschienen ist, bildet für Rumänien ein Kuriosum als unbefangene, von leidenschaftlicher Stellungnahme freie, historisch und logisch feste Stimme der Vernunft ...

Ad. Flachs

„Bitte recht freundlich"

In Augenblicken kommt es einem vor, als seien alle „weltgeschichtlichen" Begebenheiten nur für Photographen und Zehnpfennighaftschreiber da. Die Herrlichkeit versunkener Völker schleicht sich in Schulbücher ein. Heute strengen sich weltstädtische Blätter an, die Instinkte der Leser zu kitzeln, indem sie die Gegner kindisch verhöhnen, obschon alle Feldherrn versichern, der Feind schlage sich höchst achtungswert. Es gibt Leute hinter der Front, die alle Verantwortung verloren haben, den Wert der Gegner natürlich besser einzuschätzen verstehen als die Sachkundigen, und für die alle Vorstellungen, endlich einmal etwas ernst zu nehmen, nutzlos sind. Manche Zeitungen verwandeln sich in Witzblätter, während einige Witzblätter allen Witz verloren haben. Englische Bilderwochenbücher brachten Schlachtengemälde, von denen ernsthaft versichert wurde, sie hätten sich genau so in Polen und Flandern abgespielt. Der Photograph scheint der liebe Gott der Deisten zu sein und ganz unbeteiligt, unbehelligt zusehen zu dürfen. — Der furchtbare Ernst von Schützengräben wandelt sich in den Sonntagnachmittagsspaß einer Laubenkolonie und Liebesgaben werden in opernhaften Stellungen empfangen. Neulich sah ich ein Bild, auf dem Russen fein säuberlich die Gewehre hingelegt hatten und die Hände hoch hielten, weil sie der Meinung waren „leben bleiben wie das Sterben für das Vaterland ist süß." Die Aufnahme war in nächster Nähe gemacht. Links sah Jemand sehr ernsthaft in den Apparat, damit er ja gut „getroffen" würde, hier hielt ein Anderer die Arme so krampfhaft hoch, als müsse er seinen Schlucken vertreiben und dort stand einer sogar mit dem fröhlichsten Gesichte der Welt, als hätte ihm der Photograph zugerufen: „Bitte recht freundlich —"

Und dann wundert man sich, wenn jemand erschossen wird! Ich weiß wirklich nicht, wer sich lächerlicher macht, diejenigen, die sich photographieren lassen oder die andern, welche den Unfug inszenieren, um Mutlose aufzumuntern.

Kurt Kersten

Der Wandsbecker Bote

(Zu seinem 100. Todestage, 21. Jan.)

Er war und ist der Dichter der Stillen im Lande, die in ihrem Kinderglauben ihr Glück gefunden haben. Noch vor 50 Jahren, lange nachdem er sein Erscheinen eingestellt hatte, fehlte

Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

der „Wandsbecker Bote“ in keinem deutschen Pfarrhause. Ich selbst erinnere mich mit stillem Heimweh, wie wir Kinder „die Geschichte vom Goliath und David“ mit verteilten Rollen und mit Tressen, Klunker, Sarras und Schleuder wie auf dem Theater aufführten. Kein Wunder. Die derbe Frömmigkeit und der hausbackene Humor des holsteinischen Pfarrerssohnes, dessen Vorfahren schon auf einem Pfarrhofe in Nordfriesland durch mehrere Geschlechter sozusagen erblich saßen, war so recht eigentlich das Abbild oder, besser gesagt, die Verkörperung der christlichen Kinderstube, wo durcheinander gebetet und gelacht wurde, wo man mit dem lieben Gott auf Du und Du stand und wo ein kerniger Bibelspruch die alltägliche Notdurft mit der nahen Ewigkeit verknüpfte.

Wer sich nicht in diese Atmosphäre hineinversetzen kann, wird dem Dichten und Trachten des wackeren Matthias Claudius nie gerecht werden. Gewiß ist er zeitlebens, obwohl er sich fleißig in allen Wissenschaften umtat, ein großes Kind geblieben, und wenn wir ihn in seinem „Boten“ über die Wolfenbüttler „Fragmente“ oder über Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ urteilen hören, können wir uns eines Lächelns kaum erwehren. Und doch klingt selbst aus den krausen Aussprüchen des biederen Kalendermanns, der gegen die verhaßten Gelehrten und Systemmacher so selbstbewußt den Bakel des gesunden Menschenverstandes und des handfesten Bibelglaubens schwingt, trotzalledem eine tiefe Ehrfurcht vor aller geistigen Größe, die von dem geistlichen Hochmut gewisser Armen am Geiste gar köstlich absticht. So wenn er seinem bäurischen Dialog über „Minna von Barnhelm“ die Nachschrift anfügt: „Noch eins, wenn Dir Lessing begegnet, kannst Du immer den Hut vor ihm abnehmen.“ Dabei trifft er mit manchem scheinbar absonderlichen Urteil geradezu den Nagel auf den Kopf. So wenn es ihm nicht eingehen will, daß „Emilia Galotti bei der Leiche ihres Appiani an ihrer Verführung durch einen andern Mann und an ihr warmes Blut denken konnte.“ Und müssen wir es diesem gläubigen Gemüt nicht hoch anrechnen, daß es bei der widerlichen Fehde, die der durch Lessing berühmt gewordene Pastor Göze in Hamburg um seines geliebten Teufels Willen mit seinem Amtsbruder Alberti führte, auf die Seite der von jenen vermaledeiten Freigeister trat — in der klaren Erkenntnis, daß diese Wilden doch bessere Menschen seien? Und mit demselben Freimut geißelte er den absprecherischen Ton, der in Wielands „Teutschem Merkur“ Hamann, Herder, Klopstock und dem Dr Goethe gegenüber angeschlagen wurde.

Nebenbei gesagt: wer sich in die Zeiten des Sturmes und Dranges hineinleben und die literarischen Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts in ihrem Nach-, Neben- und Durcheinander leibhaftig vor sich sehen will, sollte an den ehrlichen und wohlwollenden Glossen dieses „Dilettanten“ nicht achtlos vorübergehen. Aber hatte der alte Goethe Recht, wenn er dem wackeren Matthias Claudius, von dem er als Vierundzwanzigjähriger im Göttinger Musenalmanach „einige ganz vortreffliche Stücke entdeckt hatte, in einem Schema über Dilettantismus diesen häßlichen Namen anhängte? Gewiß, diesem Genie des Herzens, wie ihn Lavater in seiner Physiognomik nennt, fehlte die künstlerische Selbstzucht. Wie er in den glücklichen Wandsbecker Jahren mit seiner Rebekka und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Voß zusammen im Grase lag und alles, was ihm gerade durch den Kopf ging, für seinen „Boten" bearbeitete, so trieb er es auch, als ihn der Staatsminister von Moser, der im Hessenlande Basedowsche philantropische Ideale im Staatsleben verwirklichen wollte, auf Herders Fürsprache, als Oberlandeskommissarius nach Darmstadt berief. Aber da der erfahrene Politiker selbst nicht wußte, wie er im damaligen autokratischen Staat die Sache andrehen sollte, wie hätte ihm da der unpraktische schüchterne Poet raten können? So mochte er denn wohl, wie später der angeklagte Staatsminister sagte, „nichts tun als Vögel singen hören, Klavier spielen und spazieren geh'n." Und da sich nun auch die Kinderstube immer mehr füllte, so kam er, nach kaum einem Jahre Herrendienst, wieder als freier Schriftsteller in Wandsbeck lebend, aus der Not und Sorge ums tägliche Brot nicht heraus, bis ihm Kronprinz Friedrich von Dänemark als Mitregent des geistesschwachen Christian VII. einen Jahrgehalt von 200 Talern aussetzte.

Was aber war der bleibende Ertrag dieses idyllischen Dichterlebens, das am 21. Januar 1815 sanft erlosch? Ein halbes Dutzend Gedichte, von denen zwei, die Reise des Herrn Urian und die Geschichte von Goliath und David schon stark Schimmel angesetzt haben, zwei andere aber, das derbkomische Rheinweinlied und das stark verstümmelte Morgenlied („Stimmt an mit hohem hellen Klang") noch im Commersbuch weiterleben. Dafür hat sich sein Kalenderstil durch ein Jahrhundert bis auf den heutigen Tag fortgeerbt mit all seinen typischen Figuren und Einkleidungen, sogar mit all seinen Fehlern und Schwächen, seiner etwas gekünstelten Volkstümlichkeit und seiner zur Schau getragenen Naivetät. Ohne den „Wandsbecker Boten" hätte es keinen „Rheinischen Hausfreund", keine Spinnstube (W. O. v. Horn) und keinen „Lahrer Kalender" gegeben. Und was sind der Schulze und Müller des „Kladderadatsch" anderes als die Enkel des „Hinz und Kunz" im „Wandsbecker Boten?"

Aber auch wenn wir undankbar, wie die Nachwelt ist, durch all das einen Strich machen wollten, so blieben noch zwei Perlen deutscher Lyrik übrig, die den Namen Matthias Claudius in die Ewigkeit hinüberretten: das schlichte Abendlied „Der Mond ist aufgegangen", wo das Endliche und das Unendliche mit Kinderaugen geschaut und mit einem Kinderherzen gefühlt wird, und das ergreifende Gedicht „Bei dem Grabe meines Vaters":

„Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr."

Edgar Steiger

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Scheil'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Skandinavien

Von Wilhelm Janſſon

Woher es kommt, daß uns Skandinaviern die Heimat zu eng erſcheint, wird wohl nie ganz ergründet werden. Der jüngſt verſtorbene verdienſtvolle Profeſſor Guſtav Sundbärg hat in ſeiner ſchwediſchen Emigrationsenquete einen Verſuch auf breiteſter Grundlage unternommen, die Urſachen der Auswanderung feſtzuſtellen, und jede Provinz wurde dabei von intereſſierten Mitarbeitern beſonders unterſucht. Wir hören da von wirtſchaftlichen Bedrängniſſen, perſönlicher und ſozialer Unfreiheit, von tödlicher Langeweile in den Einöden der ſchwediſchen Wälder, wohin nur der Zugvogel im Frühling frohe Botſchaft von der zaubervollen Welt draußen bringt, und im Herbſt den Gruß und ein Stück Herz der Menſchen bei ſeinem Fortzuge mitnimmt. Sundbärg ſelbſt findet am Schluſſe ſeines umfangreichen Werkes mutige Worte an die Daheimgebliebenen, denen er ein Spiegelbild ihrer Zwieſpältigkeit und Nachläſſigkeit, ihres Mangels an ſozialem Sinn und Unternehmungstüchtigkeit, unerſchrocken vorhält.

Insbeſondere die letztere ſieht Sundbärg beim einzelnen Individuum ſowohl als bei dem Volksganzen fehlen. „Man ermangelt in unſerem Lande die wirtſchaftliche Schaffensfreude ... Und man muß auch zugeben, daß die Verhältniſſe bei uns nicht ſehr aufmunternd ſind für eine ſolche. Mißlingt man, iſt man ein Schwindler und Betrüger, gelingt man, iſt man ein Blutſauger und Räuber. Unſer Volk hat noch nicht gelernt, den wirtſchaftlichen Unternehmungsgeiſt zu ſchätzen. Man ſagt, daß wir in Schweden nicht den gebührenden Reſpekt vor der körperlichen Arbeit haben, und leider iſt das wahr. Aber ebenſo unglückſelig iſt, daß wir nicht den ſchuldigen Reſpekt vor der wirtſchaftlichen Tätigkeit überhaupt haben, mag ſie nun mit der Hand oder mit dem Kopfe ausgeübt werden."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieſes Urteil ſtützt ſich auf ein lebenslanges Beobachten und auf wiſſenſchaftliche Unterſuchungen. Daneben nennt Sundbärg noch manche andere Gründe. So hätten wir „zwanzig Jahre zu lange mit den Eiſenbahnen gewartet und dreißig Jahre zu lange mit dem allgemeinen Wahlrecht. Das wichtigſte Heilmittel gegen die Emigration iſt, daß wir nicht zurückbleiben, weder hinſichtlich des wirtſchaftlichen Unternehmungsgeiſtes, noch mit ſozialen Reformen. Aber das „Nachhinken" liegt ſo tief in unſerer ſchwerfälligen ſchwediſchen Natur, daß dieſe Gefahr immer zu überwinden bleibt." Den mangelnden Patriotismus als Auswanderungsgrund weiſt er indes zurück. Die Norweger hätten einen Grad des Patriotismus, der den Neid erwecken könnte, aber ſie wandern auch aus.

Dieſe Beurteilung der Frage iſt gewiß ſtich- und hiebfeſt. Aber weshalb hat man in Schweden keinen Reſpekt vor der wirtſchaftlichen Arbeit? Weil jeder achtzehnjährige Jüngling, der mit Ach und Krach das Abiturium beſtanden hat, regieren will, und wie ein Gott auf das Volk der Handarbeiter herabſieht. Nirgends wird m e h r regiert, als in Schweden. Der Großgrundbeſitzer und der Fabrikdirektor beanſpruchen ihr Königreich, wie anderswo auch. Der Bureaukrat waltet innerhalb der Wände der Paragraphen, die es wortgetreu — und ohne Begriffe — auszulegen gilt. Am gräulichſten iſt mir das Regiment der intellektuellen Halbſtarken, die ſich auf Preſſe und „Literatur" verlegen. Wie vornehm tuſcheln ſie nicht über den „Autodidakten" — in Deutſchland habe ich in zwei Jahrzehnten das Wort nicht gehört, in der ſchwediſchen Preſſe iſt es täglich zu leſen. Strindberg hat in der „Inſel der Seligen" dieſe Herrſchaft der „Intellektuellen" vorzüglich gegeißelt und ſeine Darſtellung iſt bis zum letzten Jtipfelchen wahr. Man braucht kaum Schwede zu ſein, um zu fühlen, daß das Reich Laſſe I. im Oſten vom Baltiſchen Meere und im Weſten vom Kattegat beſpült wird.

In der Preſſe machen dieſe Vertreter der Knopfologie, um mit Strindberg zu reden, ö f f e n t l i c h e M e i n u n g. Vorwiegend in der Preſſe der Linken laſſen ſie ſich heute vernehmen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und da haben wir während des Weltkrieges in einzelnen, aber weit verbreiteten demokratischen Blättern eine antideutsche „öffentliche Meinung" erfahren, die zwar mit der Volksstimmung im Widerspruch steht, aber doch als Volksmeinung verkauft wird, das Bettlakenformat zu 5 Oere. Ein ehrenwerter Doktor der Knopfologie, der über die schwedischen Grenzpfähle noch nicht hinausgesehen hat, ergriff am lautesten das Panier Rußlands gegen die deutschen Barbaren. Ein anderer Jüngling von der gleichen Fakultät bombardiert mich, den „deutschen Regierungsagenten", mit den schimpflichsten Unterstellungen, wobei er immerhin den Beweis liefert, daß er mit Erfolg auf dem Balkan folkloristische Studien betrieben hat. Sundbärg hat in seinem Werke auch diese Spezies charakterisiert. „Praktisch bietet der schwedische ‚Rechtsstaat' keinerlei Schutz für derartige Fälle. Die Ehre und das mitbürgerliche Ansehen einer Person ist in Schweden genau so gut geschützt, wie das Leben eines unbewaffneten Mannes im Dschungel."

Nein, alle Emigrationsenqueten nutzen nichts. Zwar liest man bei uns viel, und sogar Sundbärg und Strindberg finden am Ende ihre Leser. Aber auch im Lesen gibt es Unterschiede. In Deutschland liest man um zu lernen, in Schweden lernt man um zu lesen. Kein Wunder, daß demokratische Intellektuelle das englische Geschwätz von den deutschen Barbaren nachplappern.

Wir sind trotz unserer weiten unbewohnten Gebiete zu klein. Das Hirn findet innerhalb der eigenen Landesgrenzen keine großen, die Welt bewegenden Probleme, an denen es sich zünden kann. Wem das heimische Wams zu eng wird, zieht in die Welt hinaus, und wird von den Daheimgebliebenen „Auslandsschwede" genannt. Gelegentlich hält man ihm auch vor, was er der Heimat schuldet. Daß es meistens nichts als trübe Erinnerungen an freudlose Tage sind, kümmert die großen Geister am Baltischen Gestade nicht.

Da hat uns der Krieg einen Lichtblick gewährt. Er hat den leeren geographischen Begriff Skandinavien mitten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in die toſende Brandung der Weltpolitik geſtellt. Ich habe gewiß keine übermäßigen Gefühle für den jetzigen Träger der ſchwediſchen Krone, den Mann mit der ariſtokratiſchen Geſte und der Geringſchätzung der Demokratie. Aber die Dreikönigskonferenz in Malmö am 18. und 19. Dezember war doch eine königliche Tat, die Guſtav V. um ſo höher anzurechnen bleibt, als ſie nur durch Ueberwindung bitterer Erinnerungen möglich wurde. Das Jahr 1905 war am ſchwediſchen Königshof nicht vergeſſen, die kündigungsloſe Entlaſſung der Dynaſtie Bernadotte durch den damaligen Herrſcher Norwegens, den Schiffsrheder Michelſen, in friſcher Erinnerung. Aber Michelſen war kein Konſul Bernick und das norwegiſche Staatsſchiff keine wurmſtichige „Gazelle", die mit Bemannung und Ladung havariert. Die ſeetüchtige Brigg des norwegiſchen Staates wechſelte 1905 nur den nominellen Rhedereidirektor; Kapitän und Beſatzung blieben wie zuvor tüchtige Seefahrer, die mit Kompaß und Takelung genau Beſcheid wiſſen. Das macht ſie in der Stunde der Not zu wertvollen Gefährten. Die Initiative des Schwedenkönigs zu der Malmöer Konferenz ſchließt die Anerkennung dieſer Tatſache in ſich. Für die Sicherheit der Fahrt iſt es ja auch gleichgültig, ob auf der „Vaterland" die Hapagflagge, oder die des Bremer Lloyds gehißt wird.

Als der Weltkrieg die nordiſchen Länder an die Wahrung ihrer Unabhängigkeit mahnte, war der an ſich verſtändliche Antagonismus der beiden Höfe von Stockholm und Chriſtiania überlebt. Es ſtehen wichtigere Intereſſen auf dem Spiele. Der engliſche Handelskrieg gegen Deutſchland hat die ſkandinaviſche Neutralität in ihrem Lebensnerv verletzt. Handelspolitiſch iſt Skandinavien unter engliſche Souveränität geraten. England kontrolliert den transatlantiſchen Handel der nordiſchen Staaten und beſtimmt, was ſie einführen dürfen, und was nicht. Es hat den Begriff der abſoluten Konterbande auf die relative ausgedehnt und dieſe letztere erweitert. Und das für Freiheit und Demokratie kämpfende edle Brüderpaar, England und Rußland, haben dazu den eisfreien norwegiſchen Hafen Narvik und die ſchwediſche Lapp-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

landbahn für den engliſchen Export von Kriegsmaterialien nach Rußland auserſehen. Die ſchwediſche Bahn geht bis Karungi am Torne Elv, 25 Kilometer von Haparanda. Rußland hat ſeit Beginn des Krieges ſchleunigſt auf ſeinem Ufer des Torneflusſes ſeine Bahnlinie von Tornea nach Karungi weitergeführt und ſomit die Verbindung mit dem ruſſiſchen Eiſenbahnnetz hergeſtellt. So könnte alſo England die Ausfuhr ſeiner Kriegsinduſtrie betreiben, auch nachdem Archangelsk vereiſt iſt.

Das Hauptorgan der ſchwediſchen Sozialdemokratie in Stockholm hat zuerſt dieſen beabſichtigten Verkehr als „ordentliche Handelstraſik" bezeichnet, die niemand was angeht. Das entſpricht zwar der jetzigen ruſſiſchen Haltung des Blattes. Aber die Intereſſen Rußlands widerſprechen ſeit jeher durchaus denen Schwedens. Die Zufuhr von Kriegsmaterial über Schweden nach Rußland würde Deutſchland von jeglicher Rückſicht auf ſchwediſche Intereſſen entbinden und je nachdem, wie der Fall in Berlin aufgefaßt wird, zu milderen oder härteren Gegenmaßnahmen Anlaß geben. Zum mindeſten hätte Deutſchland bei einem Friedensſchluß mit Rußland kein Intereſſe an der nordſchwediſchen Integrität mehr, wenn jetzt der nordſchwediſche Verkehr zu Kriegszwecken in Rußlands Dienſten ſtände. Die Dreikönigskonferenz von Malmö hat dieſen ruſſiſch-engliſchen Spekulationen ein Ende bereitet. Norwegen und Schweden werden gemeinſam ihre Neutralität wahren, und wenn notwendig *verteidigen*. Eine Neutralitätsverletzung im Norden zu ungunſten Deutſchlands dürfte nach der Malmöer Tagung ausgeſchloſſen ſein.

Für die ſkandinaviſche Zukunft bedeutet die Konferenz hoffentlich mehr, als das momentane Einvernehmen in der Stunde der Not. Was wir Skandinavier brauchen, iſt das einheitliche, auf föderativer Grundlage aufgebaute Skandinavien, das jedem beläßt, was zu ſeiner viel geprieſenen „Eigenart" gehört. aber zuſammenfaßt, was zuſammenzufaſſen iſt. Der Partikularismus iſt, glaubt Ihr, iſt eine deutſche Eigenart. Gott bewahre! Was in Deutſchland Partikularismus genannt wird, iſt reinſtes Kosmopolitentum,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verglichen mit dem partikulariſtiſchen Geiſt der ſkandinaviſchen Völker. Dieſe ſtehen in dieſer Beziehung ungefähr da, wo die deutſchen Stämme ſtanden, als Napoleon auf deutſchem Boden hauſte. Wenn in Deutſchland von den Skandinaviern Ibſen, Drachmann und Strindberg geſprochen wird, heißt es in Schweden fein pointiert: der Norweger Ibſen, der Däne Drachmann und — jetzt nach ſeinem Tode — unſer ſchwediſcher Dichter Strindberg. Daß Norweger und Dänen es ebenſo machen, verſteht ſich am Rande.

Die Dreikönigskonferenz war gewiß noch weit entfernt von der Tat des deutſchen Zollvereins. Aber eine Etappe auf dem Wege war ſie doch. Wir haben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Skandinavismus der Studenten gehabt, der ſich in ſchönen Reden und Pjolter und Caloricpunſch auslebte. Er wurde gegen Ende des Jahrhunderts vom Skandinavismus der Arbeiterklaſſe abgelöſt, der ſein feſtes Band um die organiſierten Arbeiter des Nordens ſchlang. Ihm ſind die organiſierten Unternehmer gefolgt und auch das profitſuchende Kapital. Die drei Könige vollenden nur, was jene begonnen.

Für das größere Skandinavien ſind drei Faktoren vorhanden: Die reichen induſtriellen Möglichkeiten Schwedens, der ausgezeichnete Kaufmannsgeiſt der Dänen, die nicht nur Mittel gegen rote Naſen (das iſt eine ſchwediſche Verleumdung), ſondern wirkliche induſtrielle Produkte umzuſetzen verſtehen, und ſchließlich die ungemein tüchtige ſeefahrende Bevölkerung Norwegens, die auf allen Meeren der Erde heimiſch iſt. Für ſich iſt jeder wenig, vereint wären ſie ein Volk mit großen Möglichkeiten auf allen Gebieten.

Und damit, glaube ich, würde ſich die Emigrationsfrage von ſelbſt löſen. Wenn der Norden ſeinen Söhnen ſelbſt die Entwickelungsmöglichkeit böte, würde Amerika ſie nicht mehr locken, als es Deutſche und Engländer heute lockt. Die Emigration wäre kein „fließender Blutſtrom“ mehr, ſondern nur die Quelle des Lernens und der Schaffung neuer Kultur- und Handelsverbindungen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch würde uns der zu erwartende wirtschaftliche Aufschwung von der Institution des „Herrn Kandidaten" befreien, des Abiturienten, der mit den gleichen Ansprüchen auf Respekt und Versorgtwerden auftritt, wie der preußische Korporal nach zwölfjähriger Dienstzeit. Und weil uns die Malmöer Tagung solche Zukunftsaussichten eröffnet, wollen wir ruhig eingestehen, daß sie eine Tat war. Wir warten verheißungsvoll auf die nächste. Vielleicht bringt der Weltkrieg auch diese.

Lord Rosebery

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

In einer Rede zur Belebung des Rekrutierungsgeschäfts in Dalkeith vom 8. Januar sagte Lord Rosebery:

„Wir stehen zwei Tatsachen von größter Bedeutung gegenüber:

1. daß die britische Nation auf immer unterworfen wäre, wenn sie nicht bis zum letzten Schilling und bis zum letzten Mann kämpfte, und
2. daß das deutsche Volk als die größte Militärnation der Welt sich nie wieder erheben würde, wenn es geschlagen würde."

Lord Rosebery, den ich nie für den scharfblickendsten der englischen Staatsmänner angesehen habe, kennt die Vorliebe seiner Landsleute für „Tatsachen." Er benützt daher dieses Wort, um zwei Meinungen mit dem Stempel der Tatsächlichkeit zu versehen und in Umlauf zu setzen. Beide sind unlogisch und unpsychologisch. Denn erstens, „wenn die britische Nation bis zum letzten Schilling und bis zum letzten Mann kämpfte", wäre sie unterworfen, denn dann, wäre sie unheilbar geschwächt.

Zum zweiten, „wenn das deutsche Volk geschlagen würde", so würde es sich unfehlbar wieder erheben; der Wiederaufrichtungsentschluß würde Deutschland „militarisieren", wie noch nie, so gewiß als eine Niederlage Englands die allgemeine Wehrpflicht nach Großbritannien bringen würde.

Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Mag Lord Rosebery seine Landsleute locken, mit welchen Argumenten ihm beliebt, nur muß er es hinnehmen, sich sagen zu lassen, daß seine sogenannten „zwei Tatsachen von größter Bedeutung", in Wahrheit zwei Trugschlüsse von geringster Wahrhaftigkeit sind.

Paris und wir

Eine Stil- und Mode-Betrachtung von Professor Dr. Gustav E. Pazaurek (Stuttgart)

Auf den Schlachtfeldern im Westen und Osten wird deutsche Geschichte gemacht; die Feder der Diplomaten, über die in ruhigen Zeiten noch zu sprechen sein wird, ist den Geschossen der Heere gewichen. Es scheint also nicht gerade die geeignetste Zeit zu sein, über Kunst, Stil und Mode zu sprechen. Und dennoch müssen wir, ebenso wie der Generalstab im tiefsten Frieden alle Einzelheiten des gegenwärtigen Krieges in geradezu genialer Weise vorbereitet hat, schon jetzt soweit wir für die Waffe leider selbst untauglich sind, während noch unsere Haubitzen und Mörser dröhnen, an die hoffentlich nicht allzuferne Friedensperiode denken und bei Zeiten wohlüberlegt Fürsorge treffen, um auch den unentbehrlichen Mobilmachungsplan für die nachfolgende Kulturarbeit auf allen Gebieten zu beschaffen.

Ein gewaltiger Riß hat plötzlich unsere Beziehungen zu einer Reihe von Staaten jähe unterbrochen. So einschneidend dies vom volkswirtschaftlichen Standpunkt ist, kulturell vollwertige Nationen waren bisher doch nur die Franzosen und Engländer, und vom ästhetischen Standpunkt kamen doch wohl nur die Franzosen in Betracht. Vor anderthalb Jahrzehnten hat man vielleicht noch glauben mögen, daß von den romantischen Schwärmern, wie J. Ruskin, W. Morris, B. Jones, Rosetti oder W. Crane oder gar über diese hinaus von einem Chippendale oder Sheraton entscheidende Befruchtung erwartet werden könnte. Heute weiß man bereits längst, daß das ein Irrtum war, und daß man vom nüchternen Albion, wie ich bereits 1897 schrieb, höchstens rein praktische Anregungen erhoffen darf, niemals künstlerische Phantasie, die den Engländern fast vollständig fehlt. — Anders steht es um Frankreich, das seit dem dreißigjährigen Kriege in Geschmacksfragen tonangebend geworden war und dies sogar nach Sedan vielfach geblieben ist. Nicht unbedeutende, sonst recht gute deutsche Kreise können nicht nur die Weine des Franzen leiden, sondern halten sich noch immer an das geflügelte Wort des alten Berliner Possendichters Kalisch: „So'n bißchen französisch, das ist doch ganz wunderschön."

Es ist wirklich nur noch ein kleines Bißchen, was Frankreich — oder genauer gesagt nur Paris und vielleicht auch ein wenig Nancy —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an ursprünglicher Kunst zu bieten hat. Wir wollen nicht undankbar sein: die französische Malerei hat uns noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viele Anregungen geboten, desgleichen im Kunsthandwerk die Plakate und Plaketten, Schmuck und Kunstgläser. Aber immer hat es sich nur um einen allgemeinen Anstoß gehandelt, doch auch etwas Selbständiges zu versuchen, und die Entwickelung, die unser kunstgewerbliches Schaffen nahm, führte zu ganz anderen Zielen, sodaß heute auch kaum mehr eine leise Spur von französischem Wesen im deutschen Kunsthandwerk zu entdecken ist, ganz abgesehen davon, daß die Majorität in der Republik immer noch die Königsstile bevorzugt, denen wir Monarchisten schon längst die Kündigung überreicht haben.

Wenn wir dies feststellen, so liegt dem wirklich und wahrhaftig kein Haß gegen unsere westlichen Nachbarn zu Grunde, den wir seit dem Frankfurter Frieden, ja schon seit dem Wiener Kongreß eigentlich aufgegeben haben. Einsichtsvolle Köpfe an der Seine haben das selbst gemerkt, ja ab und zu auch bereits ausgesprochen. Den Franzosen ging es aber lange zu gut; wahllos hat man ihnen alles abgekauft, was sie machten und alles einfach als geschmackvoll hingenommen, nur weil es aus Paris stammte; auch die Seidenstoffe von Lyon, die Brüsseler Spitzen, die Intarsien von Nancy und manches andere wurde viele Jahre hindurch fast unbesehen gekauft; die Herkunft war schon eine genügende Legitimation. Diese Verhältnisse riefen ein Beharrungsvermögen hervor, das allmählich fast in Starrheit ausartete. Wir begreifen kaum mehr, wie durch Jahrzehnte alle die französischen Nippesobjekte und Galanteriewaren, die ein altes Stil-Schema nur wenig variieren, immer wieder Liebhaber bei allen Nationen finden konnten.

Das Geheimnis des Erfolges französischer Erzeugnisse lag außer in einer anständigen, durch lange Tradition gefestigten Technik, in der natürlichen Grazie, die den Parisern fraglos in höherem Maße eigen ist, als es der sonstige Durchschnitt ausweist, in ihrer eleganten, leichten, zarten, allerdings auch weichlichen, durchaus femininen Art, die oft wie Hyperkultur aussieht, während sie eigentlich schon vielfach Decadence ist.

So ungünstig solche Voraussetzungen für die Stilbildung sind, die ohne männlich starke Konsequenz nicht gut denkbar ist, so vorzüglich gelingen auf solchem Boden die rasch wechselnden, für den Stil nur in einer sehr beschränkten Auswahl als Vorstufen brauchbaren Moden, namentlich auf einem kunstgewerblichen Grenzgebiete: den Kleidertrachten. Der männliche Anzug scheidet seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ganz aus, da die Zivilisten der Kulturvölker diese Angelegenheit zum Unterschiede von früheren Zeiten dem Kunsthandwerk entrückt und dem Gewerbe, bezw. der Industrie überantwortet haben. Die Damenwelt ist jedoch anderer Ansicht und widmet eine erhöhte Aufmerksamkeit nicht nur der Gesellschaftskleidung, sondern auch recht weitgehend sogar der Alltags- und Arbeitstracht. Hier kommt also Kunsthandwerk und Kunstindustrie in Geweben und Drucken, Stickereien und Spitzen bei Kleidern und Hüten nebst dem tausendfältigen festen oder beweglichen Schmuck in um-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fassender Weise zum Worte, während die alten Zunftgenossen z. B. der Perlhefter oder Federschmucker bei bloß männlicher Kundschaft heute längst verhungert wären. Die Sorge um das weibliche Kostüm im Zusammenhange mit den zahllosen, damit zusammenhängenden Vorschlägen und Mustern hat gerade in der französischen Landeshauptstadt einen solchen Umfang angenommen, daß wir uns schon daran gewöhnt haben, unter „Pariser Moden" nur noch Angelegenheiten der weiblichen Kleider- und Hutttracht zu verstehen.

Und dies ist auch der letzte Rest der Hegemonie, die Paris in Geschmacksfragen noch jetzt ausübt, nachdem der Ruhm des sonstigen französischen Kunstgewerbes wenigstens bei uns durch die zielbewußte und glückliche Arbeit unserer eigenen Kräfte nicht nur erschüttert, sondern fast schon ganz verblaßt ist. Aber um die neuesten Kleider- und Hut-Modelle würden unsere Frauen am liebsten heute noch nach Paris fahren, wenn dies der Krieg nicht unmöglich gemacht hätte und wenn die Pariser in diesen Zeiten selbst Zeit und Muße dazu fänden, „Nouveautées" zu „creieren." Wie die künftigen Frühjahrsmoden aussehen könnten, wenn Paris jetzt dazu käme, solche zu schaffen, wäre leicht zu erraten. Der „Simplizissimus" hat erst kürzlich eine exotische Modegesellschaft im Bilde vorgestellt, zwar als Scherz; aber in Wirklichkeit würde sicherlich in dieselbe Kerbe geschnitten. Die Mode hat jederzeit — zum Unterschiede von der Stilbildung, die von inneren Notwendigkeiten ausgeht — äußerliche Aktualitäten als anregende Faktoren benützt. Daß das ohnehin bereits vorbereitete „Schottisch" — der phantasieloseste Buntstoff, den man sich denken kann — nach der nun auch praktisch durchgeführten Waffenbrüderschaft mit Großbritannien von den Franzosen erst recht begünstigt werden wird, läßt sich unschwer prophezeien, und ebenso wird sich bestimmt der Anblick der phantastischen Senegalsoldaten oder Inder zu verschiedenen ausgefallenen „Inspirationen" verdichten.

Es entsteht nur die Frage: Brauchen wir uns dergleichen gefallen zu lassen? Ist es nicht überhaupt schon hoch an der Zeit, die Berechtigung der Pariser Diktatur im Reiche der weiblichen Mode einer Ueberprüfung zu unterziehen?

Was von Paris zu uns herüberkam, war sicherlich nicht immer schön, wenn es auch den jeweiligen Zeitgenössinnen für kurze Zeit gefiel. Am lautesten war wohl der Ausbruch der Bewunderung in jenen Tagen, als noch die Kaiserin Eugenie in den Tuilerien den Ton angab, und gerade diese Kleiderperiode — nicht etwa nur die Crinoline — erscheint uns heute als das Scheußlichste von allem, was sich die Damen je haben bieten lassen. Uebrigens war die Mode der letzten Jahre auch nicht gerade verlockend, wenn man nicht die verführerischen Schlitze und die durchscheinenden, koischen (nicht keuschen) Gewänder so bezeichnen will; die armen Trägerinnen hatten viel Mühe, in ihren Riesenhüllen von Stoffen und Pelzwerk einigermaßen ihre Bewegungsfreiheit zu wahren. Aber hier liegt nicht der Kernpunkt der Frage. Wenn die Moden auch von wo immer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kämen, würde es die selbstverständliche Abwechslung und geforderte Mannigfaltigkeit bedingen, daß Schlechtes auf Gutes, Unglückliches auf Schönes folgen müßte und umgekehrt. Gerade die unberechenbare Laune behauptet in allen Modefragen ihren Reiz.

Der durchschlagende Erfolg der Pariser Damenmoden — das dürfen wir keinen Augenblick vergessen — lag hauptsächlich darin, daß sie nie philiströs waren. Nun verstehen wir auch, warum die deutsche Bewegung, die vor mehr als einem Jahrzehnt mit dem „Reformkleid" begann, und mit etwas geändertem Programm im „Künstlerkleid" und im „Eigenkleid" fortgesetzt wurde, trotz der Mitwirkung tüchtiger künstlerischer Kräfte, abflaute, ja abflauen mußte: Sie war eben zu solid. Mit furchtbarem Ernst, der der Nation der Denker alle Ehre machte, aber die Nation der Dichter nicht erraten ließ, wurden alle Forderungen der Sittlichkeit, Zweckmäßigkeit und Hygiene zunächst nach allen Himmelsrichtungen ventiliert, bis eine recht spießbürgerliche Normalform herauskam, die durch etwas Stickerei annehmbar gemacht werden sollte; die Farbe blieb auch möglichst trüb und düster, um die „Anständigkeit" der Trägerin besser zu betonen. Ein klein wenig Zucker, nicht einmal etwas Parfum sollte die bittere Pille genießbar machen.

Man hatte nur einen einzigen Faktor in der Rechnung übersehen, leider gerade den wichtigsten: die Seele des Weibes, bezw. die Psychologie der weiblichen Tracht. Die Frau, und gerade auch die anständigste Frau protzt nicht mit einer äußerlichen Uebermoral; sie will gar keine Nonne sein oder für eine solche gehalten werden. Und namentlich die junge Frau hat gar keine Ursache, spießerhafte Langeweile zu heucheln, die ihrem Temperament so wenig entspricht. Es wäre widernatürlich, von ihr zu verlangen, auf alles verzichten zu sollen, was ihr Aeußeres in das günstigste Licht rücken könnte. Die ganze Kostümgeschichte lehrt uns, daß die Tendenz stets auf eine Unterstreichung der spezifisch weiblichen Reize hinarbeitet, was nur vorübergehend — z. B. durch die spanische Tracht des ausgehenden 16. Jahrhunderts — verdunkelt werden konnte. Die Frau verzichtet lieber auf Bequemlichkeit oder Zweckmäßigkeit, aber niemals auf ihr selbstverständliches Recht, zu gefallen; sie weiß nur zu gut: Langeweile tötet, und zwar nicht nur die Kunst, sondern auch die Liebe.

Darin nun waren gerade die Franzosen Meister, daß sie in Form und Schnitt wie in der Farbe in launischer Sprunghaftigkeit und graziösem Raffinement die Empfindung der Langweile nie aufkommen ließen, und um das zu erreichen, selbst vor gewagten Extremen nicht zurückschraken. Die so arg verschriene „Tyrannin" Mode ist bei Licht besehen nicht einmal gar so grausam; sie lächelt immer, sie lächelt sogar dann, wenn man sie hintergeht; um sicherer herrschen zu können, hat sie selbst die Maschen ihres Machtnetzes nicht zu enge geknüpft, zur anscheinenden Gebundenheit ein ziemlich weitgehendes Recht auf persönliche Freiheit gesellt und so einen drückenden Absolutismus klug in eine konstitutionelle Monarchie verwandelt. Wenn wir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Zeitschriften oder Modebilder durchblättern, sehen wir recht deutlich, daß immer nur das eine oder andere Element als gemeinsamer Grundton herausspringt, während sonst die Grenzen für die individuelle Willkür recht weit gesteckt sind. Noch mehr als in Form und Schnitt läßt sich das in der Farbe verfolgen. Gewisse, allgemeine Richtlinien, die schon durch die großindustrielle Produktion der Textilfabriken und der Farbenlaboratorien von selbst gegeben sind, werden allerdings eingehalten, und das ist auch eine Wohltat, damit sich andere Farbengruppen und Kombinationen wieder erholen können und wenn ihre Zeit gekommen ist, wieder „wie neu" wirken können. Trotzdem aber haben gerade die Pariser die individuelle Farbenwahl je nach Teint, Haarfarbe, Naturell oder Gemütsstimmung stets begünstigt und durch besonders feinfühlige Zusammenstellungen jede Schwere und Plumpheit, alles Grelle und Schreiende glücklich zu vermeiden gewußt und gerade damit ihre große Kundschaft nur noch fester an sich gefesselt. Man muß nur einmal einen Einblick in die geradezu riesenhaften Musterkollektionen gewonnen haben, Stoffe und Besatzartikel aller Art, die man aus der ganzen Welt zur Auswahl nach Paris schickte und die von dort aus als echt französisch wieder zurückfluteten, obwohl die Glasknöpfe aus ..olonz, die Spitzen aus Brüssel oder die Posamentrien aus Sachsen stammen. Aber die Pariser haben aus all diesen fabelhaften Muster-Hekatomben eine geschickte Auswahl getroffen, beziehungsweise ihre internationalen Bestellerinnen mit sanfter Hand geleitet, den heterogensten Wünschen entsprochen und ihren Vorteil dabei zu wahren gewußt.

Dabei spielt nun nicht nur die traditionelle Technik, die ererbte Grazie wie das angeborne feine Farbenempfinden eine Rolle, sondern vielleicht mehr als alles das: eine großartige Organisation im allgemeinen, wie im besonderen. Dazu gehört eine jahrelange, gefestigte Beziehung der führenden Modewarenhäuser nicht nur wenigstens in gewissen Punkten untereinander, sondern auch mit Modezeitschriften, die unbedingt oder wenigstens zum Teile, sowohl in Paris als in allen Hauptstädten zur Verfügung stehen und durch überall, in jede Schneiderwerkstatt eindringende Modevorlagen ergänzt werden. Dazu gehört ferner die nicht leicht zu gewinnende Verbindung mit der, in den vulgären Geschmacksfragen tonangebenden internationalen Lebewelt, der Gesellschaft der wohlhabenden Persönlichkeiten, die sich im Theater- und Ballsaal, beim Turf oder im Wohltätigkeits-Bazar, in Kurorten oder Seebädern zusammenfinden und einander durch „aparte" Roben, Hüte und Zugehör zu überbieten trachten. Wichtig ist aber nicht nur der Zuschauerraum im Theater, sondern noch mehr die Bühne, wo nicht selten die Bedeutung eines Gesellschaftsstückes hinter der der Salondamen-Kostüme erheblich zurücksteht. Und nicht zu übersehen ist schließlich der maßgebende Einfluß der Halbwelt, nicht jener armen Geschöpfe, die z. B. die Berliner Friedrichstraße bis in die spätesten Nachtstunden bevölkern, sondern der blendenden Grande-Kokotte, die in den ersten Restaurants von Monte Carlo, Ostende, Biarritz oder Norderney, von höchstem Luxus umgeben gleich einer Fürstin Hof hält.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Werden wir Deutsche — so muß man sich nun fragen — je dahin kommen, nach beiden eben skizzierten Richtungen einen erfolgreichen Wettbewerb mit den Franzosen einleiten oder gar durchführen zu können, nämlich sowohl was die unberechenbare Grazie und leichte Hand anlangt, die hier an die Stelle unserer allzu gewichtigen Solidität zu treten hätte, als auch in der Lebewelt-Organisation. Ich fürchte, daß uns die zweite Frage noch größere Schwierigkeiten verursachen wird, obwohl wir sonst auf allen Gebieten gerade in organisatorischen Angelegenheiten nicht leicht vor einer Schwierigkeit zurückschrecken. Aber Modefragen sind leider keine Kongreßvorbereitungen, ebensowenig Eisenbahn- oder Post-Institutionen. Es widerstrebt völlig dem deutschen Wesen, das nur die Bienen, nicht die Drohnen der menschlichen Gesellschaft schätzt, die Bedeutung einer Menschenklasse anzuerkennen, die das „Lanzieren" von Moden bereits als eine Arbeit, womöglich sogar als einen Lebensberuf auffaßt, ebensosehr auch den Modefragen überhaupt eine Wichtigkeit beizumessen, die sie vom ästhetischen Standpunkte nicht verdienen. Aber hier kommen vorwiegend volkswirtschaftliche Momente in Betracht, und das dürfte zwar nicht die Aesthetik, die sich ja heute auch in Paris mit den gleichen Dingen nicht oder nur nebenbei, mehr feuilletonistisch zu befassen pflegt, jedoch ohne Zweifel die kommerziellen Kreise bestimmen, auch den verschlungenen Wegen einer Mode-Organisation nicht auszuweichen. Versuche dieser Art, wenn auch bisher nur im bescheidenen Umfange und daher auch ohne nennenswerten Erfolg, sind bereits tatsächlich z. B. von einem Teile der Schmuckindustrie gemacht worden. Wiederholungen im großen Maßstabe werden daher wohl auch nicht unerreichbar sein und dann hoffentlich bessere Früchte zeitigen.

Aber es gibt immer noch viele nicht belanglose Stimmen, selbst in unseren Reihen, welche uns Deutschen die Fähigkeit absprechen, auch wenn wir die sekundäre Organisationsfrage gelöst hätten, die Moden selbst zu schaffen, die die Aussicht hätten, sich neben den Parisern zu behaupten oder diese gar zu verdrängen. Die ganze deutsche Kultur mit ihrer ausgesprochenen Hinneigung zur gediegenen, ja monumentalen Sachlichkeit werde — so sagt man — niemals im Stande sein, jene zarten und duftigen Gebilde der Laune hervorzubringen, auf die nun einmal eine Dame von Welt niemals wird verzichten wollen. Der Deutsche könne eben nicht aus seiner Haut fahren, ihm fehle die erforderliche spielerische Phantasie, die leichte Erfindungsgabe, ja überhaupt Wunsch und Wille, sich mit einem „Nichts" sein Leben lang zu beschäftigen.

Ich teile diese Ansicht nicht. Abgesehen davon, daß die Bedeutung der Mode auch in der weiblichen Kleidung weder vom ästhetischen, noch vom nationalökonomischen Standpunkt aus bagatellisiert werden darf, glaube ich, daß in den Ansichten, die so wenig Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten verraten, wohl ein Körnchen Wahrheit, aber noch viel mehr falsche Verallgemeinerung steckt. Es gibt nämlich, wie in jedem anderen Volke

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch bei uns Kräfte, die für solche Aufgaben nicht taugen und ebenso andere, die bereits den Befähigungsnachweis erbracht haben, daß sie sich gerade für diese Gebiete ausgezeichnet eignen, und gerade solche werden, wenn erst die entsprechenden Nachfragen vorhanden sind, zweifellos auch ein erhöhtes Angebot bewältigen können, statt wie bisher gerade nach Paris auszuwandern und dort anonym den Ruf französischer Arbeit fördern zu helfen.

Nach außen steht heute das deutsche Reich zum Glück festgefügt und einig da, wie noch nie zuvor. Deshalb sind aber die Eigenheiten — Vorzüge, wie Schwächen — der verschiedenen Stämme noch nicht geschwunden, obgleich der stetige Austausch schon vieles gegenseitig abgeschliffen hat. Die zahllosen, durch die überragende deutsche Kultur angezogenen, auswärtigen Kräfte, die sich restlos dem großen Ganzen eingefügt haben, brachten vielfach belebende Fermente mit. Jedenfalls ist der sprichwörtliche militärische Ordnungssinn der Preußen, wie die schwäbische Gründlichkeit, die sächsische Sparsamkeit, die Leichtlebigkeit des Rheinländers, die Unbeugsamkeit des Friesen und welche Charakteristiken man auch immer als Unterscheidungsmerkmale weiterschleppen zu können glaubt, längst durchsetzt von verschiedenen Ergänzungseigenschaften, die einen sehr stattlichen Durchschnitt ergeben. Ob dabei als Resultante auch so viel leichtflüssige Grazie und spielerische Phantasie herauskommt, als zur Schaffung weiblicher Moden wünschenswert, ja erforderlich ist, mag unentschieden bleiben; es ist aber auch gar nicht nötig, daß jeder an solchen Bestrebungen beteiligt sei, wenn nur überall die für den Anfang genügende Zahl zur Verfügung steht.

Aber auch im ungünstigsten Falle, daß für diese Aufgaben bei uns kein befriedigendes Selbstvertrauen gefunden werden könnte, würde uns die gegenwärtige Weltlage nicht einmal auf diesem Gebiete auszuhungern vermögen. Steht doch Deutschland im festen Bruderbunde mit Oesterreich, in dessen Herzen all das in noch reicherem Maße zur sonnigen Entfaltung gekommen ist, was bisher an Paris über Gebühr bewundert wurde. Wozu in die Ferne schweifen: Setzen wir doch einfach an Stelle der Pariser Mode die Wiener Mode! In der feschen und lebensbejahenden österreichischen Kaiserstadt hat sich seit den Tagen des Wiener Kongresses gleichsam im lieblichen Walzerschritt und in ausgesprochener Anmut alles das entwickelt, was der sachlicher und strenger gewordene Reichsdeutsche zu seiner Ergänzung geradezu braucht. Und für den fast femininen Pessimismus, der leider ein politisches Kennzeichen des heutigen Oesterreich geworden schien, wird anderseits die dauernde Anlehnung an die deutsche männliche Konsequenz eine Wohltat bedeuten. Erweitern wir also den staatlichen Bund der beiden benachbarten Kaiserreiche auch zu einem Schutz- und Trutzbündnis in allen Geschmacksfragen, dessen Sieghaftigkeit unzweifelhaft sein muß.

Die Liebelei mit dem Franzosentum war nicht glücklich; das launische Pantoffelregiment war um so weniger haltbar geworden, je mehr man zur Ueberzeugung gelangen mußte, daß die alternde Kokette ihre früheren Reize verloren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Ehe des grundtüchtigen Deutschen mit der feschen, lebenslustigen Wienerin dagegen müßte segensvoll und fruchtbar werden. Wenn die Atmosphäre weniger schwül parfümiert sein wird, wenn an Stelle von Absinth der harmlosere „Heurige" oder „G'spritzte" treten werden, soll dies kein Schaden sein.

Die kunstgewerbliche Leistungsfähigkeit der Wiener hat man in den letzten Jahren immer mehr achten und lieben gelernt, teils an den temperamentvollen und originellen Arbeiten der Josef Hoffmann-Schule — in den Wiener Werkstätten, wie in der k. k. Kunstgewerbeschule —, teils an den sekundären Leistungen z. B. in Hamburg oder Darmstadt, wo tüchtige Wiener Kräfte bereits einen stattlichen Einfluß genommen haben. Die Krone der vom k. k. Arbeitsministerium außerordentlich geschickt geleiteten Bestrebungen, bildeten die beiden Ausstellungshäuser in Cöln und Leipzig, die nicht nur in ihrer blendenden Ausstellungstechnik, sondern auch durch die Fülle wirklich eigenartiger Schöpfungen unter allem, was das Jahr 1914 auf diesem Gebiet bot, das größte Aufsehen und neidlose Bewunderung gefunden haben. Welche Fülle liebenswürdiger Phantasie, welches fast mühelose Sprudeln glücklichster Künstlerlaune trat hier zu Tage! Und wenn man etwa aus der populären Tanzlied-Behauptung, die Donau sei in Wien blau, einen Rückschluß auf eine etwaige Farbenblindheit hätte ziehen wollen, wurde man sofort eines besseren belehrt: Entzückende Farbenkombinationen, die umso überraschender wirkten, als ihnen die Schwarz-Weiß-Stimmung eine dankbare Folie gab; hie und da sogar recht gewagte Farbentöne, die mit der allzu „vornehmen", dekadenten Blässe Frankreichs stark kontrastierten und dennoch nirgends das Empfinden unvermittelter, grellet Härte aufkommen ließen.

Da haben wir doch dieselben Elemente, die wir auch zur Schaffung weiblicher Kleidermoden benötigen und zwar geradezu in idealer Vollkommenheit. — Den Fachleuten war dies längst kein Geheimnis, seitdem ein Kolo Moser seine ersten Frauenkostüme entwarf oder seitdem der Pariser Poiret just mit Wiener Grazie, die nur äußerlich die gangbare Pariser Marke trug, in Berlin seine Triumphe feiern konnte. So hat z. B. nach meiner Ueberzeugung den schönsten Damenhut des letzten Jahres nicht Paris hervorgebracht, sondern der Wiener J. E. Margold; er war in dem entzückenden kleinen Modesalon der Darmstädter Ausstellung zu sehen. Die Wiener Tendenzen für unser gesamtes Kunstgewerbe sich aneignen zu wollen, wäre nicht ganz ungefährlich; für die Stilbildung ist es notwendig, daß noch andere Momente in konstruktiver und dekorativer Hinsicht zu Worte kommen, daß auch die vielen, ganz anders gearteten künstlerischen Individualitäten, die das deutsche Kulturgebiet heute zu zählen in der glücklichen Lage ist, immer neue Ideen in die Wagschale werfen, damit die allmählich einsetzende Zuchtwahl eine möglichst reiche Ernte vorfände, wenn es gilt, das Hoffnungsvollste und Lebenskräftigste für den neuen Stil zusammenzuschließen. Die Moden, die lediglich eine vorbereitende Bedeutung haben, werden in dem abschließenden Bilde nur noch in einigen wenigen Zügen erkennbar sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und nun gar die Moden im engeren Wortsinne, die ihre Aufmerksamkeit in Kostümfragen erschöpfen, die sind erst recht die leichtesten Plänkler im Vorpostengefecht, die niemals den Ueberblick über die Hauptschlachten gewinnen können, die später die schwere Artillerie entscheiden wird. Bei vielfach unübersichtlichem Terrain — um im gleichen Bilde zu bleiben — wird eine leichte Adjustierung den beweglichen Kavallerie-Patrouillen sehr zu statten kommen. — Wenn wir die Sorge um die ästhetische Ausgestaltung der Frauenkleidung hauptsächlich den leicht beweglichen Wienern überlassen, so wird der Sache selbst am besten gedient sein. Wir brauchen hier nicht einmal jene Verflachung zu befürchten, die auf einem ganz anderen Felde, nämlich in der Operette leider eingetreten ist, wo Fabrikanten mit bewährten Rezepten an die Stelle von Künstlern getreten sind. In Toilettenfragen dagegen ist ein Zusammenarbeiten mit den Fabrikanten von Anfang an selbstverständlich, und Schneideratelier und Künstleratelier sollen hier von Haus aus keine Gegensätze bedeuten.

Neben der künstlerischen Seite ist es gerade hier die volkswirtschaftliche, die sich viel stärker bemerkbar machen muß, als sonst in Kunst und Kunsthandwerk. Es ist gewiß nichts weniger als gleichgültig, in welche Richtungen die ungeheuren Umsätze und damit die riesigen nationalökonomischen Werte gelenkt werden, ob sie dem deutschen Kulturgebiete erhalten bleiben oder nicht. Nun ist — wie man leider nicht verschweigen darf — das Nationalbewußtsein der deutschen Frau, die auf ganz andere Vorzüge Wert legt, zu unserem politischen und wirtschaftlichen Nachteil nicht immer so weit entwickelt, als es dringend geboten wäre; man hat nicht selten die Wahrnehmung machen müssen, daß selbst unbedeutende Völkerschaften ungleich rührigere Patriotinnen haben, die für ihr Volkstum zu den größten Opfern bereit sind, während die Deutsche bisher ohne Bedenken ihr gutes Geld nach Paris getragen hat. In dieser Beziehung wird nun voraussichtlich der gegenwärtige Weltkrieg Wandel schaffen. Unsere Frauen werden sich hoffentlich endlich überzeugen lassen, wie sehr sie der Allgemeinheit, also mittelbar auch sich selbst dienen, wenn sie ihren Kostümbedarf auf deutschem Kulturboden decken. Und sie können dies um so unbedenklicher tun, je mehr ihnen die feststehende Tatsache klar geworden ist, daß wir — in erster Reihe die phantasievollen und graziösen Wiener kunstgewerblichen Kreise — ihnen nicht nur Paris in jeder Beziehung ersetzen, sondern sogar ästhetisch Wertvolleres bieten können, kein schwerfälliges „Künstlerkleid" von vorgestern, sondern das Kleidsamste, Anmutigste und dabei doch Künstlerischste der von nun an führenden deutsch-österreichischen Mode.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kosak

Von Dr. B. Ihringer

Die Russen haben ein Sprichwort: „Jalujet Zar, da nje jalujet psar" — „der Zar kann gnädig sein, der Knecht nie." Nach diesem Grundsatz bewegt sich das russische Heer vorwärts, wenn es in Feindesland eingefallen ist. Den Beweis, wenigstens für die zweite Hälfte des Spruches, haben wir in den zerstörten Dörfern und Feldern Ostpreußens erhalten. Der Knecht kann nicht gnädig sein, mehr noch: er, dessen ganzes Leben von der Unterwürfigkeit gegen jeden Höheren abhängt, dem von den Ahnen her das Gehorchenmüssen eingepflanzt ist, wird ein wildes Tier, wenn er frei schalten und walten kann. Die Verbündeten des französischen Heeres, auf dessen Fahnen liberté, egalité, fraternité geschrieben steht, sind nicht mehr als ein Sklavenheer, dem man die Schätze des Feindes zeigt, um es durch einen sehr reellen Beweggrund zu äußerster Tatkraft anzuspornen.

Der vom völkerpsychologischen Standpunkt aus interessanteste Teil dieses riesigen Konglomerates nennt sich „frei", weil er nicht hineingemischt ist in den großen Völkerbrei asiatischer und halbasiatischer Stämme: es sind die „freien" Kosaken, die eine mythische Berühmtheit erlangt haben, ohne daß man eigentlich so recht etwas Genaues wüßte über den Aufbau ihrer Zusammengehörigkeit. Meistens hält man sie für einen geschlossenen Volksstamm, der sich aus dem alten abenteuerlustigen Steppenleben die Unabhängigkeit gegen die großrussische Verwaltung gewahrt hat, oder auch für eine Kriegerkaste, die im Frieden ein unbeschränktes Nomadenleben führt. Aus der inneren Geschichte Rußlands, seiner Revolutionen und Pogrome, haftet ihnen außerdem noch der Ruf als den besten Werkzeugen der Knutenherrschaft an. Wie immer liegt in solchen Vorstellungen Wahres uad Falsches durch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einander; doch ist soviel sicher, daß die Figur des Kosaken als des ritterlichen Steppenreiters der Vergangenheit angehört.

Jener Kosakenstaat, der vom Ende des 15. Jahrhunderts bis 1775 seine Selbständigkeit gegen die polnischen Herrn zäh verteidigte, ist die Heimat jenes romantisch verklärten Kosakenlebens, das viele kleinrussischen Dichter, besonders Gogol und Korolenko, idealisierten. Unter dem patriarchalischen Regiment des Schulzen hausten hier weitere Familienverbände in Dörfern zusammen. Mit der Bandura im Arm schleicht sich der Kosak nachts zu seiner Angebeteten, um zu dem melancholischen Gleichklang die alten Liebeslieder zu singen. „Kennt ihr die Nächte der Ukraina? O nein, ihr kennt sie nicht. Vom Zenit leuchtet der Mond und das Himmelsgewölbe scheint sich ins Unabsehbare geweitet zu haben; der Aether glüht und atmet; die Erde ist ganz in Silber getaucht, die Luft kühl und erfrischend und voll Zartheit, und ein Ozean von Wohlgerüchen weht leise durch die Welt. Göttliche Nacht! Bezaubernde Nacht! Unbeweglich stehen die Wälder in tiefer Dunkelheit und werfen riesige Schatten von sich. Die Seen liegen still und ruhig in ihren Ufern, umgeben von dunkelgrünen Gärten. Die ganze Landschaft liegt wie in leisem Schlaf da, nur in den Höhen atmet es seltsam und feierlich. Dann plötzlich lebt alles wieder auf: die Wälder, die Seen und die Steppen. Die Nachtigall singt so süß und zärtlich, daß selbst der Mond ihrem Gesang zu lauschen scheint. Die Hütten des Dorfes leuchten im Mondschein und ihre weißen Wände heben sich hell von der dunklen Umgebung ab . ." Diese von Gogol so zärtlich geschilderte Ukraina der Kosaken ist heute eine Erinnerung. Als Kosaken hier seßhaft wurden, war dieses Land beständig der Kampfplatz für feindliche Stämme. Die Nogai- und Krimtataren verwüsteten in monatelangen Raubzügen viele Dörfer. Die dauernde Gefahr gab zuerst den Steppenreitern einen Zusammenhalt. Die Saporogen errichteten einen Freistaat auf kommunistischer Grundlage, mit allgemeiner primitiver Naturalwirtschaft: Vieh und Weideland gehörten allen und Unterschiede des Standes gab es nicht. Für den Krieg ward

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jedesmal ein Diktator bestimmt, der „Atamann Kotschewoi", während seiner Amtsdauer Herr über Leben und Tod.

Dieses von der Welt abgeschlossene Gemeinwesen war christlich; aber in der Schätzung des Familienlebens blieb es bezeichnender Weise dem asiatischen Urtrieb treu. Auf den Inseln des Dnjepr waren befestigte Lager angelegt, in die nur unverheiratete Kosaken aufgenommen wurden. Frauen war der Zutritt streng verboten. Der Kosak konnte sich ein Mädchen rauben, das er irgendwo außerhalb des Lagerdorfes unterbringen durfte; waren ihm Söhne beschieden, so nahm er diese zu sich; Mädchen durfte die Mutter behalten und mit in die Heimat zurücknehmen. Solche primitiven Bräuche, bei denen durchaus die Rücksicht auf das alles beherrschende Waffenhandwerk maßgebend war, zeigen, daß es sich hier um ein Naturvolk handelte, dem gegenüber die Polen die europäische Kultur vertraten. Von Beginn des 17. Jahrhunderts an kommen denn auch immer wieder Zusammenstöße mit der polnischen Macht vor, bei denen die Kosaken in der Regel Sieger blieben. Den schwersten Schlag erlitten die Polen bei Zborow (1647), wo der Atamann Bogdan Chmielnicki das polnische Heer zurückschlug. Gleichwohl fühlten sich die Kosaken in ihrer isolierten Ecke nicht mehr wohl, und so wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Anschluß an Rußland vollzogen, durch den die Ukraina russisches Staatsgebiet wurde.

Die ukrainischen Kosaken haben zweifellos in ihrem kleinen Staat am reinsten den Kosakentyp ausgebildet, das Ideal des schweifenden Steppenreiters, der den Raub als ein ritterliches Handwerk betrachtet. Heute existieren sie überhaupt nicht mehr; sie sind aufgegangen in andern Stämmen und haben dabei ganz den ritterlichen Zug verloren, der sie für westeuropäische Begriffe einigermaßen sympathisch machte. Der Kosakenstaat der Ukraina ist in der Geschichte des Kosaken nur eine Episode.

Das Wort „Kosak" bedeutet schlankweg Räuber; es bezeichnet diejenigen, die sich vom Staat abgesondert haben, um ein freies Leben nach ihrem Sinn in jenen Gebieten zu führen, die damals

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Moskowiterherrschaft noch nicht gänzlich unterworfen waren. So sind die Kosaken in ihrem Ursprung politische Flüchtlinge, keineswegs ein zusammengehöriges Volk besonderen Stammes. Die kriegerischen Eigenschaften sind in der Verbannung allmählich anerzogen. Es ist sehr wohl möglich, daß sie in der Ukraina ein eigenes Volksgebilde hätten schaffen können; als aber die Bedingungen dafür da waren, wurden sie von Rußland aufgesogen. Als „Kriegerkaste" gepriesen, sind sie heute ein Teil des russisches Heeres.

Als die bedeutendsten Grundstämme kann man heute noch die Tschernomorzen und die donischen Kosaken unterscheiden; jene haben die Reste der ukrainischen sich eingegliedert, diese waren in den Steppen am Don schon vor fünf- bis sechshundert Jahren ansässig. Die donischen Kosaken gelten als der tüchtigste und auch in der Rasse noch rein erhaltene Zweig; von ihnen zweigten sich die Kosaken des Ural ab, die sich aber stark mit Persern, Tataren und Turkmenen vermischten. Ihre Wohnsitze haben sie heute längst nicht mehr nur in ihren Stammländern, sie sind über das ganze russische Reich ausgedehnt und in Sibirien ebenso anzutreffen wie in Kiew. In manchen Gegenden sind die einfachen patriarchalischen Sitten erhalten geblieben, in der Mehrzahl sind aber die Kosaken durch die Mitwirkung im inneren Polizeidienst schon ebenso korrumpiert wie jeder Polizist. „Frei" nennen sie sich zur Unterscheidung von den ehemals leibeigenen Gutsbauern, den „Mujiks", die sie natürlich tief verachten. Ihre „Freiheit" ist somit sehr relativ aufzufassen und bezieht sich mehr auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart. Ihre „Bildung" (wenn man schon dieses Wort gebrauchen will), reicht auch nicht weiter als die des Mujik, wozu noch die grenzenlose Roheit hinzutritt, die sie bei Pogromen und Volksaufständen unzähligemal bewiesen haben.

Militärisch wurden sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in elf „Heere" eingeteilt (Don-, Kuban-, Terek-, Astrachan-, Orenburg-, Ural-, Sibirisches-, Ssemiretschensk-, Transbaikal-, Amur-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Ussuri-Heer). Als oberster Atamann gilt für sämtliche der jeweilige Thronfolger, dem die „stellvertretenden" Atamanns untergeordnet sind. Die Dienstzeit beträgt siebzehn Jahre, wovon zwölf in der Front, fünf in der Reserve gerechnet werden; doch besteht die lange „Front"-Dienstzeit in Wirklichkeit nur aus vier Jahren aktiven Dienstes, die übrigen Dienstjahre werden auf das „zweite Aufgebot" gerechnet. Seit den Krimkriegen ist die fachmännische Einschätzung der Kosakenheere sehr gesunken, namentlich aber nach dem russisch-japanischen Feldzug, der deutlich gezeigt hat, was mit ihnen gegen moderne technische Waffen (Artillerie und Maschinengewehr) auszurichten ist. Es bestehen 2 Garde-Regimenter, 5 Garde-Eskadronen, 1 Garde-Batterie, außerdem nach der Kriegsstärke über 120 Regimenter Linie, gegen 20 Batterien reitende Artillerie, 6 Freischützen-Korps und einige selbständige Eskadronen.

Vor hundert Jahren, als die Kosaken aus Frankreich zurückzogen, hatte die Zensur alle Hände voll zu tun, um keine Berichte über Ausschreitungen in die Presse gelangen zu lassen, die allenfalls das gute Einvernehmen der heiligen Allianz stören konnten. Görres, der damals den „Rheinischen Merkur" herausgab, erhielt eine Zuschrift aus Kaiserslautern, die die Art charakterisiert, wie diese Horden in einem befreundeten Lande auftraten. Auch diese Erinnerung ist heute wertvoll. Die Zuschrift lautete:

„Warum schweigt der Merkur zu allen Greueln des russischen Rückzugs? Wie Gottes Würgengel durchziehen diese Asiaten unser armes Land. Bei aller Tätigkeit unserer Kreisverwaltung, bei allem guten Willen des Marschall Barclay de Tolly, die Truppen im Zaume zu halten, will dies alle Tage weniger gelingen. Bei uns ist der Sturm vorüber, aber die Nachwehen werden uns noch lange plagen.

„Zweimalhunderttausend Mann brauchen wenigstens hundert Tage von der Saar bis nach Polen, der Mann zu zwei Gulden gerechnet, dazu noch Haber und Heu und endlich die Fuhren — kommt gewiß eine Summe von fünfundzwanzig Millionen heraus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geringsten Falls hätten die Franzosen dies bezahlen sollen; Teutschland war und soll immer der Sündenbock bleiben. Haben wir kein Wort für russische Großmut?

„Konnte denn nicht, wenn man das Land nur einigermaßen schonen wollte, dem Hauptmann das aus den Vorratskammern seiner Schar Zukommende überliefert und von ihm ausgeteilt werden? Oder wäre dies nur wenigstens mit dem Branntwein geschehen! Jetzt hielt sich der Soldat an seinen Wirt und mit dem „Vater, Schnaps!" waren allem übrigen Tor und Türe geöffnet.

„Ich hoffe, wir begehren die Russen nicht mehr; hat dieser Rückzug einen Nutzen, so ist es die in Jedem lebendig gewordene Ueberzeugung, daß wir unter die Waffen treten müssen. Einsender dieses gehört nicht zu den Geprügelten und Angespieenen, doch war er während der zwanzigtägigen Einquartierung in einer wahren Vorhölle und er glaubt sich in der andern Welt bestraft genug, wenn ihm dort nur russische Bedientengesichter begegnen sollten.

„Der 18. Oktober wurde gefeiert, aber es war niemand zu verargen, daß er nicht an die Befreiung vom Joche der Franzosen, sondern nur von dem drückenden der Russen dachte."

Diesem Artikel fügte Görres die Worte bei: „Dem Kaiser Alexander sind sicher alle die verübten Greuel unbekannt geblieben, sein Herz, das ja der Franzosen sich erbarmte, würde darum geblutet haben." Jedoch Haupttext wie Kommentar wurden vom Zensor gestrichen und fanden erst später in den „Politischen Schriften" Aufnahme.

So hausten die Kosaken vor hundert Jahren in einem verbündeten Lande, zur selben Zeit, da Kaiser Alexander I. in Berlin weilte und die Verlobung seines Bruders mit der Tochter des Königs feierte!.. Der Zar kann gnädig sein, der Knecht nie..

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Garibaldiner

Etwas von denen, die sich nach großen Namen nennen

Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen eine Nachricht über den guten Ricciotti Garibaldi. Leider habe ich sie nicht aufgehoben; sie war sehr komisch und zugleich echt im Stil des Mannes, der nach dem Vorgang so mancher anderer Söhne berühmter Männer, seinen Vater verkitscht. Er erhob sich am Schluß einer Aufführung und rief ins Publikum, die Stimme seines Vaters fordere Taten statt Worte, worauf er schmerzumfangen in seinen Stuhl zurückfiel, um dem Beifall des Theaters zu lauschen.

Ricciotti hat schon mehrfach mit dem Grab seines Vaters zu tun gehabt. Vor einigen Jahren spielte ein häßlicher Grabschändungsspektakel, in dem Ricciotti die Hauptrolle hatte. Es handelte sich, wenn ich mich recht erinnere, darum, daß er den Sarg seines Stiefbruders Manlio entfernte. Garibaldi hatte in dritter Ehe die Amme seiner Enkeltochter geheiratet. Sein Sohn von dieser Amme schien vielleicht dem Revolutionshelden Ricciotti nicht hoffähig. Damals teilte sich die Stimmung in Italien zwischen Entrüstung über die Veralberung des großen Namens und Belustigung über die komische Figur.

Garibaldi selbst, der Alte, war in sehr starkem Maße — was in irgend einem Maße jeder große Mann ist — der Repräsentant seines Volks in seiner Zeit. Damit eine ausgesprochene Uebergangsgestalt. Schon in den starken Haupttönen gedoppelt.

Er war der Mann des „unterirdischen Italiens", das sich zur Tat erhebt, halb noch Verschwörer mit Revoltenphantasie, halb schon der Kämpfer für das zur Einigung und Befreiung aufstehende Vaterland. Dazu sehr stark Vertreter der südlichen Schönheit nach der Seite der heroischen Geste.

In den Untertönen seines Lebensliedes stak noch ein wenig vom Italien der Erniedrigung, vom Heimatland der Scharlatane und Zirkusreiter. Daß er in den entscheidenden Augenblicken seines Lebens diesen Ton in sich unterdrückte, war seine persönliche Leistung und Tat. Und in dieser in sich zusammengefaßten Kraft voll Selbstzucht, Begeisterung und Phantasie ist er eine Gestalt von wirklicher Größe und Schönheit. Als solche hat er sein leicht entflammtes Volk hingerissen. Es ist volkspsychologisch sehr kennzeichnend, daß für die deutsche Phantasie sich die große Zeit der Erhebung in der Gestalt eines Staatsmannes zusammenfaßt, für Italien in der eines Abenteurers.

Im Alter brechen bei vielen die Grundeigenschaften, die sie in ihrer starken Zeit in Dienst und Zucht hielten, ungebändigt aus, zugleich gewöhnlich sehr geschwächt, kindartig. In solchem Alter vergaß Garibaldi seinen Lebenskampf gegen die Franzosen in Rom und seinen Protest gegen die Auslieferung von Nizza und Savoyen an sie. Er vergaß den Frieden, den er, der Republikaner, im eigenen Land mit dem Monarchismus geschlossen hatte. Der Abenteurer wachte in ihm auf. Da war nach Sedan eine neue Republik gegründet worden; da mußte er mit dabei sein. Vielleicht kam er so auf einem Umwege doch noch zur Republik Italien. Es machte ihm nichts, daß er gegen dasselbe Deutschland kämpfen mußte, das seinem Vaterland geholfen hatte, ohne sich bezahlen zu lassen. Er kämpfte übrigens wie meist sehr unglücklich und wurde, wenn ich recht berichtet

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bin, von den Franzosen als Deputierter von Bordeaux ausgelacht.

Es ist meist so, daß die Nachkommen und Nachfolger der großen Männer an die Eigenheiten ihrer Helden anknüpfen, deren Bekämpfung die Lebenstat dieser Helden war. Sehr verständlich; denn diese Elemente beherrschten eben die längste Zeit, also die große Fläche im Charakterbild des Mannes. Besonders im Alter pflegen sie aufdringlich hervorzutreten. So scheinen sie seine Art am deutlichsten zu zeichnen. Dazu sind sie natürlich viel leichter nachzumachen als das, was die eigentliche Bedeutung des Mannes ausmacht. Sie kosten kaum etwas Nachdenken; während das Bedeutende im großen Mann mehr wie eine Episode und Ausnahme auftritt, die nur der erkennt, der sich im verborgenen Geist, am Hebelgriff seiner Tat, mit ihm berührt. Draußen vielleicht ein Glanz in den Augen, der einige Zeit flammt und dann erlischt. Erst die Zukunft, welche die Wirkungen der Tat in ihren verschiedenen Linien zusammensieht, pflegt das Bild des Helden wieder herzustellen, indem sie es von der großen Episode her betrachtet, also im Licht seiner Tat, vom Gipfel seines Lebenswerkes aus.

Wir haben ähnliche Entwicklungen auch bei uns erlebt. Die unmittelbaren Nachfolger Luthers setzten den eigensinnigen, gewalttätigen und ein wenig abergläubischen Luther der längsten Jahre seines Lebens fort, nicht die prachtvoll freie und starke Haltung des reformatorischen. Diejenigen, welche sich unter uns im besonderen Sinne nach Bismarck nennen, wissen garnichts vom eigentlichen Werk seines Lebens, der großen Selbstbezwingung und weisen Mäßigung, mit der er die Rachegelüste von Nikolsburg überwand und in der besten Zeit seines Lebens auch seine Parteivorurteile. Sie knüpfen an Blut und Eisen an und könnten sich ebensowohl nach Napoleon als nach Bismarck nennen.

Daher ist es denn auch nicht wunderlich, daß die Taten dieser Namenserben dem eigentlichen Lebenswerk ihrer Vorbilder ins Gesicht zu schlagen pflegen. So war es bei Luther und Bismarck; so ist es in noch grotteskerem Ausmaß bei Garibaldi. Sein Werk war, daß er in dem eigentlich entscheidenden Augenblick seines Lebens das Wesentliche zu erkennen und seine Privat-Liebhabereien unterzuordnen wußte, wo es um die Einigung Italiens ging. Diese Hampelmänner, die sich nach ihm nennen, können die Zuckungen ihrer Nerven nicht überwinden in einem Augenblick, wo ein in seinen politischen Instinkten sicheres Italien Weltmacht werden könnte. Sie suchen ihr Volk auf die Abenteurerbahn zu locken.

Es ist nicht die Stimme des lebendigen Garibaldi, der sie folgen, sondern, wie Ricciotti so schön und so richtig selbst hervorhebt: die Stimme dessen in ihm, was tot und begraben ist.

Arthur Bonus

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 42.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Italien und der Krieg

Von Dalmo Carnevali (Rom)

Das Schauspiel, das wir seit einiger Zeit in Italien erleben, gehört zu denen, die nur tief betrüben können, besonders jene, die gewohnt sind, die Ereignisse mit klarem Blick und ruhigen Sinnes zu beobachten. Es ist Pflicht des freien Staatsbürgers, zu erforschen, wem hauptsächlich die Verantwortung für diesen krankhaften Geisteszustand zuzuschreiben ist. Auf der einen Seite haben wir das italienische Temperament, das seinem Wesen nach geeignet ist, sich mehr von den Gefühlen als von der Vernunft leiten zu lassen, auch dann, wenn in einem ernsten Momente wie diesem, nur die Vernunft führen dürfte; auf der anderen Seite hat das Fehlen einer nationalen Disziplin den günstigsten Nährboden gegeben, auf dem der größte Teil der Presse, leider seine hohe Mission vergessend, täglich krankhafte und gefährliche Ideen ausstreute, und damit es fertig brachte, Köpfe und Gewissen zu vergiften.

In einer historischen Stunde, in der Schicksal und Größe des Landes auf dem Spiele stehen, sollte man den Mut haben, die öffentliche Meinung zu größerer Männlichkeit der Gesinnung aufzurütteln, und sie, anstatt ihr mit unzeitgemäßen Ideologien und Doktrinarismus zu schmeicheln, sie zu einer richtigen und genauen Erfassung der Wirklichkeit zurückzuführen. Nicht mit der Erinnerung an eine heute untergegangene österreichische Zwingherrschaft kann Italien heute jenes Ziel erreichen, das seine Stellung als Großmacht ihm ein gutes Recht gibt.

Man hat das Land sich selber überlassen und hat es geschehen lassen, daß die öffentliche Meinung sich nach einer einzigen Richtung festlegte; gerade als ob zur Wahrung aller Interessen aller Ziele Italiens nur ein Krieg denkbar sei: der gegen Oesterreich und Deutschland.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gründe, mit denen man Italien zu diesem Schritte führen möchte, sind gewiß nicht solche, vitaler und neuer Interessen, die eine schroffe Veränderung unserer politischen Orientierung erklären könnten. Deutschland und Oesterreich sind politisch heute immer noch dieselben, die sie waren, als wir uns mit ihnen verbanden und die sie waren bei Eröffnung des Krieges.

Bestehen die Gründe des Dreibundes heute noch? Oder bestehen sie nicht mehr? Das ist die wirkliche Frage.

Italien steht in jenem Mittelmeer, das französische Minister noch im Mai 1914 als vorwiegend Frankreich untertänig erklärt hatten, in starker Minderheit an Kräften gegenüber Frankreich und England. Es hat daher geglaubt, Verbündete nötig zu haben, die keinen Interessengegensatz zu ihm in diesem Meere haben und die es stützen können im Falle von Uebergriffen, wie jener von Tunis. Im Jahre 1881 arbeiteten der Abgeordnete Sonnino, der gegenwärtige Minister des Auswärtigen und seine Freunde wacker in ihrer „Rassegna Settimanale" daran, die öffentliche Meinung und die Regierung dazu zu bringen, aus ihrer Isolierung herauszutreten durch ein Bündnis mit den Zentralmächten zum Schutze ihrer Gebiete und zum Schutze des Gleichgewichts im Mittelmeer.

Dieses Bündnis hob wieder die internationale Stellung Italiens, indem es Italien wirklich zur Großmacht erhob und ihm Stimmrecht gab in jeder großen europäischen Streitfrage. Von dem Tage ab, da Italien in den Dreibund eintrat, war eine diplomatische Note, wie die von Bartelemy Saint-Hilaire nach der Okkupation von Tunis nicht mehr möglich. Seit jenem Tage verschwanden jene Verfolgungen unserer Arbeiter, die unser Herz hatten bluten machen und wir fühlten uns in eine Zeit tätigen Friedens versetzt, denn wir fühlten uns sicher behütet. Manche behaupten, daß wir größeren Vorteil gehabt hätten von einem energischeren Auftreten. Immerhin bleibt es sicher, daß wir Vorteile hatten und zwar gerade diejenigen, die wir uns aus dem Bündnis mit Deutschland und Oesterreich versprachen: nämlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sicherheit und Achtung seitens anderer Länder, die stärker sind als wir und denselben Ziele nachstreben wie wir.

Heute hat sich an dieser Lage Italiens und der anderen europäischen Staaten im Mittelmeer nichts geändert. Darum bleiben die Gründe, die vor anderen Italien veranlaßten, in den Dreibund einzutreten, vollauf bestehen. Und doch hat sich in jener Verwirrung der verschiedensten ideellen, gefühlmäßigen, und politischen Strömungen, die sich in Italien bei Kriegsausbruch bildeten, stärker als alle anderen die Stimmen jener erhoben, die, koste was es wolle, den sofortigen Krieg an der Seite des Dreiverbandes verlangen. Von allen Seiten hat man unser Volk bestürmt, Frankreich zu Hilfe zu eilen gegen Deutschland, gerade als ob dies bedeute, den vom „preußischen Cäsarismus" gefährdeten heiligen Prinzipien von Nationalität und Freiheit zu Hilfe zu eilen!

Und der gegenwärtige Krieg hat bei uns wieder jene stereotypen Phrasen in Schwung gebracht, die zum Teil Erzeugnis einer fast krankhaften Sentimentalität sind, mehr aber noch der geringen Kenntnis alles dessen, was mit der Geschichte Italiens unmittelbar zusammenhängt. Die kennzeichnendsten dieser Phrasen sind jene von der „lateinischer Schwester" und von der „tradionellen englischen Freundschaft." Die Verewigung dieser Legenden könnte in diesem Augenblicke einen sicheren Schaden und eine schwere Gefahr für die Nation bedeuten, da sie die öffentliche Meinung an die Ziele der einen der kämpfenden Truppen derart fesseln, daß das Wirkungsfeld erheblich eingeschränkt wird, auf welchem die römische Regierung sich bewegen könnte, um frei die italienischen Kräfte zum größten Nutzen des Vaterlandes zu leiten. Ich glaube, daß kein italienischer Politiker in den letzten fünf Monaten den so segensreichen Mut gehabt hat, diese Dinge öffentlich zu berühren, außer dem Abgeordneten Giolitti, dem ehemaligen Ministerpräsidenten. Und es ist kein geringes Verdienst des hervorragenden Staatsmannes im Abgeordnetenhaus folgende Worte gesagt zu haben: „In diesem Konflikt, der ohne gleichen in der Geschichte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dasteht, kann das staatliche Dasein Italiens in Spiel kommen. Und darum liegt allen die größtmöglichste Vorsicht ob, und vor allem nicht nur der Regierung und dem Parlament, sondern auch jener großen Macht, die Presse heißt, liegt die Pflicht ob, allein die großen Interessen Italiens im Auge zu haben und allein daran zu denken, Italiener zu sein." Der stenographische Bericht verzeichnet bei diesem Satz lebhaften Beifall, aber die italienischen Zeitungen hielten sich dabei auf, den ersten Teil der Rede zu diskutieren, zu bekämpfen oder sich darüber zu entrüsten und taten so, als ob sie jene tiefe und weise Mahnung nicht gehört hätten.

Verfrühte Fragen

Von Heinrich Hutter

s wirkt in dieser Zeit ein Zwang, nachzuprüfen und zu ergründen. Er wird vielleicht die Zeit nach dieser Zeit fruchtbar machen.

Die natürliche Grundlage des Gemeingeistes ist die Volksgemeinschaft und nicht die Menschheit. Wir übertragen die Gefühle, die jene weckt, gedankenmäßig auf diese. Die Not und die Gefahr der Volksgemeinschaft macht plötzlich das wahre Verhältnis und die natürliche Entwicklung der Gemeinschaftsgedanken klar. Wir empfinden für die Menschen diesseits der Grenzen menschlich, für die Fremden etwas anders oder viel anders.

Das ist der Grund, weshalb das Rechtsbewußtsein noch kein „Fremdenrecht" erzeugt hat in sechstausend Jahren. Die Forderungen des „Rechts" und der „Sitte" sind die Ansprüche unseres Rechtsbewußtseins zu Gunsten derer, zu denen wir gehören, also für uns selbst, nicht für die „Fremden." Dies ist das Naturgesetz, das Gesetz unserer begrenzten Natur.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Jesuslehre suchte die Menschheit als Gesamtheit zu erfassen und über ihre Grenzen hinauszuheben. Die Lehre stellte schon die Jünger und Nachfolger in den Konflikt. Paulus projiziert auf die Menschheit, Petrus auf das erwählte Volk, darein die Menschheit erst aufgehen müsse, ehe sie der Gleichheit teilhaft werden könne. Petrus leistete den Widerstand der nationalen Gebundenheit. Der Konflikt durchzieht die Geschichte. Wir hatten ihn halb vergessen und er erhebt sich in diesem Krieg der Christenvölker, den sie mit „heidnischen" Hilfsvölkern führen.

Es ist von höchster Bedeutung, wie es, nicht heute, sondern morgen, auf die Vorstellungsbildung der einzelnen Gemeinschaften wirkt.

Schließlich verhält sich der Nationalismus zum Internationalismus fast genau wie der Egoismus zum Altruismus. Und der Altruismus hat auch einen Beweggrund in dem Wunsch, erwidert zu werden, also eine kluge, kryptoegoistische Ader.

Das Einzelleben wird erhöht, wenn es die goldene Mittellinie zwischen Selbstsinn und Gemeinsinn findet. Ist es unmöglich, daß die Völker unter dem emporrasenden und niederwerfenden Druck gewaltigster Erfahrungen erkennen, daß sie sich selbst und gegenseitig nützen würden, wenn sie jene Mittellinie wenigstens suchen würden?

Das Deutschtum in Westgalizien

Von Johann Danecke

Schon frühzeitig war das polnische Land stark vernachlässigt. Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts wandten sich die polnischen Herzoge an die deutschen Fürsten um tüchtige Ackerbauer, die das einheimische Volk im Landbau unterrichten würden. Besonders nach dem Eindringen der Tataren (1240—50), die das Land verwüsteten, war eine kräftige Unterstützung nach jeder Hinsicht um so wichtiger. Mit Hilfe der Deutschen wurde das Land vom Feinde ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

räumt und die Ansiedlung der deutschen Volksstämme in zumeist unkultivierten Gegenden hob die wirtschaftliche Lage des Landes sehr.

Von den vielen zerstreuten Kolonien in Westgalizien sind noch etliche erhalten geblieben, so die Gegend von Bielitz-Biala, die kleine Stadt Wilamowice, dann Alzen und Lipnik-Batzdorf; in Ostgalizien wurde besonders die Umgebung von Lemberg angesiedelt. In allen diesen Gebieten hat sich ein eigenartiger sächsischer Dialekt bis in die Gegenwart erhalten. Die deutschen Ansiedler erhielten besondere Privilegien. Politisch unterstanden sie dem Magdeburger Rechte und in wirtschaftlicher Hinsicht wurden sie durch Beschränkung der Abgaben, sowie durch Gewährung einer eigenen Verwaltung unterstützt. Das war ein braves, tüchtiges Volk, das die unkultivierten Ländereien des damaligen Polen fruchtbar, die Wälder nutzbar zu machen verstand. Sie bauten gute Wege, legten Brücken an und hoben den Handel, besonders im Getreideexport sehr. Neben den einheimischen Juden waren sie die besten Handelsleute. Sogar noch im 16. Jahrhundert waren die deutschen Ansiedler freie Bürger. Es stand ihnen daher die Auswanderung nach Deutschland frei, selbst zu einer Zeit, wo sie in Polen allgemein verboten war.

Um 1600 zeigte sich eine merkliche Beschränkung ihrer Freiheiten. Sie verloren ihr althergebrachtes Magdeburger Recht und ihre Abgaben hatten keinerlei Begünstigung mehr. Schließlich sanken sie zu Leibeigenen. Viele deutsche Ansiedlungen wurden polonisiert und verschwanden nach und nach. Um so bewunderungswerter ist es, daß einige deutsche Kolonien, besonders in Westgalizien, hart an der schlesischen Grenze, sich bis in die Gegenwart in ihrer angestammten Zähigkeit für Sprache und Kultur erhalten haben. Noch unverletzt bewahren sie die alten deutschen Bräuche und Sitten. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Gegend des Städtchens Wilamowice. Ihre Bürger fühlen sich als Nachkommen der Angelsachsen aus dem Weser- und Rheingebiete und ihre Lokalchronik berichtet von einer Einwanderung um das Jahr 1260. Die kleine Stadt wurde — nach der Legende — von einem Kolonialführer Wilhelm gegründet. Sie hieß auch ursprünglich Wilhelmsau, Wilmesau, und polenisierte sich in Wilamowice. Ihre Sprache, die sich in der Urreinheit noch erhalten hat und sogar in den Gemeinderatssitzungen (selbst wenn Polen zugegen sind) benützt wird, ist ein merkwürdiges Gemisch vom Schwedischen, Dänischen und Englischen. Einige Beispiele des Wilmesauer Dialektes mögen hier beigefügt werden: Voter = Vater; Suhn = Sohn; ychy gyi yta ge ham = ich gehe jetzt nach Hause; mei Suhn yi krank = mein Sohn ist krank; paß uff ys kymmt der Woen = paß auf, der Wagen kommt; heut hover schyjny Zeit = heute haben wir schönes Wetter.

Selbst nach der Teilung Polens blieben die Wilmesauer ihrer Tradition treu und besonders günstig war für die deutschen Kolonien die Abtretung Galiziens an Oesterreich im Jahre 1772, da sie von Kaiser Josef II sehr unterstützt wurden. Kaiser Josef II. lebt im Volke fort und wird allgemein der „gute Kaiser" genannt. Unter seiner Regierung siedelten sich in den Kolonien westdeutsche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bauern an und die deutsche Sprache wurde als Amtssprache eingeführt. In Wilmesau selbst erhielt sich die deutsche Schule bis gegen 1880.

Als die polnische Landesregierung wieder an Ansehen gewann, wurde die deutsche Sprache sehr stark vernachlässigt. Es dauerte nicht lange und die polnische Unterrichtssprache wurde eingeführt. Heutigentags sind die Eltern noch gut deutsche Leute, während die Jugend wenigstens zum großen Teil polnische Gesinnung bekundet. Merkwürdig ist es, daß trotzdem noch deutsch gebetet wird. Das religiöse Bekenntnis der Bewohner hat mit den Geschicken des Landes seine Wandlungen durchgemacht. Als Ansiedler waren sie Katholiken, zur Zeit der großen Protestantenbewegung nahmen sie auch den neuen Glauben an und wurden schließlich wieder Katholiken.

Die Wilmesauer Kirche ist eine jener interessanten Holzbauten, wie man sie in Skandinavien, in Schlesien, im slavischen Osten (Bukowina, Ungarn), dann in Mähren und Böhmen usw. antrifft. In den letzten Jahren wurde sogar eine Rettungspropaganda zur Erhaltung dieser sogenannten altsächsischen Holzkirchen unternommen und dabei die herrlichsten Typen uralten Bausystems entdeckt. Ihre Türme sind zumeist plump im Aufbau und der Glockenstuhl erkerartig vorgeschoben. Das Turmdach ist je nach der Erbauungszeit bald ein Kegel, oder Polygon oder gar in Zwiebelform. Um die Kirche herum läuft zumeist ein ein Stock hohes Schutzdach. Viele Kirchen besitzen außer dem Turme noch einen Dachreiter. Die Kirchen sind meist eingefriedet. Die Kirche von Wilmesau weicht nicht von der gewöhnlichen Bauform der sächsischen Holzbauten ab. Ihr Inneres ist reichlich geschmückt und besitzt einige gute Gemälde. Interessant ist zu erwähnen, daß in der Kreuzkudel des Turmes sich eine kurzgefaßte Chronik des Ortes befindet, wobei die Hinterleger sich größtenteils ihres Dialektes bedient haben. Auch eine Glockensage lebt in Wilmesau. Eine vermögende Dame wollte einmal aus reinster Laune bei unpassender Gelegenheit die Glocke, die sie gestiftet hatte, läuten lassen. Dies empörte den frommen Sinn der Leute und sie sannen auf eine List. Sie umwickelten den Klöppel mit allerlei Zeug und als der Strang gezogen wurde, sah man wohl die Glocke schwingen, hörte aber kein Geläute. Die reiche Frau betrachtete dies als einen Wink von oben und benützte nicht mehr die Glocke für profane Zwecke. Die Kolonisten pflegen auch den Hausheiligenkult, am verbreitetsten aber sind die Steinkreuze, die man wiederholt auf den Feldern antrifft.

In der Wilmesauer Kolonie hat sich noch die alte sächsische Tracht aus dem 13. Jahrhundert erhalten. Die Frauen tragen kurze gestreifte Röcke bis unter den Knöcheln, farbige Strümpfe, grüne Seidenschürzen, Hauben aus Goldfäden, weiße seidene Tücher und rote Leibchen. Starke Korallenbänder zieren den freien Hals. Die Tracht wurde durch slavische Einflüsse stark verdrängt. Die Männer trugen noch vor halbem Jahrhundert die alte deutsche Sachsentracht. Ihre langen Mäntel waren besonders charakteristisch.

Solange sich das reine Deutschtum in den Kolonien von Westgalizien erhielt, war die Hausbeschäftigung der Bürger von Wilmesau die Weberei, deren Ab-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

satzgebiete nur deutsche Gegenden waren. So leben noch in der Tradition die weiten Handelsreisen der Altvordern nach Wien, Prag und sogar nach Hamburg, Bremen und Lübeck. Da sie kulturell höher standen, als das einheimische Volk, lebten sie ziemlich isoliert für sich und bewahrten ihren alten deutschen Geist in Gesinnung und Wesen.

Als die Abgaben an die polnische Regierung immer höher stiegen, verlor sich der Wohlstand der Kolonisten. Im Jahre 1808 kauften sie sich von dem Eigentümern der Gründe, die sie bebauten, los und befreiten sich auf diese Weise von einer Leibeigenschaft, die auch auf ihre Entwicklung hemmend drückte. Die Leute bauten sich auf ihrem eigenen Boden Häuser und pflegten nun um so inniger den Verkehr mit den umliegenden deutschen Gegenden.

Als vor ungefähr 25 Jahren die Polonisierungsarbeit in den deutschen Kolonien Galiziens ziemlich unbemerkt begann und in allen deutschen Ortschaften polnische Schulen eingerichtet wurden, war es das Bestreben des deutschen Schulvereins, diese uralten deutschen Stätten womöglich zu retten. Mit Freuden haben die Kolonisten die Unterstützung begrüßt. Kaum wurden die Schulen bewilligt, kam der Krieg ins Land ... Die deutschen Kleinstädter von Westgalizien hören nun das Donnern der Kanonen, die ein altes Kulturland deutschen Schaffens und deutschen Herzens vor der moskowitischen Knutenherrschaft beschirmen ...

Ueber aktuelle Kriegsstücke

Von Otto Zoff (Wien)

Irgendwo hat Hebbel das Wort gesagt, der wahre Dramatiker dürfe und könne nur Verbrecher gestalten. Wenn man es richtig versteht, so ist darin alles enthalten, was über das Drama festgestellt werden kann. Der tugendhafte Held von Geburt mag geliebt werden: Interesse kann er uns sicherlich nicht abgewinnen. Der Verbrecher von Geburt, der entweder durch innerlichen Kampf zu einer erlösenden Menschlichkeit gelangt oder in diesem Kampf seinen verbrecherischen Trieben unterliegt, mag einer frisierten Gesellschaft unbequem werden: Der Teilnahme des Dichters aber darf er sicher sein.

In diesem Sinn sind alle Helden Shakespeares Verbrecher und damit allerletzte Typen des Menschtums: Othello und Hamlet, —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wie sehr selbst Ophelia! In ihnen ist nicht nur der Mensch restlos gestaltet, in ihnen wetterleuchtet die Welt. In ihnen ringt Licht gegen Finsternis, Gutes gegen Böses, Gott gegen Teufel.

Mag der Epiker die Welt dunkel seh'n, der Lyriker voll Licht: wie es ihnen gefällt. In beiden Fällen handelt es sich weniger um Welt- als um Gefühlsgestaltung des Einzelnen oder kann sich zumindest darum handeln. Der Dramatiker aber, der das Gegenwärtige gibt, kann das Gegenwärtige nicht färben. (Nur Vergangen-Episches kann anders gesehen werden als es war.) Der Dramatiker gibt Ausschnitte des Geschehens und alles Geschehen ist Kampf, ist innerlicher Kampf.

Damit ist die Unmöglichkeit aktueller Kriegsstücke schon bewiesen. Oder wollt Ihr etwa einen deutschen Landsturmmann hinstellen, der nicht nur gut und patriotisch und mutig ist, sondern auch schlecht und unpatriotisch und feig? Selbst angenommen, dieser zwiespältige Mensch (d. h. dieser dramatische Mensch), gelangte zum Schluß des Stückes zu einer positiven Stellung, selbst angenommen, er zöge dann das Schwert und stürmte jubelnd und erlöst gegen den Feind, — wie aber wollt Ihr den zweiten Akt dem Publikum vorsetzen, in welchem der Held noch lange nicht zu diesem Sieg gelangt ist? Diesen zweiten Akt, in welchem er, nachdem er seine Einberufung erhalten, etwa, wütend über diese Störung seines eingerichteten Lebens, auf den Tisch schlägt, Schmähungen gegen Kaiser und Staat hervorstößt, und noch zum Ueberfluß sich als feige Memme zu erkennen gibt? Was nützt Euch dann Euer ganzer schöner vierter Akt, wenn die Leute schon im zweiten zu johlen und fußtrampeln anfangen und ein bestürzter Regisseur vorzeitig die Vorstellung schließen muß? Ganz davon abgesehen, daß es die Zensur nicht soweit kommen ließe.

Freilich: Der Prinz von Homburg hat es da besser. Der lebt nicht heute und macht nicht diesen Krieg mit und darf sich daher vor seinem Grabe fürchten. Und vorher darf er sich auch hier und dort respektwidrig benehmen. Gern glauben es die Leute auf Orchestersitzen wie auf allen Galerien, daß das früher einmal,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in diesen längstvergangenen Kriegen, vorgekommen ist. Auch Wallenstein darf sich Reden erlauben, die man ihm heute polizeilich verbieten würde. Heute ist das einfach nicht möglich. Siegfriede, die irgendwo in den Falten ihrer Seele auch Meyer oder Schultze heißen, will man heute nicht. (Trotzdem andernteils der reine und unverfälschte Siegfried langweilt.)

Damit ist aber dem Dramatiker das erste Axiom seiner Existenz genommen. Ein Dramatiker, der nur Licht sieht, ist eben blind. Und ist keiner. Welches Glück für Schiller, daß in seinem Karl Moor ein wenig der Franz steckt, und in seinem Franz ein wenig der Karl! Beide Verbrecher, nur daß der eine schließlich doch den Himmel greift, während der andere unerbittlich in die Hölle fährt. Mit Amalien wäre niemals eine Tragödie zustande gekommen.

Noch ein zweiter Faktor tritt hinzu, der ein aktuelles, aufführbares Kriegsstück unmöglich macht. Die Handlung eines Dramas mag problematisch, diskutierbar, anfechtbar sein; die Grundlagen aber müssen so sicher stehen wie die Grundlagen der Welt. Nur dann ist jene Illusion möglich, welche die Bühne verlangt. In einem historischen Kriegsstück ist diese Bedingung leicht erfüllt. Ich folge gern allen Entschließungen des Tell, weil ich überzeugt bin, daß der Geßler ein abgefeimter Gauner ist. Ich habe mich niemals, außerhalb Schillers, um Geßler gekümmert. Ich habe niemals seiner Persönlichkeit wegen innere Kämpfe ausgestanden. Ich glaube dem Dichter blind. Die Grundlage: Geßler als Gauner — ist einfach da. Ich glaube auch gern an das Schicksal des jungen Oswald (Gespenster.) Wie lächerlich aber erschiene mir das ganze Stück, wenn ich infolge eingehender psychiatcischer Studien zu der festen Ueberzeugung gelangt wäre, daß es keine Vererbung gibt.

Wie verhält es sich nun mit den Grundlagen des aktuellen Kriegsstückes? Jeder Deutsche ist heute überzeugt, daß das Recht dieses Krieges auf seiner Seite liegt. Aber muß ich deswegen auch schon überzeugt sein, daß jeder deutsche Mann einfach ein Ausbund engelgleicher Tugend ist? Die preußischen und bayrischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und österreichischen Soldaten, welche über die Bühne marschieren, sind nicht nur tapfere, opferbereite Männer: sie sind einfach Inkarnationen himmlischer Sündenlosigkeit. Die Feinde aber sind nicht Feinde, die wir ihres Unrechtes wegen bekämpfen müssen: nein, jeder einzelne ist der Teufel selbst. Meineid, Meuchelmord, Franktireurwesen: Das ist ihm Selbstverständlichkeit.

Wer glaubt an diese Voraussetzung? An den bösen Geßler glaube ich schon, wenn man es unbedingt will. Aber daß sich unter allen Russen dieser Zeit nicht einer findet, der nicht stiehlt, plündert, Weiber schändet und von Wutky besoffen ist, — nein, das glaube ich nicht, selbst auf die Gefahr hin, ein Vaterlandsverräter geschimpft zu werden. Wie sollen mir aber all diese spannenden Aktionen weiterhin noch einiges Interesse abgewinnen, wenn ich einfach an die Existenz, ja nicht einmal an die Möglichkeit der Existenz einer solchen Welt, in der sie sich abspielen, glaube?

Immerhin: es ist vieles schon vorgekommen, das sich der Kritiker nicht vorgestellt hat. Immerhin: ein aktuelles Kriegsstück, das zugleich auch ein Drama und eine wahrhafrige Dichtung ist, ist ja möglich. Aber dann liegt es in einer Schreibtischlade.

Französische Reisebilder

Von * * *

Einer unserer Mitarbeiter schrieb uns über die Eindrücke einer Reise durch das gegenwärtige Frankreich die folgenden Bilder:

I.

Das Kriegsaphrodisiakum.

Poitiers, Anfang Dezember. Eine alte gut erhaltene Stadtmauer läuft schief an Hängen auf und ab. Darüber blicken zackige Dächer. Ein traumhafter Ort. Es hat sich hier kaum wesentliches geändert seit den Tagen des schwarzen Prinzen. Nur daß die sich damals Prügelnden heute einträchtiglich Schulter an Schulter kämpfen. Bis auf Weiteres wenigstens.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf dem Bahnsteig wartet ein Militärtransport; Artilleristen, die zur Front abgehen, Jahresklasse 1914. Bleiche, verdrossene Jünglingsgesichter; weinende Frauen. Außer verhaltenem Schluchzen hört man kaum einen Laut. Unwillkürlich muß der Fremdling an den jüngst erlebten Auszug der Gardeersatzleute aus Berlin denken. Götter! Hier gähnt ein Abgrund.

Da kommen zwei dicke Kerle über die Geleise herüber mit einem umfangreichen Bündel. In irgend einem Garten des weichen Poitou haben sie eine Menge immergrünes Zeug erwischt, mit dem sie die Wagen zu bekränzen anfangen. Andere drängen sich dazu, helfen mit. Und einer beginnt zu singen: Allons enfants ... Die Kameraden stimmen ein: Les jours de gloire sont arrivés. An den Wagenfenstern erscheinen sich rötende Gesichter; die Augen blitzen. Bei „Aux armes citoyens" fällt auch die Menge der geleitenden Eltern und Verwandten ein. Brausend wälzt sich der Gesang über die Bahnsteige. Selbst die schnauzbärtigen Gendarmes haben Mühe, halbwegs Haltung zu bewahren. Ein Pfiff. Mühsam ächzend, fast widerstrebend macht sich die Lokomotive auf den schicksalsdräuenden Weg. Kepis wirbeln wild an den langen Wagenreihen hin und her. Längst sind der Frauen Tränen getrocknet. Hingerissen im Wirbel des wilden Schlachtgesangrhythmus schwenken sie die Tücher, als führen Gatten und Söhne nicht zu wüster Blutarbeit, sondern zu feierlichem Triumpheinzug in die elsässischen Gefilde über die Pariser Etoile durch des großen Napoleon Arc de Triomphe. Der Gesang schwillt einen Augenblick fast zum Gebrüll an, dann verklingt er langsam. „Les jours de gloire ...." hallt es noch einmal herüber. Den Rest verschlingen schlagende Weichen und zischender Dampf.

Les jours de gloire ... In der Sprache Thomas Manns heißt das „wirklichste Ehre." Es ist wohl nur ein Temperamentsunterschied.

Les jours de gloire ... Sie werden vermutlich kurz sein. Immerhin. Gewiß, wir haben manches vor den Anderen voraus. Aber es gibt Surrogate. Wir vergessen das bisweilen .....

II.

Sauberkeit.

Daß die Deutschen samt und sonders barbarische Wilde sind, die noch tief unter den Hottentotten und Buschmännern stehen, bezweifelt so leicht niemand mehr. Höchstens ein Hottentotte. Im Uebrigen ist es ausgemacht, daß die Zivilisationshöhe eines Volkes direkt proportional ist der jährlich pro Kopf der Bevölkerung verbrauchten Seifenmenge.

Ein unbedeutender Knotenpunkt zwischen den Rebhügeln von Médoc. Etwa Ende November. Wer es noch nicht wußte, konnte hier lernen, daß Frankreich nicht lediglich aus dem Montmartre und der Plaine Monceau besteht. Auf dem Bahnhof wartet ein kleiner Nebenzug, der die vier einzigen heute vorhandenen Reisenden bis zur Silberküste der Biskaja bringen soll. Keine W. C.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlich. (Welche Hieroglyphen in den französischen Fahrplänen sich nicht auf den ganz besonderen Ort beziehen, wie Norbert Jacques kürzlich in der Frankfurter Zeitung meinte, sondern „Wagons Couloir" bedeuten, also unserem D-Vermerk bei der Zugnummer entsprechen.) W. C. im englischen Sinne gibt es natürlich in allen französischen Schnellzügen. Sie sind auch in der Regel vorzüglich in Ordnung. Es fehlt eigentlich nur Waschwasser, Seife, Handtuch. Auch die Spülung funktioniert nie. Sonst ist so ziemlich alles da ...

Vergebens suche ich ein Abteil, das mir gestattet, mich zu setzen, ohne daß meine Beinbekleidung rettungslos der chemischen Reinigungsanstalt verfällt. Resigniert steige ich zuletzt in ein Abteil, in dem sich bereits ein blonder Hauptmann befindet, dem man den Lothringer von weitem ansieht. Bevor ich mich setze, breite ich sorgfältig einige der großkalibrigen französischen Zeitungen auf den Kissen aus. Der Offizier schaut lächelnd zu. „Mais, mon capitaine, hier hat man anscheinend seit dem ersten Mobilmachungstage nicht mehr gereinigt."

„Möglich, meint er gleichmütig, es fehlt an Personal. Ist auch nicht sehr wichtig. Es gibt Aergeres. Wissen Sie, wann die Fußböden meiner Kasernenstuben zum letztenmal mit H und O in Berührung gekommen sind?"

„— ?"

„Manche sagen unter Charles X.; da wurde die Kaserne nämlich gebaut. Es sind das boshafte Leute, die offenbar übertreiben. Es ist einwandfrei nachgewiesen, daß die betreffenden Fußböden noch unter Louis Philippe zweimal naß aufgezogen wurden ... C'est le Midi ... ouoi ...

Mit einem halbunterdrückten Fluch streckt er sich in den schmierigen Kissen aus und fällt alsbald in den schweren Schlaf des Soldaten.

III.

Die bunte Kuh.

Auf dem Hotel de Ville von Marseilles flatterte Mitte Dezember nach wie vor die französische Trikolore. Aber es wäre ehrlicher und den tatsächlichen Verhältnissen entsprechender, wenn man sie durch den Union Jack ersetzte. Wie am Aermelkanal herrschen hier in Wahrheit die Engländer. Die Uebernahme des Küstenschutzes (m. b. H.) durch die Briten implizierte notwendig auch die eines Teiles der französischen Hoheitsrechte. Und im Rehmen sind die jenseits des Kanals ohnehin immer groß gewesen. An allen wichtigeren Straßenkreuzungen halten Patrouillen bengalischer Lanzenreiter, Gurkhas ziehen in größeren Abteilungen durch die Stadt, im Hafen werden die Schiffe durch Sikhs entladen. In langen Reihen warten englische Militärautos vor den größeren Hotels, die fast nur (weiße oder eingeborene) Offiziere beherbergen. Und wer Lust hat, kann hier neben einem indischen Maharadschah frühstücken, der einen nußgroßen Rubin im blendend weißen Turban führt, und dessen Khakiuniform von einem Prunkdegen gegürtet ist, wie ihn so wundersam keine Waffensammlung der Welt enthält.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soeben ist ein indischer Dampfer angekommen. Ein ihm entstiegener, typischer englischer Zivilist kommt gefolgt von einem sein Gepäck tragenden Mann der Agentur Cook die Avenue Noailles herauf. Eine Rotte brüllender 15—20jähriger Burschen setzt ihnen nach, aus deren wüsten provenzalischen Kraftausdrücken nur die Worte „sale English" und „service obligatoire" verständlich an des Fremdlings Ohr dringen. Auf der Höhe der Gare de Noailles biegt ein französischer Oberstleutnant um die Ecke. Kaum hat er die Szene erblickt, als er mit zornrotem Gesicht die Bande anherrscht, sich davonzumachen. Die Kerle verstummen wohl, weichen aber mit herausfordernder Unverschämtheit nicht von der Stelle. Ratlos sieht sich der Offizier nach Hilfe um. Da taucht aus dem Boulevard Dugommier eine indische Reiterpatrouille auf, und in einem Augenblicke ist das Gesindel in die zahllosen dunklen Seitengäßchen zerstoben. Der Oberstleutnant legt verlegen lächelnd seine Hand an das Kepi, der Engländer nimmt kaum Notiz und geht unbewegten Antlitzes weiter seines Wegs, hinauf nach der Gare St. Charles. Pauvre France ....

Unter einem bleiernen Himmel, bei feinem Regen bietet die Cannelière einen trostlosen Anblick. Der provenzalische Schmutz kann die Sonne des Südens nun einmal nicht entbehren. An Menschen fehlt es im Revier nicht: Weiße, schwarze, Braune und Graue; in allen Tonarten, in Dur und in Moll. Besonders Braun ist in fein abgestuften Nuancen vertreten: Kaffee, Tee, Chokolade; es fehlt nichts. Verwundert geht der Fremdling durch diesen Farbenkasten, entsinnt sich, daß es in Friedenszeiten hier auch nicht viel anders ist und versteht zum erstenmal das skurrile Wort Zarathustras von der Stadt, die da heißt „Die bunte Kuh."

IV.

Ministerreise.

Gare du Quai d'Orsay; Mitte November. Längst ist die Abfahrtsstunde überschritten, aber der die beiden Landeshauptstädte verbindende Schnellzug macht keinerlei Anstalten, sich von der Stelle zu rühren. Man erkundigt sich: „M. le Ministre n'est pas encore arrivé.„ Neugierig steigt alles aus. Richtig, in der Mitte des Zuges wartet ein Salonwagen. Endlich erscheint die Exzellenz. Aufmachung und Apparat völlig identisch mit dem am Potsdamer Bahnhof üblichen, wenn des Reiches Kanzler zum Vortrag nach Wildpark fährt. Selbst das nichtssagend-leutselige Lächeln des hohen Scheins ist von fataler Aehnlichkeit.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Mit Entsetzen stelle ich fest, daß fingerbreite Spalten um den Fensterrahmen meine schöne, reservierte Fenstersitzposition unhaltbar machen. Galant biete ich ihn den Damen meines Abteils an; sie lehnen kaltlächelnd ab. Ich beginne zu schimpfen. Man bemerkt mir, daß sich in diesem Zuge der erste Speisewagen befindet, der seit dem ersten Mobilmachungstag durch die französischen Lande rollt. Ob dieser fabelhaften Leistung muß ich wohl oder übel verstummen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Vendôme hat sich der Zug bereits wieder in Bewegung gesetzt, als ein Kellner draußen sein „le déjeuner est servi" erschallen läßt. Wir machen uns auf den Weg. Unmöglich: die einzelnen D-Wagen sind isoliert; unverbunden im wichtigsten Schnellzug Frankreichs, 12 Wochen nach Kriegsausbruch! Die Franzosen kehren gleichmütig zu ihren Sitzen zurück: C'est la guerre. Und viel Besseres ist man auch im Frieden nicht gewohnt. Im Vertrauen auf die zahlreichen Fahrtunterbrechungen harre ich bei der Türe aus. Wirklich, nach kaum fünf Minuten hält der Zug auf freiem Feld. Der Semaphor steht auf Halt; also heraus. Doch französische Eisenbahnzüge sind lang, und das menschliche Leben ist kurz. Nach kaum zwei Wagenlängen rasseln die Drähte, das Signal geht hoch, ein Pfiff. Die Lokomotive zieht an, und noch ist der Speisewagen weit. Also schnell hinauf, zu dem schönen Wagen neben mir, dessen Tür noch dazu einladend weit offen steht. Doch was ist das? Ich bin in einem luxuriösen Vorzimmer, wie man es sich in den Wagen der Orleans-Gesellschaft nicht eben vermutend ist. Kein Zweifel: Ich, der Fremdling, bin mitten im Kriege in das Kabinett eines der nationalen Verteidigung nahestehenden Ministers geraten. Lieblich. Eine lange Perspektive endloser Scherereien tut sich vor mir auf. Gleichviel; hier darf ich mich nicht ertappen lassen. Ich klopfe, lang, laut, noch lauter. Nichts rührt sich. So sei's denn gewagt. Ich drücke die Klinke herunter, und vor mir liegt das erwartete Arbeitszimmer. Auf den Tischen Berge von mit Stempeln und Unterschriften übersäten Akten. Doch kein Mensch. Alles ist drüben im Speisewagen beim Déjeuner. Vorderhand also keine Gefahr — weil keine Möglichkeit — der Rückkehr. Neugierig mustere ich einige Schriftstücke. Sie sagen mir wenig, würden aber wohl manche auswärtige Regierung nicht wenig interessieren. Wunderliche Gedanken kreuzen meinen Kopf ob der seltsamen Situation. Da legen sich wieder knarrend die Bremsbacken an die Wagenräder. Ein Blick durchs Fenster: wir halten wieder auf offenem Feld. Jetzt gilts. Noch hält der Zug nicht ganz, da bin ich schon auf dem Bahndamm — zur Vorsicht auf der Geleisseite — drei endlos lange Wagen, und ich bin am Ziel. Eben werden die Hors d'oeuvres abgetragen ....

— —

Ich hielt es für klüger, über das kleine Abenteuer reinen Mund zu bewahren. Als aber einige Tage später ein bekannter Fabrikant im Speisewagen Marseilles-Toulon mir gegenüber saß, wurde die Erinnerung zu lebendig, und ich erzählte ihm den Vorfall. Als ich auf die Akten zu sprechen kam, entfuhren ihm knirschend — er hat drei Söhne in der Front — die Worte: „le bougre." Dann sah er lange still zum Fenster hinaus. Beim Aussteigen in Toulon reichte er mir stumm die Hand, wandte sich aber dann noch einmal um und sprach: „Eines kann ich Ihnen versichern: Wenn es sich um seine eigenen Geschäftspapiere gehandelt hätte, sie wären nicht unbewacht in einem leeren Wagen liegen geblieben. Aber was liegt an den Staatsdokumenten Frankreichs ..... Sale arriviste ... va!" Noch eine verächtliche Handbewegung, und er verschwand im Gewühl der Aussteigenden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

V.

Der weite Weg.

Mitte Dezember Nacht; offenes Feld in der Picardie. Das All besteht für uns Beide nur aus einem undurchdringlichen Gewebe von Nebel, Dämmerung und einem widerspenstigen Auto, das aus unerfindlichen Gründen nicht von der Stelle will. Lastende Stille hängt darüber, wie irgend ein Feuilletonbold wohl sagen würde. Eine halbe Stunde vergeht, und noch immer ist im Kampf mit der Tücke des Objekts „die Lage unverändert", wie es im offiziellen Berichtsstil heißt. Da bricht allmählich anschwellender, von Marschtritten rhythmisch unterstützter Sang durch das trübe Gewoge r ngsum. Verwundert horchen wir auf. Das ist kein Gesang der picardischen Ebene. Das gemahnt an Variété und Musik Hall. Und schon tauchen die dunklen Silhouetten der Sänger auf. Lauter schlanke, sehnige Leute mit roten Gesichtern in knapper Khakiuniform. Keiner wendet den Blick nach uns, obwohl der Weg schwerlich viel Abwechslung geboten hat. Unentwegt ziehen sie weiter, ins Unendliche ihr Leiblied wiederholend. Und nun verstehen wir auch die Worte:

It's a long way to Tipperary,
It's a long way to go,
It's a long way to Tipperary
To the sweetest girl I know;

Good-bye Piccadilly,
Farewell Leicester-Square,
It's a very long way to Tipperary,
But my heart's right there.

Diesen typischen Gassenhauerblödsinn singt, summt, pfeift, trällert Tommy Atkins in allen Lebenslagen: Tipperary bei Tage, Tipperary bei Nacht, beim Essen, beim Trinken, im Kampf und bei der Ruhe, im Wachen und, wie die Verleumder sagen, auch im Schlaf. Tipperary for ever.

Die Sänger hat längst der Nebel verschlungen. Nur noch schwach trägt der Abendwind herüber: It's a long way to Tipperary .... Jetzt ist dieses sweete Girl eine große Stadt, die fern irgendwo hinter der Elbe im Heideland liegt .....

Der Sang verhallt. Calando, kaum vernehmbar, erklingt es noch einmal: It's a long way .... Wir sind allein im Dunkel. Alte Märchenstimmung steigt wieder auf: „Und so weit war das Land, und so rauh der Weg, daß sie ihn nimmermehr fanden ....."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was uns ſtark macht

Von Wilhelm Schuſſen

Im Grunde iſt es gleich, ob ich in meiner Klauſe ſchreite,
Deren Dielen unter meinen Füßen knarren,
Oder ob ich draußen als ein rauher Krieger reite
Vor dem todgelenkten Pulverkarren.

Im Grunde iſt es gleich, ob ich das alte Menſchenleid erlebe
Unter eines trauten ſtillen Daches Sparren,
Oder ob ich mich dem großen, wilden Kampf ergebe:
Ich werde hier wie dort dasſelbe Maß an Leid erharren.

Im Grunde iſt der Friede, den die Zeiten werbend raunen,
Doch nur eine jener alten, ſüßen Sagen
Aus der Menſchheit erſtem Kinderſtaunen;
Denn kein rechter Mann läßt ſeine Sterne ſich vom Haß zerſchlagen.

Weißer Schnee blüht heut auf jedem deutſchen Dache,
Trotz der Feinde Schwur, uns zu verderben.
Was uns ſtark macht, iſt die Reinheit unſrer Sache,
Für die wir kämpfen, bis wir ſiegen oder ſterben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warum England Aegypten noch nicht annektierte

Wenn Aegypten jetzt auch effektiv ein englisches Protektorat ist, so gilt es nach der Mehrheit der englischen Preßstimmen zu urteilen, noch nicht als von England annektiert, wie es am 19. Dezember der Manchester Guardian und einige andere englische Blätter zum Ausdruck brachten. Die große Mehrheit der führenden englischen Blätter sieht in der Protektoratserklärung nur eine mit der Kriegserklärung der Türkei notwendig gewordene praktische Maßnahme. Der neue Sultan wurde an Stelle des Khediven ernannt, weil der Khedive antienglische Politik trieb und sich mit den englischen Behörden nicht stellen konnte.

Weshalb England Aegypten nicht annektiert hat, darüber äußert sich Lord Cromer, ein Vorgänger von Kitchener und Mc. Mahon in den Times vom 19. Dezember, indem er sagt: Der Manchester Guardian und zahlreiche englische Blätter mit ihm irren, wenn sie glauben, Aegypten sei von England annektiert. Nur das Suzeränitätsverhältnis zur Türkei hat in Aegypten aufgehört. Die Protektoratserklärung entbindet Aegypten nicht von der Pflicht, jährlich 650 000 Pfund Sterling an die Türkei als Tribut zu zahlen. Und jetzt kommt der interessante Punkt. Dieses Geld, so fährt Cromer fort, „wird allerdings nicht mehr direkt nach der Türkei gehen." Es wird jetzt nach London wandern und für die Sicherung des jährlichen Zinsendienstes von 2 ottomanischen Anleihen verwendet werden. Lord Cromer fügt auch noch hinzu: Die Erklärung des Protektorats über Aegypten berührt den Sudan nicht. Hier hat der türkische Sultan seit der Wiedereroberung durch englische und ägyptische Heereskräfte keine Suzeränität mehr ausgeübt, sondern nur der englische König gemeinsam mit dem ägyptischen Khediven. Gerade dieser Umstand ist wichtig für die künftigen Beziehungen, die sich zwischen England und Aegypten entwickeln werden. Eine Annektion Aegyptens hätte die Lage unnütz verschwierigt. Es wird eine Sache der Zeit und des Taktes sein, die Gefühle der Aegypter mit den Auffassungen des englischen Weltreiches mehr und mehr verschmelzen. Zur Zeit ist das wichtigste, sich in Aegypten den guten Willen des Volkes zu sichern, denn auf ihm ruht nicht nur in Indien selbst, sondern auch schon auf der Route dahin, die dauernde Sicherheit des englischen Weltreiches.

In ähnlicher Weise, wie Lord Cromer sich in den Times äußerte, stellen sich auch die meisten Preßstimmen der führenden Londoner Tageszeitungen und Wochenschriften. Gewiß beruht die englische Weltherrschaft in Aegypten und Indien in erster Linie auf dem guten Willen der indischen und ägyptischen Bewohner. Jedoch wird dieser Wille jetzt entscheidend beeinflußt durch den Ausgang der militärischen Operationen am Suezkanal und durch die Zugkraft der türkischen Propaganda für den heiligen Krieg. Daß England bei der Protektoratserklärung auf den guten Willen Frankreichs rechnen konnte, war ja einfach selbstverständlich. Die Preßstimmen des Echo de Paris, des Matin, des Gaulois, Figaro und Journal etc. vom 19. Dezember, begrüßen sämtlich die Lostrennung Aegyptens von der Türkei als erstes Zeichen der Zertrümmerung des Osmanentums und als verdiente Strafe dafür, daß sich die Türkei in das Schlepptau der deutschen Politik be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geben hat. Daß in Italien die Stimmung der öffentlichen Meinung durch die englische Protektoratserklärung sehr vor den Kopf gestoßen wurde, und daß dies auch unverhohlen in den führenden Blättern zum Ausdruck gebracht wurde, verschwieg allerdings das Reuterbüro. Es wußte über die Haltung Italiens in der bekannten lügnerischen Anwandlung nur mit einer 6zeiligen Depesche zu berichten, daß dieses Land über den neuen Schritt Englands entzückt sei, weil es für Lybien und auch für sich selbst eine erhebliche Verbesserung erwartete. N. Hansen

Die wieder lebendige mazedonische Frage

Der Bukarester Friede hat bekanntlich die mazedonische Frage, die Jahrzehnte hindurch im Brennpunkt der Politik aller Balkanstaaten stand, nicht gelöst. Nur die Türkei wurde ausgeschaltet. Hingegen Bulgarien, das die größten Ansprüche auf das vielumstrittene Mazedonien besaß, dank seiner ungünstigen Lage im zweiten Krieg, nur mit einem magern Brocken bedacht. Die fetten Stücke erhielten Serbien und Griechenland. Das war damals rumänische Augenblickspolitik, die ein Vorherrschaftsbulgarien hindern wollte. Damit war die mazedonische Frage, von der die ganze Welt gewünscht hatte, daß sie endlich von der Liste der Balkansorgen gestrichen werde, wieder lebendig gemacht. Ganz bulgarische Gebiete waren den serbischen Peinigern übe antwortet, die besten Küstenplätze am Aegäischen Meer den Griechen überwiesen — alle Anlässe zu nationalen Unruhen und ethnographischen Reibungen blieben aufrecht. Nur die Ketten waren gewechselt. Der Halbmond kam darunter nicht mehr vor. Die einzigen bleibenden Ergebnisse des Bukarester Friedens waren, die Unmöglichkeit einer Wiederholung des Balkanbundes und die Abdrängung der Großmächte von der mazedonischen Frage, durch die Rolle besorgt, die Rumänien spielte. Rußland tut nur noch so, als ob es aufteilen könnte. In der Tat wird die Frage ausschließlich vom Balkan selbst gelöst werden. Bulgarien fordert nunmehr die gänzliche Annullierung des Bukarester Vertrages, soweit er mazedonisches Gebiet betrifft. Also mit Ausnahme der Grenzregulierung zugunsten Rumäniens und der Abgrenzung im Adrianopler Wilajet gegen die Türkei. Um diese Forderung durchzusetzen, mindestens das ganze Linksland vom Wardarfluß, das ja bulgarische Bevölkerungsmehrheit hat, an Bulgarien zu weisen, mußte Serbien in eine Zwangslage versetzt sein und Griechenland zu einem teilweisen Gebietsaustausch veranlaßt werden. Ersterer Fall war schon nahezu eingetreten, als die Oesterreicher in Serbien eingebrochen waren (und wird derzeit wieder erwartet). Denn in solcher Bedrängnis hätte Bulgarien, ohne viel nach den Großmächten zu fragen, die geforderten mazedonischen Gebiete besetzen können. Wenn nicht damit für Rumänien der Kriegsfall eingetreten wäre. Das serbische Anerbieten gegen aktive bulgarische Kriegshilfe, eine mazedonische Grenzregulierung zu gewähren, ist in Sofia gar nicht ernst zur Besprechung gelangt. Nunmehr hat Bulgarien — um der Lösung der mazedonischen Frage näher zu kommen — eine Verständigung mit Rumänien angebahnt. Auf diesem Weg liegt tatsächlich eine mögliche Lösung. Und zwar nur dann, wenn sich die beiden Staaten, Rumänien und Bulgarien, nicht am

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großen, europäischen Krieg beteiligen und als intakte, starke Faktoren gegenüber dem voraussichtlich schwer geschwächten Serbien, beim Friedensschluß der Großen, sich das Anrecht erwerben, die Balkanfragen durch Balkaner ordnen zu lassen. Dann erst wird die mazedonische Frage auch zur Ruhe kommen. v. S.

Helfferich

Finanzaufgaben von ungeheurem Gewichte hat der Krieg dem Reiche gebracht. Nur ein starker Mann mit hellem Blick für die Notwendigkeiten der Gegenwart und die Erfordernisse der Zukunft kann sie bewältigen. Vielleicht muß, was Bismarcks unerfüllter Wunsch war, bald Wirklichkeit werden. Die breite und feste Fundamentierung eines finanzselbständigen Deutschen Reiches.

Die geldlichen Kriegsbedürfnisse hätte Herr Kühn gewiß noch erledigt. Das ist bei der Willigkeit des Volkes, der Einfachheit des Verfahrens und dem Vertrauen zur Reichssolvenz kein schwieriges Werk. Aber die Vorbereitung und Durchführung der vielleicht schon skizzierten riesigen Friedensentwürfe erfordert eine junge Elastizität. Helfferich ist erst 42 Jahre und hat sich in der Welt, auf die es hier ankommt, umgetan. Man darf also hoffen.

Selbst der Nationalökonom, dem Helfferichs Bankiertagreden kein Vergnügen bereiteten, wird befriedigt sein. Ein Professor seines Faches wird Verwalter des Reichsschatzes. Der Krieg hat unserer Wissenschaft zu den Wirkungen und Ehren verholfen, deren sie fähig ist und die ihr gebühren. Es wird darüber noch manches zu sagen sein. Erkennt Ihr nun, daß diese Lehren, diese Forschungen, nicht nutzlos und neblig sind? Sie haben einen sehr realen Wert. Daraus sind allerlei Folgerungen zu ziehen. Wir werden uns bemühen, daß sie gezogen werden.

Dem Bankdirektor Helfferich wurden gute Lernmöglichkeiten geboten. Er war an wichtiger, an bestimmender Stelle im Universalbetriebe der Deutschen Bank, des größten deutschen Kreditunternehmens. Er konnte das Geldgetriebe im eigenen Lande sehen und die internationalen finanziellen Verewigtheiten. Keinem Professor der Volkswirtschaftskunde wurde vor ihm derart die Gelegenheit zur Praktizierung seiner Theorien zuteil. Nachdem er Bücher über das Geld geschrieben hatte, konnte er den Lauf des Geldes durch Bücher von greifbarem Gehalte verfolgen.

Er hatte die Möglichkeit, den Kredit im Interesse deutscher Weltwirtschaft zu lenken. Als Direktor der Anatolischen Bahn und später im Verein mit Gwinners Anleihetalent hat er besonders die Wünsche und Bedürfnisse des schwierigen nahen Ostens studiert. Auch das ist gerade jetzt von Wert. Da er auch auf dem Beamtenparkett geschritten, ist er kein Neuling mehr in diesen Sphären.

Professor, Bankdirektor, Beamter. Ein seltenes Gemisch von jungem Blute belebt. Man darf also ein Auge für das Allgemeine und Fernere, eine geschickte Transaktionshand und Korrektheit erwarten.

Dr Alfons Goldschmidt

Berchthold und der Weltkrieg

Ueberraschender kam wohl nie eine innerpolitische Neuigkeit — deren gab es oft nur allzuviele in Oesterreich-Ungarn — als die Demission des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grafen Berchthold mitten in dem Weltkriege.

Mögen uns auch noch so viele Märchen von seiner Amtsmüdigkeit aufgetischt werden und von dem Zeitpunkte, da eine Stockung der Gesamtlage eingetreten sein soll: verwunderlich, ja unverständlich ist und bleibt das Beiseitetreten dieses Lenkers der auswärtigen Geschicke der österreich-ungarischen Monarchie zu einer Zeit, da das Endergebnis der blutigen, endlosen Kämpfe seine Taten hätte krönen sollen, da er als der Verantwortliche hätte mitsiegen oder mitfallen müssen — nicht aber Rückzug antreten. —

Ob das die Flinte in's Korn werfen heißt?

Ist seine Großmachtpolitik gescheitert, sind seine großzügigen Pläne in Schaum zerronnen?

Ist er so weitblickend, daß er das jetzt — schon — beurteilen könnte? Das wäre doch zu viel!

Aber das ist ja Alles anders!

Sein Balkanprogramm, das stets das einzige Um und Auf seiner Gedanken war, ohne daß es je praktisch eingehalten wurde, war es wieder einmal, das Anstoß gab, das beinahe die Ursache für äußerst unerwünschte Zusammenstöße mit — Italien gewesen wäre.

Und da wieder einmal die Praxis die schmale Theorie besiegte, wurde das künstlich aufgeblasene Albanien an den wichtigsten Stellen von Italien bewacht, unter Aufsicht gestellt und diese hochwichtigen Ereignisse gingen, ohne in dem allgemeinen, riesigen Weltengerassel des größten Krieges aller Zeiten zu viel Lärm zu machen, rasch vorüber und Albanien fiel samt dem erst vor Kurzem wieder von Italien künstlich inszenierten Aufstande in das frühere unbekannte Nichts zurück; beinahe wenigstens, wenn nicht Valona und das durch 21 Häuser ausgezeichnete San Giovanni di Medua gewesen wäre.

Auch in Durazzo erschienen italienische Kriegsschiffe.

Charakteristisch für die Politik Italiens in Albanien ist, daß von dem Augenblicke an, da sich ein griechisches Kriegsschiff vor Durazzo — ungerufen und unerwünscht zeigte, der Aufstand plötzlich unterdrückt war und Essad Pascha, der Strohmann Italiens rasch mit den Aufständischen Frieden schloß.

Das ist eine vollauf durchsichtige Komödie.

Und über Valona und die Kriegsschiffe Italiens, die nunmehr allein die Rheden der versandeten Häfen dieses Räuberlandes bevölkern, ist Berchthold gestürzt — sein Gedankenkreis ging eben trotz des Ringens aller Völker nicht über sein Albanienprogramm hinaus.

Z. v. H.

Liedersammlungen

Als wir uns im vergangenen August einmal über die wirtschaftlichen Aussichten der verschiedenen Berufe unterhielten, machte ein Freund die Anmerkung, daß die Lyriker wohl für Kriegszeiten mit Ueberstunden arbeiten. In der Tat: die Schaffenskraft der Berufenen und Unberufenen ist unermeßlich. Den Redaktionen bringt jeder Postgang lyrische Manuskripte, die Schubladen und Mappen weiten sich unter ihrem Drang. Und es läßt nicht nach. Den Philologen künftiger Geschlechter sammelt sich neues Material.

Vielfach fehlt uns noch der Abstand dazu, aus dem völlig Wertlosen und Gleichgültigen das Bleibende herauszufinden. Die Mehrzahl der Dichter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mag später einmal mit eigener Skepsis das betrachten, was sie heute geschaffen: da sie ihre eigene Konvention plötzlich verließen und nach einem neuen Rhythmus griffen. Das meiste, was vorliegt, ist Zeit-, nicht Kunstdokument.

Immerhin haben einige beherzte Männer den Versuch gemacht, jetzt schon zu sichten. Es gibt die verschiedensten Sammlungen von Kriegslyrik, von G. Falke, von J. Bab u. a.; bei E. Diederichs in Jena erscheinen kleine hübsche Hefte. Am gründlichsten und breitesten angelegt sind die Hefte „Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht", die Julius Bab im Verlag von Morawe und Scheffelt in Berlin herausgibt; vier Hefte liegen jetzt da. Die Auswahl verrät eine gewisse Weite, kein Geschmäcklertum, sondern literarhistorische Ernsthaftigkeit. Das bekundet auch die etwas trocken solide Ausstellung. Reizvoller sind die netten kleinen Bändchen aus dem Verlag von Axel Juncker „Neue Kriegslieder"; sie sind von Geiger und Nerlinger mit frischer Verve illustriert.

Freilich, die gelungenste dichterische Veröffentlichung, die wir erhielten, ist jene, die auf das Schaffen unserer Tage verzichtete und aus der großen Masse des vorhandenen Stoffes eine Einheit von hinreißender Wucht gestaltete: Der Krieg als Dichter.

R. Geheeb hat die Sammelarbeit mit Geschmack und schöner Unbefangenheit unternommen: „Standarten wehn und Fahnen" heißt der Band, der im Verlag von Albert Langen in München erschienen ist und nun als ein Buch von bleibender Schönheit unser Besitz wurde. Keine philologischen, ausschließlich künstlerische Ziele leiteten den Herausgeber; der Eindruck seiner schönen Auswahl vertieft sich durch den Bilderschmuck, den Wilhelm Klemm zeichnete. Er hat rasches Temperament und gefaßte Größe, den schnellen Einfall und die heroische Ruhe: man zögert nicht, an die klassischen Holzschnitte Adolf Menzels zu erinnern, um einen Maßstab für das Gelungene zu bieten.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesunde Nerven

geben Arbeitsfreudigkeit, Energie, Erfolge in Beruf und Leben. Beginnen die Nerven zu versagen, so entschwinden Wohlergehen und Wohlbefinden bald, um der Untätigkeit, Sorgen oder gar Schlimmerem Platz zu machen. — Auf Schwäche und Defekte der Nerven sind auch die meisten körperlichen Leiden zurückzuführen. Man achte deshalb bei der Körperpflege vor allem auf Kräftigung seiner Nerven! Die normale Lebensfunktion des Nervensystems wird hervorgerufen durch eine eigentümliche, in den Nerven enthaltene Substanz.

Querschnitt eines gesunden Nervenbündels.

In den Nerven der an fortschreitender Entkräftung Leidenden kann man mikroskopisch auch einen fortschreitenden Schwund dieser Nervensubstanz nachweisen, und umgekehrt hat man, sobald Schwachen und Zurückgebliebenen die fehlende bezw. geschwundene Nervensubstanz in geeigneter Form zugeführt wurde, stets eine auffallende Besserung des Allgemeinbefindens wahrgenommen, mit der in gleichem Maße ein mikroskopisch nachweisbares Anwachsen dieser Nervensubstanz in den einzelnen Nerven einherging. Kraft und Gesundheit der Nerven sind also abhängig von ihrem Reingehalt an Nervensubstanz. In der Tat stellt die Ernährung der Nerven einen der glücklichsten Erfolge der modernen Wissenschaft dar.

Zu dieser wissenschaftlichen Erkenntnis war man schon vor Jahren gelangt, aber ihre Nutzbarmachung in der Praxis stieß zunächst leider auf enorme Hindernisse, denn es war lange Zeit nicht möglich, ein Nährpräparat herzustellen, das alle Nährstoffe, speziell auch für die Nerven, in konzentrierter Form enthält. Es mußte erst ein neues Verfahren gefunden werden, das die Herstellung genügender Mengen dieser kostbaren Substanzen von physiologisch reiner Beschaffenheit ermöglichte.

Prof. Dr. Habermann ist die Lösung dieses wichtigen Problems gelungen. Unter Anwendung seines patentierten Verfahrens gelangt jetzt ein Kräftigungsmittel unter dem Namen „Biocitin" in den Handel, welches alle, dem Körper nötigen Nährstoffe nur in geläuterter, idealer und konzentrierter Form enthält.

Seit dieser Zeit wird von ärztlicher Seite zur Stärkung und Auffrischung abgespannter Nerven das „Biocitin" in steigendem Maße mit vorzüglichem Erfolge angewendet.

Im „Biocitin" besitzen wir ein unerschöpfliches Kräftereservoir für den menschlichen Organismus. Wer durch Krankheit, Ueberarbeitung oder andere Umstände in seiner körperlichen oder geistigen Leistungsfähigkeit heruntergekommen ist, den Anforderungen seines Berufes kraft- und hoffnungslos gegenübersteht, wegen Kräftemangels der Lebensfreude und dem Lebensgenuß entsagen zu müssen glaubt, wird im „Biocitin" eine Kraftquelle finden, die seine Leistungsfähigkeit wieder herstellt, ihm neuen Lebensmut verleiht, ihn wieder Mensch unter Menschen sein läßt.

„Biocitin" ist das einzige Präparat, welches nach dem patentierten Verfahren von Professor Dr. Habermann hergestellt wird. Wir bitten daher, unbedingt minderwertige Nachahmungen und lose abgewogenes Präparat zurückzuweisen.

Querschnitt eines degenerierten Nervenbündels; ein großer Teil der Nervenfasern ist vollständig zugrunde gegangen.

„Biocitin" ist nur in Originalpackungen in Apotheken und Drogerien käuflich. Falls nicht erhältlich oder etwas anderes angeboten wird, wende man sich direkt an uns. Der Versand erfolgt ohne Berechnung von Porto und Verpackungsspesen.

Ein Geschmacksmuster nebst einer populärwissenschaftlichen Abhandlung über rationelle Nervenpflege sendet auf Wunsch kostenlos die Biocitin-Fabrik, Berlin S 61/Mz 4.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebensmittel heute teurer

nur bei mir nicht.

Habe 5,000 Kilo Thee M. 8.— Qualität

bei Abnahme von 5 Kilo zu ℳ 3.50. per Pfund
unter Nachnahme. Prachtvolles Aroma.

Fr. Rauth, Ringstrasse 41, **Berlin-Friedenau.**

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Briefwechsel

Frl. Margerite Gobat, Bern, an E. Pernerstorfer, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Bern, Dezember 1914

Hochgeehrter Herr!

Erlauben Sie mir, als Tochter eines Ihrer früheren Kollegen, des Nationalrates Albert Gobat — wenn ich nicht irre, gehören Sie auch der Interparlamentarischen Union an — Ihnen mein Befremden, mein Bedauern über Ihren Aufsatz in der letzten Nummer des „März" auszusprechen. Sie urteilen falsch über Frankreich. Ich komme eben aus Paris, wo ich zwei kleine deutsche Mädchen, die dort seit Anfang des Krieges zurückbehalten waren, abholen sollte, und war verwundert über die ruhige, zuversichtliche, würdige Haltung, die überall im Lande herrscht. Und die Soldaten sprechen nicht schlecht vom Feind, im Gegenteil. Daß aus Frankreich „keine Stimme der Vernunft sich hören läßt", daß „die gesamte französische Intelligenz im Tollhause sitze", ist mehr als übertrieben. Ich kann hier versichern, daß wir in der Schweiz sehr viele vernünftige, ja edle Stimmen hören, die von unsern westlichen Nachbarn kommen. Sie urteilen wohl bloß nach dem „Matin" oder dem „Figaro", beides Blätter nationalistischer Färbung, die so wenig die Stimme des französischen Volkes, wie eine gewisse Presse in Deutschland die Stimme des deutschen Volkes bilden, und dies zu Friedens- wie zu Kriegszeiten.

Meine Meinung ist, daß der „März", den ich bis zum Ausbruch des Krieges für eine feine Zeitschrift hielt, und die ich gerne las, ihre Spalten nicht dazu hergeben sollte, den Haß zwischen den Nationen zu schüren. Dies brauchen wir heute wirklich nicht. Heute brauchen wir W a h r h e i t und dies gibt mir den Mut, Ihnen zu schreiben. Hüten Sie sich vor dem Krieg. Er ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein schlimmer Lehrer für Alle, die nicht auf den Schlachtfeldern ihr Leben auf's Spiel setzen, sondern in den Studier- und Redaktionszimmern den meistenteils unwürdigen und gefahrlosen Kampf mit der Feder führen.

Diejenigen, welche heute nicht für das Vaterland ihr Leben hergeben, sollten lediglich ihre Kräfte dazu benützen, auf beiden Seiten das Gute zu suchen, und die Wege anbahnen, damit, wenn der unglückselige Krieg einmal zu Ende, es noch möglich ist, daß die beiden großen Nationen, die sich heute bekämpfen, sich endlich nähern, um mit einander an dem allgemeinen Wohl zu arbeiten. Dies sollte heute das Ziel jedes gerecht- und hochdenkenden Menschen sein.

Verzeihen Sie meine Offenheit. Ich denke aber, daß man stets die Wahrheit sprechen soll und daß man sie auch stets hören kann.

In vorzüglicher Hochachtung
Margerite Gobat.

E. Pernerstorfer an Frl. M. Gobat.

Wien, Januar 1915

Sehr geehrtes Fräulein!

Es hätte der Berufung auf Ihren Vater, den ich übrigens persönlich nie kennen gelernt habe, zur Rechtfertigung Ihrer Schreibens an mich nicht bedurft. Ich gestehe gerne jedermann das Recht zu, meine Aeußerungen brieflich oder öffentlich zu bestreiten. So sehr ich die Beweggründe, die Sie zur Abfassung Ihres Briefes veranlaßt haben, achte, so wenig kann ich Ihre Vorwürfe als zutreffend anerkennen. Ihre Stimme erscheint mir aber so symptomatisch, daß es mir angemessen erscheint, Ihnen meine Antwort in voller Oeffentlichkeit zu geben. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir zu diesem Behufe gestattet haben, auch Ihren Brief mit abdrucken zu lassen. Wenn ich mich auch einer großen Kürze befleißen muß, so hoffe ich, deutlich zu machen, daß die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwierigkeit, sich gegenseitig zu verstehen, was ja auch im Kampfe nicht völlig unmöglich sein sollte, doch so groß ist, daß sie selbst bei gutem Willen unüberwindbar scheint.

Sie sprechen als französische Bürgerin der Schweiz. Ihr Herz ist bei Frankreich. Ich ehre Ihr Gefühl und weiß es zu würdigen. Ich könnte einen Franzosen nicht wohl verstehen, der in diesen Tagen der nationalen Not nicht zu seinem Volke stünde. Ich kenne keinen solchen und bin geneigt anzunehmen, daß es keinen einzigen im ganzen französischen Volke gibt, der zumal heute nicht von heißester Vaterlandsliebe erfüllt wäre. So wie Sie eine gute Französin sind, so halte ich mich für einen guten Deutschen. Es ist für mich ein nicht kleiner Schmerz, daß ich ähnliches, wie ich es hier von den Franzosen ausgesprochen habe, nicht von den Deutschen in gleichem Maße sagen kann. Ich weiß, daß mancher von meinen Volksgenossen in seinem nationalen Empfindungen auch in diesen für das deutsche Volk so schweren Tagen, eine bedenkliche Lauheit an den Tag legt. Damit meine ich nicht die Fähigkeit, mit der größten Wärme des Herzens die kalte Ruhe des Kopfes zu bewahren. Im Gegenteil: diese Fähigkeit schätze ich sehr hoch und ich besitze sie, wie ich glaube, selbst in hohem Grade. Der Krieg, der heute tobt, wird mich, es komme, was da wolle, nie vergessen machen, was der deutsche Geist den Franzosen, Engländern und Russen verdankt. Wir Deutsche haben uns nie abgeschlossen gegen fremde Kulturen. Im Gegenteil: wir haben gesucht, alles zu lernen, alles zu verstehen und alles uns gemäße in uns aufzunehmen und es unserem Geiste entsprechend umzugestalten. Was wir der französischen Kultur verdanken, ist in unserer Geistesgeschichte unvergänglich eingeschrieben. Man mag in der zahlreichen deutschen Kriegsflugschriftenliteratur nachsuchen, wie man will, man wird nur ganz ausnahmsweise auf Gehässigkeiten gegen Frankreich treffen. Dagegen stoßen wir auf Aeußerungen französischer Intellektueller, die in ihrer blinden Feindseligkeit gegen alles Deutsche jedes Maß überschreiten und die ihren Gipfel finden in dem Ausspruche, der deutsche Geist müsse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vernichtet werden. Erst in der letzten Zeit sind zwei Auslassungen von zwei Franzosen bekannt geworden, die erfreulicher Weise von Besonnenheit Zeugnis ablegen. Die eine geht von Romain Rolland aus, die wir jetzt durch des Münchener „Forums" (Dezember-Heft) kennen gelernt haben. Wohlan, das ist die Sprache eines Kulturmenschen. Wie wenig es der Ausdruck des französischen Volkstums ist, beweist der Umstand, daß Rolland in Frankreich als verdächtig gilt und er es nicht wagt, nach Frankreich zu gehen, sondern es vorzieht, auf schweizerischem Boden zu weilen. Die andere Auslassung geht von dem temperamentvollen Hervé aus, der mit bemerkenswertem Mute für eine würdige Behandlung der Gefangenen eintritt. Habe ich also so sehr Unrecht, wenn ich über die Haltung der französischen Intellektuellen mein Bedauern ausspreche? Ich zweifle nicht, daß es in Frankreich auch viele besonnenere Köpfe gibt, die die nationale Leidenschaftlichkeit nicht völlig Herr über sich werden lassen. Aber die geistigen Führer der Nation verraten nicht viel davon. Es ist doch wieder so, wie 1870, als die Deutschen vor Paris lagen und Viktor Hugo sie beschwor, das „heilige Paris" nicht zu beschießen. Er erließ einen bombastischen Aufruf an das deutsche Volk, Paris, das Heiligtum der Welt, zu schonen. Damals antwortete ihm Ferdinand Kürnberger in einem glänzenden Pamphlet mit dem Titel „Ein Tollhäusler mehr!" Ein grober Titel. Aber man muß sagen: ein berechtigter Titel. Und doch, wie unterschied sich dieser Aufruf V. Hugos von den Auslassungen der heutigen französischen Intellektuellen. Wie umschmeichelte er die Deutschen! Die Brutalität: offen zur Schau getragen, blieb den Heutigen überlassen. Damals lag Frankreich am Boden und V. Hugo rief aus: „Ihr habt den Sieg, wir haben den Ruhm!" Und das war noch nicht die tollste Tollheit des Aufrufs. Aber er beschimpfte doch die Deutschen nicht, wie die „Gebildeten" es heute tun. Er hat die grobe Antwort F. Kürnbergers völlig verdient. Denn wie sagen Sie?: „man soll die Wahrheit sprechen!" Ausgezeichnet. Es bemühen sich in Deutschland viele, insbesonders die deutschen Sozialdemokraten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den eigenen Nationsgenossen, die sich von blindem Chauvinismus leiten lassen, die Wahrheit zu sagen. Dieses Recht auf Wahrheit gilt doch wohl auch den Franzosen gegenüber, selbst wenn dabei etwas Derbheit mit unterliefe. Es ist ein schwerer Vorwurf, den ich erhoben habe, aber gerade Ihr Brief ist ein neuer Beweis dafür, daß die Franzosen die Wahrheit so schwer vertragen.

Was aber ist denn wesentlich die klare Absicht meines Artikels. Ist er denn gegen Frankreich gerichtet? Geht er nicht ganz und gar darauf hinaus, darauf hinzudeuten, daß für mich die Franzosen und Engländer ganz andere Feinde sind als die Russen? Daß jene für mich Feinde sind, die ich sobald als möglich wieder zu Freunden haben möchte und daß der Sinn des gegenwärtigen Krieges für mich die Vernichtung des heutigen Rußlands ist? Jenes völkermordenden Rußlands, mit dem verbündet zu sein für Mächte der westlichen Kultur ein Schandmal bleiben wird für kommende Zeiten. Meine Wahrheitsliebe gebietet es mir, dies zu sagen, auf die Opfer hin, damit eine zartbesaitete französische Seele zu kränken.

Und trotzdem werden wir auch das vergessen lernen, wie wir vergessen haben all den namenlosen politischen Jammer, den das Frankreich der Vergangenheit über Deutschland gebracht hat und der z. T. es mitverschuldet hat, daß das deutsche Volk im Elend der politischen Zerrissenheit so lange vegetieren mußte. Nur die Franzosen scheinen nicht vergessen zu können. Daß Deutschland die ihm einst geraubten Reichsländer zurückgenommen hat, das sieht jeder Franzose wie eine Art persönlicher Beleidigung an.

Und noch eines gebietet die Wahrheit zu sagen. Aus Frankreich kommen jetzt nach und nach, nach Monaten der Gefangenschaft, Zivilgefangene (meist Frauen) zurück und erzählen, was sie in der langen Dulderzeit erlitten haben. Das kann nicht alles Lüge und Erdichtung sein. Wenn nur der zehnte Teil dessen wahr ist, was sie berichten, dann liegt auch ein tiefer Schatten auf der gerühmten Ritterlichkeit der französischen Nation. Kommen Sie doch nach Wien und überzeugen Sie sich davon, wie viele Fran-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zösinnen und Franzosen (dasselbe gilt von Engländern und Russen) hier herum und ihren Geschäften nachgehen. Sie stehen unter gewissen unbequemen polizeilichen Vorschriften, aber sie werden nicht gequält. Wenn Sie zu gewissen Stunden in gewissen Teilen der Stadt gehen, können Sie viel französisch reden hören. Das Publikum wird höchstens dann etwas nervös, wenn es glaubt, daß eine Herausforderung vorliegt. Aber auch dann kommt es nicht zu Beschimpfungen und Gewalttätigkeiten. Selbst vor Gericht finden Franzosen und Engländer, wie zwei Fälle unlängst erwiesen haben, als Ankläger und Angeklagte ihr Recht.

Ich bin der festen Meinung, daß jede Nation eine Mischung von allerlei Menschen in sich hat. Auch im deutschen Volke gibt es gewiß rohe Elemente. Aber es ist unerträglich, wenn wir es immer und immer wieder hören müssen, daß wir Hunnen und Barbaren sind. Wenn insbesonders Franzosen und dazu Vertreter der höchsten Intelligenz so von uns reden, so beschmutzen sie sich selbst und sie sind schuld, wenn man häufig dem ganzen Volke zur Last legt, was doch nur die Erscheinung einzelner „Tollhäusler" ist, die jede Haltung verloren haben.

Die größte Zurückhaltung und Objektivität, die fast alle intellektuellen Kreise des deutschen Volkes (mit Ausnahme einiger auch verrückt gewordener Englandfeinde) üben, darf schließlich nicht bis zu dem Grade der Selbstentwürdigung gehen, daß wir aus lauter Vor- und Rücksichten davon abhalten lassen, unsern Gegnern von heute, die wie ich zuversichtlich hoffe, unsere Freunde von morgen sein werden, die Wahrheit zu sagen. Gerne unterlassen wir es, wenn es aus ihren eigenen Kreisen heraus geschieht. Aber es geschieht insbesonders bei den Franzosen nicht. Und kein Volk hat vielleicht die bittere Medizin der Wahrheit so nötig, wie sie.

Ich bin, sehr geehrtes Fräulein, in ergebener Verehrung

Ihr aufrichtiger

E. Pernerstorfer.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berchtholds Rücktritt und Oesterreichs Balkanpolitik

Von Dr Eugen Lewicky

Mitglied des österreichischen Reichsrates

Ueber die Ursachen des Rücktrittes des Grafen Berchthold werden in der Tagespresse und in der Oeffentlichkeit verschiedene Vermutungen aufgestellt, die größte Wahrscheinlichkeit hat aber die Vermutung für sich, die die Gründe des Ausscheidens des Grafen Berchthold mit der momentanen politischen Lage am Balkan in Verbindung bringt. Die Verhältnisse am Balkan bilden schon seit längerer Zeit die Achse, um die sich die ganze äußere Politik der Donaumonarchie dreht. Und dies gilt auch dann, wenn etwa das Verhältnis der Monarchie zu Italien in Frage kommt. Dem scheidenden Minister wurde bereits während des ersten Balkankrieges vorgeworfen, daß er den Serben und Montenegrinern gegenüber bei der Besetzung des Sandschak Nowi Bazar zu wenig Energie an den Tag legte und sich mit einem wirkungslosen Proteste begnügte. Im zweiten Balkankriege sollte Graf Berchthold, nach der Meinung derselben Kritiker, im Streite zwischen Bulgarien und Rumänien keine entschiedene Stellung eingenommen haben und hat durch seine Forderung nach der Revision des Bukarester Friedens das Verhältnis zu Rumänien dermaßen verschlechtert, daß er das gute Einvernehmen mit demselben nicht mehr wieder herzustellen vermochte. Die Schaffung vom unabhängigen Albanien hat die angeblichen Fehler des Grafen Berchthold in den Augen österreichischer politischer Kreise zum großen Teile gut gemacht, aber auch dieses Werk der Berchtholdschen Politik, welches den Serben den Zugang zum Adriatischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meere absperren sollte, hat seine Lebensfähigkeit nicht ganz nachgewiesen. Die jüngste Besetzung Valonas durch Italien erweckt die Vermutung, daß auch bei den Verabredungen mit dem Grafen San Guliano manches versäumt wurde und daß das Verhältnis zu Italien in Ansehung des gemeinsamen Vorgehens auf dem Gebiete jenseits der Adria keine solche Klärung erfahren hat, wie dieselbe in jetzigem kritischen Momente für die Donaumonarchie erwünscht wäre.

Gleichgültig ist für die zukünftige Politik, ob dem scheidenden Minister die gerügten Versäumnisse tatsächlich (Graf Berchthold hat ebenso viele überzeugten Verteidiger seiner Politik, als Kritiker) zur Last gelegt werden können, wie auch die weitere Frage, warum an die Stelle des Grafen Berchthold ein ungarischer Staatsmann in der Person des Baron Burian berufen wurde. Soviel scheint richtig zu sein, daß man jetzt auf dem verantwortungsvollen Posten einen energischeren Mann zu sehen wünschte, als es Graf Berchthold mit seiner konzilianten und zuwartenden Politik war, und daß die Wahl eben auf den Baron Burian fiel, weil ein anderer ungarischer Staatsmann von „starker Hand" sich für dessen Berufung einsetzte.

Des neuen Ministers harren zweierlei Aufgaben, — die erste Aufgabe, die sich auf die Ordnung der Verhältnisse *während* des Krieges und mit Rücksicht auf den Krieg bezieht, und die andere, die über den Krieg hinausgreift und die *vorbereitende Durchführung* eines für die Donaumonarchie günstigen *Friedens* zum Zwecke hat. Die erste Aufgabe ist durch die vollzogenen Tatsachen sehr eng begrenzt, denn für den Leiter der auswärtigen österreichischen Politik bleiben nur noch die Wege frei, die zu den neutralen Staaten führen und diese Wege müssen auch vom neuen Minister mit doppelter Energie und Umsicht betreten werden. Das Verhältnis zu Rumänien und Italien erheischt unbedingt eine rasche und keine Zweifel zurücklassende Klärung und die nächste Zukunft wird zeigen, ob die Beweggründe zutreffen, die im jetzigen Momente die Berufung eines ungarischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staatsmannes auf den Posten des Leiters der auswärtigen österreichischen Politik Anlaß gaben.

Besonders wichtig ist die zweite, dem neuen Minister zufallende Aufgabe der Vorbereitung des zukünftigen Friedens, nach dem mit der Lösung dieser Aufgabe die wichtigsten Interessen der Donaumonarchie — und nicht nur der Donaumonarchie — auf das Engste verbunden sind.

Oesterreich-Ungarn hat im Laufe des verflossenen Jahrhunderts in Bezug auf die Sicherstellung seiner Interessen am Balkan verschiedene Politik getrieben. Das (zeitlich) erste politische System, dessen sich die Donaumonarchie zur Wahrung ihrer Balkaninteressen bediente, beruhte auf der Unterstützung der Unabhängigkeit einzelner Balkanvölker, welche Politik u. a. im Berliner Vertrage ihren Ausdruck fand. Durch diese Politik sollte Rußland, das sich als alleinige „Befreierin" der Balkanvölker ausgab und nach Erlangung der Schutzherrschaft über die Balkanländer strebte, durchkreuzt werden. Diese Politik war für die Zeit, in die sie fällt, nicht unzutreffend und hat ihren Zweck auch nicht verfehlt. Daraufhin kam die Politik der Versöhnung mit dem Gegner unter Trennung der Machtsphären zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland, die im Vertrage zu Mürzsteg zu Stande kam. Diese Politik muß im vorhinein als verfehlt bezeichnet werden, sie hat auch mit der Entrevue in Reval zwischen Eduard VII. und Nikolaus II. ihren kläglichen Abschluß gefunden. Der polnische Staatsmann (Goluchowski), der auf die sonderbare Idee verfiel, der Monarchie, welche doch am Balkan an Terrain nur gewinnen konnte, jede Bewegungsfreiheit zu nehmen, mußte die unglückliche Idee mit seiner politischen Laufbahn büßen. Die dritte Politik, welche der berüchtigten Aussöhnung nachfolgte, war die Politik des wirtschaftlichen Vordringens und der freien Konkurrenz, wie dieselbe vom Grafen Aerenthal, und zwar auch nicht ohne Erfolg, betrieben wurde. Alle angeführten Systeme sind nun durch den Krieg über den Haufen geworfen und dürfen unter keiner Bedingung je wiederholt werden, denn schließlich und endlich haben alle diese Systeme

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in ihrer Gesamtwirkung zum Kriege geführt und müßten in der Zukunft bei ihrer Wiederholung nur neue Kriege heraufbeschwören. Der Krieg ist eben dazu da, um die Probleme, die auf friedlichem Wege nicht mehr gelöst werden konnten, auf eine radikale Weise zu lösen, damit alles Störende aus den interethnischen Verhältnissen aus der Welt geschafft werde. Und nun drängt sich eben die Frage auf, wie dieser Erfolg in Bezug auf die Verhältnisse auf dem Balkan zu erzielen wäre. In dieser Hinsicht hat sich bisher die Donaumonarchie von der offenbar verfehlten Anschauung leiten lassen, daß die Lösung des Balkanproblems auf dem Balkan selbst zu suchen sei. Man vergißt dabei vollständig, daß der Balkan keine geschlossene politische Einheit bildet, sondern vielmehr eine bunte Mischung von verschiedensten nationalen, kulturellen, ja sogar religiösen Bestrebungen darstellt, die die Einmischung einer fremden Macht von außen geradezu herausfordert. Diejenige Macht aber, die zur politischen Intrigue am Balkan aus mehreren Rücksichten geradezu wie geschaffen erscheint, ist Rußland und so lange Rußland die reelle Möglichkeit besitzt, in die Balkanverhältnisse unmittelbar einzugreifen, wird man die Balkanfrage im Sinne der Bestrebungen der Donaumonarchie in entscheidender Weise nie lösen können. Nur die Verdrängung Rußlands vom Schwarzen Meere (durch die Schaffung eines ukrainischen Zwischenstaates) vermag Rußland auf immer die oberwähnte Möglichkeit nehmen, und zugleich der Donaumonarchie die Möglichkeit verschaffen, ihre wirtschaftlichen Ziele unter den in ihrer politischen Unabhängigkeit nicht mehr bedrohten und gehetzten Balkanvölkern durchzuführen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Brief an einen Portugiesen

Von Richard A. Bermann (Wien)

An Alberto d'Oliveira, ehemaliger Vertreter Portugals auf der Haager Friedenskonferenz, Gesandten in Bern, Generalkonsul in Berlin.

Als die portugiesische Regierung Sie, verehrter Herr, vor Jahresfrist aus Berlin abberief und zugleich das Generalkonsulat in der Reichshauptstadt aufhob, ist den guten Beziehungen zwischen der deutschen und der portugiesischen Kultur ein schwerer Schaden geschehen. Sie hatten gerade begonnen, uns deutsche Intellektuelle auf die wunderbare moderne Literatur Ihres Landes aufmerksam zu machen. Insbesondere Ihr Eca de Queiroz sollte bei uns eingebürgert werden, der herrlich klare und milde Legendenerzähler, der natural stische Romantiker. Man weiß bei uns wenig von Portugal; dennoch, und das haben Sie mit Staunen bemerkt, mehr als man in Paris oder gar in London von Portugal weiß. Sie fanden in Deutschland Leute genug, die ein wenig portugiesisch verstehen. Für die Erforschung der portugiesischen Sprachgeschichte, der altportugiesischen Dichtung haben die Deutschen viel, fast alles getan. (Die romanische Philologie ist eine deutsche Wissenschaft mit schätzbaren romanischen Mitarbeitern.) Je näher Sie uns kennen lernten, und Sie haben uns ganz gut kennen gelernt, desto häufiger entdeckten Sie gewisse Verwandtschaften zwischen deutschen und portugiesischen Wesen. Eines Tages erzählten Sie mir von jener romantischen Sehnsucht nach versunkener Größe, die in der Seele Portugals herrscht: von der Sehnsucht nach dem großen König Dom Sebastiao, der irgendwo im Mohrenland verborgen lebt und heimkehren wird, um Portugal zu erlösen. Ich lächelte und sprach Ihnen von Barbarossa, vom Kyffhäuser und den kreisenden Raben. Sie hatten nie etwas davon gehört. Vom inneren Wesen Deutschlands haben die feingebildeten Romanen eben nie etwas gehört. Es war für mich eine Freude, zu sehen, wie Sie mit der ganzen Entdeckerlust Ihrer Nation den fremden Ozean der deutschen Kultur durchsegelten, „die noch nie befahr'nen Meereszonen", wie Ihr Camoes sagt. Mit welchem Staunen sahen Sie die deutschen Barbaren in klassische Konzerte eilen, einen Weihnachtsbaum schmücken, sich um künstlerische Verfeinerung des Tafelgedeckes bemühen! In Ihrem schönen Buch „Brieftauben" haben Sie diese Eindrücke niedergelegt. Sie schwärmen nicht von allen Dingen in Deutschland, aber eine tiefe Achtung spricht aus dem Buch. Wird es jetzt in Portugal und Brasilien gelesen? Aber nein, man kann nicht zugleich dieses Buch und das wahnwitzige Geschimpfe der Ententepresse lesen; die portugiesischen Menschen werden uns auch weiterhin lange Zeit für plumpe Wilde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halten. Wir können und wollen nichts dagegen tun — als das Militärische, wenn es sein muß. Aber wir wollen unsererseits Ihr Volk auch weiterhin für ein edles Kulturvolk halten, selbst wenn wir seine Truppen nächstens auf der Liste der englischen Hilfssöldner finden sollten, zwischen Gurkhas und Basutos.

Sie wissen, was der Durchschnittsengländer für eine Meinung von den Portugiesen hat. Gewisse Sympathie für Portwein sind in England vorhanden; aber der Portugiese gilt dem Engländer kaum als Europäer, sicher nicht als Gleichberechtigter. In Indien hat man den Eingeborenen beigebracht, Portugiesen seien keine „Sahibs." In Indien! Daß den Engländern die Eroberung des östlichen Imperiums überhaupt gelang, muß ein Schmerz für jeden guten Portugiesen sein. Die Insel Bombay hat Karl Stuart als Mitgift einer portugiesischen Prinzessin bekommen. Als das portugiesische Kolonialreich verfiel, wurden die Engländer seine getreuen Verbündeten. Der Effekt: wenn ein Portugiese an sein Vaterland denkt, empfindet er jene (unübersetzbare) „saudade", jene Sehnsucht nach vergangenem Glanz, die im „Sebastianismus" ihre Formel gefunden hat.

Die Geschichte Portugals ist durch seine Lage zum Meere bestimmt worden. Alle anderen romanischen Länder Europas sind im Wesentlichen Mittelmeerländer. Auch Frankreichs Geschichte ist die eines Mittelmeerlandes; Belgien hat keine romanische Geschichte. Romanisch, das heißt: nach dem Mittelmeer hin, nach der Wärme hin orientiert. Auch Portugal hat seine Kultur vom Mittelmeer her empfangen. Aber das Land blickt hinaus zur atlantischen Weite, war schon vor der Entdeckung Amerikas, vor der Begründung der lateinischen Kolonien, der erste atlantische Lateinerstaat. Da Portugal nicht zu einer bloßen atlantischen Provinz des Mittelmeerlandes Spanien geworden ist, konnte es sich nur als reiner atlantischer Küstenstaat entwickeln, also als Kolonialstaat, als schmale europäische Basis für ein atlantisches Riesenreich. (Der Ausdruck „atlantisch" möge hier alle Meere westwärts von Europa bezeichnen.)

In einem portugiesischen Buch las ich einmal eine schöne Legende: als Napoleon eben Portugal besetzt hatte, lief eines Tages eine portugiesische Fregatte, von Brasilien kommend, in Porto ein. Erstaunend sah der Kapitän, daß im Hafen nicht die portugiesische, sondern die französische Flagge wehte. „Was soll das bedeuten?" signalisierte die Fregatte. „Daß es kein Portugal mehr gibt!" kam die Antwort. „Es gibt noch ein Portugal; an Bord unseres Schiffes ist Portugal!" Und die Fregatte fuhr hinaus ins atlantische Meer, allen Verfolgern zum Trotz.

Es gibt im politischen Sinne nur ein meerwärts orientiertes, ein atlantisches Portugal. Deswegen hat Portugal in das politische System der romanischen Mittelmeerstaaten nie recht hineingepaßt. Seit dem Untergange der Römer entzog sich Portugal jedem lateinischen Weltreich. Erst dem der Spanier, dann dem Napoleons. Das atlantische Kolonialreich England bot sich den Portugiesen als natürlicher Bundesgenosse dar. Und nun ließe sich schrittweise verfolgen, wie aus dem Bundesverhältnis ein Hörigkeitsverhältnis geworden ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jetzt zeigt es sich. Widerstrebend und gleichsam unter der Peitsche wird Portugal in den Krieg hereingetrieben. Da aber in dieser heuchlerischen Welt alles moralisch motiviert werden muß, werden zwei höhere Gründe für Portugals Bündnis mit der Entente angeführt.

Erstens die berühmte lateinische Solidarität. Politisch und militärisch hat Portugal ihr bisher immer widerstrebt. Jetzt sollen die Portugiesen sich auf einmal für die Franzosen aufopfern; dies in einem Moment, da die Franzosen ihre atlantischen Küstengewässer völlig den Engländern ausgeliefert haben — den Engländern, die wieder bei Gibraltar die Türe versperren, durch die der Weg von Portugal zu den Romanen am Mittelmeer führt. Frankreich hat, als es das Bündnis mit England schloß, seine atlantischen Ansprüche aufgegeben und sich als reine Mittelmeermacht etabliert — zugleich möchte England die Russen und Serben zu Mittelmeermächten werden lassen, um Frankreich und überhaupt die Romanen hübsch im Schach zu halten. (Wenn man das in Italien nur begreifen wollte!) An der Westküste Europas bleibt, wenn die deutsche Flotte vernichtet werden kann, überhaupt nur die englische Seemacht übrig. Die Verbindung Portugals mit seinen Kolonien und die kulturell noch wichtigere mit Brasilien stünde auf immer unter englischer Kontrolle. Das ist natürlich kein Bündnis, das Treue heischt, sondern niederträchtige, hoffnungslose, nationale Sklaverei. Sie wird nicht eintreten, sie ist schon da. Wo soll die portugiesische Armee für England kämpfen? Irgendwo in Flandern, verloren in der Masse schwarzbraungelber Sklavenvölker? Oder in Aegypten? Auf jener afrikanischen Erde, von der Dom Sebastiao einmal unter dem Klirren portugiesischer Waffen heimkehren und Portugal wieder groß machen soll? Ich fürchte, es wird höchstens Dom Manuel heimkehren. Denn keine Nation wird wieder groß, indem sie für eine andere die Kastanien aus dem Feuer holt; kein Solddienst in wildfremdem Land kann einem gesunkenen Volk die alte kriegerische Herrlichkeit wiederbringen.

Aber Deutschland bedroht doch die portugiesischen Kolonien! Das ist der zweite moralische Anlaß. Ein kindischer Vorwand. Hätte Deutschland, wie behauptet wird, schon im Frieden das portugiesische Kolonialreich gewinnen wollen — nur im Einverständnis mit England, nur durch einen Verrat Englands an Portugal wäre es möglich gewesen. Jetzt im Krieg liegt die Sache so: Entweder England wird besiegt, dann kann Deutschland mehr englische und französische Kolonien bekommen, als es haben will. Es hätte, wäre Portugal neutral geblieben, gar keinen vernünftigen Anlaß, einen ehrlichen Neutralen zu benachteiligen. Oder Deutschland wird besiegt. Dann sind die portugiesischen Kolonien auf ewig englische Protektorate. Wer den Seeweg beherrscht, beherrscht die Kolonie.

Jetzt, da Portugal sich endgültig gegen uns entschieden zu haben scheint, sind seine Kolonien, also seine atlantische Existenz, uns allerdings nicht mehr heilig. Die portugiesische Wehrmacht würden wir nicht verachten, wenn sie für nationale Ideale eingesetzt würde. So wie es jetzt steht — eben ein eng-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lischer Söldnerhaufen mehr, eine Kommandosprache mehr, ein Element der Entente-Konfusion mehr. Und ein möglicher Siegespreis mehr — die portugiesischen Kolonien. Der Gewinn ist für Deutschland größer als der Einsatz. Portugal hat es gewollt; hat es als Schuldknecht Englands vielleicht gewußt. Aber Deutschland wollte im atlantischen Meere niemandes Feind und Unterdrücker sein, so wenig wie Oesterreich im Mittelmeere. Nicht einmal unserer Feinde Feinde sind wir so ganz aus vollem Herzen, nicht aller unserer Feinde wirkliche Feinde. Nicht der Lateiner hassende Feinde.

Bei den deutschen Verwundeten in Lyon und Bordeaux

Von Max R. Funke, S. Francisco

Nachdruck verboten

Bordeaux, 16. November

Als Kriegsberichterstatter der nordamerikanischen Presse an der französischen Front habe ich die Genehmigung der französischen Behörden erhalten, die beiden größten Lazarette Frankreichs in Lyon und Bordeaux zu besuchen, wo Deutsche verwundet darniederliegen.

Ich bin in Lyon und verlasse eben die Kranken- und Operationssäle des Militär-Hospitals, wo Frankreichs Krieger leiden und gehe einen Stock höher hinauf. Denn da oben liegt der Feind! Eine Krankenschwester des französischen Roten Kreuzes begleitet mich. An der Eingangstür stehen zwei Wachtposten mit Gewehr bei der Tür und lassen zu dem Feind keinen Menschen, der nicht eine „Permission speciale" nachweisen kann. Auch ist es dem Feind nicht gestattet, seine Säle, die ihm zur Verfügung stehen, zu verlassen. So hermetisch sind sie getrennt, die beiden Feinde, die Feldgrauen von den Rothosen!

Die Tür öffnet sich in einen großen hellen Saal, wo in schönen weißen Betten — und die französischen Betten sind ausgezeichnet —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die großen, blonden Knaben Germaniens friedlich liegen, so schwach und leidend! Und beim Anblick dieser Helden schlägt mir mein Herz so seltsam. Die Laute ihrer schönen Muttersprache hören sie von mir und ein knabenhaftes Lächeln huscht über ihre Züge. Dort liegt ein Bayer, der sich mit mir halb in Oberbayrisch, halb in Französisch unterhält, und dort einer aus Sachsen! Sie sprechen beständig von ihren Lieben, die daheim geblieben. Der eine hat vier Brüder im Heer und drei Schwestern im Roten Kreuz. „Ach, wenn nur dieser schreckliche Krieg enden würde!" lispelt mir ein melancholisch aussehender Süddeutscher zu. Ich gehe von Bett zu Bett und unterhalte mich mit jedem. „Sind Sie gern in den Krieg gegangen?" frage ich einen blonden Jüngling, der mir entrüstet zur Antwort gibt: „Jeder Deutsche tut seine Pflicht!"

Das letzte Bett ist von einem jungen Krieger belegt, der im Saal den Dolmetscher spielt. Neben ihm liegt die Bibel in französischer Sprache: „O, ich habe nur Bücher um mit dem lieben Gott zu sprechen!" Seinen Kameraden lernt er französisch. Und dann lacht er hell auf: „Ja, im Leben bin ich Bankbeamter, heute aber „professeur de francais." Er zeigt mir ein anderes Bett: „Gehen Sie zu dem da, er ist so traurig!"

Ich nähere mich auch ihm: ein jugendliches, blasses Gesicht mit sehr tiefliegenden Augen starrt mir entgegen. Er schlägt die Bettdecke zurück und zeigt mir, daß sein linker Arm fehlt. In der rechten Hand hält er einen deutsch-französischen Sprachbehelf, den er eifrig studiert.

Ein anderer großer, hellbeleuchteter Saal öffnet sich mir, dessen Fenster aufs Land hinausführen. Wieder dieselben, blassen Gesichter lachen mir entgegen, wenn ich vor jedem Krankenlager mich niederlasse. Viele von diesen Helden haben die Dreißiger längst überschritten und sind ausschließlich Familienväter. Der eine von ihnen spricht von seinem dreijährigen Töchterchen, der andere zeigt mir das Bild seiner Verlobten. Alle leiden, diese Armen, körperlich wie seelisch. Man bezeichnet mir einen anderen Verwundeten, eine Art Spaßvogel, der die ganze Gesellschaft bei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

guter Laune erhält. Hier liegt ein anderer, der von weitem schon den Lehrer abgibt, so streng und finster sind seine Mienen.

In einem dritten Saal liegt ein Schwerkranker auf erhöhten Kissen. Er hat eine zerschossene Brust und atmet sehr schwer. Französische Stabsärzte versichern mir, daß Lungenschüsse nicht mehr zu kurieren sind. Und so wird dieser Tapfere seine deutsche Heimat nicht wiedersehen. Mit leiser Stimme sagt er mir nur die Worte: „Daheim habe ich vier Kinder..! Diesem Helden drücke ich herzhaft die Hand und erflehe für ihn Gottes Schutz.

Zwei fast geheilte Verwundete helfen tapfer den Krankenwärtern. Eben machen sie sehr geschickt und äußerst flink ein Bett. Sie tragen ihre praktische und elegante Uniform. Der eine von ihnen kennt das Französische perfekt und funktioniert als Dolmetscher.

Die Verbände werden gewechselt! Auf einer Tragbahre bringt man einen Mann, dessen linkes Bein arg zerschossen ist. Es ist eine schwierige Aufgabe um ihn, ohne weh zu tun, wieder zu betten. Der deutsche Krankenpfleger gibt den Bahrenträgern Ratschläge und ermutigt den Verwundeten. Das alles in zwei Sprachen!

Anscheinend sind die deutschen Verwundeten in Lyon gut verpflegt, denn ich habe trotz Erkundigungen nichts Nachteiliges erfahren können. Nur mit dem Essen hapert es, ich will nicht sagen, daß sie schlecht bedient werden. Wer die feine französische Küche kennt, der kann sich gewiß vorstellen, daß ein wackerer Pommer, Sachse oder Bayer seine deutsche Kost mehr liebt, als die welsche. Den Umständen angemessen werden die deutschen Helden in den Krankenhäusern zu Lyon gut verpflegt. Ich betone noch einmal „den Umständen angemessen", denn Frankreich ist so ganz ohne Vorbereitung durch die gottlosen Engländer in den Krieg gestürzt worden. Die langsame Mobilmachung, die unvollkommenen Sanitätseinrichtungen sind Beweise, welche man in Deutschland nicht kennt. Aerzte, Samariter und Rote-Kreuzschwestern tun ihre schönen Pflichten ohne Murren. Wenn auch der französische Pöbel in dem deutschhassenden Lyon hinter der „infirmiere des vilains

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Boches" grobe Schimpfwörter ausruft, so wissen die Krankenpflegerinnen der deutschen Verwundeten, daß sie ein vor Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk tun. Ist das keine Ehre für Frankreich, wenn mir ein deutscher Held in französischer Sprache bezeugte: „Ces deux dames sont comme des meres pour nous!" (Diese beiden Damen sind für uns wie Mütter!)

Ich wende mich und will gehen, doch fühle ich alle diese schönen blauen Augen der hier liegenden germanischen Knaben auf mich gerichtet. „Au revoir...." klingt es aus deutschen Munden; ich blicke noch einmal durch die Säle zurück und grüße: „Auf Wiedersehen in deutscher Heimat!"

In einem reizenden Gemach im gleichen Stock liegen zwei deutsche Offiziere, ein dicker, recht wohl aussehender Hauptmann, welcher ganz leicht verwundet ist und dem es sehr gut geht, und ein blutjunger, sehr schlanker Leutnant, der bitter leidet. Mögen auch die ihre schönen deutschen Fluren wiedersehen!

* * *

Ich bin in Bordeaux, in einem hellen, weißgetünchten Saal, wo 30 Eisenbetten aufgestellt sind. Dreißig deutsche Verwundete, fünfzehn auf jeder Seite liegen nett gebettet und warten auf ihre Heilung. In einem furchtbar elenden Zustande sollen sie von Meaux an der Marne hierher gekommen sein, wie mir die Krankenpflegerinnen versichern: „sterbend, vor Fieber zitternd, manche mit einer dicken Schlammkruste gepanzert. Sie sind — sagen sie mir weiter — 3 bis 4 Nächte auf dem Schlachtfeld ohne jegliche Hilfe und Nahrung liegen geblieben", als der strategische Rückzug der deutschen Macht angetreten wurde. Die Wunden sind leichter Natur und bestehen ausschließlich aus Hand- und Armschüssen. Die deutschen Helden selbst erzählen mir, daß sie zwei Wochen lang im französischen Spital ohne Verband geblieben sind, so erbärmlich funktioniert das französische Sanitätswesen, und in der Tat, soweit ich selbst in Frankreich die traurigen Einrichtungen gesehen habe, kann ich dieser Bemerkung nur beipflichten. Frankreich ist eben nicht Deutschland und über deutsche Kultur geht nichts,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mögen die Dreiverbandspresse sowie die deutsch-feindlichen Blätter Genfs und Lausannes noch soviel über deutsche Barbarei wettern.

Also, diese Verwundeten, welche Soldaten der deutschen Heeresmacht sind, leben hier in diesem Hospital wie in der Kaserne, in einer Kaserne, wo sie keine Uebungen zu machen brauchen, nur beklagen sie sich eines unbändigen Hungers. Wer wird auch bei dieser schmalen Kost satt: früh eine Tasse Milch mit Weißbrot, zu Mittag eine dünne Maggisuppe, eine sehr kleine Fleischplatte, eine Gemüseplatte ohne Kartoffeln selbstverständlich, weil dies in Frankreich Luxus ist und etwas Dessert; zu Abend das Gleiche wie zu Mittag, dazu Weißbrot, denn Schwarzbrot oder Kommisbrot wie unsere tapfern Helden in Deutschland essen, kennt der Franzose nicht. Den Soldaten wird auch Wein gereicht, den deutschen Soldaten, die dem Wein ein gutes Bier vorziehen! Gutes Bier, wo findet man das in Frankreich. Die Franzosen wundern sich, daß die deutschen Soldaten so große Fresser und Schlemmer sind, immerhin ein Beweis, daß sie an der deutschen Front arg gehungert haben, und darauf stützt sich die Pariser Presse, indem sie keck behauptet: Deutschland stehe vor einer Hungersnot (?). Viele Verwundete sind fromm geblieben. Die Protestanten lesen lange Stunden in ihrem kleinen, schwarzgebundenen Neuen Testament, und die Katholiken lassen durch die Finger den Rosenkranz andächtig gleiten. „Sehen Sie", sagt mir die Krankenoberin — „was diese Soldaten für fromme Menschen sind und diese sollen Löwen und Reims zerstört, Kinder und Frauen niedergemetzelt, geraubt und geplündert haben; nein, so fromm können Barbaren nicht sein!" Andere Verwundete rauchen oder träumen vor sich hin, denken an ihre Lieben daheim, an ihre Kameraden, welche vielleicht noch kämpfen. Wieder andere studieren eifrig die französische Sprache: „Es ist ein merkwürdiges Volk, die Deutschen, — versichert mir ein Arzt in Bordeaux — wo es etwas neues gibt, lernen sofort die Deutschen; immer — profitieren — wollen sie!"

Die deutschen Verwundeten leben hier unerwartet ein angenehmes und sorgenfreies Leben, sehen mit ihren großen blauen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augen die französischen Schwestern hantieren; es sind alle junge und schöne Damen. Anfangs waren sie gar nicht einverstanden, daß sie im „salle d'Allemands" tätig sein mußten. Auch ganz natürlich, denn sie wollen ihren Landsleuten ihre Dienste anbieten. Man möge sich in Deutschland doch beruhigen, die deutschen Kriegsgefangenen sind augenblicklich die besten Pioniere deutscher Kultur. Ihre vornehme Höflichkeit und Zuvorkommenheit löst bei den Franzosen doch eine Bewunderung aus. Einem echten Franzosen wird es nie einfallen, wenn er in ein Krankensaal kommt, leise die Tür zu schließen und mit gehobenen Absätzen zu gehen, wie es die deutschen Gefangenen im Militärhospital zu Bordeaux machen, auf das mich selbst die Krankenpflegerin Madame Bridou aufmerksam machte.

Rache für Kischinew

Von Georg Mannheimer

Dann kam ein Tag: da war unsere Jugend dahin.....
O Ihr Alle, denen schwermütig das Blut
unsres uralten Volks durch die Adern schleicht,
o Ihr Alle, denen das Schicksal frühzeitig die Schläfen gebleicht,
Ihr wißt es gut!
Euch alle, die Ihr mit unberührtem Sinn,
mit Holzschwert und Stecken, auf bemaltem Hühott
spieltet in den unendlichen Prairien
der Kindheit und kanntet nicht Teufel noch Gott:
Euch Alle hat's aus dem Schlafe geschrien,
mit hunderttausend erzenen Zungen
hat es an Euere Ohren geklungen,
mit hunderttausend spitzigen Pfeilen
hat es gebohrt in Euere Stirne,
mit hunderttausend wütenden Keilen
hat es gehämmert auf Euere Hirne,
hat Euch emporgerissen jach
das entsetzliche Graun — die händeringende Schmach
und füllt' Euere Herzen mit einem Wehklagen:
„In Kischinew werden die Juden geschlagen!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

O Ihr Alle, denen schwermütig das Blut
schleicht durch die Adern — Ihr wißt es gut!
Gesenkten Hauptes wanktet Ihr stumm
mit geballter Faust in den Taschen herum' —
Euere leidvollen Augen fragten: W a r u m?
Keiner war, der dem stummen Flehn
Rede mochte und Antwort stehn,
keiner, der mit barmherziger Hand
Balsam für Euere Wunde fand .....
Verwaiste Seelen — verfehmtes Sein!
Ihr lechztet nach Brot — man reichte Euch Stein!
Eueren traurigen Herzen und bettelnden Blicken
hat man höhnisch gekehrt den Rücken,
Ihr klopftet an — das Tor blieb geschlossen:
Ihr standet allein — ward ausgestoßen:
verachtet in Zeit und Ewigkeit ....."

So wurdet Ihr Kinder der Einsamkeit!
O wie ward Euch der Tag — die Sonne zur Qual!
Auf Euerer Stirne das ew'ge Fanal
der stummen händeringenden Schmach —
In Euren Ohren das ewige Ach,
das namenlose wahnsinnige Graun
erwürgter Kinder, geschändeter Fraun,
E i n ewiges Stöhnen, Aechzen, Wehklagen:
„In Kischinew ward Euere Jugend erschlagen ...."

Nun pocht der Tod an das Tor der Welt,
der in den Steppen der Wolga haust,
an's Tor der Welt mit gepanzerter Faust.
Er reitet auf einem Kosakenpferde,
deß' Schweif reicht vom goldenen Moskau zum Belt,
deß' Nüstern Haß und Verderben sprühn,
deß' Lichter ein großes Sterben glühn .....
Bei der Mutter Gottes von Kasan
schwur er zu setzen den roten Hahn
auf die teuere, heilige Heimaterde:
Links ihm zuhäupten mit heißem Gekrächz
rauscht der fränkische Aar — schleicht Albien rechts
die falsche tückische Inselhyäne
und wetzt nach dem Aas der Walstatt die Zähne,
unzählige Meute folgt mit Gekläff:
Die Mörder — die Hunde von K i s c h i n e w!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

O Ihr Alle, denen schwermütig das Blut durch die Adern schleicht,
O Ihr Alle, denen frühzeitig das Schicksal die Schläfen gebleicht,
könnt Ihr das Ungeheuere fassen?
Die Mörder, die Hunde sind losgelassen
auf Europa's Herz.
Die Heimat drückt in die Hand Euch das Erz:
Auf Juden, auf meines Volkes Brüder,
zeigt, daß Ihr wert
zu schwingen das Schwert
und holt Euch die Jugend, die Heimat wieder:
Rache für Kischinew!

Ein Unrecht

Die „Times" findet, daß man auch in der deutschen Schweiz sich gegen das barbarische Deutschland wende, und beruft sich auf den „großen" (sic) Dichter Spitteler, dem sich auch Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer anschlössen.

Daß die englische Zeitung unsern Keller zu den Lebenden zählt, soll ihr nicht verübelt werden, und ganz gewiß wird Keller auch dann noch leben, wenn der große Spitteler schon längst vollständig tot sein wird. Aber daß der frische Gottfried Keller von der Times mit dem grämlichen Spitaler auf die gleiche Bank gesetzt wird, das ist ruppig. L. Thoma

August Macke †

Am 26. September fand auf dem französischen Schlachtfelde August Macke den Tod. Zwei Tage, nachdem er das Eiserne Kreuz erhalten hatte — für hervorragende Tapferkeit.

Diese schmerzliche Gewißheit ist den Freunden nach langen Wochen, die seit der ersten Nachricht zwischen Zweifel und Hoffnung vergingen, jetzt gegeben. August Macke ist nur 28 Jahre alt geworden. Er stand noch mitten in der Entwicklung seiner Kunst. Aber seine letzten kleinen Bilder beweisen, daß er sich die Möglichkeit einer persönlichen und selbständigen Malerei gewonnen hatte. Mit den farbeleuchtenden, heiteren und geistvollen Bildern seiner letzten Ausstellungen war aus Anregungen Delaunays und aus der enthusiastischen Anteilnahme an allem Schönen der neuen Kunst etwas Eigenes und mit manchem Bilde etwas Kostbares entstanden.

Macke stammte aus Bonn, und die heitere Freude am Leben, das witzige Temperament — Dinge, die man allen Rheinländern nachsagt — besaß er wirklich! Er malte mit besonderer Liebe fröhlich-liebenswürdige Themen: Spaziergänger, Restaurationsgärten, Tänzer, Schaufenster, Jahrmarktsbuden. Die Kritik hat vor seinen Bildern junger Mädchen gern an eine Verwandtschaft mit Renoir erinnert, und sie durfte sich auf Macke selbst berufen, der in dem schönen Aufsatze, welchen er vor 3 Jahren für den „Blauen Reiter" schrieb, Renoir an die erste Stelle der Modernen setzte, mit denen er sich verbunden fühlte. Aber nichts wäre verkehrter, als nach den Hinweisen des Stoffes sich August Macke als einen frisch-fromm-fröhlichen Vater-Rhein-Künstler zu denken. Was ihn zu seinen Stoffen trieb, war keineswegs Liebe zum Genre, sondern sein tiefer Instinkt für das Leben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Leben suchte er. Ich glaube, das war sein tiefster Trieb. Er suchte es leidenschaftlich und mit einer Freude an jeder starken Aeußerung wahrer Lebendigkeit, die enthusiastisch und ganz elementar war. Er fühlte, daß der Schein nicht das Leben sei, daß das wahre Leben ein Geistiges ist. In der starken, phantasievollen F o r m verehrte er das wahre Leben. Deshalb liebte er die Kunst der Primitiven: „der Bauern, der primitiven Italiener, der Holländer, Japaner und Tahitianer." In den Werken der Primitiven fand er das, was ihn am tiefsten packte: fand er das Mystische. Für ihn war — und mit Recht! — das Mystische nichts Trübes, Dunkles, Dumpfes, nichts Lebenfremdes, sondern eben das stärkste Leben selbst. Seine Mystik hatte keine Scheu vor Temperament und Heiterkeit. Macke hatte ein sicheres Gefühl dafür, ob hinter einer Form der Kunst wahres Leben stand oder ob sie leer war. Und leer war ihm jede Form, die nicht Ausdruck geheimnisvoller Kräfte war. Die Form war ihm verbunden mit einem tief verborgenen Urgrund von Kräften. In dem erwähnten schönen Aufsatz drückt er diese Gedanken in leidenschaftlichen Sätzen aus. „Die Sprache der Formen verstehen, heißt: dem Geheimnis näher sein, l e b e n. Schaffen von Formen, heißt l e b e n."

Seine Freunde schmücken August Mackes Grab mit Gedanken der Liebe und Treue. Adolf Behne

Hans Pagay

Ein mildes Licht in dieser Lebensnacht. Und mit Trauer gestand man sich, daß auch dieser Weise den Ungerechtigkeiten des Daseins ausgesetzt war.

Denn er war freundlich und an Güte ewiglich, er hatte die reichste, innerlichste Einfachheit und die frömmste Einfalt. Sein Wollen war nichts als Wahrheit, und deshalb hat er nie gespielt, nie viel aus sich gemacht, sondern ist immer etwas gewesen: die Güte, die stille, versonnene Wirklichkeit, die Bedächtigkeit und Weisheit. Auch er war in seiner Anspruchslosigkeit ein Held — mit seiner ganzen biedern Trockenheit.

Kluger, guter, alter Mann! Früh verschrumpelt reihte er zuletzt mühesam die Worte aneinander, und war doch wert, Gottes Erdboden zu betreten. Es gab da alte Männer, die unbemerkt hinleben, im Stillen ihre frommen, einfältigen Grillen fangen und über alle jene Schwierigkeiten, die sich Weltkinder aufladen, verwundert lächeln. Er stand weise am Wege, machte kein Aufsehen und erlaubte sich Rat zu geben. Wenn er gefaßt und milde zu sprechen begann, mußten sich die Lautesten schämen.

Klosterbruder aller Klosterbrüder. — Ein Idyll ist verklungen. Er war unter den Schauspielern unseres Landes der größte Stille.

Kurt Kersten

Vom „österreichischen" Dichter

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte Stefan Zweig im Dezember einen Aufsatz mit der Bitte, das Wort „österreichisch" künftig zu vermeiden, nachdem nun eine „gänzliche Identifizierung unseres seelischen Erlebens mit dem deutschen Schicksal unverkennbar" geworden sei und alle Grenzpfähle im Geistigen geschwunden seien. Er meint, die vorliegende gehöre „Zu den vielen Unterscheidungen, mit denen wir uns unnütz in Deutschland beschäftigt haben." — Hier eine Antwort.

*

Sie wenden sich, verehrter Herr Zweig, gegen das „leere Wort vom „österreichischen" Dichter", Sie schrei-

Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

ben: ich werde es „als Erleichterung, als ein Abtun einer quälenden Phrase empfinden, wenn man uns nie und nie mehr österreichische Dichter nennen möchte." Sie sprechen dazu den Wunsch aus, daß wir die „restlose Brüderlichkeit", die „absolute Zugehörigkeit" Ihnen zuerkennen mögen. Glauben Sie mir, bitte, daß ich die Liebe und Freundschaft zu schätzen weiß, die Sie uns entgegenbringen. Aber verkennen Sie auch die Gründe nicht, warum ich mich weigere, Ihnen zuzustimmen. Zunächst müssen wir wohl unterscheiden zwischen „österreichisch" als Werturteil und „österreichisch" als Bezeichnungswort. Sie scheinen den letzteren Gebrauch zulassen zu wollen, da Sie sagen, man möchte Sie nie mehr so nennen „außer in jenem vollen Sinne der Gleichberechtigung, wie man etwa von den schwäbischen Poeten spricht." So weit nun gehe ich mit Ihnen, nicht nur weil ich es für verwerflich halte, irgend eine Volksbezeichnung jemals so zu gebrauchen, daß sie allmählich herabsetzende Nebenbedeutung annimmt, sondern auch, weil es m. E. von sehr geringem literarischem Urteil zeugen würde, in diesem Falle so vorzugehen; denn die österreichische Literatur ist nach meiner Meinung heute an Gehalt und Wert allen andern landschaftlich gruppierbaren Teilen des deutschsprachigen Schrifttums überlegen, hoch überlegen der schweizerischen, der südwestdeutschen, der bayrischen, der berlinischen. Aber um einen Mißbrauch des Wortes „österreichisch" im Sinne eines abfälligen Werturteils abzuwehren, dazu, verehrter Herr, lag eigentlich wenig Anlaß vor; er ist nicht allzuviel vorgekommen; und um diesen Mißbrauch als solchen zu erkennen, dazu bedurften wir wohl nicht erst der Waffenbrüderschaft und des Weltkrieges, jeder Anständige vermied ihn schon vorher.

Bin ich also bis zu dieser Grenze mit Ihnen einig, so bekenne ich mich außerstande, nachzuempfinden, was Sie gegen das charakterisierende Wort „österreichisch" haben. Sie „wüßten niemals, was damit gesagt sei"? Nun, Sie waren doch oft genug in Deutschland. Haben Sie den tiefen soziologischen Unterschied zwischen deutschländischer und österreichischer Lebensart nie gefühlt? Ich versichere Ihnen, daß ich nebst einer ganzen Reihe meiner Bekannten Stunden und aber Stunden lang uns gemüht haben, diesen Unterschied begrifflich zu fassen und in Dutzenden von wichtigen Lebenserscheinungen wieder und wieder festzustellen. Wir beschlossen manchmal, eine förmliche Soziologie des Oesterreichertums zu verbreiten, um dieses große und bedeutsame und verwickelte Problem der Lösung näherzubringen. Wir empfanden die glückhafte Bereicherung unseres Schauens durch die Doppeltheit der Lebensauffassung nahezu andauernd.

Ich selbst machte mit einem großen Aufsatz über Oesterreichische Literatur, der in der „Deutschen Arbeit" erschien, einen ersten Versuch, sie soziologisch zu erläutern. Und nun muß mir ein guter Bekannter wie Sie sagen: ich weiß nicht, was das heißen soll! Lieber Herr Zweig — Sie sind, wie alle Oesterreicher, die ich kenne, überaus liebenswürdig, und Ihr Aufsatz zeugt davon; aber Sie sind auch, wie so viele Oesterreicher, ein klein wenig empfindsam. Sonst könnten Sie nicht offenkundige Tatsachen leugnen wollen, weil ein sie bezeichnendes Wort manchmal wider Ihr Empfinden mißbraucht wird. Sie bezeichnen die deutsche Sprache als Ihre einzige geistige Heimat. Auch darin irren Sie sich, und Sie können nun freilich aus diesem Irrtum heraus gegen das böse Wort, das vom Namen Ihrer geistigen Heimat ab-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geleitet ist, besser Stellung nehmen zu können. Oesterreich ist Ihre Heimat und österreichisch ist Ihr Buch „Erstes Erlebnis", erkennbar als österreichisch auf den ersten Blick, wenn je ein Buch als völkersoziologisch bedingt erkennbar war. So erkennbar wie Schönherr, Rilke, Rosegger, Grillparzer, Stifter, Lenau, Schnitzler, Nabl, Bartsch, Bahr, Wagner, Himmelbauer oder Stößl. Denn auch darin haben Sie nicht Recht, daß keine „wirkliche Einheit" zwischen den literarischen Vertretern des Oesterreichertums erkennbar sei. In 95 von 100 Fällen kann jeder geübte reichsdeutsche Leser mit Sicherheit ohne vorherige Kenntnis die gemeinsamen „österreichischen" Merkmale feststellen. Freilich nicht unter einen „Begriff" lassen sie sich bringen, das allerdings lächerlich „künstlich" ausfallen müßte, wie Sie bemerken. Aber wer wollte denn so Törichtes versuchen? Nein, soziologische Erscheinungen bedürfen weitausschauender Zergliederung, vorsichtiger Aufteilung des Gesamtproblems in hunderte von Einzelproblemen (so ist je nachdem die Behandlung der Sprache, die Wortwahl, der landschaftliche Hintergrund, die landschaftliche oder naturphilosophische Bedingtheit der Gestalten, das Staatsbürgerbewußtsein, die Erotik, der geschichtliche Sinn oder hunderterlei Anderes an einem österreichischen Kunstwerk — „österreichisch"!). Und wahrlich kein halbwegs Vernünftiger wird sich auf die „Staatszugehörigkeit" berufen, wie Sie andeuten! Und nun gar auf die österreichische Zugehörigkeit, um einen Oesterreicher als Nicht-Deutschen zu kennzeichnen! Selbstverständlich gibt auch es ein paar Verfasser, die weniger soziologisch bestimmt sind als wir es meist sind. Auch von Verfassern, die — etwa in Prosa — soziologisch Determiniertes geschrieben haben, gibt es — z. B. in Gedichten — gelegentlich soziologisch *nicht* erkennbar Determiniertes. In allen solchen Fällen wird dies offen zuzugeben sein. Und die Unterschiede zwischen einem Prager und einem Tiroler — verehrter Herr, das Wort österreichisch „klebt" sie nicht zu! Im Gegenteil, die Vertreter der differenzierenden Bezeichnungen werden diese Unterschiede eher erfassen als die Gleichmacher, und mit vollem Recht würde jetzt ein Steiermärker *Ihnen* sagen: warum nennst Du mich Steiermärker, Du Wiener!? nenne mich einen Deutschen! — Aber wir wollen Empfindungen, welche uns beherrschen, nicht allzu tief in die vernünftige, vor allem nicht in die wissenschaftliche Tätigkeit hineinwirken lassen, zu der auch die ernsthafte Literaturkritik gehört. Wir *freuen* uns der Verschiedenheit der norddeutschen, schweizerischen, österreichischen, südwestdeutsch-allemannischen, bayrischen Literatur, wir suchen mit aller Leidenschaft ihr tiefstes Wesen zu ergründen. Und dabei werden wir neben dem Trennenden jederzeit soviel Einigendes finden, daß unsere Liebe und Freundschaft sich hell daran entzünden kann. Dies sind, Herr Zweig, die Gründe, weswegen ich dabei verharren werde, Sie und Andre als „österreichische" Dichter zu bezeichnen, mich als Ihren freundschaftlich ergebnen deutschländischen Kritiker Wolfgang Schumann

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dienstpflicht und Zahlpflicht

Von Heinz Potthoff, Düsseldorf

Als zum 1. August der Kaiser das Wort „Mobilmachung" aussprach, da legten sofort zwei Millionen deutscher Bürger ihre Arbeit hin und gingen in die Kasernen, wo schon eine Million als Friedensarmee stand. Bis heute folgten etwa weitere vier Millionen, und mindestens noch einmal zwei Millionen werden unter die Fahnen treten. Alle diese Männer kommen kraft gesetzlichen Zwanges; sie müssen nicht nur Erwerb, Heimat und Familie auf unbestimmte Zeit verlassen, nicht nur die Möglichkeit völliger Zerrüttung ihrer bürgerlichen Verhältnisse auf sich nehmen; sondern sie werfen auch Gesundheit und Leben in die Schanze. Niemandem ist verborgen, daß schwere Strapazen und Entbehrungen, gefährliche, brutale Kämpfe ihrer warten; daß hunderttausende Wunden und Krankheit, vielleicht dauerndes Siechtum davontragen, daß Zehntausende nicht wiederkehren werden. Aber obgleich die Millionen das wissen, folgen sie willig und freudig dem gesetzlichen Rufe. Und alle im Volke teilen mit ihnen den Glauben, daß dieses Gesetz berechtigt, notwendig ist. Um der Erhaltung des Staates, der Volksgemeinschaft, des Deutschtumes willen müssen alle Einzelglieder bereit sein, sich völlig hinzugeben — auf Tod und Leben. Die allgemeine Wehrpflicht im Frieden und Krieg ist uns etwas selbstverständliches geworden.

Wenn nun der Kaiser statt der Bürger nur ihren Geldbeutel aufgerufen hätte!? Dazu hatte er keine Befugnis, aber ein Gesetz konnte sie schaffen. Welch ein Staunen wäre entstanden, wenn dem Reichstage zum 4. August auch ein Kriegsnotgesetz vorgelegt wäre, durch das jeder Reichsangehörige verpflichtet wurde, sein Vermögen und sein Einkommen von einer bestimmten Höhe ab dem Staate zur Verfügung zu stellen. Ob auch ein solches Gesetz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ohne weiteres einstimmig von der Volksvertretung angenommen wäre? Ganz gewiß nicht. Und während seit langem das Reichsgesetz den Militärbehörden die vollste Verfügung über die Person aller Staatsbürger zwischen 17 und 45 Jahren gibt, während eines der Notgesetze den Bundesrat zu allen wirtschaftlich notwendigen Maßnahmen ermächtigt, hat man der Reichsverwaltung auch in der Zeit des Existenzkampfes keine erhöhte Verfügungsmacht über das Vermögen der Bürger eingeräumt.

Ist dieses verschiedene Verhalten nicht auffallend? Ist es nicht auch ein Zeichen des von mir oft behaupteten Charakters unseres Rechtes, das Vermögensinteressen viel höher wertet, besser schützt als Menscheninteressen? Ist es nicht auch ein Beweis für das Fehlen rechtzeitiger Anpassung der Gesetze an veränderte Lebensumstände?

Als in der französischen Revolution der Fürstenstaat gestürzt wurde durch den Volksstaat, da trat mit Recht an Stelle des fürstlichen Söldnerheeres die allgemeine Wehrpflicht. Aber Deutschland, das die allgemeine Wehrpflicht übernahm, hat die allgemeine Zahlpflicht ebenso wenig durchgeführt wie den allgemeinen Volksstaat. Man wagte es nicht, das Privateigentum und die wirtschaftlichen Interessen der Oberschicht mit dem sozialen Gedanken anzugreifen. Und bis heute sind wir trotz aller Sozialpolitik in dieser Beziehung auf dem alten Standpunkte geblieben.

Dagegen kann man nicht die Steuerpflicht ins Feld führen. Denn die geringe Besteuerung für Heereszwecke (20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung) ist gar nicht zu vergleichen mit der Dienstpflicht, die jeden Bürger für zwei oder gar drei Jahre aus seinem Erwerbe reißt. Und sie hat auch nicht für die Friedensbedürfnisse ausgereicht. Trotz wachsenden Wohlstandes haben Regierung und Reichstagsparteien nicht gewagt, die als notwendig erkannten Rüstungsausgaben genügend zu decken. Fünf Milliarden Mark Schulden sind gemacht worden zu Heereszwecken im Frieden! Erst als die Gewißheit des großen Krieges unmittelbar bevorstand, entschloß man sich zu einer energischen Heranziehung des Besitzes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Wehrbeitrag; und auch da bedurfte es besonderer Begründung und Hinweise auf die Zeit vor hundert Jahren.

Vielleicht wird man sagen, eine weitgehende Inanspruchnahme der Vermögen würde eine Zerrüttung der Volkswirtschaft im Gefolge haben. Aber ihr Einfluß kann nicht stärker sein als der einer Einberufung von Millionen Personen. Und der Wehrbeitrag ist ohne Schwierigkeiten getragen worden. Oder man wird meinen, daß ein Vermögenszwang nicht nötig sei. Das ist insofern richtig, als die deutsche Heeresverwaltung bisher die zum Kriegführen nötigen Summen und Gegenstände sich hat beschaffen können. Aber jene gegen ein Zinsversprechen, das einer kommenden Generation dauernde Lasten auferlegt, und diese zu Preisen, die das Notwendige oft weit übersteigen. Ist es berechtigt, daß Kapitalisten an den Kriegsanleihen Zins- und Kursgewinne, Produzenten und Spekulanten an Heereslieferungen teilweise Wuchergewinne machen, während Millionen von Bürgern draußen kämpfen und bluten? Und vergißt man das Beispiel Japans, das 1905 seinen Sieg über Rußland nicht ausnützen konnte, weil Europa ihm nicht mehr borgte, und weil es auch nur die allgemeine Wehrpflicht der Personen, nicht des Vermögens hatte?

Viel schärfer als bei uns tritt uns das Mißverhältnis zwischen Wehrpflicht und Zahlpflicht in Frankreich entgegen. Als dieses sich zum entscheidenden Schlage gegen den vermeintlichen Erbfeind rüstete, führte es die Verlängerung der Dienstpflicht von zwei auf drei Jahre glatt durch, aber eine gerechte Einkommensteuer konnte noch nicht verwirklicht werden. Anderseits ist das Volksvermögen zu großem Teile in den Dienst eines Zukunftskrieges gestellt worden, namentlich durch die Anleihen an den Bundesgenossen Rußland. Allerdings werden die Rentner hauptsächlich auf die Sicherheit und hohe Verzinsung der Papiere gehofft haben. Und mancher Fluch wird die französischen Banken treffen, wenn nach der Niederlage die 20 Milliarden fränkischen Goldes im russischen Staatsbankerott untergehen. Opfer für die Wehrmacht!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Richtiger ist das Verhältnis in England, das eine hohe Besteuerung der Wohlhabenden und keine allgemeine Wehrpflicht hat. England nimmt nur das Gut, nicht das Blut seiner Bürger zu Staatszwecken in Anspruch, jenes allerdings in starkem Maße; und die Weltstellung Englands beruht nicht zum kleinsten Teile darauf, daß jeder Kapitalist es für eine Pflicht erachtet, auch außerhalb des Gesetzes sein Vermögen in den Dienst der englischen Machtförderung zu stellen. Hierin können wir von unserem schlimmsten Feinde lernen. Zu unserem Glücke hat dieser vor der tiefsten Verwirklichung des Staatsgedankens, der allgemeinen Wehrpflicht, zurückgeschreckt. Deshalb werden wir ihn überwinden. Denn mit „silbernen Kugeln" allein ist das große Ringen nicht zu entscheiden.

Aber auch wir müssen die silberne Wehrkraft des Volksvermögens genau so energisch ausnützen wie die rote des Blutes. Einzelne Schritte hat der Bundesrat ja schon getan mit der Festsetzung von Höchstpreisen, mit Abgabezwang, Enteignungsbefugnis und dergleichen. Diese Eingriffe in die Wirtschaftsfreiheit wären uns noch vor wenigen Monaten ungeheuerlich erschienen. Und doch, auch sie bedeuten keine Vermögensminderung, nur einen Umsatzzwang und eine Beschneidung übermäßigen Vorteiles. Und wie gering sind sie im Vergleich zu dem Worte „Mobilmachung", das acht Millionen deutscher Bürger aus allem Einzeldasein reißt und sie zwingt, in Not, Entbehrung, Anstrengung und Tod zu marschieren. Solche Opfer können nicht ersetzt und nicht bezahlt werden. Sie entspringen dem Gedanken von sozialer Notwendigkeit und finden ihren Lohn im Siege des Vaterlandes. Sollte beides nicht auch genügen, als Begründung und Entgelt für Opfer an Vermögenswerten? Ja, sollte es nicht geradezu eine sittliche Pflicht des Staates sein, zu verhindern, daß mit solchen „Opfern" zugleich noch ein glänzendes Geschäft gemacht wird?

Unsere finanzielle Bereitschaft hat mehr vielleicht noch als die militärische unsere Gegner überrascht. Wir sind mit Recht stolz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf unsere Leistung und erwarten von ihr den Sieg. Aber wir wollen nicht vergessen, daß sie noch sehr bescheiden ist im Vergleich zu unserer Leistungsfähigkeit. Wenn wir des großen Sieges würdig sein wollen, den die Millionen kämpfender, blutender Brüder uns bringen werden, dann müssen wir ganz anders bereit sein, auch unser Gut in den Dienst des Vaterlandsgedankens zu stellen. Alle! Kraft Gesetzes!

Vor allem aber müssen wir diese Gesinnung hinüberretten in die Jahrzehnte nach dem Frieden, damit nicht eine platte, kulturlose, unsoziale Schacherzeit folge, wie unsere Väter sie nach 1871 erleben mußten. An jedem Gewinne von 1916 klebt Blut aus dem großen Ringen von 1914/15. Das muß jedem Besitzenden und Erwerbenden tief ins Gewissen gepredigt sein. Und unsere Gesetzgebung muß unerbittlich dafür sorgen, daß solche Gewinne nur unter Bedingungen erzielt werden, die der Kämpfer von 1914 würdig sind und die unter der allgemeinen Wehrpflicht stehen. Hier eröffnen sich Aufgaben für die Sozialpolitik im weitesten Sinne: Arbeiter- und Angestelltenschutz, Versicherungs- und Fürsorgeeinrichtungen, Boden- und Wohnungspolitik, Steuergesetze und vieles andere, die alles bisherige hinter sich lassen müssen, so wie das neue deutsche Reich seine Vergangenheit hinter sich lassen soll.

Ein amerikanischer Freund

Von Ludwig Thoma

Nicht als Persönlichkeit, aber als Typus ist dieser Poultney Bigelow in unserer Zeit beachtenswert. Der Leser weiß, daß der Schriftsteller Bigelow Amerika auffordert, mit England gegen uns jetzt loszuschlagen, denn später, wenn Deutschland diesen Krieg verloren, sich aber rasch erholt habe, werde es sich auf Amerika stürzen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als ich dieses — das Wort muß erlaubt sein — s a u d u m m e Geschwätz las, glaubte ich zuerst nicht, daß es ernsthaft gemeint und in einer amerikanischen Zeitung verbreitet gewesen sei.

Aber nun war's doch so.

Ich kenne den Mann. Er war Jahre lang in München und war überall zu sehen. Man wußte von ihm, daß er Jugendgespiele des Kaisers gewesen war und auch, daß er dieses Faktum, und das Vertrauen, welches ihm der Kaiser noch später schenkte, journalistisch marktschreierisch verwertet hatte. Das hätte schon mißtrauisch machen müssen, denn Indiskretionen beweisen am Ende nie etwas anderes, als den gemeinen Sinn dessen, der sie begeht, aber man sah darüber weg und glaubte dem Herrn Bigelow seine Bewunderung Deutschlands und seinen Eifer, es gründlich kennen zu lernen.

Wenn er mir erzählte, daß er eine bändereiche Geschichte „von das Deutsche Reich und seine Entwicklung" schreiben werde, lächelte ich, denn sein Quellenstudium bestand darin, daß er einige andere Geschichtswerke las, was ich aus mehreren sehr oberflächlichen Urteilen über den alten Fr. Förster und über Treitschke entnahm.

Wenn man ihm auf den Zahn fühlte, stellte es sich heraus, daß ihm das Wichtigste unbekannt war, und dieser Gelehrte, der die „große Geschichte von das Deutsche Reich und seine Entwicklung aus das kleine Preußen" verfassen wollte, fand Ranke zu „trocken" und hatte von ihm so gut wie nichts gelesen, und recht eigentlich und liebevoll beschäftigte er sich nur mit dem Klatschbasenwerke von Vehse und dessen Geheimromanen.

Ich bin aber überzeugt davon, daß ers schon gemacht hätte. Aus allen möglichen Büchern zusammen gelesenes und gestohlenes mit pikanten, auf amerikanisches Publikum berechneten Anekdoten vermischtes, mit eigenen Ansichten und Erfindungen und Schlußfolgerungen ergänztes Zeug hätte Bigelow ruhig als Band I seiner deutschen Geschichte herausgegeben. Die nötige Kaltblütigkeit hatte er, genau so, wie sein ehemaliger Freund und späterer Feind Roosevelt, der ja auch mit der gleichen Gewissenhaftigkeit geographische Werke verabfaßt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Art Menschen kann in Amerika immer noch eine Rolle spielen.

Man stelle sich vor, was in Deutschland geschehen würde, wenn ein Bigelow historische und ein Roosevelt geographische Vorträge vor Fachleuten halten würde.

Ich glaube, die ehrwürdigsten Professoren würden faule Aepfel auf die Kerle schmeißen.

Aber in Amerika ist ein Bigelow a man of the historical science und es ist nicht zu umgehen, daß er in einer solchen Zeit seine profunde Meinung sagt.

Gewiß, Jemand, der über die Entwicklung von das deutsche Reich eine dicke Buch schreiben kann, vermag schon über die Lage zu urteilen und es dürfte uns beinahe erschrecken, daß Mister Poultney so apodiktisch unsere Niederlage voraus sagt. Aber wir richten uns wieder auf an seiner Prophezeiung, daß wir hinterher Amerika überfallen werden.

Hier kann sogar der schlichte amerikanische Leser merken, was für ein Kirchenlicht bei ihm zu Lande als man of the historical science das große Maul haben darf. Tue doch Niemand diesem Carlyle of the american people den Gefallen, trübselig zu werden über seine Undankbarkeit! Werfe ihm Niemand vor, daß er deutsche Gastfreundschaft, das Vertrauen des Kaisers genossen habe, daß er nirgends, aus keinem deutschen Hause hinausgeschmissen worden sei. Finde es Niemand schrecklich, daß er nun in „die Entwickelung von das deutsche Reich" so grausam eingreifen wolle und „seine dicke Buch von die deutsche Geschichte" so plötzlich mit dem Untergange Deutschlands beenden wolle!

Auf diese Klagen wartet der Humbugmann.

Er sammelt sie, läßt sie drucken und steht dann erst recht interessant da als umstrittene Persönlichkeit von der Continent von Europa, und dann hausiert er mit unserer Entrüstung über seine Gemeinheit in Paris und London.

Und ich wette, er hat darauf seine Spekuläschen gerichtet, weil er wirklich glaubt, daß die deutsche Reich verliert oder jedenfalls wenig Geld haben wird for the next time.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die französischen Aufnahmestellungen

Von Oberstleutnant a. D. Wochinger

Seit 5 Monaten werden durch General Gallieni die Ortschaften vor der Nord-Nordost- und Ostfront der Hauptstadt (Beaumont-Meaux-Coulommiers-Montereaux) zur Verteidigung eingerichtet und dieser ganze Halbgürtel durch Schützengräben und Batteriedeckungen fortifikatorisch zu einer starken modernen 1 Million Verteidiger fassenden Lagerfestung umgestaltet. General Joffre läßt als Aufnahmestellung für den rechten französischen Flügel das Hochplateau der Marne von Troyes bis Chaumont und südlich bis über Dijon hinab fortifikatorisch herrichten. Jetzt sind auch hauptsächlich auf Betreiben des Generals French, hinter der Front der Verbündeten in Westflandern als Aufnahmestellung gleich zwei hintereinander liegende Verteidigungsstellungen auserwählt und seit Wochen fortifikatorisch verstärkt.

Die erste dieser Linien, bei der, wie in Flandern, die künstliche Ueberschwemmung des Vorgeländes vorbereitet ist, geht von Dünkirchen aus über Bergues-Wormhoult-Caßel-Hazebrouck nach Merville an der Lys; die zweite zieht sich von Calais über St. Omer-Aire nach St. Pol. Aus der französischen Presse ist bekannt, daß durch Einbeziehung sämtlicher Vororte von Dünkirchen und Calais beide befestigte Seehäfen brückenkopfartigen Ausbau erhalten.

Aus diesen zwei Verteidigungslinien mit den Stützpunkten an der Küste geht deutlich hervor, welche strategische Bedeutung — nicht mit Unrecht — die Engländer den französischen Hafenplätzen an der Kanalenge zuerkennen und daß einem Vorstoße der Deutschen aus östlicher mehr Gewicht zugemessen wird, als einem solchen aus südlicher Richtung. Vor allem wird deutlich, daß man unter allen Umständen die Flügelanlehnung an den Kanal erhalten will.

Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Wie überall sonst ist auch in Flandern Joffres Offensive zusammengebrochen. Trotz mehrerer Truppenverschiebungen besteht für die Verbündeten in Flandern keine Aussicht, die starken deutschen Stellungen zu durchbrechen und Belgien den Deutschen zu entreißen.

Die Voraussetzungen, unter denen die Anlage der beiden rückwärtigen Aufnahmestellungen erfolgte, sind soweit bereits gegeben, ihr Beziehen ist nur mehr eine Frage der Zeit oder vielmehr des Drucks seitens der Deutschen.

Bei Aufgabe der Stellung in Flandern und Einnahme der vorbereiteten Aufnahmestellung Dünkirchen-Merville seitens der Verbündeten erwächst den Deutschen eine hochwillkommene Erweiterung ihrer Operationslinie an der belgischen Küste und ein bedeutsamer Gebietszuwachs an der Dünenzone, die von Nieuport bis halbwegs Dünkirchen Gebirgscharakter annimmt; ferner gelangt in den Besitz der Deutschen das Hochplateau Kemmel-Berthen mit einer Meereshöhe von 156—158 Meter bis zum Bachlauf der Ey Becques, 8 Kilometer östlich von Caßel, dem Mittelpunkte der Aufnahmestellung; endlich aber erwächst durch die Verkürzung der Angriffsfront den Deutschen eine wesentliche Verstärkung ihrer Gesamtangriffskraft. Dann ist von der hochgelegenen Dünenkrone nördlich von Fournes eine weit ausgedehnte Bestreichung der vorgelagerten See, nahe dem Eingang in die Kanalenge durch schwere Küstenbatterien ermöglicht und gleichzeitig damit eine wirksame Flankierung des Hafens von Dünkirchen; schließlich aber gewährt die Höhe von Berthen (158 Meter) eine selten günstige Artilleriewirkung auf das offene Gelände des Südabschnittes Hazebrouck-Merville, so daß auch ohne eine weitere Einwirkung deutscher Truppenteile aus südlicher Richtung gegen Merville der Aufnahmestellung Dünkirchen-Merville die Wahrscheinlichkeit längerer Widerstandsleistung abgesprochen werden muß.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Deutschland

Von Alfons Goldschmidt, U. d. L.

Ich habe die deutsche Sprache auch in Frankreich gehört, ich habe sie den ganzen Tag gehört, denn ich lebte ja unter lieben Kameraden. Sie war auch dort eine Beglückung und ein Halt, sie war der Ausdruck aufrichtigen Mitempfindens, die Versicherung einer steten Hilfsbereitschaft. Aber sie ist nun einmal mit der Scholle verwurzelt, sie hat auf dem Lande, dem sie entsprossen, einen anderen Ton. Hinter der Grenze ist sie organischer, sie ist Familiensprache auf eigenem Besitz. So wendete sich der Kranke mit süßem Staunen über die Erkenntnis, die ihm jetzt erst wurde, an Landsleute wie an Verwandte, um Gaben. Hilfsbereite lasen aus seinen müden Augen, stützten ihn mit guten, bald wieder vertrauten Worten, schenkten ihm als einem Berechtigten den lieben Heimatsblick, den alle draußen so tief ersehnen. Es ist etwas Anderes um eine Zugehörigkeit, die aus der Volksgewohnheit von Jahrtausenden sich schmeichelnd um einen legt, den Heimkehrenden umspinnt und umwärmt, bis er das Geborgensein wie ein hohes Glück empfindet. Etwas Anderes ist es als das frische Eigentumsrecht auf kaum erobertem Grunde, das noch von der starrenden Macht geschützt wird und die Liebe erst erwerben muß. Wer die eisige Verschlossenheit eines besiegten Volkes empfunden hat, wird von der stillen und selbstverständlichen Wärme seines Vater- und Bruderlandes wie von einer beseligenden Offenbarung durchströmt werden. Nie hat er gewußt, was eine Grenze bedeutet, sie war ihm ein politischer, ein geographischer Strich, nicht aber die Herzensscheide. Jetzt wird sie etwas Bergendes, Schirmendes, sie wird plastischer, sie umgürtet das Land und schützt es vor der Zersetzung des Volksgefühls, sie ist wieder die hohe Mauer, die wir sahen, als wir noch Kinder waren. Mit ungeheurer Einfachheit liegt nun das Kriegsbild da: Vor dieser Mauer steht mit Gewehren und Geschützen das deutsche Heer und läßt keinen Feind eindringen.

* * *

Dennoch ist es nicht meine alte Heimat. Der Zug fährt in einer dickeren Luft, die Atmosphäre ist mit irgend etwas durchtränkt, das ich früher nicht kannte. Es gleicht nicht dem fiebernden Jubel der Augusttage, als wir durch innige Wiedersehenswünsche, Gebete, Angst und donnernden Zorn nach Frankreich fuhren. Damals umarmte uns der Sturm aufschreiender Herzlichkeit, nun ist Stille da. Die Stille ist wie Frage, Wunsch und Erkenntnis. Man spürt die Gewohnheit des Leidens, merkt die Routine des Samaritertums, die eine stärkende Selbstverständlichkeit hat. Der Opfersinn ist geregelt, er jauchzt nicht mehr, er wirkt ruhig, ohne vom Schrecklichen überrascht zu sein. Der Traum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in die Heimat hatte den heiteren Herd gesehen, die Fröhlichkeit des Wiedersehens, des Wiederhabens, eine geschäftige Friedsamkeit. Man fühlt: Solange das noch fehlt, eine innige Liebe sich nicht befreit, nicht ungebunden an die Brust des Heimkehrenden wirft, hat er sein Vaterland nicht. Erst muß ein Sieg, muß ein goldener Friede die Schleusen öffnen, hinter denen jetzt mit leisem Beben die Angst um Alle sich staut. Wann wird sie, unter der Sonne eines unbedrohten Landes, zu heller Freude sich wandeln?

* * *

Bald wird die Sehnsucht nach der Front noch stärker. Wohl zittern auch draußen die Herzen, aber sie zittern stolz vorwärts, die Seelen sind zuversichtlich, erprobte Kraft ist in ihnen. In Deutschland kamen die Kopfschütteler, die Skeptiker, die Distanzweisen. Sie belächelten die Primitivität des Kriegers, taten sie ab wie eine entschuldbare Kinderei, wie die natürliche Blindheit des Waldmenschen. Jetzt schnellten die Zungen und Fäuste der Kritiker an die Arbeit, stachen, kneteten mein armes Hirn und wollten den üblichen Wennundaber-Brei daraus machen. Jeder ein Stratege, jeder ein Lebensmittelstatistiker, jeder ein Landwirt, ein Anleihe- ein Finanzierungsgenie. Jeder hatte „Verbindungen", verfolgte das Legen, Ausbrüten und Verwirklichen der Pläne. Es war ein peinliches Tuschelmilieu, ein Gemisch aus Ueberklugheit und Flintenangst. Ueberlegene mit vollen Hosen. Wir glaubten, schon Edleres erkämpft zu haben.

* * *

Aber die Presse? Immer noch schreibt Malvine von Gänsebrust das Märchen von dem Dreieck, das der Krieg versöhnt, Gutta von Fähnrichsglut verschmalzt immer noch die Augen der Verwundeten, Jambus von Donnerwetter führt „geschaute" Stürme an und hält mit dem üblichen Privatdozenten ein französisches Armeekorps auf. Inzwischen zuckt es überm Strich in den gefällten Lanzen, bis einer, der es nicht mehr aushalten kann, mit dem Parteidogma vorsticht und dabei etliches über einen provozierten Bruch des „Burgfriedens" jammert. Die Einfuhrscheine besonders sind ihnen immer noch nicht verflogen. Interessanter sind die Inserate. Wer die Zeitung von hinten liest, kann etwas vom Kriege sehen, von seinen Bedürfnissen, Nöten, von der sonderbaren Verschiebung der Vermögensschichten, vom neugerichteten Unternehmungsgeist, von Fluchten in unbekannte Wirtschaftsgebiete, von Anpassung der Technik an den Krieg und auch vom kleinen Gott, der jetzt das Vermittlergeld in der Patronentasche trägt.

* * *

Nach Betriebsängsten ist schnell eine Industrie entstanden, die von gewitzten Zwischenfingern angetippt, von Erfindungskaninchen begeistert, eine Art Hochkonjunktur produzierte. Aus abgelegenen Detailecken sind wahre Maklergenies auf den neuen Plan getreten und haben die schon verbrieften Gesetze der deut-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen Vermögensbildung umgestoßen. Manche erhoffen ein Verschwinden des aufgeschossenen Reichtums durch Spekulation. Aber Spieler sind — siehe 1871/72 — wie Feuersbrünste. Sie greifen um sich. Man wird also vorbeugen müssen. Vielleicht beruhigt der Staat die Erhitzten etwas nach dem Sinn der allgemeinen Wehrpflicht. Man soll für das Wohl des Landes arbeiten wie andere dafür kämpfen, aber man soll nicht Millionär werden, denn davon hat das Land nur Lasten. Diese Kriegstüchtigen könnten eine starke Quote des leicht Errungenen wieder der Allgemeinheit geben, es wäre kein Opfer. Man müßte nicht nur die Qualität der Fabrikate kontrollieren, auch die Höhe des Unternehmergewinns wäre zu beaufsichtigen und zu regeln. Ferner sollte eine Lohnermäßigung den Uebergang in normale Friedensverhältnisse ermöglichen. Hier könnte man die Gewerkschaften betrauen. Es ist auch für den Arbeiter nicht gut, daß der Lohn sich vervierfacht. Schließlich täte eine Fabrikationsverteilungs- und Bestandaufsichtsstelle not. Sonst tummeln Viele den Erfindungsphantasus, bis er zusammenbricht und andere fabrizieren und decken sich ein, daß es nach Friedensschluß nur so kracht.

* * *

Immerhin ist die Bienenemsigkeit imponierend, zeugt von Kraft und macht mich völlig wurstig gegen die Handelswüte der „Vereinigte Pump und Pleite, G. m. b. H." (Ganef mit britischem Haß). Weniger erfrischt die Nerven des Kranken der Sadismus am Heimatstisch. Er plumpt mit den schon längst verrosteten Schellen auf uns ein. Es ist kein Ulk, er schwingt kein lustiges Blatt, er tapert mit einer bequemen und dummen Grausamkeit, die den Soldaten ärgert. Spitz und flammend sollte der Kriegswitz sein wie ein Bajonett, aber er wird aus den Steinschloßgewehren begeisterungsarmer Kunstsöldner ohne Zielkenntnis zu einigen übelduftenden Purzelbäumen getrieben. Er hat — mit einer Ausnahme — überall nur das Thema gewechselt. Man spürt die dicke Freude an der Ergiebigkeit. Viel angenehmer ist mir der Pinsel- und Stiftkomiker, der das Blut mit Sonne übergießt. An jenen Stürmern mit schartigen Waffen erkennt man so recht die wunderbare Großherzigkeit unserer Feldtruppen. Wie edel sind sie, wie starknochig und klar in ihrem Zorn. Kein Berichterstatter, so kühn er auch in den immer druckgesperrten Schützengraben stieg, hat den geraden Pflichtgang dieser Seelen geschildert.

* * *

Ich weiß! Es ist schon gesagt worden. Dennoch will ich bezeugen: Die patriotisch drapierten Allerweltsbäuche auf Brett und Brettl sind dem Krieger ekelhaft. Reißt die Farben der Heldenfahne von dem Friedrichstraßenkitzel und verbietet den Takt-U 2ern, den Industrierittern des versifizierten, falsch erfundenen Feldpostbriefes, das Maul.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oft sprach im Felde die Daseinsfurcht zu mir: Werden wir wieder in unsere Heimatstellungen einrücken, wird man uns nicht fortschicken, werden nicht die Zurückgebliebenen unsere Plätze besetzt haben? Sie kochen bei dem Gedanken an solche Undankbarkeit. Deshalb sei hier gefordert: Wo es irgend geht, haltet die Arme offen, nehmt sie an das Herz, daß sie gleich die Wärme des Geborgenseins empfinden. Seid wie Frauen, Eltern und Kinder. Disponiert schon jetzt danach. Staat und Gemeinden haben die kriegsverlassenen Bürositze parat, es ist ihnen selbstverständlich. Ihr Privatunternehmer, Ihr Fabrikanten, Verkäufer, Bankherren, Verleger, Theaterdirektoren handelt ebenso, laßt Euch nicht erst durch Organisationen treiben! Vergeßt nicht, daß ihr arbeitet und verdient, weil jene kämpfen. Ihr Banken und Bankfirmen seid nicht krediteisig gegen die, die Eure Forderungen und Gewinngebiete schützen, helft den Selbständigen, wenn sie zurückkehren, bedrückt sie nicht mit harten Sicherheitsbedingungen und schweren Provisionen. Vergeltet diese unerhörte, die blutströmende Liebe zum Vaterlande. Vergeßt nicht, wie sie E u ch geholfen!

* * *

Gewaltig ist das Gesicht des Krieges, — erschütternd und beglückend sind seine Taten und Funktionen, zittern macht uns das Klirren seines Eisens, die Wut des Feuers aus seinem Munde, unsagbar ist der Zauber der Menschengleichheit im Todesfelde, herrlich ist dieser dröhnende Gang, dieser Ansturm von Männern, reinigend das Gefühl der e i n e n Pflicht, das Straffen von Hirn und Muskel vor der letzten Gefahr. Nun bin ich aus dieser edlen Einfachheit in die Wirrnis der Probleme gekommen. Die Begriffe wirbeln, sind gestürzt, in neue Wirkungssphären gehoben. Kulturverzweiflung, Kulturjubel, das Alte präsentiert sich neu, Neues rückt aus dem Nebel des Nichterkanntseins. Hinter dem Kriege rast ein Chaos der Ideale, der Gesetze. Noch können sie sich nicht stellen, nicht ordnen, der Zwang muß sie zügeln. Sichtbar wird der Staat, sein Zweck, seine Möglichkeiten. Wie aus göttlicher Gewalt kann mit Einem die Versorgung der Millionen geregelt werden. Es wird deutlich, daß die Menschen e i n e m Ziele dienen können. Ein Kommunismus der Kräfte ist entstanden, ein Kommunismus mit bewußtem Zweck. Edler Gemeinsamkeit also sind wir fähig. Wird nur etwas davon bleiben, wenn der Friede die Angst um Väter, Brüder, Söhne, Gatten, den waffenschärfenden Zorn besänftigt hat? Kameradschaft predigen seit Jahrtausenden die Seher, weil sie an das Bindende einer eingeborenen Menschengüte glauben. Wer im Hexenkessel des materiellen Egoismus Jahrzehnte hindurch das Beschleichen, Meucheln, Auffressen, schaudernd gesehen, wäre mit einem Quäntchen tätiger Liebe zufrieden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Wunder

Novelle von Paul Ernſt

Man weiß, daß Colombine ihren Pierrot verlaſſen hat, was ſchlimmer war, kontraktbrüchig geworden iſt, und was am ſchlimmſten war, ſchon monatelang in Neapel lebt. Ein Römer kann nicht dauernd in Neapel leben, auch eine Römerin nicht. Der junge Arzt, welcher ſie zu dem leichtfertigen Schritt verführte, iſt zwar ſo verliebt in ſie, daß er ſie heiraten will; aber ſie lacht ihn aus. Wie? Sie ſoll eine Arztfrau werden, kochen, waſchen, ſcheuern, nie mehr auftreten, mit langweiligen Männern und Frauen zuſammenkommen? Sie lacht den beſtürzten jungen Mann aus, der geglaubt hatte, ſie werde ihm auf den Knieen danken für die hohe Ehre; wie ſein Geſicht immer beſtürzter wird, lacht ſie immer mehr; endlich ſpricht er von einer unverheirateten Tante, welche ſehr moraliſch iſt, welche glaubt, daß er mit Colombinen nur in einem platoniſchen Verhältnis lebt und behauptet, daß er das arme Mädchen kompromittiere; nun lacht Colombine auch über die Tante, ſie verlangt die Tante zu ſehen; der Liebhaber wird verſtimmt, denn er begreift plötzlich, daß die Tante doch komiſcher iſt, wie er es ſich gedacht hat.

Ein Patient kommt, ein junger Offizier, dem der Arzt einen Arm verbinden ſoll. Colombine findet den Patienten ſehr intereſſant, denn er hat ſich die Verwundung in einem Zweikampf geholt; der Gegner iſt ſchwer verwundet, der Offizier muß fliehen, und der Zweikampf fand natürlich um eine Dame ſtatt. Colombine ſeufzt; wenn doch auch um ſie einmal ein Zweikampf ſtattfände! Der Offizier errät ihre Gedanken, er wirbelt ſich das Schnurrbärtchen in die Höhe, ſieht Colombinen an; Colombine hat noch das Lachen von eben im Sinn; wie der Offizier ſie anſieht, kann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie nicht anders, sie muß wieder lachen, und der Offizier lacht natürlich mit. Man begreift, daß der Arzt verdrießlich wird; der Arm ist verbunden, der Offizier erhebt sich, bezahlt; unten wartet sein Diener mit den Pferden; Colombine nimmt seinen Arm, macht einen tiefen Knicks vor dem Arzt und tänzelt zierlich mit dem Offizier aus der Tür.

Wir brauchen uns um den Arzt weiter nicht zu bekümmern, er kommt in dieser Geschichte nicht mehr vor. Colombine und der Offizier reisen nach Rom; der Verwundete wird wahrscheinlich wieder genesen; aber der junge Mann sieht nicht ein, weshalb er nicht noch etwas länger in Rom bleiben soll. Und so geht er dann einmal in den Straßen Roms, prächtig angetan mit einem Rock aus goldbestickten roten Atlas, gelben Kniehosen, mit einem prächtigen Hut und außerordentlich langen Degen, am Arm die reizende Colombine; er steht mit der Geliebten vor dem Coliseo und beginnt ihr das Gebäude zu erklären und aus der römischen Geschichte zu erzählen; in der einen Hand hat er den großen Hausschlüssel und zählt mit ihm an den Fingern der andern Hand die römischen Kaiser ab. Da sieht Colombine ein weinendes Kind, ein Kind von etwa vier oder fünf Jahren, das sich verirrt hat und ängstlich nach seiner Mutter ruft; ein altes Weib will das Kind trösten, aber das Kind sagt: „Mit Dir spreche ich nicht, Du bist häßlich." Beschämt zieht sich die Alte zurück, und nun beugt sich Colombine zu dem Kind, das sich das Gesicht mit den Fäustchen immer schmutziger reibt. Dieses Kind ist Benvenuto, der Sohn Silviens; und nun brauchen wir uns um Colombine und ihren Begleiter, trotzdem er durch ihre Zärtlichkeit für das Kind nicht ganz angenehm berührt ist, eine Weile nicht zu kümmern, sie kommen erst später wieder in dieser Geschichte vor.

Benvenuto wird schließlich von der Mutter und dem Stab der besorgten Nachbarinnen ausfindig gemacht. Er ist ganz verstört, und allmählig erst beginnt er seine Erlebnisse zu erzählen: er war auf die Straße gegangen, da hatte ein wunderschöner rot und goldener Wagen gestanden; wie er es von anderen Jungen gesehen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war er hinten auf den Wagentritt geklettert, da war plötzlich ein feiner Herr aus einem Hause gekommen und eingestiegen, und der Wagen war losgefahren; Benvenuto hatte sich sehr gefürchtet, denn es war gar nicht so schön gewesen, wie er sich gedacht hatte, denn es ging alles so schnell, und er saß so hoch, und alles wackelte so, und zuletzt hatten die Straßenjungen dem Kutscher zugerufen, daß er hinten aufsaß, und der Kutscher hatte mit der Peitsche nach hinten geschlagen; da hatte er losgelassen und war herunter gefallen, und der Wagen war weiter gefahren, in den Himmel hinein; er aber hatte vor einer großen schwarzen Mauer mit Löchern gestanden und hatte geweint; und dann waren allerlei Menschen dagewesen, und zuletzt war eine himmlisch schöne Dame gekommen, die hatte einen Heiligenschein gehabt, und ein feiner Herr mit einem Schwert, einem Schlüssel und mit einem Bart, und die Dame hatte zu ihm gesprochen, er hatte sie aber nicht verstanden, und dann hatte der Herr auch gesprochen, und wie er wieder aufsah, da waren die Beiden verschwunden, und er hatte ganz allein vor der großen Mauer mit den Löchern gestanden; aber die Dame war so schön gewesen, daß er nun gar nicht mehr traurig gewesen war; deshalb war er umgekehrt, und dann war auch gleich die Nachbarin gekommen und hatte ihn auf den Arm genommen und hatte gesagt: „Benvenuto, so haben Dich die Ketzer also nicht geraubt und geschlachtet!“ Da hatte er geantwortet, daß ihn die Ketzer nicht geraubt und geschlachtet haben und daß er wieder zu der schönen Dame wolle; und dann war die Mutter gekommen und hatte gesagt, er solle nur nach Hause kommen, da wolle sie ihn ordentlich durchhauen.

Man kann sich denken, daß die Frauen sehr erstaunt waren über die Erzählung, über den Wagen, der in den Himmel gefahren war, die Mauer mit den Löchern, die Dame und den Herrn; so wurde denn die Erzählung viel besprochen, und, wie das so geht, wurde sie auch etwas genauer gefaßt, wie Benvenuto sie gefaßt hatte, und dann wurde Benvenuto gefragt, ob es nicht so gewesen sei: ob die Dame denn nicht ein himmelblaues Kleid gehabt habe,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ob der Bart des Herrn nicht lang und weiß gewesen sei, und ob er nicht eine Glatze gehabt habe, und ob der Wagen nicht feurig gewesen sei, und ob er durch die Löcher in der Mauer nicht Flammen gesehen habe. Zuerst verneinte Benvenuto einen großen Teil dieser Fragen, nachher aber schien es ihm, als ob alles doch so gewesen sei, wie die Frauen glaubten, und so wurde denn die Geschichte mit der Zeit immer wunderbarer.

Nun war in der Nähe von Silviens Wohnung ein Franciskanerkloster, und einer von den Mönchen, der eine Liebschaft mit einer Kaldaunenverkäuferin unterhielt, kam oft mit den Frauen zusammen und wurde von ihnen in vielen Dingen um Rat gefragt. Dieser erfuhr denn auch die Geschichte Benvenutos. Er schüttelte den Kopf und befragte das Kind ernstlich; aber da hörte er denn genau das, was ihm die Frauen erzählt hätten; daß Benvenuto auf einem feurigen Wagen in den Himmel fahren sollte, daß ihn aber ein Teufel in der Gestalt eines häßlichen alten Weibes heruntergeworfen hatte, und daß dann die Jungfrau Maria und der heilige Petrus gekommen waren und ihn befreit hatten, wie der Teufel ihn gerade in die Hölle hatte schleppen wollen.

Der Mönch hielt sich für verpflichtet, die Erzählung seinem Prior zu berichten; denn er hatte zwar die Ansicht, daß Kinder nicht selten unter dem Einfluß des bösen Geistes solche Geschichten erfinden; aber Benvenuto war nach dem Zeugnis aller Frauen ein gutes, frommes und nachdenkliches Kind, und auch dem braven Pater machte er den Eindruck, daß er ein reines und unschuldiges Gewissen hatte. Er sagte sich, daß es doch Christenpflicht war, einem solchen Kinde zu helfen und es der sicheren Verderbnis zu entziehen, die es lief, wenn es durch den Einfluß der Mutter später etwa auch zum Theater gehen sollte.

Der Prior ließ sich das Kind kommen und gewann dasselbe Bild von ihm wie der Pater. Nun verhandelte der gute Mann mit der Mutter, stellte ihr vor, welch ein sicheres, behagliches und angesehenes Leben ein Mönch hat, wie unsicher und ärmlich der Schauspieler lebt; Silvia weinte erschüttert; dann erbot er sich,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß das Kloster das Kind erziehen wolle; er saß da in einem bequemen Lehnstuhl mit einem Bänkchen unter den Füßen, die Hände gefaltet und die Daumen drehend, und sagte, daß Benvenuto auch einmal Prior werden könne; Silvia dachte, wie oft sie hungrig zu Bette ging, wie mager alle Schauspieler sind; sie sah die runden, glänzenden Backen Benvenutos an und dann die runden Backen des Priors; da schluchzte sie noch einmal auf, küßte Benvenuto heftig, indem sie ihn an sich drückte, daß er schrie, rief aus: „Behaltet ihn!“ und lief aus dem Zimmer.

So kam Benvenuto in jungen Jahren ins Kloster; er wurde gut erzogen und lernte fleißig und ist später ein berühmter Prediger geworden und hat es noch weiter gebracht wie bloß zum Prior, nämlich zum Ordensgeneral; er war sich später immer bewußt, daß er das Alles der Jungfrau Maria und dem heiligen Petrus verdankte.

Das Gerücht des Wunders verbreitete sich natürlich schnell in Rom, und viele Leute kamen zu dem Kloster, um das merkwürdige Kind zu sehen. Auch Colombine hörte von dem Wunder. Sie hatte bis dahin nie geglaubt, daß Maria und die Heiligen sich für die Schauspieler interessieren, weil die Schauspieler ja exkommuniziert sind; nun ging auch sie in das Kloster und sah das Kind in der Kirche zwischen den Mönchen stehen, als ein ganz kleines Mönchlein gekleidet; sie erkannte Benvenuto nicht und er nicht sie; und so kam sie denn mit einem tiefen Eindruck von allem nach Hause. So sagte sie zu ihren Geliebten, daß sie die Verwerflichkeit ihres bisherigen Lebens eingesehen habe und sich ändern wolle; der junge Offizier faßte das zuerst als einen Scherz auf, aber dann fing sie an zu weinen. Er wurde ärgerlich und sagte, heulende Weibsbilder könne er nicht vertragen; sie erwiderte ihm, daß sie ihm verzeihe; und so trennten sich denn schließlich die Beiden, weil der Offizier ja auch ohnehin wieder nach Neapel zurückkehren mußte und Colombine in Rom bleiben wollte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einem jungen Krieger

Zur Scheune fuhren wir mit vollen Wagen,
du ſtandeſt tief verträumt am Gartentor.
Wir glitten von dem goldnen Thron der Garben
und fielen über dich mit neck'ſchen Fragen:
Ich wollte eurer Saaten reich Gedeihen
die jungen Kräfte erntehelfend weihen —:
Ich kam zu ſpät.

Und deine Lider ſanken ſchattenbreitend
um alles, was die Augen künden wollten.
Doch hört' ich Worte, die verhalten grollten
aus deinem traumumfangnen Körper ſchreitend:
Ich wünſchte wohl des Lebens Tanz zu ſchwingen,
die Erntekrone mir auf's Haupt zu bringen —:
Ich kam zum Schmerz.

Dann eilteſt du, dem Vaterland zu dienen;
der Heimat heil'ge Fluren zu bewahren
vor unſrer Feinde ungezählten Scharen.
Die erſte Kugel traf in deine Bruſt.
Ich wollte meines Lebens Recht erſiegen
und ſpäter mich in eurer Freude wiegen —:
Ich kam zu Tod.

Nun hör' ich rings in deiner Heimat Gauen
die Mädchen klagen, klagen Knaben, Frauen;
ernſt grüßt und ſtumm der Greis dein totes Haupt,
das in der Fremde ruht, ſeeheimatlich umblaut.
Du warſt uns allen eine ſtille Ahnung
du biſt uns allen eine tiefe Mahnung —:
Du ſtarbſt zum Heil.

Bodman a. See — Max Raphael

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan

Unter diesem Titel erschien kürzlich eine Denkschrift, die das Interesse aller Bevölkerungsschichten verdient. (Die Schrift erschien bei Vieweg in Braunschweig. Herausgegeben von Professor Paul Eltzbacher). Bald nach Ausbruch des großen Krieges wurde es vielen Einsichtigen klar, daß nicht das Schlachtfeld allein der Schauplatz des großen Ringens sein würde. Ohnedies bedeutet ja der moderne Krieg nicht einzig eine Waffenprobe, sondern auch eine Erprobung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit eines Volkes. Diese letztere Bedeutung erhielt aber der Krieg noch besonders durch Englands Plan der völligen Isolierung Deutschlands. Es ist klar, daß Englands Hoffnung sich auf eine lange Dauer des Krieges stützt, in der Erwartung, Deutschland würde bei Unterbindung aller Zufuhr in berechenbarer Zeit seine wirtschaftlichen Mittel erschöpft haben. Eine Reihe unserer angesehensten Forscher schloß sich nun bald nach Ausbruch des Krieges zusammen, um in gemeinsamer Arbeit nachzuprüfen, ob diese Rechnung des Feindes stimmt. Ein Zusammenschluß von Fachgelehrten der verschiedensten Disziplinen war hierzu nötig, denn es handelte sich nicht nur um ein politisches, wirtschaftliches und statistisches Problem, sondern die wichtigsten Fragen der Ernährungsphysiologie, der Landwirtschaft, der Bodenkunde und des Haushaltungswesens mußten in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. So stellten Wirtschaftslehrer und Statistiker wie Arereboe, Ballod, Kuczynski und Eltzbacher ihre Kraft in den Dienst der Sache, Physiologen wie Rubner, Zuntz, Oppenheimer, Caspari bearbeiteten das schwierige Gebiet einer rationellen Lebensweise vom ernährungsphysiologischen Standpunkt, und auf dem Gebiete der Agrikultur, und Geologie waren Forscher wie Lemmermann, v. Rümker, Tacke, Beyschlag u. a. m. an der gemeinsamen Arbeit beteiligt.

Während der vier Monate, die diese Untersuchung in Anspruch nahm, lehrte der Gang der Ereignisse, wie berechtigt das Unternehmen war. Die wirtschaftlichen Maßnahmen der Regierung haben es nun wohl allen Bevölkerungskreisen zum Bewußtsein gebracht, daß jeder Einzelne im Lande einen Teil des Kampfes auf sich zu nehmen hat, daß den daheimgebliebenen Männern und Frauen die Pflicht auferlegt ist, sich den veränderten Lebensbedingungen willig anzupassen. Denn hierin liegt die Gewähr für den Sieg auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Vor allem muß den Maßnahmen der Behörden Verständnis entgegengebracht werden. Denn dies allein schützt uns vor zwei Gefahren, die jene Maßnahmen illusorisch machen könnten, vor Sorglosigkeit nämlich und vor unnötiger Beunruhigung. Daß nun weder zur Sorglosigkeit, noch zur Beunruhigung ein Anlaß vorliegt, dies zu zeigen, ist die vornehmste Aufgabe der hier besprochenen Denkschrift. Der Aushungerungsplan Englands wird zunächst klar umrissen. Es wird gezeigt, wie Deutschland durch systematische Isolierung, durch Unterbindung aller Zufahrtskanäle zu einer in sich selbst ruhenden Vitalität genötigt wurde. Dadurch entstand ein für die moderne Nationalökonomie völlig neues Problem, das der isolierten Volkswirtschaft. Es ist klar, daß im Organismus des Volkskörpers dadurch Gleichgewichts-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschiebungen eintreten mußten. Denn Einfuhr und einheimische Produktion stehen in modernen Staaten immer im Mißverhältnis zueinander. Sobald aber etwas wie eine isolierte Volkswirtschaft entsteht, wird das Gleichgewicht zwischen Produktion, Vorrat und Konsum zu einem strengen Gebot von vitalster Bedeutung.

Um nun unsere Waffen auf diesem Gebiet zu prüfen, um die Rechnung der Feinde ad absurdum zu führen, war es nicht allein nötig, unseren gegenwärtigen Bestand an Lebensmitteln zu veranschlagen. Das wäre eine tote Zahl geblieben. Es war vielmehr nötig, zu erkennen, wie ein Volk leben soll und kann, wenn das gebotene Gleichgewicht aufrecht erhalten werden muß. Hierzu war die Arbeit der Physiologen erforderlich. Denn um zu zeigen, wie weit ein Volk bei einem gewissen Nahrungsbestande und bei gegebener Ernteaussicht kommen kann, mußte der Minimalbedarf des Einzelnen an Nährstoffen präzisiert werden. Mit Hilfe der Statistik wurde sodann festgestellt, wie groß der effektive Verbrauch des deutschen Volkes an Nahrungsmitteln war. In mühevoller Berechnung wurde festgestellt, daß unser Gesamtverbrauch an Nahrungsmitteln vor dem Kriege 2 261 900 Tonnen Eiweiß, 2 581 000 Tonnen Fett und 12 913 000 Tonnen Kohlehydrate betrug. Wurden diese Quantitäten an Nahrungsmitteln auf ihren physiologisch-chemischen Brennwert umgerechnet, so ergab sich die Ziffer 88 649 Milliarden Kalorien, worunter man den Wärmewert oder den Nutzeffekt für unseren Organismus versteht. Von diesem Bestande bezogen wir aus dem Auslande 28% vom Eiweiß.

Während des Krieges mußte nun hier ein Defizit entstehen, weil wir auf unsere eigene Produktion angewiesen waren und weil die eigene Erzeugung von Nahrungsmitteln notwendig durch den Krieg leiden mußte. Es war nun die wichtigste Aufgabe, der Denkschrift zu zeigen, durch welche Maßregeln das Defizit gedeckt werden kann. Es wird nachgewiesen, wie dem Defizit ein erfreulicher Ueberschuß an gewissen Nahrungsmitteln gegenüber steht, wie die großen Vorräte an Getreide, Kartoffeln und Zucker, die uns um so mehr zu Gute kommen, als sie uns nicht durch Ausfuhr entzogen werden. Freilich bedurfte es auch hierin einsichtsvoller Maßnahmen, wie der Ausfuhrverbote für Getreide und Zucker. Dieser Frage ist in der Denkschrift ein besonderes Kapitel gewidmet.

Das Problem der „inneren Volkswirtschaft" war nun klar ausgesprochen. Die Denkschrift zeigt, wie es möglich ist, den Mangel an Stoffen, wie Fett, etwa, durch ausgiebigere Verwendung gleichwertiger Nahrungsmittel zu decken. Zunächst aber behandelt die Denkschrift die wichtigsten Fragen der kommenden Ernte (anzubauende Pflanzen, Saatgut, Düngemittel, Moorkultur), in der Tierhaltung die Fragen der Verringerung unseres Bestandes an Schweinen und Milchkühen und damit der Vermehrung der Futtermittel. Es wird erwiesen, wie unter der einsichtsvollen Mitwirkung der Landwirtschaft und weiterer Kreise die Verwertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse möglichst rationell gestaltet werden kann. Auch eine Umgestaltung in der Lebenshaltung des Einzelnen kann die Ziele des wirtschaftlichen Kampfes fördern.

Die Denkschrift beweist zum Schluß, was die behördlichen Maßregeln und die Mitwirkung der Einzelnen leisten können, um unser Defizit zu decken und uns auch wirtschaftlich den end-

Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

gültigen Erfolg zu sichern. Zahlenmäßig ließ sich dies erfassen bei der Verfütterung von Zucker, bei der vorgeschlagenen Moorkultur, der Aenderung der Viehhaltung, dem Verbot der Verfütterung von Brotgetreide u. a. m. Aus einer Tabelle über die Deckung des Defizits entnehmen wir, daß die uns zur Verfügung stehende Menge von Nährwerten um ein Erhebliches gesteigert werden kann. Das uns zur Verfügung stehende Eiweiß übersteigt unseren tatsächlichen Bedarf um 26%. Wichtig ist dabei die Erkenntnis, daß auch für den Fall eines jahrelangen Krieges diese Rechnung stimmt. Die gemeinsame Arbeit aller an dieser Denkschrift beteiligten Forscher mündet in die Ueberzeugung, daß wir durchhalten werden. Wer diesen großen wirtschaftlichen Kampf denkend miterleben will, sollte dieser Denkschrift seine volle Beachtung schenken. Robert Lewin

Siegesgefühl

Daß die zuständigen Fachkreise beider Kampflager, zu Beginn des großen Krieges, ernstlich und fest überzeugt davon waren, der Sieg müsse auf ihre Seite fallen — daran ist nicht zu zweifeln und zu mäkeln. Selbst als der rasche und in der Kriegsgeschichte wohl erst später voll gewürdigte Entschluß der Deutschen vorlag, durch die Besetzung Belgiens, die französische Anfangsrechnung zu durchkreuzen, hatte der französische Generalstab noch genügende Stützpunkte für seine Siegesüberzeugung. So die Zahl und auch die militärische Tüchtigkeit seiner ersten Feldarmeen, die englische Unterstützung und insbesondere der breite Posten der russischen Uebermacht, die russische Dampfwalze, welche die Deutschen nach Vernichtung ihrer anfänglichen Minderzahl im Osten, zwingen sollte, sich im Westen so sehr zu schwächen, daß sie schließlich den französisch-englischen Kräften nicht mehr gewachsen wären.

Mindestens ebenso zuversichtlich trat der deutsche Generalstab in den Krieg, in voller Ueberzeugung vermöge der Wucht des Angriffes, hinter dem eine best-ausgearbeitete Organisation steht, vorerst die Gegner des Westens schlagen zu können und die Russen, teils durch Ablenkung, zu der sich die österreichisch-ungarische Armee erbot, teils durch hinhaltende Verteidigung, so lange nicht zu entscheidenden Kämpfen kommen zu lassen, bis die Ereignisse im Westen eine zureichende Verstärkung des Ostens gestatteten.

Der russische Generalstab rechnete wohl noch einfacher. „Wir stehen Oesterreich-Ungarn gegenüber im Verhältnis 3:1, den Deutschen nach der Anfangsgruppierung im Osten, gar 5:1 entgegen. Wir müssen daher siegen."

Der Lauf der Ereignisse war bekanntlich ein anderer.

Durch die undurchstoßbare Linie der Deutschen, die Frankreich durchquert, ist der Krieg im Westen zum „stehenden" geworden. Durch Hindenburg's Siege und durch die militärische Nachschubsfähigkeit Deutschlands ist ferner die Basis der russischen Siegeszuversicht vollständig durchlöchert. Der französische Generalstab hat auch nur einen Stützpunkt für seine Rechnung mehr. Die Bildung einer neuen Armee, die zum Teil aus den nur mehr zweitklassigen, letzten, französischen Aufgeboten, zum andern Teil aus angeworbenen Engländern, ohne sehr gründliche Ausbildung, bestehen wird. Und mit dieser Armee, die harte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufgabe zu leisten, die den besten Franzosen der ersten Kriegsperiode nicht gelang, eine große Entscheidungsschlacht zu schlagen, um den deutschen Gürtel zu sprengen(!). Den Positionskrieg, wie er derzeit im Westen vorherrscht, und als Ermüdungs-, Abnützungs- und Abbröckelungssystem bezeichnet wird, zu verlängern, liegt weder im Interesse der Franzosen, noch in jenem der Russen. Denn es zeigt sich deutlich, daß die Schwächung auf der eigenen Seite weit rascher um sich greift, als beim deutschen Gegner. Ueberdies liegt der Kampfboden auf französischer und russischer Erde — daher die Wirkung der Dauer doppelt und dreifach zu Frankreichs und Rußlands Lasten fällt.

Nun ließe sich unter diesen Umständen, die interessante Frage aufwerfen, ob wohl auf ernster, fachmännischer Seite, ob z. B. in der Seele des als nervenruhig und intelligent bekannten französischen Oberbefehlshabers und seines Generalstabes, noch heute die gegründete, ehrliche Ueberzeugung aufrecht steht, der Dreiverband könne über Deutschland — nach dem bisherigen Verlauf der Kriegsereignisse — tatsächlich militärisch siegen?

Abgesehen von der Hinterpforte, die sich jede Kriegskritik offen läßt, weil im Krieg überraschende, unvorhergesehene Wendungen niemals ganz ausgeschlossen bleiben, wenn sie auch keinen soliden Faktor in der Kriegsrechnung eines Heeres vorstellen können, und von der selbstverständlichen Pflichterfüllung der Führer, die auch dann noch Ausharren und das Durchhalten predigen müssen, wenn sich das Glück abgewendet hat, wird man heute objektiv und gewissenhaft die Frage nach dem Vorhandensein der anfänglichen Siegesüberzeugung und Siegeszuversicht bei unsern Gegnern entschieden verneinen müssen..

v. S.

„Politiken"

Ein skandinavischer Freund des „März" schreibt uns:

Eine der schönsten, vielfach von dem königlichen Dichter David angeführten Verheißungen der heiligen Schrift ist sicherlich die, daß der Gerechte von einer unsichtbaren Mauer umgeben ist, gegen welche alle bösen Angriffe vergebens anrennen. „Ihr dachtet böse über mich, aber Gott hat es zum Guten gewendet."

Eine besser passende Losung dürfte es kaum geben für die Wirksamkeit, die von der Zeitung „Politiken" in dem neutralen Lande Dänemark ausgeübt wird. Was der Londoner Berichterstatter dieses Blattes, Viggo Toepfer, leistet an Unwahrheiten und Verdrehungen von Tatsachen, übertrifft sogar die Perfidität, welche kleine französische und belgische Blättchen zeigen. Als erschwerender Umstand kommt hinzu, daß „Politiken" Anspruch auf Ansehen und Glaubwürdigkeit erhebt; wenn es daher bisweilen vorkommt, daß Herr Toepfer sogar seiner eigenen Redaktion zu schwer verdaulich wird, so ändert man seine Signatur um in V. Carl! Die kritisch veranlagten Leser sagen infolgedessen: Toepfer bedeutet 99 Prozent Unwahrheiten, V. Carl genau 100 Prozent. Und in der Regel stimmt das haarscharf.

Herr Toepfer alias Carl ließ General von Beseler Selbstmord begehen, hat den Kaiser aufs Sterbebett gelegt, er hat Antwerpen wieder erobert, hat die Deutschen in Dutzenden von Gefechten geschlagen, er hat die deutschen Beweggründe verdächtigt und nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bestem Vermögen versucht, jede deutsche Waffentat zu verringern. Nichts, absolut nichts kann zur Entschuldigung dieses Federhelden angeführt werden, denn wenn er auch nur die allergeringste Spur von Selbstkritik und Urteilsvermögen besäße (was man doch bei einem Journalist auf solchem Posten voraussetzt), müßte er sich ob seines Vorgehens schämen. Er zitiert nicht nur mit Vorliebe eine hetzerische Londonpresse mit Entzücken, sondern er betreibt daneben eine selbständige Berichterstattung, deren Früchte am besten auf die Beschaffenheit des Baumes hinweisen. Durch ganz Dänemark ging auch eine allgemeine Lachsalve, als dieser „Gentleman“ sein Telegramm über das große Guildhall-Bankett mit folgender stolzer Tirade begann: „Von allen ausländischen Berichterstattern bin ich der einzige, der am Feste teilnehmen durfte ....“ Ja, aber wo? Gewiß sind mancherlei unbehagliche Dinge mit englischer Gesellschaft verknüpft, aber auch diese Gesellschaft dürfte den himmelweiten Unterschied erkennen können, zwischen diesem Verleumder des ritterlich kämpfenden deutschen Volkes und den übrigen in London wohnenden, ihrer Verantwortlichkeit bewußten Auslandsjournalisten.

Aber wie der Herr, so der Knecht! Es gibt keinen deutschen Siegesbericht, der nicht in der Redaktion von „Politiken“ gewendet, verdreht, bemäkelt wird; es gibt kein Bulletin von Paris oder London, welches nicht hervorgehoben und rühmend herausgestrichen wird. Nach langen Jeremiaden, bei denen man deutlich sehen konnte, wie sich die Redaktion wand und krümmte, hatte man für Hindenburgs Sieg in Polen in Summa gerade 10½ Zeilen übrig.

Deutschland, sein Kaiser und sein Heer, hat weder Nutzen noch Schaden von dem, was „Politiken“ als gute Ware ausbietet, aber immerhin mag es ein gewisses Interesse haben zu hören, daß der Redakteur der Zeitung, Herr Henrik Carling, ehemals Olsen genannt, seiner Zeit in der Kopenhagener Presse den Titel erhielt: Dänemarks größtes Lügenmaul. Die Depeschen, welche er seiner Zeitung schickte bei Gelegenheit von König Eduards VII. Krönung in der Westminster-Abtei, hatten nämlich, wie sich herausstellte, niemals ein Telegraphenkabel passiert; sie waren in der netten Gartenstadt Lyngby, dicht bei Kopenhagen verfaßt worden.

Die Behauptung, daß auch Herr Viggo Toepfer-V.-Carl sich in Kopenhagen befinde und niemals seines Landes Grenzen überschritten habe, halten wir jedoch nicht für glaubhaft, denn auf irgend einem Grundstock muß sich doch wohl seine Bosheit aufbauen. Wenn einmal der gesammelte Jahrgang von „Politiken“ vorliegen wird, soll eine chronologisch geordnete Uebersicht der Toepferschen Mitteilungen besser sprechen, als viele Worte es können.

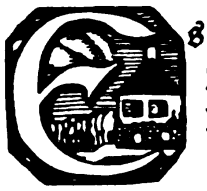
Nemo

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 42.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In und am Kaukasus

Von Albrecht Wirth (München)



s handelt sich um ein Gebiet von der ungefähren Größe Deutschlands mit einer Bevölkerung von zwölf Millionen. Es ist, mit Ausnahme der Gletscher und Felsenwelt, ein sehr fruchtbares Land. „Alles Guten allgenug", wie es in den Makamen des Horiri heißt. Alles gedeiht dort, was bei uns gedeiht und dazu noch Südfrüchte, die wir nicht haben. Das Klima wechselt von polarer Rauheit bis zu tropischer Hitze. Namentlich Mingrelien und Apchasien erfreuen sich einer fabelhaften Ueppigkeit der Pflanzendecke. Das Hochgebirge aber, das fast genau so ausgedehnt ist, wie unsere Alpen, wenn auch von geringerer Breite, sorgt durch seine Gletscher und seinen ewigen Schnee dafür, daß die Flüsse, von denen die vorgelagerten Ebenen bewässert werden, niemals versiegen. Freilich gibt es auch einen wenig ergiebigen Steppengürtel im Osten, der sich nach dem kaspischen Meere hindehnt; dort ist das Gelände zum Teil sumpfig und Malaria erzeugend, zum Teil allzu trocken und wasserarm. Wald-, wein- und obstreich ist Kachetien, im Norden des Steppengürtels. Subtropisch ist das Schwemmland des Rion, in der Richtung von Batum. Für Weizenbau am geeignetsten sind die weiten Ebenen im Norden des großen Gebirgsstockes; doch auch Wein und Obst gedeiht dort noch in reicher Fülle. Nirgends gibt es so große und so billige Trauben. Ich war dort, in der Nähe von Piatigorsk, in einer jungen Niederlassung, die ausschließlich aus Italienern bestand; die Leute waren arm von Como ausgewandert, hatten sich hier in Ciskaukasien Land vom Großfürst Nikolai gepachtet, und ihre Wirtschaft nach kommunistischen Grundsätzen angeordnet. Nach bloß fünf Jahren eifriger Arbeit, die ausschließlich dem Weinbau gewidmet war, kam auf jede Familie 45 000 Rubel vom Gesamt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ertrag eines Jahres. Es war drollig, die Mischung zu bemerken, die bereits ihr Italienisch mit dem Russischen eingegangen war und ihren Gesprächen über die Vergangenheit zu lauschen. So nannten sie Hannibal „einen alten Zaren Roms."

Außer der Landwirtschaft gewährt der Bergbau den Bewohnern reiche Erträgnisse. Neben Pennsylvanien und Südkalifornien ist Baku die größte Erdölquelle der Welt. Kupfer ist am Kasbek und bei Noworossisk. Mit Mangan versorgt der Kaukasus das halbe Abendland, besonders englische und deutsche Hüttenwerke; außerdem ist Silber, Blei und etwas Kohle vorhanden. Dabei ist die bergbauliche Erschließung des ganzen Gebietes sozusagen erst von gestern. Auch landwirtschaftlich verspricht die Zukunft noch außerordentlich Möglichkeiten der Entwicklung. Neben dem Korn-, Obst- und Weinbau, neben der Weidewirtschaft und Seidenzucht, könnte nämlich die Anpflanzung von Baumwolle und Tee mit Vorteil betrieben werden, wie dies schon in Turkestan der Fall ist. Entsprechend der wirtschaftlichen Blüte ist der Handel äußerst rege. Ihn pflegen besonders die Armenier, die Georgier und dann die Tataren. Bei uns denkt man sich einen Tataren immer noch als einen ganz rohen, barbarischen Eroberer; die Tataren Transkaukasiens sind nicht nur Seidenzüchter, sondern verdienen sich auch als Industriearbeiter und Händler ihr geröstetes Hammelfleisch und schwingen sich mitunter sogar zum Großindustriellen empor.

Seit Alters ist die Buntheit der kaukasischen Bevölkerung berühmt. Schon Pompejus, der einen erfolgreichen Feldzug nach Transkaukasien unternahm, und, so scheint es, durch die georgische Heerstraße sogar jenseits des Gebirges vorgedrungen ist, wunderte sich über die unwahrscheinlich große Zahl von Dolmetschern, die sein Heer nötig hatte.

Die Ureinwohner bilden eine Rasse für sich. Sie sind durch riesige Nasen und starken Bartwuchs ausgezeichnet. Sehr verschieden ist ihr Wuchs; es gibt kleine und schmächtige Gestalten, es gibt gedrungene und dicke, es gibt endlich wahre Riesen, die bis zwei Meter und darüber aufragen, besonders unter den Tscher-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kessen. Nach neuesten Forschungen ist übrigens die Rasse doch nicht so ganz vom Reste der Menschheit abgesondert. Eine entfernte Verwandtschaft besteht, wie Gelehrte verschiedener Länder unabhängig von einander herausgebracht haben, zwischen den Urkaukasiern und den Basken, ferner wahrscheinlich mit den Nuba und Berbern. Daraus ergeben sich erstaunliche Rückschlüsse für Deutschland. Da nämlich auch unser Vaterland ursprünglich von Vorariern und zwar von Basken, an die noch der Wasgenwald und der Schimpfname der Wackes erinnert und ihren Vettern besiedelt war, so steht zu erwarten, daß unsere Fluß- und Berg- und älteste Ortsnamen in letzter Linie auf Basken und Verwandte zurückgehen. Diese Folgerung ist denn auch in den letzten Jahren gezogen worden und hat zu manchen bedeutsamen Ergebnissen geführt. Gleichzeitig haben Sprachforscher, besonders der Frankfurter van den Velden, in den seltsamen Wörtern noch unserer heutigen Umgangssprache baskische und kaukasische Anklänge gefunden. Ich erinnere nur an das schwäbische Gispele, Tropf, Hanswurst, das dem georgischen Kischpa mit derselben Bedeutung gleichzusetzen ist und an das Münchener Lali, Dummkopf, das sich genau so und mit derselben menschenfreundlichen Meinung im Baskischen findet.

Die Ureinwohner zerfallen in unzählige Unterrassen und haben eine fast unübersehbare Reihe von Sprachen und Mundarten, die ungemein von einander abweichen. Ordnung in diesen Wirrwarr gebracht zu haben, ist das Verdienst von Adolf Dirr und Trombetti. Wenn auch die äußeren Formen der Sprachen so verschieden von einander sind, wie nur möglich, so ist doch der innere Bau gleichartig. Kurz, es ist gelungen, die Unordnung zu bändigen und die Vielheit der Stämme unter drei Hauptgruppen unterzubringen: den Tscherkessen im Nordwesten, den Georgiern im Süden, den Lesghiern im Osten. Höchstens empfiehlt es sich noch, die Ostgruppe in zwei Untergruppen zu zerspalten: Lesghier und Tschetschenen; dann aber ist das Rätsel völlig gelöst. In weiterem Felde liegt die Frage, ob Kaukasisch mit Tibetisch und den soge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nannten paläoasiatischen Sprachen der arktischen Zone, von den Lena bis zum Behringsmeer, verwandt seien. Eine Berührung mit Tibetisch habe zuerst ich 1905 und dann Heinrich Winkler 1913 zu erweisen gesucht.

Von der Gesamtbevölkerung Kaukasiens machen die Ureinwohner etwa drei Millionen aus. Noch in vorchristlicher Zeit gesellten sich ihnen die Armenier zu. Gerade um die Zeit Christi wurden die Osseten iranisiert, was auch, vermutlich etwas später, den verwandten Tocharern im Tarimbecken geschah. Seit dem 6. nachchristlichen Jahrhundert kamen Türkstämme, seit dem 7. die Araber, welch letztere jedoch sprachlich nur geringe Spuren hinterlassen haben. Andere Iranier sind noch die Taten, die Talysch und die Kurden; doch weiß niemand, zu welcher Zeit diese Iranier in Transkaukasien eingedrungen sind. In der Neuzeit haben sich dann die Russen niedergelassen, sie erreichen gut drei Millionen. In ihrem Gefolge zogen Deutsche, jetzt etwa 50 000, Tschechen und Rumänen.

An Mohammedanern sitzen wohl vier Millionen in Cis- und Transkaukasien. Davon sind mindestens zweieinhalb Millionen Türkstämme, also Volks- oder zum mindesten Rassegenossen der Osmanen. Es liegt auf der Hand, daß diese Vettern, deren Sprache ein Osmane ohne allzu große Mühe sofort verstehen kann, den angreifenden Türken sehr nützlich werden können. Aber auch völlig Rassenfremde, wie Tscherkessen und Georgier und Lesghiern, mögen den Angreifern zufallen. So ist bereits bekannt geworden, daß 20 000 Adjaren — so heißen die islamisierten Georgier —, sich gegen den Zaren erhoben. Jedenfalls ist die Volksart der Bewohner auf den Kriegsschauplätzen nicht gleichgültig. Man wird die Niederlage der Türken bei Sarykamisch leichter verstehen, wenn man weiß, daß sich dort kopfreiche, zusammenhängende Siedlungen der Russen befinden.

Die Türken hätten unbedingt größere Massen nach dem Araratgebiete werfen müssen. Inzwischen haben aber ihre irregulären Bundesgenossen, haben Kurden und andere iranische Reiterstämme

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 07:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erkleckliche Erfolge am Urmiasee gehabt. Sie haben die Städte Saudschbulak, Salmas, Urmia, Täbris und Kaswin erobert. Nur in Choi, nordwestlich vom Urmiasee, in der Stadt, wo deutsche Wohltätigkeit das erste armenische Waisenhaus gründete, halten sich noch die Russen. Wahrscheinlich sind sie an Artillerie überlegen, die sie dort mit Vorteil verwenden können, da das sanfthügelige Gelände ziemlich offen und übersichtlich ist. Jedenfalls aber haben die Türken durch die Taten jener leichten Reiterei am Nordwestsaume Persiens eine ausgedehnte Grundlage erhalten, von der aus sie gegen Baku vorrücken können.

Der Besitz der Erdölstadt wäre von größtem Wert. Er gibt einmal eine strategische Stellung, da Baku ein wichtiger Punkt auf der Bahn nach Tiflis und Kars und zweitens ein Hafen ist, der sogar eine kleine Kriegsflotte beherbergt. Vor allem aber würde dann den Russen der Bezug von Erdöl und Masut gesperrt; das ist bedeutsamer als es klingt, denn fast alle Lokomotiven, nicht nur Kaukasiens, sondern auch Südrußlands haben Masut als Betriebsstoff und sind nur auf diese Heizung eingerichtet. Ist demgemäß die Quelle verstopft, so ist der ganze Bahnverkehr im Süden des Zarenreiches lahmgelegt; allerdings ist anzunehmen, daß zur Zeit noch mächtige Bestände in verschiedenen Städten außerhalb Bakus aufgestapelt liegen. Wie außerdem die vereinigten Türken und Kurden nach Baku kommen, ist freilich auch nicht so ohne weiteres zu sagen; denn entweder müssen sie auf ungewöhnlich schlechten Wegen, die für Kanonen schweren Kalibers wahrscheinlich gar nicht gangbar sind, die kürzeste Strecke nach dem Kaspisee, in der Richtung etwa auf Lenkoran zurücklegen und dann dem Gestade des Sees entlang, was keine Mühe mehr erforderte, bis Baku, oder aber sie müßten, was technisch am bequemsten ist, die in einem gewaltigen Umweg führende Eisenbahn benutzen, hätten aber dann erst die Festung Eriwan zu erobern. Zu Gunsten eines baldigen Zuges gegen Baku spräche, daß dort, in der Nähe des Kaspisees, das Klima weit milder ist, als in der Gegend des Ararat und selbst in der Nähe von Trapezunt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die mehrfach beregte Eisenbahn von Tiflis nach Baku und von da weiter, den ganzen Kaukasus in einer Riesenschleife umgehend, nach Armavir und nach Rostow und Kiew ist bis zum Asowschen Meer fast überall eingleisig, also nicht sehr leistungsfähig. Es wird den Türken verhältnismäßig leicht sein, die Bahn zu stören, da zu beiden Seiten ihrer Schienen russenfeindliche Leute sitzen; dagegen werden sie Hindernisse genug finden, wenn sie selbst die Bahn benutzen wollen, da es ihnen an Ausbesserungsstoffen, an rollendem Material und sicher auch an Ingenieuren und Pionieren fehlt. Immerhin ist der Weg über Baku noch der beste, weil er der einzige ist, der überhaupt eine Bahn aufzuweisen hat. Am Schwarzen Meer nämlich, wo weitaus die kürzeste Verbindung zwischen Europa und Asien, zwischen Angreifern und Angegriffenen wäre, dehnt sich weder eine Schienenstrecke, noch ein für größere Geschütze und Truppenmassen verwendbare Straße. Ebenso muß die berühmte georgische Heerstraße für Kriegshandlungen ausscheiden. Das Sperrfort bei Darial, das schon die Königin Tomara im 12. Jahrhundert besser ausgebaut hat — sein Ursprung wird in vorchristliche Zeit zurückreichen — ist kaum zu forcieren. Andrerseits könnten die Russen aus dem Passe nicht hinaus, sobald ihre Feinde den südlichen Ausgang besetzen. Noch weniger ist an andere Kaukasusübergänge zu denken, die nur Saumpfade darstellen und die im Winter überhaupt nicht, außer von sehr erfahrenen Skifahrern, zu begehen sind. Ich kenne persönlich den westlichsten Uebergang, den Klutschorpaß, der von der Teberda am Elbrus vorbei nach Mingrelien führt; er ist selbst am Ende des Hochsommers an seiner höchsten Stelle noch von Schnee und Gletschern bedeckt. Die ossetische Straße, die durch den Mamisonpaß führt, erhebt sich gar bis zu 2700 Meter. Eine Kleinigkeit besser soll die avarische Straße im Osten sein. Die Hoffnung der Türkei auf größere Erfolge im Kaukasus kann daher lediglich auf der Möglichkeit beruhen, daß die dortigen Mohammedaner und die gleich ihnen russenfeindlichen Einwohner sich zu einem größeren Aufstande erheben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was wir haben und was uns fehlt

Von Dr R. Kuczynski

Das große Interesse, das die Bevölkerung den zahlreichen Maßnahmen der Regierung auf dem Gebiete des Ernährungswesens entgegenbringt, könnte den Eindruck erwecken, als ob es sich dabei um Vorkehrungen handelte, die eine durch die Lage gebotene umfassende und planmäßige Umgestaltung unserer Volksernährung herbeiführen sollen. In Wirklichkeit hat es aber die Regierung einstweilen für ausreichend gehalten, die jeweilig am stärksten fühlbaren Mißstände von Fall zu Fall zu lindern. So hat sie vor einigen Monaten, als die Getreidepreise erheblich stiegen, Höchstpreise festgesetzt, die die Bevölkerung vor einer weiteren Verteuerung des Brotes bewahrten. So hat sie jetzt, wo eine Erschöpfung unserer Getreidevorräte einzutreten drohte, durch Beschränkung der Herstellung und des Verbrauchs von Brot, die Versorgung der Bevölkerung mit diesem unentbehrlichen Nahrungsmittel noch für längere Zeit gesichert. Nun liegt es ja auf der Hand, und unsere Regierung war sich selbstverständlich darüber im klaren, daß sie durch solche Einzelmaßnahmen die schwierige Aufgabe, unsere Bevölkerung bis zur nächsten Ernte durchzuhalten, unmöglich lösen könne, und so werden notwendigerweise schon in nächster Zeit Anordnungen ergehen, die nicht nur das eine oder das andere Nahrungsmittel behandeln, also etwa den Verbrauch eines Nahrungsmittels wie Brot auf Kosten der übrigen einschränken, sondern vielmehr die gesamte Ernährungsfrage in umfassender und planmäßiger Weise regeln. Unter diesen Umständen ist es erforderlich, nüchtern zu erwägen, was wir haben und was uns fehlt.

Beginnen wir mit dem wichtigsten Nahrungsmittel, dem Getreide. An 1. Stelle steht der Roggen, an 2. folgt der Weizen. Dann kommen in weitem Abstande: Gerste, Spelz, Hafer, Buchweizen, Hirse. Im Durchschnitt der beiden letzten Friedensjahre haben wir zu unserer Ernährung täglich pro Kopf verbraucht: 210 g Roggenmehl, 175 g Weizenmehl und 40 g sonstige Getreideerzeugnisse. Trotz unseres großen Verbrauchs an Roggenmehl von 210 g konnten wir noch weitere 25 g pro Kopf und Tag ausführen. Hingegen verdankten wir von den 175 g Weizenmehl reichlich 55 g dem Auslande; auch von den 40 g sonstigen Getreideerzeugnissen haben wir 5 g nicht selbst produziert. Im ganzen stammen also von den 425 g Mehl (einschließlich Graupen, Grieß, Flocken), die wir pro Kopf und Tag verbraucht haben, reichlich 35 g oder 9% aus fremden Ländern. Und da der Nährwert aller dieser Getreideerzeugnisse ungefähr der gleiche ist, gewannen wir auch 9% der Kalorien, die wir uns in diesen Nahrungsmitteln zugeführt haben, durch den Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr. Das ist nicht eben viel, und dieses günstige Ergebnis ist umso

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedeutsamer, als die Getreideerzeugnisse einen sehr großen Teil unserer Gesamtnährung ausmachen. Lieferten sie uns doch — bei einem Gesamtverbrauch von 3640 Kalorien und einem physiologischen Gesamtbedarf von etwa 2300 Kalorien pro Kopf und Tag*) — 1380 Kalorien und nach Abzug des Einfuhrüberschusses etwa 1260, also an einheimischer Erzeugung mehr als ein Drittel unseres Verbrauchs und mehr als die Hälfte unseres Bedarfs.

Wenn wir trotzdem mit unserer Getreideversorgung in Schwierigkeiten geraten sind, so liegt das natürlich nicht etwa an einer gesteigerten Nachfrage der Menschen nach Brot und Kuchen, sondern vielmehr an der Rolle, die das Getreide für die Ernährung unseres Viehs spielt. Wir hatten nämlich im Durchschnitt der beiden letzten Friedensjahre bei einer Eigenproduktion von nur reichlich 1 Million t Futtergerste fast 3 Millionen t Futtergerste und dazu noch 1 Million t Mais eingeführt. Diese fehlen uns in der Kriegszeit und infolgedessen sind im vergangenen Halbjahr weit größere Mengen Roggen verfüttert worden, als bei uns sonst üblich ist. Die Versuchung Roggen zu verfüttern war aber um so größer, als nunmehr auch andere Futtermittel, wie insbesondere Oelkuchen, durch die Absperrung unserer Zufuhr ausblieben. Die Getreideknappheit, der wir uns jetzt gegenüberstehen und die uns für die nächsten Monate manche Unbequemlichkeit bereiten wird, verdanken wir also unsern Rindern und Schweinen, die zunächst arglos, dann aber im Bewußtsein damit ein Verbot der Regierung zu übertreten, den Weg zu unseren unentbehrlichen Roggenvorräten fanden.

Zu den Nährfrüchten rechnet man außer dem Getreide auch noch Reis, Hülsenfrüchte und Kartoffeln. Den Reis haben wir natürlich vollständig vom Auslande bezogen, die Hülsenfrüchte fast zur Hälfte. Auf die 10 g Reis und die 30 g Erbsen, Linsen und Bohnen, die wir in Friedenszeiten pro Kopf und Tag verzehrten, werden wir nun mehr oder weniger verzichten müssen. Im ganzen spielt das keine große Rolle. Ihr Nährwert machte nur knapp 3% unseres Gesamtverbrauches aus und ein Teil ist uns ja erhalten geblieben. Weit wichtiger ist natürlich die Kartoffel. Wir haben auch im Frieden unsern sehr großen Bedarf fast ganz im Inland gewonnen. Das Pfund Kartoffeln, das wir früher pro Kopf und Tag verzehrt haben, wird uns wohl auch im Kriege dauernd zur Verfügung stehen. Denn wir haben schon in Friedenszeiten nur etwa ein Drittel unserer Ernte unmittelbar zur menschlichen Ernährung verwendet, etwa $^2/_5$ haben wir verfüttert, der Rest ging teils an die Industrie (Spiritus, Stärke), teils ging er durch Verfaulen verloren. Wir wollen hoffen, daß der Mehrbedarf für die Viehfütterung im Kriege durch Einschränkung der Spiritusindustrie und durch Vermehrung der Kartoffeltrocknungs-

*) Vgl. hierzu, wie überhaupt zu der ganzen Frage unserer Ernährung im Kriege, die von Prof. Eltzbacher herausgegebene Denkschrift „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan" (Vieweg 1914. 196 Seiten, Preis 1 Mark).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anstalten, die den Verlust durch Verfaulen vermindern soll, ausgeglichen werden wird. Aber wir werden die Kartoffeln, die jetzt zur Brotbereitung verwendet werden, an unserm gewohnten Kartoffelverzehr einsparen müssen und wir werden nicht daran denken können, die Brotmengen, die wir uns in Zukunft versagen müssen, etwa durch erhöhten Kartoffelgenuß zu ersetzen.

An Gemüse haben wir in Friedenszeiten etwa 250 g pro Kopf und Tag verbraucht. Dabei spielte die Einfuhr nur eine ganz geringe Rolle. Auch die 140 g Obst, die wir bisher genossen haben, haben wir wenigstens zu ¾ im Inland erzeugt. Da Gemüse und Obst ohnehin nur einen kleinen Teil unserer Gesamtnährung ausmachen — sie lieferten uns zusammen reichlich 4% aller Kalorien — werden wir auf den Zuschuß vom Ausland — es handelt sich dabei vor allem um Aepfel und um Südfrüchte — ohne allzu große Opfer verzichten können.

An Zucker haben wir bekanntlich stets große Mengen ausgeführt. Wir haben etwa 50 g pro Kopf und Tag verbraucht und in guten Erntejahren ebensoviel an das Ausland abgegeben. Der Ueberschuß, den wir nunmehr im Kriege infolge des Ausfuhrverbots für Zucker haben, ist uns außerordentlich willkommen. Wir können ihn auf die mannigfachste Art verwerten. Wir könnten ihn ohne Schwierigkeiten unmittelbar zur menschlichen Ernährung benutzen, denn wenn wir statt 50 g täglich 100 g genießen würden, wäre unser Konsum auch noch nicht größer als in England oder in den Vereinigten Staaten. Dabei enthalten diese Zuckermengen, die wir mehr verzehren würden, ebenso viel Nährwert wie die gesamten Nährfrüchte (Brotgetreide, Reis, Hülsenfrüchte, Kartoffeln), die wir in Friedenszeiten zum Zwecke der menschlichen Ernährung vom Ausland bezogen haben. Tatsächlich wird jedoch ein Teil unseres Zuckerüberschusses dazu dienen müssen, unsern großen Mangel an Futtermitteln etwas zu lindern. Ist doch auch schon unsere Heeresverwaltung dazu übergegangen, der Pferderation Zucker zuzusetzen.

Unser Verbrauch an pflanzlichen Fetten zur menschlichen Nahrung war mit 8 g pro Kopf und Tag nicht sehr bedeutend. Immerhin ist es unbequem, daß uns nunmehr diese Fette, die wir im wesentlichen aus eingeführten Oelfrüchten gewonnen haben, zum allergrößten Teile fehlen. Weit schmerzlicher vermissen wir jedoch diese Oelfrüchte als Quelle der Oelkuchen, die wir in Friedenszeiten in großem Umfange unsern Milchkühen als Kraftfutter vorsetzten.

Der Mangel an Kolonialwaren, den uns der Krieg bei längerer Dauer bringen wird, ist für die Ernährungsfrage von völlig untergeordneter Bedeutung. Kaffee und Tee haben in der Form, in der sie regelmäßig genossen werden, fast gar keinen Nährwert. Das gleiche gilt von den Gewürzen. Eine Ausnahme bildet vor allem der Kakao. Indessen war gerade der Kakaoverbrauch in Deutschland stets so gering, daß wir ihn gern entbehren können.

Eine Sonderstellung unter den pflanzlichen Nahrungsmitteln nehmen endlich die alkoholischen Getränke ein. Ihr Nährwert ist recht hoch.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lieferten sie uns doch fast 5% aller Nährstoffe, d. h. mehr als Gemüse und Obst zusammengenommen. Aber sie sind infolge ihrer Wirkung auf den menschlichen Organismus nicht geeignet, andere Nahrungsmittel zu ersetzen. Ueberdies haben wir auch mehr als 1/8 unseres Bieres aus ausländischer Gerste hergestellt, die uns jetzt fehlt und von dem Wein, den wir in Friedenszeiten getrunken haben, stammte etwa die Hälfte von außerhalb.

Betrachtet man unsern Gesamtverbrauch an pflanzlichen Nahrungsmitteln vor dem Kriege, so findet man, daß wir 9% der Kalorien, die sie uns lieferten, dem Auslande verdankten. Infolge des hohen Eiweißgehalts des Weizens und der Hülsenfrüchte, die wir ja in großen Mengen importierten, ist der Anteil des Auslandes an dem Eiweißgehalt der von uns genossenen pflanzlichen Nahrungsmittel weit höher: er betrug 14%. Die geringen, in den pflanzlichen Nahrungsmitteln enthaltenen Fette waren sogar überwiegend in den eingeführten Mengen enthalten. Hingegen brachte es unser Ueberfluß an einheimischem Zucker mit sich, daß der Einfuhrüberschuß an pflanzlichen Nahrungsmitteln uns nur 5% der Kohlehydrate lieferte.

Im ganzen würde also unsere Versorgung mit pflanzlichen Nahrungsmitteln trotz geringerer Ernte zu ernsten Sorgen keinen Anlaß geboten haben, wenn wir Menschen es verstanden hätten, unsern üblichen Anteil an den einheimischen Nahrungsmitteln zu behaupten oder gar auf Kosten des Viehs zu vergrößern. Tatsächlich haben wir uns aber in diesem Kampf ums Dasein von unsern schärfsten Konkurrenten, den Schweinen, aus dem Felde schlagen lassen und müssen uns nun wohl oder übel nach der sehr kurz gewordenen Nahrungsdecke strecken.

Das wichtigste tierische Nahrungsmittel ist das Fleisch. Wir haben im Durchschnitt der Jahre 1912/13 täglich etwa 150 g pro Kopf an Fleisch und Fetten verzehrt. Davon haben wir noch nicht 15 g vom Ausland bezogen. Aber wir haben einen bedeutenden Teil unseres einheimischen Viehs mit eingeführten Futtermitteln ernährt. Das gilt besonders vom Schwein. Denn von den 85 g Schweinefleisch, die wir pro Kopf und Tag verzehrten, waren 25 g durch ausländische Futtergerste und Mais gewonnen. Diese fehlen uns heute und so müssen wir uns denn auch darüber klar sein, daß wir 33% der Kalorien, die wir uns in Friedenszeiten in Form von Fleisch und tierischen Fetten zugeführt haben, dem Auslande verdankten. Mit einer Fleischnot werden wir aber trotzdem auf absehbare Zeit nicht zu rechnen haben. Denn unsere einheimischen Viehbestände sind übermäßig groß und es nicht nur möglich, sondern infolge unseres Mangels an Futtermitteln unbedingt notwendig, unsern Viehbestand schleunigst zu verringern. Eine Einschränkung des bei uns üblichen Fleischgenusses ist daher wenigstens für die nächsten Monate nicht zu empfehlen. Später werden wir allerdings auch inbezug auf den Fleischkonsum Zurückhaltung üben müssen.

An Fischen verzehrten wir in Friedenszeiten 25 g pro Kopf und Tag; davon bezogen wir mindestens 15 g vom Ausland. Unsere Fischversorgung ist nun aber im Kriege nicht nur dadurch beeinträchtigt, daß uns die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zufuhr vom Auslande unterbunden ist, sondern wir leiden auch unter einer Störung unserer eigenen Fischerei in der Nordsee. Da uns jedoch die Fische im ganzen nur ½ % unserer Gesamtnahrung lieferten, fällt eine Verringerung dieses Postens nicht ins Gewicht.

Von allergrößter Bedeutung für unsere Ernährung sind die Molkereierzeugnisse. In den beiden letzten Friedensjahren haben wir pro Kopf und Tag verbraucht: 350 g Vollmilch, 70 g Magermilch, 10 g Buttermilch, 50 g Ziegenmilch, 20 g Butter, 12 g Käse. Die Milch haben wir fast vollständig im Inland gewonnen. Eingeführt haben wir von den 20 g Butter, die wir durchschnittlich verzehrten, etwa 2½ g, von den 12 g Käse etwa 1 g. So könnte es auf den ersten Blick scheinen, als ob unsere Versorgung mit Molkerei-Erzeugnissen auch im Kriege in ihrem bisherigen Umfange gesichert sei. Aber es ist hier, ähnlich wie beim Schweinefleisch, ein gewichtiger Vorbehalt zu machen. Wir haben zwar fast gar keine Milch eingeführt, aber wir haben einen sehr großen Teil unserer Milch durch eingeführte Futtermittel, insbesondere durch eingeführte Oelkuchen und Kleie gewonnen. Tatsächlich verdankten wir so nicht weniger als 58% der von uns verzehrten Molkereierzeugnisse unmittelbar oder mittelbar dem Auslande. Dabei lieferten uns die Molkereierzeugnisse allein ⅛ der Nährstoffe, die wir überhaupt zu uns genommen haben. Eine Verringerung unserer Milcherzeugung würde aber zugleich eine weitere Verringerung unserer Futtermittel bedeuten, da wir stets sehr große Mengen von Magermilch, Buttermilch und Molken verfüttert haben.

Eier haben wir vor dem Kriege jährlich pro Kopf etwa 130 verzehrt. Davon haben wir 50 vom Auslande eingeführt. Diese werden wir nunmehr entbehren müssen. Aber die Eier lieferten uns ohnehin noch nicht 1% unseres gesamten Nahrungsverbrauchs. Und es ist nicht sehr wichtig, ob wir nun durchschnittlich nicht mehr jeden 3. Tag, sondern nur jeden 5. Tag ein Ei genießen können.

Betrachtet man unseren Gesamtverbrauch an tierischen Nahrungsmitteln vor dem Kriege, so findet man, daß wir nicht weniger als 45% der Kalorien, die sie uns lieferten, unmittelbar oder mittelbar dem Auslande verdankten. Der Anteil des Auslandes an dem Eiweißgehalt der von uns verbrauchten tierischen Nahrungsmittel betrug ähnlich 44%, der Anteil an dem Fettgehalt 41%. Hingegen stammten von den Kohlehydraten, die sich ja unter allen tierischen Nahrungsmitteln und in der Milch in größeren Mengen finden, nicht weniger als 80% vom Auslande.

Die Bilanz unseres Gesamtverbrauchs an allen Nahrungsmitteln vor dem Kriege ergibt: dem Auslande verdankten wir 28% des Eiweißgehalts, 42% des Fettgehalts, 8% der Kohlehydrate und 20% der Gesamtkalorien. Ein Fünftel der Nährwerte, die wir früher zur menschlichen Ernährung verwendet haben, fehlt uns also durch die Unterbindung unserer Zufuhr vom Auslande. Eine weitere Lücke ist durch die Schwierigkeit der Hereinbringung der Ernte, namentlich in Ostpreußen und Elsaß-Lothringen, entstanden. Dazu kommt noch die Einbuße an Nahrungsmitteln durch Verfütterung an das Vieh.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber wir können durchhalten, wenn die Frage der Ernährung der Zivilbevölkerung ebenso planmäßig geregelt wird wie die Versorgung unseres Heeres und wenn wir zu Hause die gleiche Disziplin halten wie unsere Krieger im Felde.

Fortschritte des Seekriegsrechts im Weltkriege*)

Von Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg (Düsseldorf)

Die Maßregeln Englands zur Unterbindung unseres Handels, die uns zwar nicht erdrücken, aber doch in hohem Maße schädigen, haben bisher mit Recht unsere besondere Aufmerksamkeit auf dem Gebiete des Seekriegsrechts in Anspruch genommen. Die Entrüstung darüber, daß wir noch kein allgemein verbindliches Konterbanderecht haben und England sich geradezu die in Betracht kommenden Bestimmungen selbst auswählen kann, hat bisher eine Erörterung anderer Fragen des Seekriegsrechts in den Hintergrund gedrängt. Neuerdings hat der Handelskrieg vermittels der Unterseeboote die größte Aufmerksamkeit erregt. Wie es scheint, will man vorläufig mit den Unterseebooten weniger die neutrale Schiffahrt kontrollieren als vor allem die englischen Handelsschiffe wegnehmen. Das ist vollkommen berechtigt. Denn das Seebeuterecht darf mit jeder Art von Kriegsschiffen, also auch mit Unterseebooten, ausgeübt werden. Die einzige Besonderheit besteht darin, daß es hier manchmal infolge der Raumverhältnisse unmöglich sein wird, die Mannschaft der Handelsschiffe, wie das sonst zu geschehen pflegt, vor der Zerstörung des Fahrzeuges zu retten. Durch das Aufkommen der Unterseeboote wird hier ein ganz neues Problem aufgeworfen. Denn die bisher zum Handelskriege verwandten Fahrzeuge konnten die Mannschaften ohne Not aufnehmen. Nunmehr aber ist dies nicht möglich, und man muß daher auch eine Zerstörung ohne Rettung der Mannschaften für zulässig erachten. Aber abgesehen von diesen grundlegenden Problemen tauchen doch in diesem Kriege eine Fülle von Detailfragen auf, die man bisher zu wenig beachtet hat. Bezüglich vieler solcher Punkte muß man tatsächlich anerkennen, daß vielleicht kein Krieg der

*) Es sei besonders betont, daß es sich bei diesem Aufsatze nicht um eine wirtschafts- und machtpolitische, sondern um eine rein juristische Arbeit handelt.

Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

neueren Zeit einen so glücklichen Einfluß auf die Vereinheitlichung vieler Teile des Seekriegsrechts*) gehabt hat als der augenblickliche Weltkrieg.

Aus zwei Gründen ist diese letztere Tatsache keineswegs auffällig. Einmal handelt es sich gegenwärtig um einen Kampf verschiedener Koalitionen gegen einander, und es entstand auf jeder Seite die Notwendigkeit, das Seekriegsrecht der Verbündeten möglichst in Einklang zu bringen, sollten nicht die schwersten Konflikte mit den Neutralen entstehen. Wenn z. B. England und Frankreich verschiedene Listen über Konterbande haben, dann vergrößert sich nicht nur die Zahl der als Konterbande wegzunehmenden Gegenstände gegenüber einer einheitlichen Liste. Auch die Unsicherheit wird dadurch noch viel größer, weil naturgemäß die Prisengerichte verschiedener Länder die nationalen Besonderheiten stärker betonen werden, als wenn sie dahin instruiert werden, möglichst im Einklang mit den Gerichten der Verbündeten Recht zu sprechen. Auf dem Gebiete des Konterbanderechts ist freilich die Einigung zwischen Frankreich und England (die anderen Staaten unseres Gegnerbundes kommen erst in zweiter Linie in Betracht) nicht nach der fortschrittlichen Seite erfolgt. Im Gegenteil hat Frankreich seine liberalen, mit der deutschen Prisenordnung übereinstimmenden Regeln von 1912 zu Gunsten der viel härteren englischen Maßregeln aufgegeben. Im übrigen aber hat sich England zusammen mit Frankreich auf humane Grundsätze geeinigt, und die Frage kann auf den anderen Gebieten des Seekriegsrechts nicht dahin lauten, ob England sich zu den modernen Prinzipien nach außen hin bekennt, sondern ob es diese auch in Wirklichkeit und nicht nur auf dem Papiere zur Anwendung bringt. Bekannt ist, daß auch im Krimkriege das Zusammenwirken der beiden zuletzt genannten Staaten eine Einigung auf dem Gebiete des Seebeuterechts notwendig machte, deren Grundlagen auf der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 dauernd in das Völkerrecht eingeführt wurden.

Im Gegensatze zum Krimkriege war aber diesmal noch ein weiterer Umstand der Anwendung gemeinsamer Prinzipien besonders günstig. Vor 60 Jahren gab es keine Richtschnur, die den Mächten die Befolgung gleicher Regeln ermöglichte. Diesmal aber waren fünf Jahre vor Ausbruch des Krieges die Normen des Seekriegsrechts in der Londoner Deklaration von 1909 festgelegt worden. Freilich hatte diese Erklärung bisher nicht die formelle Genehmigung der Mächte gefunden. Doch nur den Meinungsverschiedenheiten über Einzelheiten war dies zuzuschreiben, während in der Hauptsache die Londoner Deklaration die Rechtsanschauungen der mächtigsten Staaten in einem trefflichen Kompromisse vereinigte. War nicht England, das 1908 die Seerechtskonferenz aus eigener Initiative nach London berufen hatte und an dessen Widerstände bisher die Ratifikation gescheitert war, in besonders hohem Maße verpflichtet, sein Unrecht wieder gut zu machen, und, wenn auch nicht die Konterbandebestimmungen, so doch alle übrigen Regeln der Londoner Konferenz zu befolgen?

*) Vgl. über den neuesten Stand des Seekriegsrechts mein Werk „Das Seekriegsrecht" (Kohlhammer, Stuttgart, 1915, 456 S.).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der order in council vom 20. August 1914 hat England freilich auch eine Aenderung an den Blockaderegeln der Londoner Konferenz vorgenommen. Nachdem diese Besonderheit aber in der order vom 29. Oktober wieder aufgegeben worden ist, hat England tatsächlich alle Bestimmungen der Londoner Konferenz angenommen, wenn man von den Konterbanderegeln (die freilich weitaus die wichtigsten sind) absieht. Damit sind zunächst die überaus bedeutsamen Meinungsverschiedenheiten über das Blockaderecht beseitigt, vor allem die englische Theorie, daß ein auf der Fahrt nach einem neutralen Hafen begriffenes Schiff weggenommen werden darf, wenn der Endzweck der Reise die Fahrt nach einem blockierten Hafen ist. Auch eine Fülle kleinerer Streitfragen über diese Institution sind damit zufriedenstellend erledigt. Freilich hat in diesem Kriege noch kein Kriegführender eine Küste in größerem Stile blockiert*) und die Bedeutung dieser Neuerungen ist daher noch nicht hinreichend zu Tage getreten. Wenn England eine solche Aktion in größerem Stile durchführen würde, so wäre es moralisch gezwungen, sich an die einmal von ihm selbst aufgestellten Grundsätze zu halten. Außer dem Blockaderecht hat vor allem auch die Streitfrage, wonach die feindliche Eigenschaft eines Schiffes bestimmt werden soll, ob nämlich nach der Flagge oder unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Eigentumsverhältnisse, zu Gunsten der ersteren Auffassung ihre Lösung gefunden. Auch die Voraussetzungen, unter denen ein Wechsel der Flagge kurz vor oder nach Ausbruch des Krieges als gültig anerkannt werden muß, sind einheitlich geregelt worden. Bezüglich des Daciafalles wird freilich sehr wohl zu erwägen sein, ob sich England, wenn es den Verkauf des deutschen Schiffes an einen amerikanischen Bürger für ungültig ansieht, auf die ziemlich strengen Grundsätze der Londoner Deklaration berufen kann oder ob man nicht das mildere, formell noch nicht außer Kraft gesetzte englisch-amerikanische Recht, wie es vor der Londoner Deklaration bestand, berücksichtigen muß. Oder kann sich England nur die Vorteile der Londoner Deklaration zu Nutze machen, die für sich nachteiligen Bestimmungen aber ablehnen?

Sehr streitig war bisher auch die sogenannte neutralitätswidrige Unterstützung, nämlich die Beförderung von Mannschaften oder Nachrichten zu Gunsten des Feindes durch neutrale Handelsschiffe. Nicht einmal der Anfang zur Schaffung der Rechtseinheit war hier gemacht worden. Die Londoner Deklaration hat durch scharfe Trennung der schwereren und leichteren Fälle dieser Unterstützung die Frage in zufriedenstellender Weise geregelt und auch hieran hat sich England gehalten. Dasselbe gilt auch von der Zerstörung neutraler Prisen. England bestritt bisher den Kriegführenden das Recht, diese zu vernichten. Freilich ist die Wandlung der englischen Auffassung in diesem Punkte von geringerer Bedeutung, da England keine neutrale, sondern kriegführende Macht ist. Schließlich sind die Folgen des Widerstandes gegen die Durchsuchung

*) Auch der deutsche Unterseebootkrieg gegen England stellt keine Blockade im technischen Sinne dar.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Seiten neutraler Schiffe übereinstimmend festgesetzt worden. Das Beispiel Englands ist von allen Staaten nachgeahmt worden. Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben freilich schon vorher ihre liberale Auffassung kundgegeben.

Eine ganz besondere Bedeutung, namentlich mit Rücksicht auf die jüngste Malmöer Konferenz der skandinavischen Staaten, hat die Tatsache, daß England den seit Jahrhunderten betonten Widerstand gegen das Geleitrecht der Londoner Deklaration entsprechend aufgegeben hat. Das Geleitrecht, wie es seit jeher von den nicht-englischen Mächten anerkannt wurde, sagt, daß neutrale Handelsschiffe dann von der Durchsuchung wegen Konterbandetransporte befreit sind, wenn sie sich in Begleitung eines Kriegsschiffes derselben Flagge befinden. Ein schwedisches Handelsschiff in Begleitung eines schwedischen Kriegsschiffes darf darnach nicht untersucht werden. Das neutrale Kriegsschiff übernimmt vielmehr durch das Geleit die Gewähr dafür, daß sich auf dem von ihm geleiteten Handelsschiffe keine Konterbande befindet. England nahm trotz dieses Brauches bisher stets das Recht der Durchsuchung auch gegenüber geleiteten Schiffen in Anspruch. Es ist daher höchst bedeutsam, daß es diesen Widerstand nunmehr aufgegeben hat. Interessant ist ferner, daß auf der skandinavischen Konferenz zu Malmö die Idee in Erwägung gezogen wurde, künftig Handelsschiffe Schwedens, Norwegens und Dänemarks gemeinsam unter dem Geleite eines skandinavischen Kriegsschiffes fahren zu lassen. Dadurch würde es ermöglicht, daß nicht mehrere Handelsschiffe verschiedener skandinavischen Staaten verschiedene Kriegsschiffe als Geleitschiffe nötig haben und eine viel größere Anzahl von Schiffen der Vorteile dieser Institution teilhaftig werden kann. Man muß abwarten, ob England diese Neuerung im Geleitrecht anerkennen wird.

Auch die Annahme der Bestimmungen über die Pflicht zur Entschädigung der zu Unrecht aufgebrachten Schiffe durch England und die anderen Gegner ist hoch bedeutsam. Die Vereinigten Staaten von Amerika werden gerade deswegen mit ihren Schadensersatzforderungen, die sie England angedroht haben, erfolgreich sein, weil England sich selbst in den orders in council auf den Standpunkt der Londoner Konferenz gestellt hat. Früher galt in England der geradezu unerhörte Grundsatz, daß irrtümlich weggenommene Prisen nicht nur nicht ohne Entschädigung gelassen wurden, sondern deren Eigentümer sogar dem Wegnehmestaat die durch die Aufbringung entstandenen Kosten vergüten mußten.

Weitere Fortschritte des Seekriegsrechts dürften im Friedensschluß verwirklicht werden, man denke an die Beseitigung des Seebeuterechts und die radikale Reform des Konterbanderechts.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hinter der französischen Front

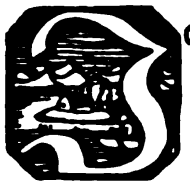
Von Dr Max R. Funke, S. Francisco

I.

Von Belfort nach Thann

Ein deutsch-amerikanischer Mitarbeiter des „März" hatte Gelegenheit, die verschiedenen Kriegsschauplätze des Westens auf der französischen Seite zu besuchen. Wir werden von ihm eine Reihe von Einzelschilderungen bringen können.

Nachdruck verboten.



ch verlasse Belfort. Die einsamen Straßen erdröhnen unter den schweren Schritten der Soldaten. Keine Zivilisten, alle Läden hermetisch geschlossen und einzelne Gaslaternen umschleiert. Das ist das Aussehen einer französischen Stadt im Osten. Von 36 000 Einwohnern, die Belfort besitzt, sind nur 3000 geblieben; die übrigen — „les bouches inutiles", wie es in den amtlichen Bekanntmachungen heißt — mußten innerhalb 24 Stunden die Stadt verlassen. Die Maueranschläge lehren mich, daß das Brot und das Fleisch versteuert wird, daß die Oktrois aufgehoben und daß die Telephonapparate aus den Häusern entfernt sind und daß es untersagt ist, abends nach 8 Uhr auf der Straße zu gehen. Belfort von heute hat ein kriegerisches Gesicht. Der kolossale Löwe am Fuße der Zitadelle scheint Leben zu erhalten. Die Antennen der drahtlosen Telegraphie, die Hangars der Luftschiffe, eine kleine Eisenbahn, die diese mit den Forts verbindet, sind Noten, die der moderne Krieg kennt. So erwartet Belfort seine Stunde, die auch kommen wird. Aber wann? Bis heute hat man nur Besuche von „Tauben" erhalten.

Heute Nachmittag gehts im Auto ins „gelobte Land" der Franzosen, der Traum einer Nation seit 44 Jahren. Es ist das Elsaß!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir fahren langsam durch die leeren Straßen der Stadt, deren Mauern das Echo der trockenen Kanonenschläge der germanischen Heere wecken. Der Offizier, welcher unser Führer und Schutz ist, verhandelt lange mit dem Wachtposten. Es ist wirklich nicht leicht aus Belfort zu kommen. Die dreifache Stadtmauer erlaubt eine wirksame Ueberwachung und es ist schwer, die Landsturmwache zu hintergehen. Ein anderes Auto folgt uns, bepackt mit vielen, vielen Zeitungen, Tabakpäckchen und Liebesgaben von französischen Müttern. Welche Hoffnungen, welche Gedanken mögen sie begleiten? Unser Auto fegt durch die kaltschneidende Luft auf der Landstraße. Wald und Feld tragen das Winterkleid. Der Nebel hängt sich schwer an die entlaubten Pappeln, die von ferne mir wie schwarze Palmen erscheinen. Melancholisch knirscht unter den rasenden Pneus der frischgefallene, glitzernde Schnee.

Hier ist Krieg! Auf beiden Seiten der Straße sind in vorschriftsmäßigen Abständen Schützengräben in den hartgefrorenen Boden getrieben. Die Bäume sind niedergeschlagen, deren Aeste dem sich hinziehenden Stacheldraht ein seltsames Aussehen verleihen. Ungeheure Ebenen sind mit spanischen Reitern bedeckt. Andere Schützengräben sind mit Wasser gefüllt. Von Entfernung zu Entfernung ist die Chaussee mit dicken Mauern verschlossen und nur mit Mühe und mit Hilfe der wachhabenden Posten gelingt es uns immer wieder, diesen Hindernissen auszuweichen. Auf den Gipfeln der Vogesen schlafen die unsichtbaren Forts der Franzosen.

Drüben lugt ein verbranntes Bauerngut hervor, wo ein französisches Infanterieregiment Biwak macht. Wir passieren eben die deutsche Zollstation. Rechts ein steiler Abhang ins Tal, links der Tannenwald und vor unsern Augen breitet sich das entzückende Vogesenland aus. Kulissenartig stehen Höhenzüge hinter Höhenzügen im goldglänzenden Sonnenlicht. Ein Bild von theatralischer Schönheit.

Und einige Schritte weiter steht der ansehnliche deutsche Grenzpfahl, das Symbol des Deutschtums. Gerade ist eine Kolonne französischer Infanteristen dabei ihn herauszureißen und fast wäre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine freundschaftliche Balgerei entstanden, hätte nicht der Offizier zwei Soldaten, die mit der Tapferkeitsmedaille geschmückt sind, erlaubt, ihn auszureißen. Nach langen Mühen fällt unter lautem Halloh der deutsche Reichspfahl mit dem Adler, nicht ohne eine gewisse Würde. Man will ihn mitschleppen, doch ist er zu schwer. Man übergibt ihn einfach dem nachziehenden Train. Der Wagenlenker, ein eingefleischter Franzose, bindet ihn hoch oben auf seinen Heuwagen an mit dem Schwur, ihn weit über Straßburg hinauszubringen bis ins Herz Deutschlands, dort wo er wirklich hingehört. Aber wo, das wissen selbst die Götter nicht und so schaukelt vielleicht noch heute der deutsche Grenzpfahl als Schutzgeist der französischen Trainkolonne auf seiner Reise durch das „Gelobte Land" des Franzosentums. Dies alles ist so echt französisch!

Wir rasen weiter durch feuchtkalte Tannenwälder, wo die Franzosen kürzlich eine Ulanenpatrouille überrascht haben. Und aus dem Wald heraus durchkreuzen wir eine freie Höhe. Dörfer mit den reizenden elsässischen Häuschen erscheinen uns wie Spielzeug und sind mit Franzosen gefüllt. Hier werfen wir unsere Zeitungen und Tabakpäckchen heraus und fort geht es, ins Elsaß hinein. Die Kilometer lesen wir an den deutschen Wegmessern ab. Die Straße steigt von neuem und durch einen kleinen Tannenwald erreichen wir endlich die französische Front. Auf der Anhöhe wird unser Auto militärisch angehalten und die Weiterfahrt vorläufig untersagt, weil von Redorn aus ein deutscher Angriff signalisiert ist.

Eindrucksvolle Landschaftsbilder erleben wir hier oben. Von der Paßhöhe sehen wir weit hinein ins Land, bis in die Ebene, wo Mülhausen seine Türme und Fabrikschlote in den Himmel reckt.

„Und wo sind die Deutschen", frage ich den neben mir stehenden Offizier.

„In diesem großen Wald, etwa 700 Meter von hier!"

„Und die Franzosen?"

„Ah, Sie stehen ja selbst mitten unter den Unsrigen!"

Und das ist das charakteristische an diesem Krieg, daß man mitten unter tausenden von Soldaten steht, ohne sie zu sehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wir dürfen nicht hier bleiben — sagt uns der liebenswürdige Offizier — man hat uns signalisiert, denn hinter dem bewaldeten Hügel ist die schwere Batterie der Deutschen aufgefahren."

Soll das die Front sein, von der alle Welt spricht! Ein unausgeprägter Horizont, unsichtbare Soldaten und Kanonen und immer die Gefahr, getötet zu werden?

„Gestern haben wir dieses kleine Wäldchen erobert, welches Sie linker Hand sehen, durch welches wir nachher unsern Weg nach Thann einschlagen. Heute ist aber nichts los ....."

In demselben Augenblick schwirrt hinter dem Hügel eine deutsche Granate zu uns herüber; zwei, drei, zehn andere folgen.

„Die Vorposten haben etwas entdeckt", sagt uns der Offizier, der gerade zu telephonieren geht.

Von rechts vorn schlagen an unser Ohr wie gleichmäßige Hammerschläge das ewige ta—ta—ta——ta: Die französischen Maschinengewehre. Der Schlachtengesang beginnt heftig. Singend sausen die französischen 7,5 Zentimeter in die deutschen Linien und pfeifend kommen die deutschen Granaten an. Aber plötzlich schweigt alles wieder, ebenso geheimnisvoll, wie es begonnen hat. Und unser Offizier kommt zurück:

„Ach, das ist ein Alarm, der nichts bedeutet; Sie können gefahrlos Ihre Fahrt wieder aufnehmen."

Eben senkt sich die Dämmerung über das Land und die Kälte der Vogesen legt um unser Gesicht eine eisige Maske. Unser Auto fährt vorsichtig durch den gestrig eroberten Wald. Wir passieren eine französische Dragonerpatrouille und plötzlich senkt sich der Weg in ein herrliches Tal. Thann mit seiner reizendschönen Kirche liegt im frischen Schnee vor uns, wie ein erhabenes Weihnachtsbild und drüben im Abendschein blinkt als Stern Betlehems Jupiter über der deutschen Front auf.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aug um Aug ...

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich im jetzigen Kriege eine Neutralitätsmoral zurechtgelegt, die sich etwa mit der Voransetzung des toten Wortes vor dem Sinn des Völkerrechtes verteidigen ließe, jedoch immer ausgesprochener in das Fahrwasser der Einseitigkeit steuert. Die amerikanische Industrie liefert über Hals und Kopf Kriegsmittel und Waffen an unsere Gegner, der amerikanische Handel fördert eifrig den völkerrechtswidrigen Aushungerungsplan Englands gegen die Bevölkerung Deutschlands, die neutrale Union stellt sich auf den englischen Standpunkt, daß der Ankauf fremder Handelsschiffe eine einseitige Begünstigung wäre und erklärt sich dagegen ohnmächtig gegenüber allen Forderungen, die England in Sachen der Gefangennahme Deutscher an Bord neutraler Schiffe durchführte. Und dies alles unter einem Präsidenten, dessen persönliche Gerechtigkeits- und Friedensliebe uns bei jedem Anlaß unter die Nase gehalten wird! Unter dem Doktrinär Wilson, der wahrscheinlich den Ehrgeiz besitzt, seinerzeit als Friedensvermittler gelten zu wollen und dessen einseitige Neutralitätsmoral den Krieg offensichtlich verlängert.

Man wende nicht ein, daß die amerikanische Bundesregierung dem gesetzgebenden Kongreß gegenüber machtlos sei. Das weiße Haus war es dagegen niemals, wenn ein in Recht und Moral stark geprägte Persönlichkeit darin waltet.

Die sophistische Auslegung, daß es ja auch Deutschland frei stünde, wenn es seine Seeverhältnisse gestatten würden, die Zufuhr der Kontrebande abzuschneiden, kann ein Wilson am allerwenigsten vertreten. Die Einseitigkeit liegt — dem Sinn nach — zu offenkundig da. In der bunten Reihe dieser Neutralitätsverletzungen fehlte nur noch der amerikanische Tadel über die Deutschland von England aufgezwungene Maßregel, die britischen Gewässer als Kriegsgebiet zu erklären. Obwohl die schamlose Regierung allen Völkerrechtes durch England das deutsche Reich wohl zweifellos enthebt, die Gegenwehr, im Aug um Aug-Sinn, die Sprengung des Hungerringes, noch irgendwie zu begründen, hat es doch seine Maßregel mit äußerster Rücksicht auf die Neutralen — ohne die einseitige Neutralität Einzelner in Rechnung zu ziehen — in Szene gesetzt.

Aber die amerikanische Kritik hat auch darüber ihren Geifer ergossen.

Die maßvolle, vorbildlich würdevolle Art, mit der Deutschland begründete, warum es sich gezwungen sieht, der endlosen Verlängerung des Krieges durch außerkriegerische Schachzüge, — auch im Interesse der ehrlichen Neutralen — entgegenzutreten, hätte jenseits des großen Wassers — wenn eben die Einseitigkeit nicht alle Objektivität verwischte — nur Zustimmung antreffen müssen. Da auf deutscher Seite im großen Krieg — unterschiedlich von der Gegnerischen — niemals leere Drohungen und Angriffsprogramme verlautbart wurden, sehen wir mit Zuversicht der Aktion unserer Kriegführung entgegen, die das englische Knebelsystem mit seinen eigenen Waffen — Aug um Aug — bekämpfen soll ... v. S.

Kjellén

Kjellén ist der Name eines schwedischen Gelehrten an der Hochschule zu Gothenburg, der unter den heutigen Verhältnissen in Deutschland wohl Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

achtung verdient. Unser Interesse für kleinere neutrale Staaten ist plötzlich aus mehr als einem Grunde wach geworden; um so begieriger muß es sich angesichts des erweiterten Horizontes möglicher Weltereignisse der politischen Gedankenwelt bemächtigen, die auf dem Boden Schwedens gewachsen ist.

Das Buch Kjelléns, von dem hier gesprochen werden soll, erschien noch vor dem großen Kriege und trägt den Titel: „Die Großmächte der Gegenwart."*) Den Gegenstand seiner Ausführungen bildet nichts Geringeres, als der Versuch, vom Standpunkt des Geschichtsphilosophen und des Politikers aus, in großen Zügen sozusagen die Portraits der großen Mächte zu zeichnen, die innersten Triebkräfte und Entwicklungstendenzen der modernen Staaten aus ihrer geographisch-anthropologischen Natur, ihrer völkergeschichtlichen Vergangenheit und aus ihrer gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verfassung heraus aufzuzeigen, um aus all diesen Faktoren ihren mutmaßlichen Anteil am künftigen Entwicklungsprozeß der Menschheit zu deuten. Der Darstellung liegen im einzelnen viele der bekanntesten Werke der politischen Denker der einzelnen Nationen zu Grunde; das gesteckte Ziel ist vornehmlich ein künstlerisches: die Fülle des Einzelnen zu einem einheitlichen Bilde zu vereinigen, die Ergebnisse naturwissenschaftlich-geographischen Wissens (nichts Seltenes im Lande Sven Hedins) mit der Erforschung der Tendenzen des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens der einzelnen Staatengebilde zu verbinden.

Als ein Versuch, solche, sonst in der Wissenschaft getrennt neben einander hergehende Disziplinen in knapper Darstellung zu vereinigen, soll Kjelléns Buch in erster Linie gewertet werden. Es besitzt nicht die Originalität einer großen Erfindernatur; — wie in Deutschland etwa Friedrich List aus den ersten Anfängen unserer modernen kapitalistisch-industriellen Entwicklung die wirtschaftliche Zukunft der alten und neuen Welt mit erstaunlichem Seherblick zu deuten und politisch zu werten verstand. Aber Kjellén befindet sich hinsichtlich seiner allumfassenden Methode auf dem Wege, auf dem wahrhaft große politische Charaktere immer dazu kamen, Richtung und Lauf der großen Weltangelegenheiten für ferne Zukunft zu erschließen.

Ein zweites macht uns dieses Buch gerade heute wertvoll und empfiehlt es deutschen Lesern: das ist die rückhaltslose Anerkennung der geschichtlichen Bedeutung deutschen Geistes und der deutschen Vergangenheit vonseiten eines „Neutralen" und die tapfere Tat eines schwedischen Gelehrten, daß er sich zu dem Glauben an den hohen Beruf Deutschlands für die Zukunft bekennt. Eine Zukunft, an die wir selber erst langsam, erst mit dem Erwachen eines neuen tieferen Nationalgefühls, in unseren Besten wieder zu glauben begonnen haben.

Da erscheint denn Deutschland im Geiste dieses Schweden recht eigentlich als ein „Reich der Mitte" in Europa, als dessen „natürlicher Repräsentant vor allen andern." Ein Land eingekeilt zwischen mächtige Großstaaten, durch seine Zentrallage solidarischer mit dem eigenen Erdteil als England und Rußland, mehr als irgend eine Macht von jeder europäischen Konstellation abhängig und an ihr interessiert. Ein „Land der Mitte" auch von Natur als eine Macht mit vorwiegend

*) Uebersetzt von Dr. E. Koch. Verlag B. G. Teubner 1914.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kontinentalem Grundcharakter (im Unterschied zu England), aber ohne den Anteil am Meer und an dessen Küste je wieder entbehren zu können.

Gegenüber denjenigen Weltmächten, deren Anteil an der künftigen Herrschaft der Welt durch die Größe ihres Territoriums und durch die Zahl ihrer Bevölkerung bereits gesichert erscheint, gibt es für Deutschland „nur eine feste Aussicht, als Oberhaupt eines föderierten Zentral-Europa": „Was früher nur ein voreiliger Gedanke war, fängt jetzt an, den Charakter einer Notwendigkeit im Interesse der Selbsterhaltung anzunehmen." ..... Und — so schreibt Kjellén an einer anderen Stelle — „so ist Europa unter einen Druck geraten, der möglicherweise einmal stark genug sein wird, die mächtigen Tatsachen und Traditionen, welche es noch in rein souveräne Teilchen zersplittern, zu überwinden. In einem solchen Zusammenschluß erscheint aber Deutschland als der geographisch und kulturell natürliche Führer."

Kjellén, als er dies schrieb, gab der Befürchtung Ausdruck, dieser Glaube an eine Mission Deutschlands zur Weltmacht neben den andern führenden Mächten möchte noch allzuschwach, noch nicht in vollem Ernste erwacht sein „bei einem Volke, das dazu verurteilt war, Jahrhunderte in der größten Zersplitterung zu leben, welche die Geschichte kennt." Und doch glaubte er wieder wahrzunehmen, daß in einem Volke, „das nicht nur auf der Höhe der Kultur, sondern auch auf der der Lebenskraft und des Lebensmutes steht", das Gebot der nationalen Selbsterhaltung wie ein kategorischer Imperativ vor seinen Augen steht. Denn so hebt es Kjellén einmal mit Nachdruck — prophetisch — hervor:

„Dies ist das innere Geheimnis des modernen Imperialismus: nicht bloß ein Streben nach materiellem Gewinn oder nur ein Wille zur Macht, sondern das Verantwortlichkeitsgefühl einer Mission für die Menschheit."

Karl Goeser

Die Kunst nach dem Kriege

Zu all den Segnungen, die dieser große Kampf, den wir mit Recht den deutschen nennen und von dem kein Deutscher glaubt, daß er nicht siegreich für uns wird — zu all der sittlichen Reinigung und Einigung und Festigung der besten Volkskräfte, zu all den verzweigten, unterströmigen Segnungen, die wir jetzt noch mehr ahnen und fühlen, denn bewußt feststellen können, die erst nach dem Kriege erkannt und gewertet werden — soll nicht zu ihnen auch eine aufbauende Einigung der deutschen Kunstkräfte kommen, nach der seit etwa 20 Jahren alles Junge, und das ist das Lebende, drängt?

Die Zeit der Kunst vor dem Kriege, mit ihren vielen Schwankungen und Neuerungen, war eine der vorbereitenden (daher an bleibenden Werten verhältnismäßig armen) Perioden, wie sie zwischen allen großen, fruchtbaren Kulturzeiten notwendig sind. In dieser Anschauung können uns auch die aus dem Gärungsteig hervorragenden, in den einzelnen Wirkungen meist ganz vollkommenen Werke der Tessenow, Behrens, Taut, Hodler, Schönberg nicht beirren; diese ihre Werke, die die kommende Kunsteinheit, den kommenden Zeit-Stil ahnen lassen, Werke, zu denen unsere Zeit noch nicht den Gleichschritt gefunden.

Es war eine Pubertätszeit. Das zeigen besonders die Jüngsten im Futurismus, Kubismus (die freilich romanischen Ursprungs sind, deren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auffaugung aber nur den Willen nach Neuem beweist) und der im- oder expressionistischen Großstadtlyrik. Daß unsere Menschen über deren Leistungen, die aus Ueberhastung des künstlerischen Wachstumtempos, aus unfertiger oder ganz und gar irriger Verkrampfung absurd, hysterisch wirken — lachen, ist nicht verwunderlich. Aber doch ist es Drang. Und das ist das Wertvolle, wertvoller denn ihre Kunstwerke.

Alle diese Jüngsten haben sich mehr oder weniger von dem, was die eigentlich nationale Stärke deutscher Kunst ausmacht, haben sich von der gesunden, echten Schwere, von der unverwaschbaren Sprache (gegen die besonders die neueste Lyrik aus Neusucht gesündigt), von dem deutschen Gemüt, von der Vertiefung, die die andern Völker an uns rühmen oder uns auch als „Philosophiererei" zum Vorwurf machen — entfernt. Wir wollen mit ruhigem Bewußtsein wieder ganz deutsch werden und das Volk der Dichter und Denker bleiben.

Möge dieser Krieg unsere Kunst wieder in ihr Zentrum werfen.

Dem Deutschen liegt die Neigung zur Weltbetrachtung, zur Weltfreundschaft (Universalität) im Blut, und darum werden wir dann auch nicht aus nationaler Einschränkung (welches neue Festigung ist) den Anschluß zur Lebenskunst der übrigen Welt verlieren. Und: es gibt in der Welt und über der Welt nur eine Kunstseele, nur eine beste und ewige, das heißt: bleibende Kunst!

Mittelbar bewirkt durch unseren großen, alles umwertenden Krieg, durch seine zusammenschweißende Glut und Wucht kann nach ihm eine Renaissance, eine neue Zusammenfassung der künstlerischen (geistigen) Kräfte — (um die materiellen, technischen brauchen wir ja nicht zu sorgen) — ihren Anfang zur späteren Einheit, Monumentalität, ich möchte sagen: allepischen Kunst nehmen — wenn alle lebendigen Geister es wollen! Gerrit Engelke

Friedrich Kayßlers Schauspielnotizen

„Ich kann nie begreifen, wie man Kunst und Leben mit einander verquicken will", sagt Friedrich Kayßler in seinem Vortrag vom Schaffen des Schauspielers, den er im letzten Oktober beim Kongreß für Aesthetik und Kunstwissenschaft in Berlin gehalten und der nun der zweiten Folge seiner „Schauspielernotizen" (bei Erich Reiß erschienen) vorgesetzt ist. Und ich für mein Teil kann nicht begreifen, wie man Kunst und Leben als nicht mit einander verquickt betrachten kann. So ist mit gerade der künstlerische Geist Kayßlers selbst von seinem menschlichen Wesen aus, bei Betrachtung einer Photographie, bekannt geworden, Jahre zuvor, ehe ich ihn als Gestalter kennen lernte. Mir ward sofort bewußt, daß hier ein Mensch mit männlichem, von keiner Ironie angekränktem Idealismus der Kunst dienstbar sei, und als ich ihm dann später in den verschiedensten Gestalten auf der Bühne sah, war mit nichts so selbstverständlich, als die edelherbe Prägung seiner im Fühlen und Denken tiefgrübelnden Kunst.

Nun, an einer anderen Stelle der Notizen, da, wo Kayßler sich über den Oberflächenbetrieb vom Lehrer- und Schülerdasein in der Schauspielkunst erbost, ist er ja auch der Ansicht, daß der innerste Kern „in jedes Sterblichen Kunst", „der Mensch selber, seine Seele, sein Unsterbliches" sei. Und in einem weiteren Aufsatz, der Achtung und Liebe erflehen möchte

Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

für den auf der Bühne schaffenden Künstler, geht sein edler Zorn das rum auf den Zuschauerpöbel nieder, weil der verdauender-, schwatzender- und schneuzenderweise im Theater sitzt, „während der Schauspieler da oben im wahrsten Sinne seine Seele bloßlegt". Auch ist es ja grade Friedrich Kayßler, der proklamiert: „Die Seele ist es, die da spielt", und möchte „Lady Macbeth aus der süßesten Weiblichkeit hervorstarren sehen", glaubt an keine Gretchen und Kätchen, „weil sie süß und jugendlich wirken und vor der Muttergottes herzbrechend weinen können", glaubt „nur an das Gretchen, das in Wahrheit in ihrer Frauenseele den stillen Kinderfrieden mitbringt" (wobei ich an Kayßlers Kunst- und Ehegenossin Helene Fehdmer denken mußte), ist des Glaubens, daß der Norageist in einer heroischen Gestalt wohnen und der Jungfrau von Orleans heldischer Sinn (Lia Rosen scheint ungenannt zitiert), einer Kleingestalt zugehören kann.

So lese ich denn, weiter- und wieder zurückschlagend in den Notizen, immer wieder von dem aufs Seelische gerichtete Streben. Und weil Seele doch nichts anderes ist, als das Ergebnis und die Wirkung organischer Funktionen, muß doch wohl Kunst und Leben recht eng mit einander verquickt, muß doch wohl Kunst nichts anderes als erhöhtes Leben sein. Und ich bin des festen Glaubens, daß gerade bei einem Künstler wie Kayßler „sein privatmenschlicher, ... persönlicher Anteil an seinem Kunstwerk" ganz und gar nicht bis nur an den Augenblick heranreicht, wo kunstschaffende Illusion sich einstellt .... vielmehr wird gerade bei ihm, eben weil er ein echter und wahrer Künstler ist, das Schaffen kein Unterbrechen, sondern ein bis zum schlafwandlerischen Zustand gesteigertes und erhöhtes Leben sein.

Wenn ein so tief veranlagter Mensch wie Kayßler derart beim Nachdenken über das künstlerische Schaffen ins Stocken gerät und nicht nach gegebener Möglichkeit zuende denkt, muß man nach der Ursache fragen. Ich glaube, sie liegt in Kayßlers keuschem Wesen. Ihm, dem das Glück des Schaffens in der Einsamkeit, beim Hineinversenken in des Dichters Werk erblüht, und der nach diesem „tief innerlichen Durchleben der Rolle" höchst geniert zur Bühnenprobe erscheint, wo das „in einsamer Arbeit Errungene in Gegenwart Anderer preiszugeben" ist .... ihm müssen die Rückschlüsse von der Kunst auf das Leben peinlich sein, und begreiflich ist, daß er sich glauben machen will, „Kunst sei ein Asyl für freie Seelen, eine freie andere Welt", oder Kunst verhalte sich zum Leben wie ein Stern zur Erde. Aus dieser Empfindsamkeit heraus betrachtet er denn auch, wie er selbst eingesteht, die Kunst als lebensfeindlich, obschon die Kunst eine Dienerin zu sein hat dem über ihr stehenden Leben.

Wie gut, daß in Kayßler-Faust die Kunst eine so herrliche Dienerin ist, so seine Seele, die da spielt, nichts weiß von der anderen Seele, die da schreibt. Willi Dünwald

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englands falsche wirtschaftliche Rechnung

Von Georg Gothein, M. d. R.

Es ist das Verdienst Normann Angells in seinem — wenn auch von zahlreichen Irrtümern nicht freiem — Buch: „Die falsche Rechnung" den Nachweis erbracht zu haben, daß auch der siegreichste Krieg dem Sieger mehr Schaden als Vorteil bringt. Die englischen Staatslenker haben nicht daran geglaubt; sie haben sich der Illusion hingegeben, es sei ein Leichtes, durch die gewaltige Uebermacht Englands, Frankreichs, Rußlands, Belgiens, Serbiens und Japans, Deutschland militärisch und wirtschaftlich, wenn auch nicht zu vernichten, so doch derart zu schwächen, daß es aufhöre, ein beachtenswerter Nebenbuhler zu sein. Die militärische Niederwerfung sollte im Wesentlichen Sache der kontinentalen Verbündeten sein, die wirtschaftliche wollte England mit seiner überlegenen Flotte und einer vom Völkerrecht nicht eingeschränkten Kriegführung zur See übernehmen.

Aber die Rechnung stimmte nicht; es war eben „Die falsche Rechnung."

Sie stimmte nicht, was die Kriegführung zu Lande anlangt: Die russische Riesendampfwalze, die in kurzer Zeit Alles bis Berlin vor sich niederwerfen sollte, funktionierte nicht; nur ein kurzes Stück ist sie vorübergehend in Ostpreußen eingedrungen; nach schweren, furchtbar verlustbringenden Niederlagen ist das russische Heer bis zur Weichsellinie zurückgedrängt, ohne auch nur einmal die schlesisch-posensche Grenze erreicht zu haben. Als unerschütterliche Mauer steht die deutsche Armee von den Vogesen bis zur Nordsee in Frankreich, ist ganz Belgien — von einem kleinen Eckchen abgesehen — in deutscher Hand, ebenso wie die industriereichsten Gebiete Nordfrankreichs. Wiederholt sind englische befestigte Küstenplätze von der deutschen Flotte bombardiert worden,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ohne daß die überlegene englische auch nur einmal einen Angriff auf die deutschen Küsten versucht hätte. Und vor den deutschen Luftkreuzern und Fliegern fühlt sich das wogenumgürtete England erst recht nicht sicher.

Fast ein halbes Jahr dauert der Krieg. Der deutsche Seehandel auf allen Weltmeeren ist lahm gelegt. Indem England allem Völkerrecht Hohn sprechend auch den Verkehr der neutralen Handelsschiffe nach deutschen nicht blockierten Häfen unterband, ja ihn selbst nach solchen neutralen Häfen, von denen aus Waren nach Deutschland gelangen könnten, dahin kontrolliert, daß knapp deren Eigenbedarf gedeckt wird, indem es widerrechtlich den Begriff der Konterbande auf Alles und Jedes ausdehnte, glaubte es in Kurzem Deutschland auszuhungern; glaubte es ihm die für die Kriegführung unentbehrlichen Rohstoffe sperren zu können. Und wieder war die Rechnung falsch. Gewiß muß Deutschland mit seinen Lebensmittelvorräten sorgfältig haushalten, aber man hat die Sicherheit, daß man dann bis zur neuen Ernte auskommt. Und was zur Kriegführung notwendig ist, vermag deutscher Erfindungsgeist und Organisationstalent im Inland zu produzieren.

Es wäre töricht zu leugnen, daß auch wir unter dem Krieg wirtschaftlich schwer leiden; aber da der Krieg unsern Grenzen ferngehalten ist, weniger als alle unsere Gegner — Japan vielleicht ausgenommen; ja wir leiden wirtschaftlich nicht so stark als viele neutrale Länder, deren wirtschaftlicher Organismus weniger gesund und kräftig ist. Bei uns ist die Arbeitslosigkeit geringer als in andern Jahren — einmal weil ein gewaltiger Teil der Arbeiterbevölkerung unter den Waffen steht, sodann, weil unsere volkswirtschaftliche Tätigkeit auf den Krieg eingestellt ist, weil in erster Linie für die Kriegsbedürfnisse produziert wird. Das ist freilich keine wirtschaftliche Güter-Produktion, es ist Zehren vom Kapital; das ist aber nun einmal das volkswirtschaftliche Wesen des Krieges; den andern kriegführenden Völkern geht es um kein Haar besser, ja denen, die den Krieg im Lande haben, weit schlechter. Und wir können es noch lange aushalten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir können das einmal, weil wir selbst in dieser Zeit der Absperrung noch immer einen beträchtlichen Export haben. Nach den benachbarten neutralen oder befreundeten Staaten ist er nur insoweit vermindert, als wir im Interesse unserer eigenen Wirtschaft Ausfuhrverbote haben erlassen müssen. In Kohlen und Eisen sind wir weiter so leistungsfähig, daß wir nicht nur unsere früher von England versorgten Küstengebiete, sondern auch Oesterreich-Ungarn, die Schweiz, Niederlande, und selbst die skandinavischen Staaten damit versehen. Die riesigen Wollvorräte, die wir in Belgien, Nordfrankreich und Lodz beschlagnahmt haben, sichern unsere Wollversorgung auf lange Zeit. Wenn auch die eigene Kupferproduktion dem Bedarf nicht genügt, so haben wir doch so enorme Vorräte in den Leitungsdrähten der Starkstromleitungen, jetzt nicht elektrisch betriebener Bahnen, daß allein damit der Kriegsbedarf auf Jahre gedeckt werden kann. Und die erstaunliche Erfindergabe unserer chemischen Industrie hilft uns auch über das Knappwerden mancher früher als unentbehrlich angesehener, aus dem Ausland bezogener Rohstoffe (Salpeter, Kautschuk, Jute) hinweg.

England würde allerdings weit rascher zu der Einsicht kommen, daß der von ihm unternommene Versuch Deutschland physisch und wirtschaftlich auszuhungern ein Versuch am untauglichen Objekt ist, wenn die neutralen Staaten sich dazu aufraffen wollten, das schimpfliche Joch abzuschütteln, das ihrem Verkehr in Waren, die keine oder nur bedingte Konterbande sind — d. h., die nur dann als solche beschlagnahmt werden dürfen, wenn sie für die Regierung oder die Kriegsverwaltung der kriegführenden Staaten bestimmt sind — von England auferlegt wird; das selbst den Verkehr zwischen neutralen Staaten von seiner Willkür abhängig macht. Es ist eine der trübsten Seiten dieses Krieges, daß sich alle neutralen Staaten diese Vergewaltigung und Brutalisierung durch den englischen Marinismus gefallen lassen. Der ist die wirkliche Weltgefahr; der deutsche Militarismus nur eine suggerierte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn England geglaubt hat, sich während des Krieges unserer Handelsbeziehungen bemächtigen zu können, so sieht es sich aufs Bitterste enttäuscht. Zunächst hat es durch den Krieg die eigenen zu seinem besten Abnehmer, Deutschland, ferner zu Oesterreich-Ungarn und der Türkei, aber selbst zu zwei seiner Verbündeten, zu Belgien — infolge der deutschen Besetzung und zu Rußland — seitdem Archangelsk durch Eis gesperrt ist — vollständig verloren. Dazu ferner das industriereiche Nord-Frankreich. Durch den Weltkrieg, durch die — von England indirekt bewirkte — Sperrung der Ausfuhr von Getreide, Vieh, Fleisch, Wolle aus Argentinien, von Kaffee und Kautschuk aus Brasilien, von Salpeter aus Chile usw. ist in ganz Südamerika eine Wirtschaftskrisis ohne Gleichen gezeitigt worden, die dessen Aufnahmefähigkeit für Industrieerzeugnisse unsagbar herabdrückt. Der Absatz deutscher Waren dorthin kann nach wie vor über Italien einerseits, die skandinavischen Länder und die Niederlande andererseits erfolgen, diese Konkurrenz ist England also dort ebensowenig wie in den Vereinigten Staaten losgeworden.

Die ganze Welt — ganz besonders auch England — leidet heute aufs Schwerste darunter, daß die deutsche Handelsflotte von der Mitarbeit ausgeschaltet ist. Um so schwerer, als in England selbst massenhaft sonst dem interozeanischen Handelsverkehr dienende Seeschiffe für Kriegszwecke Verwendung finden — teils als Hilfskreuzer, teils als Truppentransportschiffe, teils um die vielen in entfernten Gewässern befindlichen, dem Schutz der eigenen Handelsflotte und Kolonien, wie dem Angriff auf feindliche Küsten dienenden Kriegsschiffe zu versorgen. Welche Schiffsräume erfordert heute allein das bischen ägyptischer Krieg, der Transport indischer und australischer Truppen! So paradox es klingen mag, keines der kriegführenden Länder leidet unter dem Seekrieg wirtschaftlich schwerer als England; in keinem — kaum von Rußland abgesehen — ist die Kohlennot größer wie in dem Land, das sonst der Hauptexporteur von Kohlen ist. In Deutschland erfolgt der inländische Kohlenversand durch Bahnen und Binnenwasserstraßen; in Groß-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

britannien und Irland mit ihrer außerordentlich reichen Küstenentwickelung und der Lage der Kohlenreviere dicht am Meer überwiegend zur See. Ganz abgesehen davon, daß infolge der Minen- und Versenkungsgefahr und der Preissteigerung der Löhne durch die Verteuerung aller Lebensbedürfnisse die Frachten auf ein enorm hohes Niveau gekommen sind, fehlt es an Schiffsräumen für den Kohlenverkehr. Um dem Mangel abzuhelfen, hat die englische Regierung 20 gekaperte Schiffe zur Verfügung gestellt. Aber wie sie bemannen! Die englische Kriegsmarine absorbiert in Kriegszeiten einen gewaltigen Teil der Bemannung der Handelsmarine — und um so mehr, je gewaltiger die Verluste waren, die sie durch Seeschlachten, Unterseeboote, Auffahren auf Minen etc. erlitten hat. Und wenn schließlich die Schiffe die Ladung löschen sollen, fehlt es an geeigneten Arbeitskräften; die besten sind für die Kriegsmarineverwaltung nötig, ein anderer Teil hat sich fürs Heer anwerben lassen. Für die Arbeit, die sonst zwei Mann verrichteten, sind jetzt 3 nötig und dabei stehen sie einander im Wege. Das gilt nicht nur für Kohle, sondern für alle Waren. Nach den Schilderungen englischer Zeitungen spotten die Verhältnisse in den Londoner Docks jeder Beschreibung. Und mit der Verzögerung des Ladens und Löschens wird die Ausnutzung der vorhandenen Schiffe für Transportzwecke geringer, müssen die Frachten weiter steigen. Trotzdem die englische Flotte die Meere „beherrscht", die Zufuhr „sichert", steigen die Preise in England enorm. Zucker ist — hauptsächlich infolge des Fehlens der deutschen, russischen, belgischen und französischen Zufuhr — um rund 70 Prozent teurer als voriges Jahr. Damit leidet nicht nur der Verbrauch, sondern auch die sonst so große Ausfuhr von Jams, Cakes, Chokolade etc. Selbst Fische kosten, da der Fischfang durch die Minenfelder, die deutschen Kriegsschiffe und die Einziehung zahlreicher Fischer aufs Stärkste eingeschränkt ist, fast doppelt so viel als sonst. Und das macht für England enorm viel aus. Um so mehr, als durch das Steigen der Frachten und der Versicherung auch das australische und argentinische gekühlte und gefrorene Fleisch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um ca. 80 Cents pro Kilogramm gestiegen ist, d. h. ca. 70 Prozent. Trotz der Zufuhr aus den Vereinigten Staaten sind die Getreidepreise noch höher wie im „belagerten" Deutschland. Australien und Indien haben Mißernten, Kanada eine recht mäßige, Rußland und Rumänien können die ihre nicht herausbringen und die argentinische verzögert sich; sie kann bestenfalls im April nach Europa kommen, und es fehlt an Schiffen, sie heranzubringen.

Hohe Lebensmittelpreise, hohe Löhne — trotz fieberhafter Tätigkeit für Flotte und Heer — weitgehende Arbeitslosigkeit. Besonders groß ist sie in der Textilindustrie. Die besten Absatzmärkte für englische baumwollene, wollene und leinene Garne: Deutschland, Rußland, Oesterreich-Ungarn, Belgien sind gesperrt, ebenso das dafür sonst stark aufnahmefähige Nordfrankreich. Für Webwaren fehlen nicht nur die genannten Märkte, sondern infolge der weiter oben dargelegten weltwirtschaftlichen Krise sind auch die südamerikanischen, indischen und levantinischen Märkte wenig aufnahmefähig. Dazu kommt das Fehlen der deutschen Farben. Allein an Teerfarben, die für die Textilindustrie besonders in Betracht kommen, bezog England für 30 Millionen Mark jährlich von uns. Einige derselben kann man drüben zur Not auch herstellen, aber nicht die ganze reiche Farbenskala, über die die deutsche Farbenindustrie verfügt. Gern griffe man wieder zum natürlichen Indigo, aber dessen Anbau hat unter der Konkurrenz des weit überlegenen deutschen synthetischen Indigos so gut wie aufgehört. Verschiffte 1895/96 Kalkutta noch 9367 Tonnen Indigo, so 1912/13 nur noch 593 Tonnen und im letzten Jahr war der Anbau von Indigofera wiederum 20 Prozent kleiner als im Vorjahr. — Die Fabrikanten künstlichen Düngers, können aus Mangel an deutschen Kalisalzen nicht arbeiten. Nicht nur Fertigfabrikate, sondern auch zahlreiche Halbfabrikate fehlen der englischen chemischen Industrie, worunter auch die pharmazeutische schwer leidet. In den dortigen Fachkreisen ist man sich völlig klar darüber, in absehbarer Zeit keinen Ersatz dafür schaffen zu können, und Aerzte und Apotheker sind ratlos, was sie tun sollen, wenn die Vorräte deutscher pharma-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeutischer Waren und Jenaer medizinischer Gläser und Thermometer aufgebracht sind; nicht minder die Optiker, denen die deutschen optischen Gläser fehlen.

Die englische Eisenindustrie hatte sich von Jahr zu Jahr mehr daran gewöhnt, deutsches Halbzeug (Rohluppen, Knüppel, Platinen) weiter zu verarbeiten. 1913 bezog sie allein davon rund 5 Millionen Doppelzentner; zum größten Teil wurden daraus Fein- und Grobbleche gewalzt, die roh oder verfeinert nach aller Welt gingen; das hat natürlich aufgehört, ohne daß den Walzwerken ein Ersatzmaterial zur Verfügung stünde. Der englische Schiffs- und Maschinenbau und die Konstruktionswerkstätten verarbeiteten massenhaft deutsches Walzeisen und Schmiedestücke (1913 über 4 Millionen Doppelzentner), die ihnen jetzt auch fehlen, ebenso wie die 100 000 Tonnen deutschen Drahts. Bei uns leidet die Eisen- und Maschinenindustrie nur an Arbeitskräften, nicht aber an Beschäftigung, was allerdings wesentlich den großen Kriegsaufträgen zuzuschreiben ist. Aber die englische ist schon mangels des deutschen Halbfabrikats gänzlich außer Stande, unsere Ausfuhr an Fertigerzeugnissen der Metallindustrie auf dritten Märkten zu ersetzen; ihre eigene Ausfuhr ist zum guten Teil lahm gelegt.

Die große amerikanische Fachzeitschrift „Engineering News" führte bereits am 17. September aus, in welche prekäre Lage die amerikanische Industrie durch die bloße Erschwerung der deutschen Einfuhr gebracht würde, und sie fügte hinzu: „Englische Nachrichten enthüllen uns, daß englische Industrielle, während sie von großen Plänen sprechen, um den Ausfuhrhandel in den vielen Ländern zu erobern, die Deutschland jetzt nicht erreichen kann, bei jedem Schritt in dieser Richtung dadurch gehindert werden, daß sie diejenigen Stoffe nicht mehr erhalten können, die sie gewohnt waren, aus Deutschland zu beziehen."

Der englische Irrtum: Deutschlands Handel und Industrie auf den Auslandsmärkten verdrängen zu können, erhält immer erneute Nahrung dadurch, daß die Neutralen unter dem völker-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rechtswidrigen Druck Englands sich die Durchsuchung, selbst ihrer nach neutralen Häfen gehenden Schiffe und die Konfiskation ihrer von England willkürlich als Konterbande erklärten Waren gefallen lassen, daß sie um sich selbst die nötigste Einfuhr zu sichern, Ausfuhrverbote erlassen müssen. Damit erhält England bei seinen Handels- und Industriekreisen die Fiktion, Deutschland physisch und industriell aushungern zu können. In dem Moment, wo die Neutralen sich diese Brutalisierung nicht mehr gefallen lassen, ist dieser englische Traum ausgeträumt und das Ende des frivol von ihm inszenierten Krieges nahe, unter dem England und die Neutralen mindestens ebenso — wenn nicht erheblich mehr — wirtschaftlich leiden als wir.

Die nationale Krisis der Schweiz

Aus der Schweiz erhalten wir die folgende Zuschrift, der wir uns keineswegs in allem anschließen, die uns aber als Stimmungsbild charakteristisch erscheint und brauchbar als Grundlage einer weiteren Aussprache.

Es hat keinen Sinn, die Augen noch länger davor zu verschließen: die Schweiz macht zur Zeit eine nationale Krisis gefährlicher Art durch.

Es ist keine äußere Gefahr, die ihrem staatlichen Bestand droht. Die Schweiz stößt zwar auf drei Seiten an Großstaaten, die am europäischen Krieg beteiligt sind, aber sie darf überzeugt sein, daß keine einzige dieser Mächte nach schweizerischem Boden lüstern ist, obschon die Unberechenbarkeit der kriegerischen Ereignisse es ihr zur selbstverständlichen Pflicht macht, ein schlagfertiges Heer an den Grenzen zu unterhalten. Und auch von dem vierten Grenzstaat, von Italien, braucht sie im Ernst nichts zu befürchten, trotz des Kranzes von Befestigungen, die den schweizerischen Südkanton auf italienischer Seite umgeben und die Gefahr einer „militärischen Einkreisung" zahlreichen Schweizer-Patrioten bis vor noch gar nicht langer Zeit beständig vor Augen geführt haben.

Nein, die nationale Krisis der Schweiz ist eine innerliche, sie kommt aus einer schweren Erschütterung des schweizerischen Staatsgedankens beim Schweizervolk selber. Was ist denn dieser schweizerische Staatsgedanke? Man pflegt ihn etwa so auszudrücken, daß man sagt: das schweizerische Staatsideal ist eine durch geschichtliche Notwendigkeit zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammengeschmiedete, über den nationalen Gegensätzen stehende Volksgemeinschaft, und das staatliche Dasein der Schweiz beruht auf dem einträchtigen Zusammenarbeiten dreier, nach Sprache und Rasse geschiedener Volksteile und auf der freien Selbstbestimmung aller Bürger in Bund, Kanton und Gemeinde. Für den Bestand der Eidgenossenschaft ist das Eine vor allem eine Lebensfrage, ob es dauernd gelingt, ein solches von dem starken Willen zur Erreichung des gemeinsamen Kulturideals getragenes Einvernehmen zwischen den deutsch, französisch und italienisch sprechenden Schweizern herzustellen, und jedem Schweizer erwächst daraus als eine der obersten vaterländischen Pflichten die Aufgabe, das freundeidgenössische Zusammenwirken der drei Volksteile nach Kräften zu fördern und einen von Rassenunterschieden unabhängigen, eigentümlichen Schweizer-Patriotismus zu pflegen.

Gegen diese Pflicht scheinen mir nun aber seit Kriegsbeginn die Welschschweizer in einer Weise zu sündigen, die die ernstesten Bedenken gegen die Möglichkeit wachrufen muß, das schweizerische Staatsideal auch nur annähernd zu verwirklichen. Schon im Jahr 1913, bei dem so leidenschaftlich geführten Kampf um den Gotthardvertrag, machte sich in der französischen Schweiz eine nationalistische, ausgesprochen deutsch-feindliche Unterströmung von überraschender Stärke geltend, und schon damals fiel, allerdings von welscher Seite, das fatale Wort von einer nationalen Krisis, der die Schweiz entgegentreibe. Heute hat sich diese Voraussage, allerdings in anderer Weise, als sie gedacht war, erfüllt, und wir haben in der Tat diese nationale Krisis der Schweiz in ihrer ganzen Gefahr. Der greuliche Rassenhaß, der in Frankreich gegen alles, was deutsch heißt, aufgelodert ist und nicht nur das niedere Volk, sondern gerade auch die geistigen Führer der Nation zu seinen Opfern macht, hat auch die durch tausend Fäden mit der Nachbarrepublik verbundene Westschweiz ganz und gar in ihren Bann gerissen. Ich fürchte, Eulen nach Athen zu tragen, wenn ich hier an einige Tatsachen erinnere. Schon die französisch geschriebene Presse der Schweiz nimmt in einem Grad für Frankreich und gegen Deutschland Partei, der die Grenzen der erlaubten Sympathiebezeugung längst überschritten hat. Man geht kaum fehl, wenn man die zweite öffentliche Mahnung des Bundesrats zur gewissenhaften Beobachtung der durch die ganze Lage der Schweiz gebotenen Neutralität als in erster Linie durch die unglaubliche Haltung der welschen Presse veranlaßt betrachtet, und es ist auf alle Fälle bezeichnend, daß die bisher erfolgten Verwarnungen schweizerischer Zeitungen durch die oberste Landesbehörde fast ausschließlich französischen Blättern gegolten haben. Ein Teil dieser Presse hat sich nicht einmal gescheut, französische Spione, die in der Schweiz ihr Unwesen trieben, gegen die pflichtgemäßen Eingriffe der Polizeiorgane in Schutz zu nehmen und diese Beamten in gehässigster Form zu beschimpfen und zu bedrohen, sodaß sich das Polizeidepartement von Baselstadt veranlaßt sah, jenen bekannten geharnischten Protest an die Adresse dieser „unbesonnenen, voreingenommenen und von Leidenschaft verblendeten Presse" zu erlassen, die die Bevölkerung „systematisch getäuscht" habe und „ein gewissenloses Spiel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit den Interessen unseres gemeinsamen Vaterlandes" treibe. Diese aus berufenem Munde kommende Charakterisierung einer gewissen Presse gilt nicht minder von der Haltung eines Teiles der welschen Presse gegenüber der bei dem Angriff auf die Friedrichshafener Zeppelinwerft begangenen Verletzung der schweizerischen Neutralität und dem dadurch hervorgerufenen Protest des Bundesrats, der von einem Teil der welschen Presse überhaupt unterschlagen, von einem andern Teil entstellt wiedergegeben und von einem dritten Teil mit Kommentaren begleitet wurde, in denen die Flieger geradezu verteidigt wurden.

Was Wunder, wenn die Bevölkerung der westlichen Kantone in eine Art Fieberzustand geraten ist und die tollsten Lügen über Deutschland und den „Blutkaiser" glaubt und verbreitet? Welche Aufregung hat nicht seinerzeit im Wallis die aus sehr einfachen militärischen Gründen erfolgte Verabschiedung des Obersten Ribordy hervorgerufen! Man veranstaltete Straßenkundgebungen, beschuldigte die Armeeleitung, planmäßig alle welschen Offiziere aus den höheren Kommandostellen zu entfernen, und rief die gesamte welsche Schweiz zur Aktion gegen diese „Verpreußung" des schweizerischen Heeres auf. Daß ein hoher schweizerischer Offizier im Nebenamt das Tagesbulletin über die Kriegslage gleichzeitig für ein Genfer Blatt und für das Pariser „Journal" schreibt, möge nur nebenbei erwähnt werden. Nicht uninteressant ist, daß sich die teilweise in scharf antimilitaristischem und syndikalistischem Fahrwasser schwimmenden Sozialisten der französischen Schweiz nicht die geringste Mühe geben, dem chauvinistischen Taumel ihrer Sprachgenossen entgegenzutreten; gab es doch auf dem letzten Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie stürmische Lärmszenen, als Paul Pflüger, der Zürcher Nationalrat, von dem guten Gewissen des deutschen Kaisers gegenüber dem Krieg redete, sodaß der Sprecher unter fortwährendem Tumult und unter Schluß-Rufen der welschen Genossen von der Tribüne abtreten mußte. Es wäre zugleich reizvoll und lehrreich, den geschichtlichen und psychologischen Gründen etwas nachzugehen, weshalb in der welschen und in der deutschen Schweiz die großen Nachbarn im Westen und Norden eine so ganz verschiedene Einschätzung erfahren, und weshalb bei den Welschen jene nationalistische Glut entfacht werden konnte, die, lange Zeit fast unbemerkt unter der Asche glimmend, damals beim Gotthardvertrag so gefährlich aufgeflackert ist und jetzt, vom Weltenbrand mächtig geschürt, als lodernde Flamme hinausschlägt, die das ganze Schweizerhaus zu zerstören droht. Hier sei nur als Tatsache festgestellt, daß der Welsche augenblicklich mehr als Franzose denn als Schweizer fühlt, und daß jedenfalls für die Gegenwart das schöne Wort nicht mehr gilt, das nach Professor Bovet einmal ein Waadtländer Schüler in sein Heft geschrieben hat: „Waadtländer zu sein, das ist schön; doch Schweizer zu sein, ist noch viel besser. Also, wenn man uns vorschlagen würde, Franzosen zu werden, um die französische Sprache zu behalten, oder Schweizer zu bleiben mit deutscher Sprache, so würde ich kategorisch antworten: Schweizer bleiben! Wer anders denkt, ist ein Verräter."

Generated on 2019-10-28 08:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

In der deutschen Schweiz zeigt man eine wahre Lammsgeduld gegen alle Exzesse der welschen Bundesbrüder, aus lauter Aengstlichkeit, die „Harmonie" zwischen Deutschen und Welschen noch mehr zu stören. Man hält bloß Vorträge, in denen man das unschweizerisch-Gebaren der Welschen gänzlich ignoriert, hingegen den solcher Mahnung wahrlich viel weniger bedürftigen Deutschschweizern den wahren „Schweizer Standpunkt" mit einer Gewissenhaftigkeit klar macht, die geradezu Selbstverleugnung ist. Oder man schreibt offene Briefe an die „Chers Confédérés", in denen man deren sämtliche Vorzüge aufzählt und sie nach wie vor des uneingeschränkten Vertrauens ihrer deutsch redenden Landsleute versichert. Die Welschen nehmen natürlich diese sie ganz selbstverständlich dünkenden Huldigungen mit herablassender Geste entgegen, revanchieren sich auch als höfliche Leute mit ähnlichen Komplimenten, lassen aber im übrigen die Deutschschweizer gute Leute sein und machen weiter, was ihnen gefällt.

Aehnlich zurückhaltend ist man in der deutschen Schweiz im Ausdruck seiner Sympathie mit Deutschland und Antipathie gegen die Kriegführung seiner Gegner. Von Ausnahmen abgesehen: wo findet man in der großen deutschschweizerischen Presse ein Wort der Verurteilung für das Verbrechen, das das expansionslüsterne Russentum im Bund mit dem racheerpichten Frankreich und habgierigen England am Frieden begangen hat? Wo protestiert man gegen die Loslassung farbiger Truppen auf die Deutschen, gegen die Greueltaten der belgischen Bevölkerung, gegen die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen durch Engländer und Franzosen, gegen die rechtswidrige Verurteilung deutscher Militärärzte in Frankreich, wo gegen den Lügen- und Verleumdungs-Feldzug unserer Feinde, wo gegen die Mißachtung der Rechte der seefahrenden Völker? Wie lange hat es doch gedauert, bis man ein offenes Wort fand gegen die Vergewaltigung der eigenen Lebensinteressen, die man sich von dem meerbeherrschenden England wochen- und monatelang gefallen lassen mußte? Auch zu der belgischen Neutralität und ihrer Verletzung haben sich die deutsch-schweizerischen Blätter zum großen Leidwesen der Welschen sehr zurückhaltend geäußert, worüber wir Deutsche uns freuen könnten, wenn wir nicht genau wüßten, was die wahre Meinung der Schweiz in diesem Punkt ist, und daß es in der Hauptsache nur politische und kommerzielle Rücksichten sind, die diese milde Beurteilung veranlaßt haben. Ich weiß ja die schwierige wirtschaftliche Lage sehr wohl zu würdigen, in der sich die so stark auf Export und Fremdenindustrie angewiesene, kohlen- und eisenarme, dazu noch in den Nahrungsmitteln knappe Schweiz gegenüber allen kriegführenden Staaten befindet, und verkenne durchaus nicht die Gefahren, die einer freien Meinungsäußerung aus dieser wirtschaftlichen Abhängigkeit drohen, aber wenn man sich mit Stolz immer wieder „das Gewissen Europas" nennt, brauchte man sich vor einer unverblümten Kritik aller Kriegführenden nicht so ängstlich zu scheuen, wie man das in der deutschen Schweiz tatsächlich tut. Auch das gehört zur schweizerischen Krisis!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man könnte in diesem Zusammenhang auch noch von der Tessinerfrage reden, die, wie oben angedeutet, nicht in erwaigen italienischen Absichten auf den Kanton besteht, auch nicht in den angeblichen irredentistischen Bestrebungen im Tessin selber (die sehr stark überschätzt werden), sondern in der Gefahr, daß das wirtschaftlich in einer traurigen Lage befindliche schöne Land, das von der übrigen Schweiz fast völlig getrennt ist, unmerklich zu einer Wirtschafts-Provinz des blühenden Oberitalien wird, mit dem es durch Rasse und Sitte ohnehin aufs Engste verknüpft ist. Aber wenn auch die öffentliche Meinung des Tessins über den Krieg durchaus in Mailand gemacht wird, so ist doch die Tessinerfrage durch den Krieg nicht so akut geworden wie die Frage des Verhältnisses von welscher und deutscher Schweiz und möge deshalb jetzt nicht weiter erörtert werden.

Die Folgen dieses Verhältnisses für das nationale Leben der Schweiz sind um so schlimmer, als sowieso schon genug Schädlinge an den Wurzeln des schweizerischen Patriotismus nagen. Ich weise nur auf die der Schweiz durch ihre Ausländer, heute schon ein Sechstel der Gesamtbevölkerung, drohende Entnationalisierung hin, erinnere weiter an die wachsende finanzielle Abhängigkeit von Frankreich und die zunehmende wirtschaftliche Durchdringung von Deutschland her, an die tiefe Kluft, die sich zwischen Arbeitern und Bauern aufgetan hat, und, last not least, an die trotzige Selbstbehauptung des Kantönligeistes, der scheinbar in der Schweiz überhaupt nicht tot zu kriegen ist. Man fragt sich wirklich manchmal, ob denn unbedingt eine schwere äußere Not über das Land kommen muß, die die Schweizer wieder zum Volk macht und den so schwere Risse aufweisenden Staat gewaltsam wieder zur Einheit zusammenschweißt. Die Lage ist heute kurz die: Der alte Schweizer-Patriotismus, der sich namentlich in der Einheitsbewegung und der Schaffung des Bundesstaates so kraftvoll betätigt hat und den wir noch bei Gottfried Keller so urwüchsig ausgedrückt finden, ist heute verblaßt, aber der neue Patriotismus, der sich den neuen Aufgaben und Zielen zuwendet, der die alten Formen mit neuem Geist erfüllen soll, ist noch nicht da, muß sich seinen Ausdruck durch mancherlei Irrungen und Wirrungen hindurch erst suchen. Ein nicht zu übersehendes Symptom für dieses Suchen, das die besten Geister der Schweiz beschäftigt, ist die vor einem Jahr erfolgte Neubelebung der helvetischen Gesellschaft, die in eine Zeit ähnlichen Tiefstandes des nationalen Lebens fällt, wie die Gründung der alten helvetischen Gesellschaft um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Warum ich das alles in einer deutschen Zeitschrift erzähle? Und warum gerade jetzt, wo doch unser ganzes Denken dem eigenen Schicksal und der eigenen Zukunft gehören soll? Weil wir Deutsche gerade wegen unseres Krieges ein besonderes Interesse am Bestand einer innerlich und äußerlich selbstständigen Schweiz haben. Der Krieg wird nicht das Letzte sein, sondern nachher kommt der Friede und mit ihm in jedem Land eine Zeit neuer Arbeit, neuer Aufgaben. Für Deutschland gehört dann zu den dringendsten Aufgaben, die man schon jetzt ins Auge fassen muß, die tatkräftige Förderung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

internationalen Verständigung. Dafür soll uns die Schweiz ein Musterbeispiel sein. Mit Spannung und innerer Teilnahme verfolgen wir daher die Entwicklung des nationalen Problems in der Schweiz und suchen an ihrem Ergehen eine Antwort auf die uns bedrückende Frage: Sind die Völker schon reif zum friedlichen Nebeneinanderarbeiten? Ist schon heute ein Bund der mittel- und westeuropäischen Kulturvölker möglich, der uns vor der Ueberschwemmung durch asiatische und halb-asiatische Unkultur retten soll? Ist namentlich eine aufrichtige deutsch-französische Verständigung möglich, eine ehrliche Aussöhnung und ein fruchtbares Zusammenwirken der beiden, sich heute zerfleischenden, edlen Völker möglich? Die Schweiz soll uns das Experiment im kleinen vormachen. Schlägt es fehl, so müssen wir unsere Hoffnungen begraben, ohne deren Verwirklichung wir uns die Zukunft der europäischen Kultur nicht denken mögen. Gelingt es aber, verwirklicht die Schweiz ihr Ideal einer über nationalen Gegensätzen stehenden Staatsgemeinschaft, so dürfen auch wir erwarten, daß der grauenhaften Nacht dieses Krieges ein lichter Morgen des Friedens und des Völkerglückes folgen werde. Und ebenso, wenn die Schweiz ihren äußeren Staatsbestand und ihre innere Festigkeit durch die gegenwärtige Krisis hindurch neu sichert und so ihre Daseinsberechtigung nachweist, wird sie auch ihre andere große, bis jetzt nur äußerlich, und auch da noch unvollkommen, vollbrachte Aufgabe erfüllen können: ein Vorbild zu sein für die Selbstregierung eines freien Volkes. Sie soll dieses Vorbild namentlich uns Deutschen sein, die wir nach dem Frieden im eigenen Land nichts nötiger haben als eine wahrhafte Demokratie. Eine Darlegung der Gründe, warum unser nationales Interesse das gebieterisch fordert, würde zu tief in unsre innerpolitischen Kämpfe hineinführen und muß daher jetzt unterbleiben, aber wer in die Seele unserer Gegner und auch in die der Neutralen hineinsieht, der wird unschwer erkennen, was ich meine.

Jawohl, wir Deutschen haben alle Ursache, den inneren Vorgängen in dem kleinen Land an unserer Südgrenze volle Aufmerksamkeit zu schenken und der Schweiz zu wünschen, sie möge aus der nationalen Krisis, die für sie begonnen hat, ohne äußere Schicksalsschläge verjüngt hervorgehen und daraus neue Kraft gewinnen zur Erreichung ihrer hohen Ziele, die Menschheitsziele sind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Châlons—Verdun—Toul

Von Max R. Funke-S. Francisco

Nachdruck und Ueberſetzung verboten

Mein Weg führt weiter in das ſtrategiſche Dreieck der Franzoſen: Chalons ſur Marne—Verdun—Toul. Zu linker Hand den Argonnenwald habend, der im Geſchützdonner unheimlich widerhallt, paſſiert unſer Auto Clermont. Die Ruinen dieſer in Brand geſchoſſenen kleinen Stadt ziehen ſich längs der Straße hin, derweil im Nebel blutrot die Sonne ſich ſchlafen legt. Unſer Führer irrt ſich im Weg und ſtatt auf Parois-Bombas zu ſteuern, ſchlägt er den Weg über Neuvilly nach Varennes ein, dort wo die Deutſchen ſtehen. Noch kennen wir dieſen Irrtum nicht und ſauſen weiter. Ganz nahe von uns krepiert eine deutſche Granate mit großem Krach am Waldesrand und erfüllt den Wald mit lautem Echo. Eine Truppe jagt über die Chauſſee wie ein Rudel Rehe und verſchwindet lautlos im unendlichen Argonnenwald. Rechts eine Batterie aus vier Kanonen, die unter den Bäumen auf ein ihr nicht ſichtbares Ziel ſchießt. Nicht weit davon thront in luftiger Höhe ein Beobachter, der den Feind ſieht und durch Telephon den Abſtand und die Richtung der deutſchen Stellung dem Offizier mitteilt. Dieſer erteilt dann an die Bedienungsmannſchaft die Befehle und ſchweigſam laden, zielen und feuern ſie. Der Wald iſt vom Rauch und Donner erfüllt. Plötzlich ſteigt aus dem Waldesdunkel ein ſchwarzes, lichtloſes Städtchen auf. Es iſt Neuvilly! Die kleine Stadt iſt von Franzoſen beſetzt. Hier werden wir unſern Irrtum gewahr und müſſen weg, da 500 Meter vor Neuvilly die deutſche Macht ſteht.

Wir drehen nach rechts um und wie ein Pfeil fliegt unſer Auto auf der Landſtraße Neuvilly—Parois—Bombas dahin. Eine Zeit lang bleiben deutſche Granaten unſere Begleiterinnen, dann tritt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

plötzlich Stille ein. Der Wald hat den Kriegslärm in sich aufgesogen. Sternenlos breitet sich die Nacht über uns aus. Parois und Bombas voller Soldaten, Wagen und Pferde huschen an uns gespensterhaft vorüber. Durch ein monumentales Tor saust unser Auto über eine Zugbrücke. Wir sind in Verdun. Keine Straßenlaterne brennt. Finster stehen die Häuserreihen in der pechschwarzen Nacht. Nichts regt sich. Nur vom nahen Turm tönen zehn schwere Schläge.

Den nächsten Morgen widmen wir der Besichtigung der Außenforts von Verdun. Der liebenswürdige Platzkommandant von Verdun ist unser Führer. Wir schreiten über die Meuse, wenden uns dann nach Norden zur Ornes und erreichen das Gut Chambrettes, welches seit dem 20. September von den Franzosen befestigt ist. Fünf Kilometer von hier entfernt befindet sich die deutsche Front. Auf der andern Seite des Flusses fließt der Bach Forges, welcher den Wald gleichen Namens bewässert. Hier haben die heißesten Schlachten stattgefunden. Chambrettes, durch französische Infanterie besetzt, besteht inmitten einer Weide auf erhobenem Land aus einem großen, einzelstehenden Gebäude. Wir wenden uns nach Nordwest zum Fort Marre. Hier entwirft uns der General seinen Schlachtplan in der großen Schlacht an der Marne. Die Armee von Verdun ist der Kern der französischen Front. Ihn auf jeden Preis zu wahren ist das Bestreben des Generalstabs.

Wir besichtigen die Forts Souville und Tavannes, die an der Ober-Meuse liegen und am Krieg noch keinen Anteil nehmen konnten. Sie sind stark befestigt und durch ihre natürliche Lage in den „Côtes de Meuse", eines stark bewaldeten Hügelmassivs am rechten Ufer der Meuse, außerordentlich geschützt. Sie beherrschen die weite Woevre-Ebene. Auf der rechten Seite der Ober-Meuse ziehen sich nach Toul die heißumkämpften, sehr starken Sperrforts der Franzosen hin. Die Deutschen besitzen heute erst St. Mihiel und ein Teil von Woevre. Seit Monaten wird hier Schritt um Schritt gestritten und wenn man in einem deutschen oder fran-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zösischen Communiqué liest: „Wir sind vorgerückt!“ so bedeutet das, daß die Deutschen oder Franzosen einen Sprung von 50, 100 oder 200 Metern gemacht haben, daß sie an dieser oder jener Stelle das Flüßchen überschritten, das Tal durchquert, den Weg besetzt haben, indem sie durch List oder Gewalt einen oder zwei Gräben nahmen.

Wir steigen über Eix ins Tal hinab, kommen an einem Friedhof vorbei, dessen Mauern durch Granaten zerstört sind. Die Kanonade tönt wieder schrecklich. Ueber Chatillon, Watronville gelangen wir nach Haudiomont, wo wir festgehalten werden, weil wir sonst in die Feuerlinie geraten. Nicht weit von hier sind vier Batterien von 12 und 15,5 Zentimeter-Kanonen aufgefahren, die drüben auf der deutschen Front hinter einem alleinstehenden, bewaldeten Hügel aufgefahrenen Feldartillerie zu zerstören versuchen. Im blauen Aether tummeln sich die weißen runden Schrapnellwölkchen. Auf der Straße, die durch die Feuerlinie führt, eilen im gestreckten Galopp Bauern auf Wägelchen, um diesem gefährlichen Abenteuer zu entgehen. Erst gegen Abend, als wir wieder in Verdun ankommen, beginnt der Kampf zu enden. Wir betreten durch ein Stadttor die Stadt wieder, wo ein Wachtposten uns den Weg versperrt. Unter einer roten Laterne prüft er unsern „Laissez passer.“ Wir können weiter gehen! Und durch die schweigsame Luft der schwarzen, toten Stadt, sendet das Glockenspiel der Kathedrale sechs dumpfe Schläge.

* * *

Das strategische Dreieck der Franzosen: Chalons sur Marne—Verdun—Toul, ehemalig eine blühende Landschaft, zeigt sich heute im tiefsten Elend. Souilly, Pierrefitte, Vavincourt, Commercy, Gironville, Troyon und Sommedieu, Orte die ich berühre, sind durch die französischen Heere und besonders durch die Kolonialarmee in Ruinen verwandelt. Hie und da ein noch intaktes Haus, als angenehmer Aufenthaltsort für Offiziere und Generalstäbler. Vergebens sehe ich mich nach Bewohnern, nach Zivilisten um. Sie alle sind fort, geflüchtet, wie es heißt. Und doch nicht ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

flüchtet — elend fortgejagt sind diese Armen von ihrem Glück und Herd, fortgejagt von der französischen Armeeleitung! Ein bitteres Los, fürwahr! Aber diese Maßnahmen wurden getroffen, um deutsche Spione leichter zu fangen. Das alles ging nicht so friedlich ab und mancher brave Bauersmann und Bauersfrau mußten standrechtlich büßen. Von diesen Greueltaten weiß das übrige Frankreich noch nichts; Greueltaten, die später aufs deutsche Konto übertragen werden müssen; um sie der zivilisierten Welt zugänglich zu machen.

Nun stehe ich am Ufer der Meuse, drei Kilometer von hier steht die Schlacht. Um St. Mihiel herum bis nach Verdun im Norden und nach Toul im Süden beherrscht das gesamte Land der Belagerungskrieg. Fast vier Monate kämpft man hier, ohne zu merken, daß die französische Front Fortschritte macht. Wenn auch die französische Infanterie einmal 200 Meter fortschreitet, so hält dieser Erfolg nur für einige Stunden an. Der französischen Reiterei kommt hier eine sehr erbärmliche Rolle zu, sie stellt sich als Festungsreiterei uns vor. In den Schützengräben spielen die Franzosen Karten, treiben allen Allotria und belustigen sich, Handgranaten in die 25—30 Meter entfernten deutschen Laufgräben zu werfen. Man muß gestehen, die Lage der deutschen Heeresmacht um St. Mihiel ist so ausgezeichnet, daß es kaum möglich sein wird, selbst unter Aufopferung von tausenden von Soldaten, die deutsche Front zu durchbrechen. Wenigstens denkt selbst der französische Generalissimus nicht mehr daran!

Es ist 2 Uhr nachmittags. Unmittelbar vor mir hat sich eine französische Batterie von 7,5 Zentimeter-Kanonen eingegraben, bedeckt und geschützt durch Bäume und Sträucher. Und über den Rand recken sich ihre gelben Mäuler in die Luft. Dann speien sie ihre böse Sendung zu den deutschen Schützengräben hinaus. Bums geht es und heulend klingt der Granatensang. Eingehüllt in weißer Wolke schlägt die Granate ihren Brückenbogen zum Feind, und wo sie niederschlägt erhebt sich aus der Erde ein dicker schwarzer Strahl, der fontänenhaft in sich zurücksinkt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach einer Weile schnurrt hinterm Wald durch den leeren Himmelsraum ein schwarzer Punkt hervor, bis plötzlich er als stolzer Adler über unsern Häuptern kreist. Sein Gefieder glänzt hell im Sonnenschein, wie ein Panzer. Er späht nach Beute aus — und richtig, da hat er sie schon. Ein schwarzes Etwas fällt von ihm und nimmt surrend seinen Weg auf die Batterie. Ein Krach! Die fünfte Kanone liegt zerschmettert zwischen Leichen. Drei neue Rohre wenden sich zum Himmelszelt und im blauen Aether schwimmen wie Flaum drei weiße Wölkchen von Schrapnells um den stolzen deutschen Adler. Mein Herz schlägt laut, bei dem Gedanken, daß dieser Tapfere, dieser Stolze verwundet werden kann. Hell lachend aber schrumpft er wieder in einem Punkt zusammen, weit hintern Wald und wird vom Himmel aufgesogen.

* * *

Ich gehe an der Meuse aufwärts durch einen Wald, dessen Bäume von den deutschen Granaten in halber Höhe wie abgesägt sind. Die Straße ist durch die zahllosen Trichter kaum gangbar und in hüpfender Bewegung nehme ich all diese Hindernisse. Links liegt ein Soldatengrab, geschmückt mit einem Kreuz aus Tannenstämmen und einem roten Kepi; daneben zwei Massengräber, vor denen zwei gekreuzte Gewehre mit dem Lauf in die Erde gerannt sind.

Ich biege von der Straße ab, hügelan und komme in ein Dorf zwischen Commercy und Gironville. Nur vier Häuser haben standgehalten. Das übrige liegt in Schutt und Asche. Dort ragt ein Amboß hervor und hier ein Backofen. Alles um mich liegt entvölkert und verarmt. Die Schornsteine sind kalt und ohne Atem, ein Zeichen, daß hinter den Oefen keine Menschen mehr leben. Was sollen auch diese hier!

Auf einer Pappelallee wartet unser Auto und da drüben steht erneut die Schlacht vor Toul. Das Echo der Granaten widerhallt im Geäst der Birken- und Buchenwaldungen hinter uns. An allen Hängen, so weit das Auge reicht, liegen in halbmondförmigen Erddeckungen die Geschütze eingegraben. Batterie auf Batterie,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haubitzen und Kanonen. Es gilt nun, die mehrstaffeligen, durch Betoneinbau und Drahtverhaue gesicherten Stellungen der deutschen Artillerie drüben auf den Höhen zu erschüttern und sie dadurch für den Sturmangriff der französischen Infanterie reif zu machen. Hinter den Erdaufwürfen der französischen Schützenlinien sehen wir es aufblinken, aber auch auf deutscher Seite in guter Deckung blitzt es auf. Kugeln pfeifen durch die Lüfte, Granaten weinen wie Kinder, andere musizieren wie Harfen und wölben sich alle zu einem Dom des Todes. Vor uns ist der grüne Leib der Erde wild aufgerissen, aus dem die schwarzen Gedärme emporquellen.

Unser Auto fährt langsam weiter zwischen den Ersatzkolonnen, die des Rufes an die Front noch harren. Meldereiter erscheinen, versprengte Verwundete; in Eskorte bringt man einige Feldgraue an. Stramm marschieren sie, so anders als die Rothosen. Ein Mann trägt das Eiserne Kreuz und vor diesem Tapferen lüfte ich meinen Hut. Unser Auto biegt auf Wiesengrund, denn die Heeresstraße zittert und dröhnt. So hastig schnell streben in langen Reihen sechsspännig neue schwere Geschütze dem Anhang zu. Dahinter, im leichten elastischen Schritt marschieren Kolonnen auf Kolonnen, ein neues Korps aufs Kampfeld.

Rechts und links Hügelketten und das Schlachtfeld verschwindet vor unsern Blicken. In kolossalen Halbbogen geht die Landstraße auf Toul und auf ihr schwere Fuhrwerke eines Armeetrains, vollgeladene Munitionswagen und ungeduldig ratternde Autos. Das Vorfeld von Toul ist endlich erreicht. An uns huschen umgestürzte Bäume, deren Kronen als Hindernisse dienen, Wolfspfähle, Verhaue, spanische Soldaten, Stacheldrahtanlagen und Brustwehren vorüber. Ein Wachtposten hält uns an und verlangt unsere Permission und Legitimationen. Wir dürfen weiterfahren!

Von drüben her rollt höllisch der Kanonendonner und die Infanteriesalven mischen sich wie rasche Hammerschläge in den infernalischen Granatengesang. Von der Pappelallee sehe ich in einem Nebengehöft drei Häuser in Feuer aufgehen. Vermutlich glaubten die Deutschen Reserven dort. Aber sie sind leer. Hoch schwelgt die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lohe zum Himmelszelt. Wir verlassen unser Auto und gehen querfeldein über blutige Wiesen und Stoppelfelder. Trostlose Flächen! Die Felder aufgewühlt von der Granatenkraft starren uns aus leeren Höhlen entgegen. Zerbrochene Protzen alter hölzerner Munitionswagen sind stehen geblieben. Noch blutend wälzen sich elende, magere Pferde mit ausgerissenen Schweifen im Todeskampf. Zwischen toten Pferden leuchten wie Wildrosen gefallene Franzosen. Die Verwundeten sind uns unterwegs entgegengekommen. Fette Raben und gesättigte Dohlen hüpfen zwischen Gefallenen herum und laben sich an den zartesten Bissen: die Augen. Nie habe ich einen schrecklicheren Anblick gehabt, als den der gefallenen Soldaten, die mich aus leergespickten Augenhöhlen ansehen. Der Nebel senkt sich mit der Dämmerung auf das herbstlichgraue, trostlose Schlachtfeld nieder und die Luft ist von Brandgestank und Blutgeruch geschwängert. Die Wachtfeuer glühen ringsum auf. Vorbote von Toul ist ein roter Schein am Himmel — ein brennendes Dorf. Im Dunkel rasen wir dahin und mit kolossaler Schnelligkeit sucht der Scheinwerfer unseres Autos durch den Nebel seinen Weg.

Kriegswirtschaftslehre

Soviel die mit Kanonenschlägen geladenen, von Bluterinnerungen durchtränkten Nervenstränge zuließen, habe ich Wirtschaftsstoff in sie geleitet und mich um seine Erkenntnis bemüht. Wer nach langer Feldabwesenheit vor die neuen Organisationen, die materiellen Kriegsnotwendigkeiten und Strebungen der nunmehr nationalwirtschaftlichen Heimat tritt, ist verwirrt und möchte gleich aus dem Zwang zum Durchforschen, Einordnen und Folgern in die wundervoll einfache Kraftsphäre des Kampfes zurück. Die Fäden des in Jahrzehnten konstruierten Wirtschaftsinternationalismus sind an den Grenzen abgeschnitten, die kühnen Gegenseitigkeitstheorien warten auf den Einbläser Frieden, Herrn Norman Angells Finanzverkittung kann nicht gelöster sein als sie ist, die wirtschaftsjuristische Verbrüderung ist vor den Waffen zerstoben. Anleihe- und Wechselgarantien sind gebrochen oder suspendiert, der riesige Weltverpflichtungsapparat, der getüftelte, sensible Völkerkredit ist außer Gang. Dagegen sind nationale Finanzierungsbefürchtungen in schöne Hoffnung oder Gewißheit gewandelt und die Naturalwirtschaft, die wir schon wie ein Prähistorium oder als Kennzeichen wirtschaftskindlicher Buschneger betrachteten und werteten, ist wieder zu hohen Ehren gediehen. Die unendlich verfeinerten Technika sind plötzlich aus Dienern einer weltwirtschaftlichen Volkswirtschaft zu Mitt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lern der Kriegswirtschaft geworden, ihre Fühler und Arme mußten sich schnell zurückziehen und die Kräfte in vielfach veränderten Formen für die Erfüllung einer scharf begrenzten nationalen Pflicht ausgeben. Rasch entstand ein neuer Modus der Arbeits- und Lieferungsverteilung, der Verbrauchszumessung, der geldlichen Innovierung und Sicherung. Mehr und mehr löste staatswirtschaftliche Fürsorge das Gegeneinander der Privatwirtschaft ab. Es entstand aus den alten Kräften ein neuer Mechanismus, von dem wir vorher so gut wie nichts wußten.

Ueber vierzig Jahre hatte die deutsche Nationalökonomie die Wirtschaftswirkungen des Friedens begründet, gegliedert auf Wege gewiesen und war sachte, ohne auch nur die Erfordernisse eines Weltkrieges zu ahnen, zur Internationalökonomie geworden. Ich habe die dicksten Bände gewälzt, die Enzyklopädien, die Systeme, die „Kunden", über eine Besprechung des Reichskriegsschatzes, des Kriegsleistungsgesetzes von 1875, der alten, jetzt wieder erweckten Darlehenskassen, kommt kaum jemand hinaus. Während des Krieges sind einige Schriften entstanden, Hinweise, Kommentierungen der Notgesetze, Zusammenfassungen des bisher Geleisteten. Zur Errichtung einer Lehre reichten Erfahrungen und Zeit noch nicht aus. Aber sie muß gegründet und ohne Ueberspannung gepflegt werden. Sie ist so wichtig, daß sie einen eigenen Stuhl verdient. Ich will vorerst eine Skizze versuchen.

I. Es ist ein Mobilmachungsplan der Arbeit zu entwerfen, der des Zusammenhanges mit dem militärischen Mobilmachungsplan bedarf, wobei natürlich das Geheimhaltungsgebot zu berücksichtigen ist. Die Menschenbedürfnisse der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels sind laufend zu erfassen und vorsichtig auszugleichen. Dabei sind insonderheit die Erfahrungen der Frontprovinzen zu nützen. Es sei hier auf Oberschlesien gedeutet.

II. Die Erfordernisse des mobilen Heeres und der mobilen Marine sind mit den Produktionsmitteln, vor allen Dingen mit den technischen Mitteln, in Einklang zu bringen. Das Prinzip des Hilfskrenzers ist, soweit die Notwendigkeit der friedenswirtschaftlichen Herstellungsfreiheit das zuläßt, auf die Produktion zu übertragen. Auf dieser Grundlage ist die Vergebung zu organisieren und zwar so, daß die Fabrikations- und Zwischenhandelsgewinne die Preise der Rohstoffe nach bestimmten Grundsätzen und in bescheidenem Maße übersteigen. Dabei könnte eine Produktions- und Preisstaatsaufsicht angeordnet werden, die eventuell leicht in eine direkte Staatswirtschaft umgewandelt werden kann.

III. Die Möglichkeiten der Deckung des Heeres- und Marinebedarfes sind von Zeit zu Zeit statistisch zu erfassen. Mit dieser Statistik muß eine Fixierung der gesamten Vorräte an Getreide, Mehl, Vieh, Fleisch, Metallen, Chemikalien, Wolle, Baumwolle, Maschinen 2c. erfolgen, die etwa nach dem Muster der Personenstandsaufnahme unter Benützung der bestehenden wirtschaftlichen Körperschaften vorgenommen werden kann. Es ist durch entsprechende Sammel- und Verteilungsstellen die Sicherung der Bestände, sowie ihre Abführung an die mobilen Truppen und andrerseits an die Bevölkerung zu organisieren. Die Zentralen hätten auch mit Hilfe der Produktionsaufsichtsinstanzen die während des Krieges hergestellten Waren zu sammeln und nach den Bedürfnissen zu bewegen. Alle Fäden müßten in einer dirigierenden Oberaufsicht zusammenlaufen. Entsprechende Gesetze wären bereitzuhalten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

IV. Die Regelung der Kriegsproduktion und der Kriegsversorgung ist in ein finanzielles System zu bringen. Die Kosten sind zu berechnen und ihre Bezahlung ist zu sichern. Gemäß der allgemeinen Wehrpflicht könnte eine allgemeine Kriegskostenpflicht stipuliert werden. Liquiditätsmangel wäre durch Krediteinrichtung zu beheben. Die Banken, Sparkassen, Versicherungsgesellschaften, Gewerkschaften, Genossenschaften hätten liquide Kriegsfonds in solcher Höhe zu schaffen, daß ihre gewerbliche Beweglichkeit nicht gestört würde. Die Kriegskostenverpflichtung der Bevölkerung ließe sich auf Grund der Steuerlisten feststellen. Es würde das eine Art stets realisierbaren Wehrbeitrags sein, dessen Gegenwert in Anleiheform oder sonstwie gegeben werden könnte. Die Kriegsfinanzierung könnte durch eine Bankorganisation durchgeführt werden, die zugleich die Kreditbedürfnisse der Bevölkerung mit befriedigte und noch andere wichtige Aufgaben erfüllte.

V. Der Vernichtung oder wesentlichen Entwertung der im Frieden geschaffenen mobilen und immobilen Güter ist durch ein Gesetzessystem vorzubeugen, das den Schuldner vor Bedrängnis schützt, ohne den Gläubiger rechtlos zu machen. Hier ließe sich beispielsweise durch eine Uebertragung von Kriegsgewinnmöglichkeiten auf bedrohte Elemente viel erreichen. Rigorositäten und Laschheiten müßten vermieden werden. Ein wichtiges Kapitel ist die Abwicklung der Immobilverpflichtungen, die Sicherung der Miets- und Hypothekenzahlungen 2c. Auch auf die Verhinderung des „Gesundmachens" sei verwiesen. Eigentum und Einkünfte der Feldsoldaten wären auf Wunsch unter Verwaltung zu stellen, damit keine Schuldenansammlungen die kommende Friedensexistenz gefährden, damit ferner die Betriebsunmündigkeit nicht zum Schaden der Krieger ausgebeutet wird.

Das ist Einiges, vielleicht schon das Wesentliche. Ich weiß: Sehr Erhebliches ist noch zu beachten. Möglichste völkerrechtliche Sicherung des internationalen Forderungsausgleichs, Einführprobleme und entsprechende Vorverträge, Kolonisierungsvorschriften für besetzte Landstriche, Förderung der dem Kriege dienlichen Industrien 2c. 2c. Dies hier ist nur als Anregung gedacht. Die Durchführung wird schwierig sein, sie wird aber Freude bereiten. Es sind wichtige Lehrsätze aufzustellen, deren Praktizierung möglich sein muß. Es sind unendlich viele Details auszutüfteln, Männer von Griff sind nötig, zu verwirklichen, was Männer von Wesensblick gesehen und in wissenschaftliche Formeln gebracht haben. Die Volkswirtschaftslehre hat nun eine neue und dankbare Aufgabe. Sie zeigt, daß sie eine Wissenschaft des Lebens ist.

Dr. Alfons Goldschmidt.

Kriegsglossen

Der Krieg erweitert nicht, sondern verengt den Schreibenden das Stoffgebiet. So vieltönig er selbst ist, so eintönig ist sein Widerhall. Und, merkwürdig: er schwächt die polemischen Fähigkeiten. Oder schränkt doch die Zahl der Angriffsobjekte ein. Der Landesfeind wird, das merken allmählich auch die Streitbarsten, wirksamer mit Kanonen als mit Tintenschnitzen bekämpft — im Innern aber herrscht die Zensur und der Burgfriede. Was tun? In ruhigen Zeiten richten seelenkundige Unternehmer zusammengeleimtes Geschirr her, das der Kunde mit Holzkugeln zerschmeißen darf, oder sie stellen einen „Watschenmann" auf. Etwas dergleichen braucht der Mensch, damit seine Kampflust sich daran austobt. Hat ers nicht, so erfindet er sichs,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder vielmehr: er läßt sichs erfinden. Denn, da nur der selbständig Denkende auf wirkliche Gegner stößt, bedarf der Durchschnitt des Watschenmanns. Es währte nicht lange, bis die rührige Kriegsindustrie der Völker dies angemalte Gespenst für den Gebrauch des geistig Armen fertig hergestellt hatte: es ist der „Miesmacher."

In Vers und Prosa, in Gedichten und Artikeln wird der Miesmacher totgeschlagen. Stündlich. „Schreiben Sie mir", sagt zu dem stellungsuchenden jungen Mann der Redakteur, „einen Artikel gegen die Miesmacher!" Und er schreibt; etwa wie die Schauspielnovize den Jungfraumonolog hinlegt. Es ist das Mindeste, was man können muß. Gegen wen ließe sich so erfolgreich schreiben, so temperamentvoll und unter dem Beifall aller? Der Zensor lächelt wohlwollend, der Leser fühlt sich niemals getroffen, und eine Gefahr ist ausgeschlossen. Welches Glückgefühl für die Harmlosen, ohne Menschenfurcht eine Allerweltsmeinung zu sagen und Keulenschläge zu führen, die bestimmt nicht erwidert werden... Strümpfestopferinnen entdecken in sich die Fähigkeit zur Polemik, Kindergemüter predigen dem Volke Seelenstärke. In Vers und Prosa.

Gesehen oder gesprochen hat den Miesmacher niemand von ihnen. Einfach weil er nicht existiert. Er ist die Hilfshypothese derer, die mit ihrer Meinung verdientermaßen niemals auf Widerspruch stoßen. Natürlich gab und gibt es über den wahrscheinlichen Kriegsausgang allerhand Ansichten. Mancher sprach Zweifel aus, törichte oder verständige, einem oder dem andern mag auch, wenn die Phrase gar zu einfältig wurde, die Geduld gerissen sein. Aber Furcht? Die Probe, wieweit es des Furchtgefühls fähig ist, würde das deutsche Volk erst zu bestehen haben, wenn die Sperrketten im Osten und Westen rissen und das Verderben heranstampfte. Vorläufig ist die Stimmung derer, die weit vom Schuß sind, ein schier undankbarer Gleichmut: als könnte es gar nicht anders sein. Wenn aber mit den Gestalten des Möglichen gespielt wird — die Furcht endet anders. Die Furcht hütet sich, das Mögliche zuende zu denken. Was bei uns an „pessimistischen" Aeußernngen fällt, ist eine besondere (deutsche) Form des Uebermutes; eine Neckerei mit dem Gespenst, die aufhören würde, wenn das Gespenst sich anschickt, herüber zu greifen... Bedenklich stimmen könnte höchstens der unermüdliche Hinweisauf die Flurmacher. Aber auch das ist weniger ein Zeichen derFurcht als desStoffmangels.

* * *

Da wir drei Kriege führen, haben wir drei Parteien in Deutschland: eine französische, eine russische, eine englische. Die französische ist weitverbreitet, bestand schon seit Beginn des Krieges und hat erst in letzter Zeit einige Einbußen erlitten. Die russische gewinnt an Kraft; sie gilt als die realpolitische oder hält sich dafür. Die englische Partei ist noch klein: und was kann sie wider Lissauer? Aber vielleicht hat sie Zukunft.

Jedenfalls: die Menge der Feinde zeitigt reihum eine sonderbare Art von Sympathie, das Uebermaß der Gegnerschaft verzehrt den Haß — etwa wie man eine Stromstärke von hunderttausend Volt unbeschädigt erträgt. Da wir uns mit mindestens einem der Hauptgegner leidlich verständigen werden, wird uns auch seine Sitte und Mode für die patriotische Abschließung schadlos halten. Sein Einfluß wird zunehmen. Aus intimer Feindschaft..

* * *

Welches ist eigentlich die Zeit, die heute im großen Kampfe steht? Wer sind die „Menschen von heute", die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

IV. Die Regelung der Kriegsproduktion und der Kriegsversorgung ist in ein finanzielles System zu bringen. Die Kosten sind zu berechnen und ihre Bezahlung ist zu sichern. Gemäß der allgemeinen Wehrpflicht könnte eine allgemeine Kriegskostenpflicht stipuliert werden. Liquiditätsmangel wäre durch Krediteinrichtung zu beheben. Die Banken, Sparkassen, Versicherungsgesellschaften, Gewerkschaften, Genossenschaften hätten liquide Kriegsfonds in solcher Höhe zu schaffen, daß ihre gewerbliche Beweglichkeit nicht gestört würde. Die Kriegskostenverpflichtung der Bevölkerung ließe sich auf Grund der Steuerlisten feststellen. Es würde das eine Art stets realisierbaren Wehrbeitrags sein, dessen Gegenwert in Anleiheform oder sonstwie gegeben werden könnte. Die Kriegsfinanzierung könnte durch eine Bankorganisation durchgeführt werden, die zugleich die Kreditbedürfnisse der Bevölkerung mit befriedigte und noch andere wichtige Aufgaben erfüllte.

V. Der Vernichtung oder wesentlichen Entwertung der im Frieden geschaffenen mobilen und immobilen Güter ist durch ein Gesetzessystem vorzubeugen, das den Schuldner vor Bedrängnis schützt, ohne den Gläubiger rechtlos zu machen. Hier ließe sich beispielsweise durch eine Uebertragung von Kriegsgewinnmöglichkeiten auf bedrohte Elemente viel erreichen. Rigorositäten und Laschheiten müßten vermieden werden. Ein wichtiges Kapitel ist die Abwicklung der Immobilverpflichtungen, die Sicherung der Miets- und Hypothekenzahlungen ꝛc. Auch auf die Verhinderung des „Gesundmachens“ sei verwiesen. Eigentum und Einkünfte der Feldsoldaten wären auf Wunsch unter Verwaltung zu stellen, damit keine Schuldenansammlungen die kommende Friedensexistenz gefährden, damit ferner die Betriebsunmündigkeit nicht zum Schaden der Krieger ausgebeutet wird.

Das ist Einiges, vielleicht schon das Wesentliche. Ich weiß: Sehr Erhebliches ist noch zu beachten. Möglichste völkerrechtliche Sicherung des internationalen Forderungsausgleichs, Einführprobleme und entsprechende Vorverträge, Kolonisierungsvorschriften für besetzte Landstriche, Förderung der dem Kriege dienlichen Industrien ꝛc. ꝛc. Dies hier ist nur als Anregung gedacht. Die Durchführung wird schwierig sein, sie wird aber Freude bereiten. Es sind wichtige Lehrsätze aufzustellen, deren Praktizierung möglich sein muß. Es sind unendlich viele Details auszutüfteln, Männer von Griff sind nötig, zu verwirklichen, was Männer von Wesensblick gesehen und in wissenschaftliche Formeln gebracht haben. Die Volkswirtschaftslehre hat nun eine neue und dankbare Aufgabe. Sie zeigt, daß sie eine Wissenschaft des Lebens ist.

Dr. Alfons Goldschmidt.

Kriegsglossen

Der Krieg erweitert nicht, sondern verengt den Schreibenden das Stoffgebiet. So vieltönig er selbst ist, so eintönig ist sein Widerhall. Und, merkwürdig: er schwächt die polemischen Fähigkeiten. Oder schränkt doch die Zahl der Angriffsobjekte ein. Der Landesfeind wird, das merken allmählich auch die Streitbarsten, wirksamer mit Kanonen als mit Tintenschnitzen bekämpft — im Innern aber herrscht die Zensur und der Burgfriede. Was tun? In ruhigen Zeiten richten seelenkundige Unternehmer zusammengeleimtes Geschirr her, das der Kunde mit Holzkugeln zerschmeißen darf; sie stellen einen „Wa[illegible]
Etwas dergleichen [illegible]
damit seine K[illegible]
tobt. Hat er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder vielmehr: er läßt sichs erfinden. Denn, da nur der selbständig Denkende auf wirkliche Gegner stößt, bedarf der Durchschnitt des Watschenmanns. Es währte nicht lange, bis die rührige Kriegsindustrie der Völker dies angemalte Gespenst für den Gebrauch des geistig Armen fertig hergestellt hatte: es ist der „Miesmacher."

In Vers und Prosa, in Gedichten und Artikeln wird der Miesmacher totgeschlagen. Stündlich. „Schreiben Sie mir", sagt zu dem stellungsuchenden jungen Mann der Redakteur, „einen Artikel gegen die Miesmacher!" Und er schreibt; etwa wie die Schauspielnovize den Jungfraumonolog hinlegt. Es ist das Mindeste, was man können muß. Gegen wen ließe sich so erfolgreich schreiben, so temperamentvoll und unter dem Beifall aller? Der Zensor lächelt wohlwollend, der Leser fühlt sich niemals getroffen, und eine Gefahr ist ausgeschlossen. Welches Glückgefühl für die Harmlosen, ohne Menschenfurcht eine Allerweltsmeinung zu sagen und Keulenschläge zu führen, die bestimmt nicht erwidert werden ... Strümpfestopferinnen entdecken in sich die Fähigkeit zur Polemik, Kindergemüter predigen dem Volke Seelenstärke. In Vers und Prosa.

Gesehen oder gesprochen hat den Miesmacher niemand von ihnen. Einfach weil er nicht existiert. Er ist die Hilfshypothese derer, die mit ihrer Meinung verdientermaßen niemals auf Widerspruch stoßen. Natürlich gab und gibt es über den wahrscheinlichen Kriegsausgang all[illegible] Ansichten. Mancher sprach [illegible] törichte oder [illegible] dem and[illegible] Phrase[illegible] Gedul[illegible] ie Pro[illegible] s fähig[illegible] erst zu[illegible] Sperr[illegible]

im Osten und Westen rissen und das Verderben heranstampfte. Vorläufig ist die Stimmung derer, die weit vom Schuß sind, ein schier undankbarer Gleichmut: als könnte es gar nicht anders sein. Wenn aber mit den Gestalten des Möglichen gespielt wird — die Furcht endet anders. Die Furcht hütet sich, das Mögliche zuende zu denken. Was bei uns an „pessimistischen" Aeußernngen fällt, ist eine besondere (deutsche) Form des Uebermutes; eine Neckerei mit dem Gespenst, die aufhören würde, wenn das Gespenst sich anschickt, herüber zu greifen ... Bedenklich stimmen könnte höchstens der unermüdliche Hinweisauf die Flurmacher. Aber auch das ist weniger ein Zeichen der Furcht als des Stoffmangels.

* * *

Da wir drei Kriege führen, haben wir drei Parteien in Deutschland: eine französische, eine russische, eine englische. Die französische ist weitverbreitet, bestand schon seit Beginn des Krieges und hat erst in letzter Zeit einige Einbußen erlitten. Die russische gewinnt an Kraft; sie gilt als die realpolitische oder hält sich dafür. Die englische Partei ist noch klein: und was kann sie wider Lissauer? Aber vielleicht hat sie Zukunft.

Jedenfalls: die Menge der Feinde zeitigt reihum eine sonderbare Art von Sympathie, das Uebermaß der Gegnerschaft verzehrt den Haß — etwa wie man eine Stromstärke von hunderttausend Volt unbeschädigt erträgt. Da wir uns mit mindestens einem der Hauptgegner leidlich verständigen werden, wird uns auch seine Sitte und Mode für die patriotische Abschließung [illegible]s halten. Sein Einfluß wird [illegible]en. Aus intimer Feindschaft ..

* * *

[illegible]es ist eigentlich die Zeit, die [illegible]m großen Kampfe sieht? Wer [illegible]ie „Menschen von heute", die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generation des Weltkriegs? Die Soldaten sind 17—45 Jahr alt, die leitenden Staatsmänner zwischen fünfzig und sechzig, die Heerführer um die sechzig. Doch die Jugend ... Die schreibende und künstlerische Jugend steht in den Dreißigern, die militärische ist noch nicht zwanzig. Welche ist gemeint? Von dem „neuen Geist", der die Jugend dieses oder jenes Volkes erfüllen soll, haben neunundneunzig unter hundert jungen Soldaten niemals etwas gehört. Ihre Entwicklungsphasen sind völlig andere, die Zeitabschnitte der literarischen Geistesgeschichte haben keine Geltung für sie. Und wenn sich aus ihnen dennoch das Bild einer „neuen Jugend" formt, so hat es mit der Jugend der Bücher und Zeitschriften nichts zu schaffen.

Aber das Heer? Mit den Siebzehnjährigen ist ein kommendes Zeitalter vorweg genommen: die Zukunft kämpft mit. Aber es kämpft auch die Vergangenheit. Bis zum fünfundvierzigsten Jahr währt unsere Landsturmpflicht; die Franzosen wollen die ihre bis zum zweiundfünfzigsten Lebensjahr ausdehnen. Nicht ohne Berechtigung: denn in Frankreich sind die älteren Jahrgänge verhältnismäßig stärker an Menschenzahl als die jüngeren; die Kraft der Nation wächst rückwärts, in die Vergangenheit hinein. Darum macht man dort soviel als möglich von der (biologischen) Vergangenheit mobil. Ist aber dies das Frankreich von heute? Seine ältesten Soldaten erfuhren ihre Ausbildung vor dreißig Jahren. Wo sie uns entgegentreten, kämpfen wir gegen das Frankreich von 1885.

Hermann Friedemann

Willi Geiger*)

Der als Radierer bekannte W. Geiger gibt in diesem Krieg seine erste Sammlung Lithographien heraus. Die mehr malerischen Mittel der Steinzeichnung bieten ihm größere Ausdrucksmöglichkeiten, und man ist überrascht, bei Geiger so viel malerisch Gesehenes zu finden. Er beherrscht als guter Zeichner auch die neue Technik, die für ihn vielleicht den Uebergang zur Farbe bedeutet.

In einer Sammlung von Kriegsbildern hätte man von Geiger etwas anderes erwartet, als er gibt. Man konnte von ihm, der sich durch seine Stierkampfradierungen einen Namen gemacht hat, leidenschaftliche, heftige Bewegungen, Kampfszenen, groteske und grausige Visionen erwarten. Nichts davon ist in den Blättern enthalten. Der Krieg hat diese Künstlerseele so tief erschüttert, daß sie nur noch ihren Schmerz aussprechen kann, den Schmerz um die Helden, die gefallen sind. Persönliches mag da mitsprechen. Jedenfalls hat Geiger auf die Darstellung kriegerischer Ereignisse verzichtet und Bilder geschaffen, die hinter den Ereignissen das ergriffene Gemüt zeigen, menschliches Leid, verwundete Liebe und wehmütiges Erbarmen. Es ist wohl die erste Sammlung von Kunstblättern aus diesem Krieg, die so auf den einen Ton gestimmt ist.

Hans Hahn

*) Unseren Helden 1914. Zehn Steinzeichnungen von W. Geiger. München, Graphik-Verlag (D. Haas-Heye). Preis Mk. 30.—, Luxusausgabe Mk. 70.—

Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die Frömmigkeit des Krieges

Von Dekan Friedrich Holdermann

Der Krieg hat uns in Deutschland eine starke Welle des religiösen Lebens gebracht. Was von ihr bleiben wird, wenn die seelische Spannung der außerordentlichen Zeit einmal vorüber ist, wird die Zukunft weisen. Aber die Erscheinungen und die Art dieser Frömmigkeit des Krieges lassen sich immerhin beobachten. Man wird von da auch gewisse Urteile gewinnen können. Jedenfalls gehört das ganze Phänomen zu den bemerkenswertesten Vorgängen des gewaltigen geistigen Prozesses, den unser Volk jetzt erlebt.

Diejenigen, welche die religiöse Funktion auf der absteigenden Linie vermuteten und so eine Art fortgesetzten Schwinden des Organs dafür im Menschen von heute annahmen, haben sich getäuscht. Als das ungeheure Schicksal über uns hereinbrach, kam die religiöse Stimmung und das Bedürfnis nach dem, was die Religion gibt, mit einer Macht hervor, die Niemand für möglich gehalten hätte. All die Zentnerlasten der Probleme und Krisen, die die Religion zu Boden zu drücken schienen, waren verweht wie Spreu. Mit einem Schlag stand sie wieder als eine gewaltige Macht im Leben des Volkes, unversehrt und unerschüttert in ihrem innersten Wesen, dem alle Angriffe nichts hatten anhaben können. Es war in der Zeit der grenzenlosen Gemütsbewegung der ersten Tage, aber es wird stets ein denkwürdiges Symptom jener Zeit bleiben, daß am zweiten Sonntag nach der Mobilmachung vor dem Reichstagsgebäude auf dem kritischen, skeptischen Pflaster Berlins zwanzigtausend Menschen unter freiem Himmel einen Gottesdienst hielten und laut miteinander das Vaterunser beteten. In den rötesten Arbeitervierteln mit einem trostlosen Tiefstand des kirchlichen Lebens und ausgesprochener Feindseligkeit gegen die Kirche und „die Pfaffen", begab sich das noch nie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dagewesene überfüllter Kirchen, notwendiger Doppelgottesdienste. Es gibt heute kaum einen Geistlichen, auch keinen evangelischen, der über leere Kirchen zu klagen hätte. Die Religion ist für breite Massen unseres Volkes wieder ein Bedürfnis geworden. Sobald sie das ist, verlangt sie aber auch wieder nach Gemeinschaft. Damit war die Notwendigkeit der großen, mit Geschichte und Leben unseres Volkes verbundenen kirchlichen Organisationen erwiesen. Sie waren die Gefässe, in die sich der Strom ganz selbstverständlich wieder ergoß. Sie haben unserem Volk allein schon dadurch, daß sie da waren, als man sie brauchte und seitdem durch ihre Tätigkeit einen großen Dienst erwiesen. Auch die Kirchen haben eine sehr umfassende Mobilmachung bis ins entlegenste Dorf vollzogen. Nie fanden ihre Diener ein größeres und dankbareres Feld für den religiösen Zuspruch von Mensch zu Mensch als Seelsorger. Nie haben sie sich mehr in den Dienst der helfenden und fürsorgenden Liebe stellen können. Daneben aber haben die Kirchen eine Versammlungstätigkeit entwickelt von einem Umfang und einer Intensität, die, wenn der Vergleich möglich ist, die hochgesteigertste Tätigkeit auf diesem Gebiet in den Wochen vor politischen Wahlen weit hinter sich läßt. Noch nie ist in Deutschland so viel öffentlich geredet worden. Keine politische Partei könnte es wagen, Woche für Woche mehrmals, regelmäßig, ausnahmslos auch im letzten Dörflein, nun schon im sechsten Monat, schließlich doch mit demselben Grundgedanken, immer wieder sich an die Menschen zu wenden. Sie hätten längst die Flucht ergriffen. Daß es hier möglich ist, mit den Versammlungen, die wir Gottesdienste nennen, gehört mit zu den bemerkenswertesten Zügen dieser merkwürdigen Zeit. Es zeugt davon, wie stark das religiöse Bedürfnis und das Verlangen nach seiner Befriedigung in der religiösen Organisation sein muß, aber auch welche Macht die religiösen Kräfte über den Menschen haben. Ungezählten haben die großen Organisationen der Volksfrömmigkeit über die furchtbare seelische Spannung und Erschütterung der ersten Wochen hinweggeholfen und ihnen Halt und Trost gegeben. Inzwischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist längst die Zeit gekommen, wo unser Volk Geduld und Zuversicht braucht und viele Tausende im Dunkel des Leides und der Sorge sitzen. Was Woche für Woche an guten Kräften der Aufrichtung und des Trostes aus den unerschöpflichen Quellen des Bibelwortes und des religiösen Liedes, überhaupt aus der einzigartigen Stimmung gemeinsamer Andacht in unser Volk strömt, kann durch nichts Anderes ersetzt werden. Alles, was als Surrogat dafür in den leichten Zeiten des Friedens zu einem Namen kam, ist verflogen wie ein Traum. Was jetzt die Menschen trägt, ist uraltes Gut und hat aufs neue seine Tragkraft im Schweren erwiesen.

Für die Menschen draußen erst recht. Von ihnen kommt viel religiöse Stimmung nach der Heimat, wie umgekehrt. Es besteht auch in dieser Hinsicht weit mehr gegenseitige Einflußnahme als der Fernerstehende meint. Starke Eindrücke religiösen Erlebens kommen von draußen in jede Gemeinde, und auf dem Land wenigstens, auch zur Kenntnis der Gemeinde. Aber auch die religiöse Stimmung der Heimat wirkt auf die Leute draußen. Sie wissen die Stunde, da man daheim im Gottesdienst ihrer gedenkt. Ihr Geistlicher daheim steht mit ihnen im Verkehr und sie mit ihm. Religiöse Literatur geht in Massen hinaus. Was auch nach dem Krieg aus all dem werden mag, ohne Wirkung auf die Wertung des Religiösen wird es im Urteil und Charakter unseres Volkes nicht bleiben. Es wird ganz anders als vorher darüber denken. Viel ernster, ehrfürchtiger, bejahender. Damit haben auch die Kirchen als die großen Organisationen der Religion im Leben unseres Volkes ihre Notwendigkeit auf lange hinaus erhärtet. Ihre Position wird eine wesentliche Stärkung erfahren.

Für das Wesen und einzelne Töne der religiösen Stimmung draußen wird der Brief die zuverlässigste Quelle sein. Ich meine nicht die schönen Feldbriefe, die jetzt immer in den Zeitungen veröffentlicht werden. Ich denke an die Briefe aus der Masse mit persönlichster und intimster Note. Unter hunderten von Feldbriefen, die ich bekam oder in den Häusern las,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist mir kaum einer zu Gesicht gekommen, in dem nicht irgendwie das Religiöse anklang, oft es aber geradezu beherrschte. Dabei erscheint am allerhäufigsten als selbstverständliche Funktion des religiösen Lebens das Gebet. Eine innere Nötigung treibt diese Menschen dazu. Das Bekenntnis, es wieder gelernt zu haben, kehrt in vielen Briefen wieder. Ergreifend äußert sich auch das Bedürfnis nach Gottesdienst. Die Teilnahme daran wird zum Erlebnis. Sie weinen wie ein Kind, wenn der Choral gesungen wird, den man kennt von daheim. Text, Lied, Inhalt der Predigt wird heim berichtet. Die Erinnerung daran wird zu einem unvergeßlichen Höhepunkt des Erlebens im Feld.

Eine bemerkenswerte Erscheinung drängte sich mir aber auf. Das spezifisch Konfessionelle, geschweige denn Dogmatische tritt zurück. Viele Briefe atmen einen starken religiösen Ton, geben geradezu religiöse Erlebnisse wieder, aber die konfessionelle und dogmatische Besonderheit verschwindet. Auch Katholiken schrieben nicht anders als Protestanten. Es ist, als wie wenn die Religion in ihrer Ursprünglichkeit vor ihrer dogmatischen und konfessionellen Zeit wieder aufstünde, das fromme Empfinden, wie es der Menschenseele angeboren ist, „in allerlei Volk." Die Religion als frommes Abhängigkeitsgefühl, als Gottvertrauen, Dankbarkeit für Behütung und Hilfe, als Ewigkeitshoffnung, als Hingabe aus Pflicht gegen Gott und Vaterland.

Das Lutherlied mit seinem unvergleichlich wundervollen Trotz gegen eine ganze Welt ist ein Kriegs- und Marschlied auch für die Katholiken im deutschen Heer geworden. Einem Amerikaner fällt es auf, daß die deutschen Regimenter beim Einmarsch in das eroberte Antwerpen „Ein feste Burg" singen. Die Weihnachtslieder wurden draußen an der Front Gemeingut außerhalb jeder Konfession. Katholische Feldprediger reden zu konfessionell gemischten Truppenteilen und umgekehrt. Ein jüdischer Feldprediger hält, weil gerade kein anderer zu haben ist, einen Gottesdienst mit Protestanten und Katholiken. Er läßt das Lutherlied und das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

altniederländische Dankgebet singen. Von dem, was er in seiner Rede sagte, bezeugt ihm nachher ein christlicher Kollege, daß er es auch nicht anders gemacht haben würde.

Eine Analyse der religiösen Stimmung daheim und der Töne, die sie beherrschen, wird durchweg fast auf das gemeinsame religiöse Gut stoßen, wie ich es oben angedeutet habe. Ein bemerkenswertes Symptom dafür ist, wie stark, namentlich in der ersten Zeit, die Predigtliteratur und die Kanzel überhaupt von alttestamentlichen Texten beherrscht war. Das ist kein Zufall. Das alte Testament ist ein prachtvolles Buch der Frömmigkeit des Krieges und voll Helden, die als Gottesstreiter ins Feld ziehen. Auch das Pathos des nationalen Zornes und Hasses klingt gewaltig darin an. In den Psalmen und Propheten haben die großen einfachen Grundgedanken, das Gottvertrauen und der fromme Trotz, einen ganz unvergleichlichen Ausdruck gefunden. Wo gibt es etwas wie der gewaltige und ehrfürchtig ernste 46. Psalm und noch viel Anderes. Es ist uralt, aber es hat ungezählte Menschen jetzt wieder mit unverminderter Kraft angefaßt. Es ist immer noch ihr Empfinden. Daneben traten, wenigstens in der ersten Zeit, bestimmte spezifisch christliche Gedankenkreise zurück, die sonst die religiöse Rede mit beherrschen. Dagegen hat das Beste, was die christliche Verkündigung wenigstens auf evangelischem Boden geben kann, seinen unerschöpflichen Reichtum auch jetzt wieder gezeigt: die Persönlichkeit Jesu. Aber nicht in ihrer dogmatischen Verhüllung, sondern in seiner Menschlichkeit, in seinem heiligen Heldentum der Aufopferung und der Treue bis in den Tod.

Zwei Hoffnungen mehr politischer Natur dürfen wohl an die religiösen Erfahrungen und Beobachtungen der Kriegszeit geknüpft werden. Der Gang unserer Geschichte hat uns die schwere Aufgabe des Gegenstandes der zwei großen Konfessionen auf die Schulter gelegt. Diese religiöse Trennung wird unser Schicksal bleiben. Aber der konfessionelle Gegensatz wird eine Milderung und Entspannung erfahren. Er wird an Schärfe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verlieren, nachdem man draußen Schulter an Schulter gestanden und daheim Sorge und schweres Erleben mit einander geteilt hat. Der Deutsche wird nicht nur das Nationale, sondern auch, bis zu einem gewissen Grad wenigstens, auch das Religiöse wieder mehr als ein gemeinsames Gut erfahren. Die Konfessionen werden sich näher gekommen sein. Das dürfte uns für unsere innerpolitische Zukunft wertvoll werden. Es wird doch auch Kräfte entspannen, die bisher konfessionell gebunden waren.

Pessimistischer könnten einige Erscheinungen während des Krieges bezüglich der Zukunft in der evangelischen Kirche stimmen. In ihr hatte der Richtungsgegensatz vor dem Krieg eine außerordentliche Schärfe angenommen. Man sprach auf der sogenannten positiven Seite offen von zwei verschiedenen Religionen. An dieser Beurteilung hat sich, so viel ich sehe, auch während des Krieges kaum etwas geändert. Gewisse Kreise der Orthodoxie haben in ihrer z. t. stark in den untern Schichten verbreiteten Presse der Sonntagsblätter mit der gleichen Schärfe polemisiert wie vorher. Es sind zwar bei Kriegsbeginn die Jesuiten alsbald zur Militärseelsorge zugelassen worden, aber die Verwendung Traub's wurde trotz empfindlichen Mangels an geistlichen Kräften abgelehnt. Ebenso ein Gesuch seiner alten Gemeinde um Rehabilitierung ihres Pfarrers, der bekanntlich mit der entehrenden Strafe der Amtsentlassung belegt worden war. Der preußische Oberkirchenrat ist also derselbe geblieben. Auf der Kriegstagung der Brandenburger Provinzialsynode ist neulich der liberalen Minderheit eine Vertretung im Vorstand der Synode von der Rechten ausdrücklich wie früher verweigert worden. Es soll also auch da dort weitergefahren werden, wo man vor dem Krieg stand. Man hofft wohl in den Kreisen der Rechten überhaupt auf eine Stärkung ihrer Kräfte gerade aus dem neuerwachten kirchlichen Leben.

Aber, was jetzt von den deutschen Protestanten erlebt wird, ist nicht die Dogmatik der Orthodoxie und sind nicht die Formeln des 4. und 17. Jahrhunderts, sondern Religion. Auch die eifrigsten Verfechter der ersteren müssen jetzt die Sprache des undogmatischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Christentums reden, wenn sie unser Volk verstehen soll. Ungezählte „Ungläubige" im Sinne der orthodoxen Polemik haben draußen bewiesen, daß ihnen ihr Christentum Kraft gibt, tapfer und getrost zu sterben. Die neben einander gekämpft haben für ein freies Deutschland, werden daheim in der Kirche die Gewissen nicht mehr binden und streiten wollen. Auch religiös erlebt unser Volk jetzt etwas, was es innerlich vorwärts bringen wird. Die Erfahrungen dieser Zeit werden nicht vergessen werden. Sie werden zu einem richtigen Urteil führen über das, was eigentlich evangelisches Christentum ist: Nicht das, um was gestritten wird, sondern das, was gemeinsam ist und sein kann.

Die englische Weltlüge

Von Artur Bonus

Ein merkwürdiges Rätsel gibt uns England auf im Gebiet der sozialen Ethik.

Wie kommt es, daß das Volk, das sozusagen die Ehrlichkeit im Handel erfunden hat, jetzt als Hort der ungeheuerlichsten Verlogenheit dasteht?

Untersuchen wir beide Beobachtungen etwas näher.

Die frühere Methode des Handels verrät sich uns noch im Gebrauch des Wortes; wenn man von jemand sagt, er habe sehr gehandelt, oder wenn man berichtet, daß in dieser oder jener Gegend bei Kauf und Verkauf noch sehr gehandelt werde, so meint man nicht, daß viel verkauft werde, sondern man will eine bestimmte Art des Ausgleichs von Angebot und Nachfrage bezeichnen. Will man diesen Sinn des Wortes noch verstärken, so wählt man das jüdische Wort „schachern". Die Hauptträger des Handels in alten Zeiten — in Mitteleuropa Italiener und Juden — sind in ihrer Handelsmethode, besonders in dem von Natur rückständigen Kleinhandel, noch heute charakteristisch für die Handelssitten der früheren Zeit.

Nicht ohne Grund: die Juden in Nachwirkung aus langem Druck im Verkehr besonders mit dem platten Land, auf das die neuen Entwicklungen stets etwas verspätet kommen. Die Italiener als Hauptvertreter der europäischen Fremdenindustrie und noch dazu mit Kunstaltertümern; denn im Verkehr mit Leuten, die kommen und gehen, bestraft sich Unreellität nicht so pünktlich und kennbar wie im Heimverkehr, und bei Kunstgegenständen und gar -altertümern kann sich der Natur der Sache nach der Preis immer nur von Stück zu Stück

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus individuellem Angebot und Nachfrage ergeben. Das aber ist gemeint, wenn man sagt: es wird gehandelt.

Ich habe immer den Eindruck gehabt, daß der Italiener den reellen nordischen Handel ähnlich empfindet, wie der Ritter den Kugelkampf. Die Ritterwaffe war eine individuelle Waffe. Es gab einzelne Schwerter, die so berühmt wurden, wie nur je ein Held werden konnte. Denn sie erschienen immer sozusagen beseelt. Sichtbar geschwungen und in sichtbarer Beziehung zu der Wunde, die sie schlugen. Die unsichtbar auftreffenden Kugeln hatten demgegenüber von vornherein etwas Unpersönliches, Maschinelles an sich.

Viel macht auch für die Möglichkeit des alten Individualhandels die persönliche Fähigkeit zur Prüfung aus.

Der Bauer, der nicht allzuviel Sachen brauchte und die meisten davon zur Not selbst machen konnte, prüfte als Sachverständiger, was er kaufte. Er konnte die Arbeit beurteilen. Der Fabrikbetrieb mit seinen schwerverständlichen Herstellungsmethoden entfernte den Käufer von der Ware. Die Konkurrenz mit ihren Bestrebungen, gefestigte Patente zu umgehen und neue Patente zu erwerben, vervielfältigte die Arten der ihrer Herstellung nach unverständlichen Waren ins Ungeheuerliche, ohne sie irgendwie zu individualisieren. An die Stelle der Arbeit und ihres Werkes tritt die Maschine und die Marke, deren einzelne Nummern gleichartig sind. Mit beidem schwindet die Fähigkeit der Käufer zu eigener Prüfung. An ihre Stelle tritt der Ruf, der Kredit eines Fabrikats.

Bewegte sich der Wettbewerb früher zwischen Arbeit und Arbeit, so jetzt zwischen Marke und Marke. Damit ist an die Stelle der individuellen Empfehlung des einzelnen Handelsgegenstandes die Massenempfehlung einer Marke geworden: die Reklame.

Die Möglichkeit des einzelnen, ehrlich zu bleiben, war immer vorhanden. Aber man muß zugeben, daß sie durch dieses Herausziehen der Empfehlung aus dem Einzelhandel in die Zeitungsreklame sich unendlich verstärkt hat. Die Verantwortlichkeit hat sich auf verhältnismäßig wenigere Personen zurückgezogen, größere Kreise freigegeben. Aber in diesen kleineren Kreisen ist die Möglichkeit wirksame Lügen zu sagen, entsprechend gestiegen.

Man hatte die Lüge des kleinen Händlers nie sehr schwer genommen. Er war sozusagen der Anwalt seiner Waren und hatte nur ihre Vorzüge zu nennen. Fast noch weniger ernst nimmt man die ins Groteske gehenden Lügen der Reklame.

Im Grunde hat bei diesem Reell- und Ehrlichwerden des Handels nur eine Umlagerung der Lüge stattgefunden. Wo der italienische Kleinhändler noch Mann gegen Mann seine fröhliche Lüge anbringt, dann aber, wenn man ihn verständnisvoll darauf anspricht, ebenso fröhlich mitlacht, da brüllt jetzt die ungeheuerliche Reklame mit meterhohen Buchstaben von den Hauswänden. Aber wenn der Fabrikant die illustrierte Behauptung an diese Wände wirft, daß seine Bartmixtur innerhalb dreier Sekunden einen üppigen Vollbart her-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vortreibe, so ist zu vermuten, daß er einen Zweifel an der Richtigkeit dieser Darstellung mit einem ebenso fröhlichen Lachen beantworten werde, wie der kleine Händler im entsprechenden Fall.

Prüft man die englischen Kriegsnachrichten, so wird man sehr schnell einen merkwürdigen Unterschied zwischen den kleinen Einzelnachrichten über bestimmte Geschehnisse und den großen allgemeinen Nachrichten entdecken. Die Einzelnachrichten zeichnen sich zum Teil durch Zurückhaltung und Zuverlässigkeit aus, die großen durchgängig durch überlebensgroße Verlogenheit. Beides paßt genau in unser Bild unter einer einzigen Voraussetzung, die freilich uns — Gott sei Dank! — sehr fremdartig anläßt, daß nämlich für England der Krieg eine Form des Handels ist — „ein Geschäft".

Und das ist er. Ein skrupelloses Geschäft auf grund einer kostspieligen Weltreklame, dabei (wie auch sonst bei großen Geschäften) die Dummen bluten.

Wenn wir das Inserat läsen: „Die Hosenböden von Asquith und Cie. halten zwanzig Jahre!" oder: „die Seife von Grey und Lloyd schlägt jede Konkurrenz!" so würden wir wissen, was wir davon zu halten hätten. Es ändert sich nichts, wenn es statt den Hosenböden der Krieg und statt der Seife die Politik hieße.

Hier wurzelt die große Ruhe und Kaltblütigkeit, mit der England seine Kriege und zum Teil auch noch diesen Krieg führt. Es wäre furchtbar, wenn die jetzt in Deutschland moderne Haßpredigt den Erfolg haben sollte, und um die Besonnenheit und gelassene Ueberlegung zu bringen, die uns nötig sind gerade in einem Krieg, der von Englands Seite mit der Kaltschnäuzigkeit eines gerissenen Rechners geführt wird.

Sollen wir deshalb auf den Standpunkt des Geschäftskriegs hinübertreten? Keinesfalls.

Aber es gibt eine andere sehr hohe Auffassung des Kriegs, die derjenigen des Geschäftskriegs auch an Ruhe überlegen ist. Es ist die höchste Auffassung aller Welthändel, die es überhaupt gibt, und eine, die dem Volk der Philosophen besonders ansteht, die der eingesehenen Notwendigkeit.

Der Tod an der Marne

Von Max R. Funke-S. Francisco

Nachdruck verboten.

Vitry-le-François ist eine kleine Stadt an der Marne, welche am 5. September in deutschen Besitz gelangte und eine Woche später von den Franzosen wieder erobert wurde. Hier haben sich heiße Kämpfe abgespielt. Diese Gegend habe ich nach der schrecklichen Schlacht an

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Marne im Umkreis von 150 Kilometer in Augenschein genommen und mehr als 30 verwüstete Ortschaften besucht.

Obgleich 5 Tage hintereinander über Vitry-le-François die Kanonen donnerten, so hat dieser Ort kaum gelitten. Das nahe liegende Marolles ist ein Opfer der Artillerie geworden, doch gingen nur 3 Häuser in Flammen auf. Vauclerc ist verwüstet, Villotte dem Erdboden gleichgemacht und Ecriennes infolge schrecklicher Artillerie-Kämpfe untergegangen. Die Zerstörung dieser Ortschaften darf nicht deutschen Geschossen zur Last gelegt werden, sondern die Franzosen selber, im Verein mit ihren Verbündeten, haben die betreffenden Bauten unter Granatfeuer genommen und damit ihrem eigenen Besitz gegenüber wenig Rücksicht auf Schonung bewiesen. Die Ortschaften waren von deutschen Truppen besetzt und von französischen Truppen teils zerschossen, teils niedergebrannt.

In Faremont sind neun Häuser eingeäschert und Thieblemont ist vom Erdboden verschwunden. Der letzte Ort war im Besitz der französischen Kolonialtruppen. Vierzig Häuser sind verbrannt. Zwölf Häuser und zwei Kirchen, die mit französischen Schnellfeuergeschützen bewaffnet waren, bombardiert. Die deutsche Beschießung hatte fünf Tage gedauert. Das reizende Dörfchen Favereſſe mit seiner alten romanischen Kirche, von französischen Kolonialtruppen gehalten, bildete im heißen Ringen die äußerste Schlachtlinie. Mehr als 300 deutsche Soldaten erlitten im Straßenkampf den Heldentod. Noch andere Ortschaften sehe ich, wie Dompremy, Blesme, St. Lumier-la-Populeuse, das ausgestorben zu sein scheint, Montoy, völlig verschwunden und Maurupt ebenfalls dem Erdboden gleichgemacht.

Die Kirche von Maurupt ist nur noch ein wüster Steinhaufen. Fast immer lieben die Franzosen Kirchtürme als Festungen zu benutzen, um dadurch dem Feind größere Verluste beizufügen. Diese so bewaffneten Kirchen werden deutscherseits den Haager Verträgen gemäß unter Feuer genommen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sermaize! O unglückliche Stadt, von deinen 800 Häusern sind nur 70 dem Verderben entgangen. Das lachende Sermaize-les-Bains, das auf einmal Bombardement und Feuersbrunst kennen lernen mußte. Nicht weit davon liegt Révigny. Ein Teil dieser Stadt ging in Flammen auf und mit ihm fanden viele Verwundete in einem Pensionat den Feuertod. — Und so komme ich nach Heiltz-de-Maurupt, Etrepy, Bignicourt, Buisson, Vavray-le-Grand, ein modernes Pompeji.

Einige dieser Ortschaften wurden bombardiert, weil sie mitten in der Feuerlinie lagen. Aber die meisten von ihnen wurden durch die Franzosen selbst niedergebrannt. Den Einsichtigen wird das neuerdings als Beweis zu gelten haben, daß der Krieg oftmals die bittere Notwendigkeit vorschreibt, sich am eigenen Gute zu vergreifen, um wievielmehr daher am Besitztum des Feindes, dem jedenfalls im Kriege keine Macht mehr Respekt entgegenbringen wird als dem eigenen. Angesichts dieser Tatsache dürfte auch der französische Lärm in der Pariser Presse über die angebliche systematische Beschießung von Kirchen durch deutsche Truppen von uns endgültig abgelehnt werden. C'est la guerre! sagen die Franzosen und von diesem Standpunkt aus meinen sie, daß das Niederbrennen von Dörfern, Häusern und Kirchen Notwendigkeiten sind, die der Krieg erheischt. Gegen solche Roheiten gibt es keine Entschuldigungen, zumal vom strategischen Standpunkt eine solche Zerstörung ganzer Ortschaften oft sich nicht von Nöten machte.

In Glannes ist das Grauen groß. Von diesem friedlichen Dorf sind nur noch vier Häuser übrig geblieben. An einem stehenden Mauerrest sehe ich noch einen Briefkasten hängen. Dort stand das Postgebäude. Von der Dorfschmiede ist nur der Ambos übrig geblieben und eine Mühle hat nur ihr Rad dagelassen. Die Kirche ist auch fort. Sie liegt in Trümmern, aus denen ein großes Kruzifix in den grauen Schneehimmel emporragt. Manches Mobiliar liegt in Schutt und Asche, hier ein Küchenherd, dort eine Nähmaschine, da das Gerippe eines Kinderwagens; bunt umhergestreut Kleider-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fetzen und Kochgeschirre. Außerhalb des Dorfes erinnern eine Anzahl zerstörter Wagen und Automobile sowie Trümmer einer zerschossenen Windmühle an die hier gewüteten Kämpfe. Nicht weit von all diesem Jammer steht als Rest eines großen Bauerngutes nur noch ein Taubenschlag, dessen niedliche Insassen nach der Schlacht wieder zurückgekommen sind.

Ich gehe hinüber nach Huiron. Eine schwarze Ruine beherrscht diese tragische Landschaft. Hinter trauernden Tannen hat sie sich versteckt, um nicht ihre Blöße zu zeigen. Ich komme näher und muß erkennen, daß sie ehemals eine Kirche war. Die reizende Kirche von Huiron! Sie schaut ins Tal auf die Dorfhäuschen hinab wie eine schützende Mutter. Der Friedhof hinter der Kirche ist ebenfalls durch der Granaten Kraft durchwühlt. Eine Bombe hat ein Grab geöffnet und frei liegt ein Gerippe, als wollte es sagen, daß es noch viel zu wenig Tote gibt.

Huiron gegenüber liegt Courdemanges, ein anderes Dorf mit einer schönen Kirche. Ehe ich dorthin gelange, stoße ich auf eine Weide, wo zwei Tannenkreuze emporragen als Wächter vieler ewigschlafender Deutschen und Franzosen. Ein übler Geruch umgibt die beiden Massengräber. Einige andere Gräber liegen in Gemüsegärten, deren Holz- und Erdhäuschen der Zerstörung entgangen sind. Sachsengräber, Schwabengräber! Deutsche Helden schlafen hier unter Kohl, Bohnen, Salat und Kartoffeln den ewigen Schlaf. Auch diese Gegend ist schauderhaft verwüstet und wird für alle Zeiten als eines der berühmtesten Schlachtfelder der Weltgeschichte bekannt bleiben. Reiche Schlösser, stattliche Villen und behäbige Landhäuser mit ausgedehnten Parkanlagen und hundertjährigem Baumbestand sind, um freies Schußfeld zu gewinnen, von den Franzosen dem Erdboden gleichgemacht worden. Am Ausgang des Dorfes nach Frignicourt zu ist vom Schloß nichts mehr erhalten, als ein ehemals wundervoller, jetzt verwüsteter Park. Die Franzosen haben ihre eigenen Kanonen darauf gerichtet. Daneben liegen Massen- und Einzelgräber von gefallenen Deutschen und Franzosen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frignicourt sieht nicht anders aus. Hier blühte vor dem Kriege Wohlstand. Davon zeugen die noch stehengebliebenen Häuser und die neue, unversehrte Kirche. Der Anblick der Straßen und Gassen ist von den meisten Einwohnern verlassen und eine traurige Stille umfängt den Besucher.

Durch diese Totenstätte gehe ich zurück nach Vitry. Vor einem Massengrab, worin der Feind Sachsen, Schwaben und die Seinigen zur letzten Ruhe gebettet hat, knien im Schnee eine Mutter in Schwarz, zwei junge Mädchen und ein Bub auch in Schwarz und beten still zu Gott. Durch die stillen Lüfte säuselt das Abendgeläut von Vitry-le-François, deren erste Lichter ich durch kahle Pappeln und Eschen erblicke.

Stellungskämpfe

Von Major a. D. Schreibershofen

Mit einer Offensive großen Stils durch Belgien und Nordfrankreich begann der Weltkrieg auf dem westlichen Kriegsschauplatze, er führte die deutschen Heere in schnellem Siegeszuge innerhalb dreier Wochen bis an die Marne. Die durch die Verfolgung des in mehreren siegreichen Schlachten geschlagenen französischen Heeres etwas auseinandergekommenen deutschen Armeen wurden durch das Vorgehen frischer feindlicher Kräfte aus der Gegend von Paris gegen ihre westliche Flanke zum Rückzuge hinter die Aisne gezwungen, wo sie eine befestigte Feldstellung bezogen. Das geschah Mitte September und noch heute toben die Kämpfe um diese Stellung. Nachdem die französischen Angriffe abgeschlagen waren, bezogen die Franzosen auf dem anderen Aisne-Ufer ebenfalls eine befestigte Stellung, die wiederum von den Deutschen angegriffen wurde. Im Laufe der Zeit hat sich die Stellung immer mehr ausgedehnt und reicht jetzt von der Nordseeküste über Soissons—Reims durch den Argonnen-Wald bis nach Verdun und der Sperrfortslinie der Maas, ja in gewissem Sinne findet sie eine Fortsetzung noch weiter nach Süden bis an die Schweizer Grenze. Auf dieser ganzen, weit ausgedehnten Schlachtfront liegen sich die beiden Parteien in befestigten Stellungen dicht gegenüber. Sie versuchen an den verschiedensten Stellen aus ihr heraus den Angriff fortzusetzen und die feindliche Stellung zu erobern. Angriff und Gegenangriff folgen aufeinander, ohne daß bisher eine der Parteien einen entscheidenden Erfolg er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zielt hätte. Ueber vier Monate dauern diese Kämpfe an, die immer mehr den Charakter des Festungskrieges angenommen haben.

Im Osten haben die Russen nach dem Scheitern ihrer großen gegen Posen und Schlesien gerichteten Offensive westlich der Weichsel ebenfalls eine befestigte Feldstellung bezogen, die sich von der Einmündung der Bzura in die Weichsel bis zur Nida-Mündung durch ganz Polen hindurch zieht und in West-Galizien ihre Fortsetzung bis in die Karpathen-Linien findet. Nur auf dem nördlichen Heeresflügel gehen die deutschen Truppen angriffsweise vor, auf den übrigen Teilen der Schlachtfront haben die Verbündeten sich ebenfalls eingegraben. Also auch hier liegen sich die beiden Parteien in zwei befestigten Feldstellungen einander hart gegenüber, und Angriff und Gegenangriff wechseln in derselben Weise ab, wie auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Diese Gestaltung der Kriegführung, die sich unter ganz verschiedenen Verhältnissen auf beiden Kriegsschauplätzen in ziemlich ähnlicher Weise herausgebildet hat, kann nicht auf einen bloßen Zufall zurückgeführt werden, man muß vielmehr in dem Stellungskampf eine charakteristische Eigenart des modernen Krieges erblicken, durch die er sich sehr wesentlich von den früheren Feldzügen unterscheidet.

Zwar hat es in früheren Zeiten auch schon Stellungskämpfe gegeben, die auch schon zur Zeit der Söldner- und Werbeheere der Kriegführung ein bestimmtes Gepräge verliehen. Es war dies der kunstvolle Manövrier- und Stellungskrieg des XVIII. Jahrhunderts, dem Napoleon, der große Schöpfer des modernen Krieges, ein jähes Ende bereitete. Aber jene Stellungskämpfe stellten etwas anderes dar, als die jetzigen. Die aus der Werbung hervorgegangenen Heere waren ein so kostbares, schwer zu ersetzendes Instrument, daß jeder Herrscher und Führer es möglichst vor großen Verlusten zu bewahren suchte. Die Führung vermied daher im allgemeinen blutige Entscheidungsschlachten mit ihren großen Opfern an Menschen. Sie suchte den Kriegszweck auf anderem Wege zu erreichen. Durch kunstvolle Manöver sollte der Gegner ermattet und mürbe gemacht werden, so daß er sich schließlich den Bedingungen des gewandteren Gegners unterwarf. Nicht durch schnelle, entscheidende Siege und Vernichtung des Gegners, sondern durch Beziehen günstig gelegener Stellungen, die der Gegner ihrer Stärke wegen nicht anzugreifen wagte, durch Bedrohen der Flanke und rückwärtigen Verbindungen, durch Abschneiden der Zufuhren sollte der Wille des Gegners gebrochen und die Entscheidung herbeigeführt werden. Das war die Manövrier- und Ermattungsstrategie, der sich selbst ein Friedrich der Große nicht gänzlich zu entziehen vermochte. Zwar erstrebte er die Schlacht, er suchte eine blutige Entscheidung, aber schließlich waren die Verhältnisse stärker, wie er. In den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges fehlte ihm die Kraft, um die Entscheidung durch Schlachten herbeizuführen. Auch er mußte sein Heer schonen und konnte eine — Schlachtenentscheidung nur dann herbeiführen, wenn ihm der Erfolg in sicherer Aussicht zu stehen und nicht mit zu hohen Opfern verknüpft zu sein schien.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß Napoleon mit dieser ganzen Art der Kriegführung brechen konnte, lag nicht allein an seinem überragenden Feldherrngenie, an seiner rücksichtslosen Energie, sondern auch in der veränderten Zusammensetzung der Heere. Das Volksheer bot ihm die Möglichkeit, die Verluste schnell wieder ersetzen zu können. Der einzelne Soldat hatte seinen ganzen großen Wert verloren. Mochten Tausende dahin geopfert sein, um den Sieg zu erringen, das Volk gab neue Rekruten her, um die Lücken wieder auszufüllen. Die neue Taktik war dabei einfacher geworden, so daß die Ausbildung des Mannes sehr viel schneller vor sich ging. In den heimatlichen Depots wurden fortwährend neue Leute ausgebildet, die nach kurzer Zeit dem Feldheere nachgesendet werden konnten. So verschwand der kunstvolle Stellungskrieg. Es kam hinzu, daß auch gerade die Volkskriege, bei denen die ganze Nation in Mitleidenschaft gezogen war, eine schnelle Entscheidung erforderten, weil nicht mehr ein besonderer, meist aus Ausländern bestehenden Stand den Krieg führte, sondern das ganze Volk.

Alle diese Verhältnisse liegen auch heute noch vor. Volksheere, die sich auf die ganze Nation stützen und denen deshalb ein schier unerschöpfliches Menschenmaterial zur Verfügung steht, einfachste Formen der Taktik, so daß der Rekrut in wenig Monaten zu einem kriegsbrauchbaren Soldaten ausgebildet werden kann, größte Energie der Führung, die in kurzen, wenn auch noch so blutigen Schlägen eine schnelle Entscheidung herbeizuführen sucht, die Notwendigkeit aus wirtschaftlichen und finanziellen Gründen den Krieg möglichst bald zu beenden — und trotz alledem wieder ein Stellungskampf, in dem sich die beiden Millionenheere in befestigten Stellungen monatelang einander gegenüberliegen, ohne daß eine Entscheidung fällt, ein schrittweises Vorarbeiten mit allen Mitteln des Festungskrieges. Die Führer suchen die Schlachtenentscheidung, können sie aber nicht finden und sind zum Stellungskrieg gezwungen. Dies muß also, da es sich auf den beiden Kriegsschauplätzen in gleicher Weise ereignet, in allgemeinen Ursachen begründet sein, die außerhalb des Willens des einzelnen Führers liegen, und denen er sich nicht entziehen kann, so wenig ihm dies auch in seine Absichten passen und seinen Anschauungen entsprechen mag. Wir haben es jedenfalls mit einer ganz neuen Erscheinungsform des neuzeitlichen Krieges zu tun. Ihren Gründen nachzugehen und den inneren Zusammenhang zu erforschen, kann auch jetzt schon versucht werden, wenn sich die kriegerischen Ereignisse an allen ihren Einzelheiten noch nicht klar übersehen lassen.

* *

Die Energie der Kriegführung, die im Laufe des letzten Jahrhunderts immer mehr gestiegen ist, als Folge der Einführung der Volksheere, hat auf der einen Seite bewirkt, daß die Vernichtung des Gegners in der denkbar schärfsten und schnellsten Weise erstrebt wird, während andererseits alle Mittel angewendet werden, um sich ihr zu entziehen. Wie immer hat jede Steigerung des Angriffes und seiner Mittel auch eine Steigerung der Deckungsmittel und des passiven Widerstandes verursacht. In der Regel war es der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwächere, der durch Anwendung von Deckungsmitteln einen Ausgleich des Kräfteverhältnisses herbeizuführen suchte. Dabei war es nicht notwendig, daß die Schwäche der einen Partei lediglich in der Zahl der Streitkräfte bestand, auch die Ueberlegenheit in der Führung, Ausbildung und Bewaffnung konnte dabei eine ausschlaggebende Bedeutung besitzen. Die Ungleichheit des Kräfteverhältnisses brauchte sich ferner auch nicht auf den ganzen Kriegsschauplatz zu erstrecken, sondern sie kann auch nur einen Teil betreffen. Wenn z. B. der an und für sich Stärkere seine Kräfte der Hauptsache nach auf einem Punkte vereinigt, um dort mit großer Ueberlegenheit aufzutreten und einen durchschlaggebenden Erfolg zu erzielen, so wird er auf den anderen Teilen verhältnismäßig schwach sein, vielleicht sogar dort dem Feinde unterlegen, und dann wird er auch an jenen Stellen alle Deckungsmittel künstlicher oder natürlicher Art ausnutzen, um den Gegner aufzuhalten, bis er mit seinen Hauptkräften die Entscheidung herbeigeführt hat. Gerade die Energie der Kriegführung strebt danach, alle sonst irgendwie entbehrlichen und verfügbaren Kräfte auf dem entscheidenden Punkte zu vereinigen und sich nicht zu zersplittern. Wer aber in Folge seiner Schwäche den Gedanken auf eigenes offensives Vorgehen und das Suchen der Entscheidung aufgegeben hat, wird den passiven Widerstand möglichst lange fortzusetzen suchen, immer in der Hoffnung, daß sich die Kraft des Stärkeren an ihm brechen und allmählig erlahmen wird, sodaß es entweder zu einem ergebnislosen, beide Teile erschöpfenden Kampfe kommt, oder daß sich schließlich sogar das Kräfteverhältnis in Folge der eingetretenen Verluste derart verschiebt, daß der ursprünglich Schwächere schließlich die Oberhand gewinnt, seinerseits zum Angriff übergehen und die Entscheidung suchen kann. In diesem Falle wird dann sofort die andere Partei sich die Vorteile des Geländes und künstlicher Deckungen zu Nutzen machen. Der Stellungskampf wird fortgeführt, nur mit veränderten Rollen. Je rücksichtsloser und energischer die eine Partei vorgeht, desto mehr wird die andere Partei zu hartnäckigster Defensive und zur Anwendung aller derjenigen Mittel veranlaßt, die das Vorgehen des Gegners erschweren können. So hat gerade die gesteigerte Energie der Kriegführung zu einer vermehrten Anwendung des Stellungskampfes geführt, so paradox dies auch zunächst klingen mag.

Ein zweiter Grund lag in der gesteigerten Waffenwirkung. Handfeuerwaffen und Geschütze sind in den letzten Zeiten immer mehr gesteigert worden, sowohl hinsichtlich der Schußweiten, als auch der Treffähigkeit und der Wirkung. Damit vermehrten sich auch die Verluste, so daß schließlich das Vorgehen des ungedeckten Gegners über offenes freies Gelände gegen einen unerschütterten Gegner immer schwieriger, schließlich beinahe unmöglich wurde. Dadurch gewann zunächst die Verteidigung — vom rein materiellen Standpunkt aus betrachtet — eine große Stärke. Es war bei ihr möglich, sich ein günstiges Gelände auszusuchen, es künstlich zu verstärken, die Wirkung der Schußwaffen voll auszunutzen und sich selbst der feindlichen Waffenwirkung durch Anlage und Benutzung künstlicher Deckungen zu entziehen. Der Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teidiger brauchte keine großen aufrechtstehende Ziele zu zeigen, wie der Angreifer, wenn er von einer Feuerstellung vorstürmte, um die nächste zu erreichen. Dadurch war es möglich, daß auch der Schwächere den Angriff stärkerer überlegener Kräfte lange Zeit aufhalten konnte. In der Anwendung der Deckungsmittel erreichten die Truppen bald eine außerordentliche Gewandtheit und Geschicklichkeit. Die Schützengräben wurden immer tiefer und steiler, um auch gegen das flacheinfallende Schrapnellfeuer zu schützen. Kopfdeckungen, zum Teil in Verbindungen mit Schutzschilden wurden eingeführt, besondere Schrapnellwehren gegen das von oben kommende Feuer errichtet. Traversen schützten gegen Längsfeuer in der Grabenrichtung, Unterstände dienten zum Schutze der nicht im Feuer befindlichen Teile der Besatzung und für die zurückgehaltenen Unterstützungstrupps und Reserven. Annäherungswege, teilweise zickzackförmig geführt, erleichtern ihre Heranführung. Hindernisse vor der Front erschwerten die Annäherung des Gegners. Von der Technik wurde ein ausgedehnter Gebrauch gemacht. So entstand die moderne Feldbefestigung, die in kurzer Zeit einen außerordentlichen hohen Grad von Widerstandskraft erhielt. Die Truppen waren im Frieden in ihrem Bau besonders ausgebildet, die technischen Waffen wurden vermehrt, die Ausrüstung der Truppen mit tragbarem Schanzzeug erweitert, Vorschriften über die Feldbefestigung erlassen, die den Erfahrungen der letzten Kriege auch auf den außereuropäischen Kriegsschauplätzen entsprachen und zahlreiche Friedensübungen sorgten dafür, daß Führer und Truppe sich mit dem Inhalte dieser Verordnungen vertraut machten und ihn in die Praxis überführten. So wurden die Heere in den letzten Friedensjahren ganz systematisch auf die Anwendung der Feldbefestigung erzogen und daraufhin ausgebildet, von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß man in ihr das wirksamste Mittel gegen die feindliche Waffenwirkung besäße. Und dies fand nicht nur in der deutschen, sondern gleichzeitig auch bei allen anderen Heeren statt, wobei allerdings einige Heere, dem Volkscharakter entsprechend, größere Geschicklichkeit und Vorliebe zeigten, als andere. Dem deutschen Soldaten liegt die Verteidigung überhaupt und namentlich das Eingraben und die Anwendung von Erddeckungen fern, er vergräbt sich nicht gern wie ein Maulwurf, im Boden, sondern er stürmt lieber gegen den Feind an. Es bedürfte deshalb anstrengender Friedensarbeit, um diese natürliche Abneigung zu überwinden. Daß dies gelungen ist, haben die jetzigen Ereignisse in Nordfrankreich und Westflandern genügend bewiesen. Der Russe dagegen besitzt eine besondere Geschicklichkeit in der Ausführung von Erd- und Deckungsarbeiten, wie denn überhaupt die ganze Verteidigung seiner passiven Natur mehr entspricht, und er in ihr gerade Vorzügliches leistet, die Franzosen haben schon 70/71 gezeigt, daß sie Meister in der Ausnutzung des Geländes sind, während die Engländer — ähnlich den Deutschen, weit mehr den Angriff bevorzugen und sich nur ungern zu Erdarbeiten entschließen. Aber selbst die offensivste Kriegführung, wie die deutsche, kann durch die Verhältnisse zur Defensive und damit zur Anwendung des Stellungskampfes gezwungen werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn nach den heutigen Anschauungen ist es undenkbar, daß eine Partei, die sich zu einem defensiven Verhalten entschließt, nicht auch sofort zur Verstärkung ihrer Stellung schreitet. So tief ist die Ueberzeugung von der Notwendigkeit von Deckungen bei jeder Truppe durchdrungen, daß sie von selbst sofort zum Spaten greifen wird, wenn der Befehl zur Verteidigung an sie gelangt. Und kommt dieser Befehl erst spät am Abend, so wird eben die Nacht dazu benutzt.

Auch die große, durch das Auftreten der Millionenheere bedingten Kampffronten sind von Einfluß gewesen. Hatte früher eine Schlachtfront höchstens 15—20 Kilometer betragen, so erreichen sie jetzt Ausdehnungen von 400 Kilometer und darüber. Von der Nordseeküste bei Nieuport geht die Stellung der beiden Parteien ohne Unterbrechung bis zur Schweizer Grenze bei Altkirch und von der Bzura-Mündung in die Weichsel ziehen sich die Linien der kämpfenden Truppen bis in die Karpathen hinein. Bei solch großen Ausdehnungen können die Flügel leicht gegen eine Umgehung und Umfassung geschützt werden. Es kann sowohl die natürliche Beschaffenheit des Geländes dazu ausgenutzt werden, als auch die vorhandenen Festungen. So ist in Westflandern der nördliche Heeresflügel durch die Nordsee gegen alle Umfassungen geschützt, und im Osten lehnen sich die Franzosen an die Festung Verdun und die südlich davon befindliche Sperrfortslinie der Maas an, weiter im Süden finden sie Schutz an der neutralen Schweiz, die nicht betreten werden darf. In Polen ist die rechte Flanke der Russen durch den breiten Weichselstrom und das dahinter liegende Festungsdreieck von Warschau—Nowo-Georgijewsk und Segrshe geschützt, in Westgalizien haben die österreichisch-ungarischen Truppen den Kamm des Karpathengebirges besetzt, um sich gegen einen umfassenden Angriff zu sichern. Die früheren schwächeren Heere mit ihren kleineren Fronten konnten derartige Flügelanlehnungen sehr viel schwieriger finden, in den meisten Fällen war ihnen dies überhaupt ganz unmöglich. Wenn ein Millionenheer eine Front von etwa 3—400 Kilometer einnimmt, ist gleichgültig, ob es sich noch um 30 oder 40 Kilometer weiter ausdehnt, oder seine Front um dieses Maß verkürzt, wenn es sich dadurch einen guten Flankenschutz verschaffen kann. Ein kleineres Heer, das unter normalen Verhältnissen nur 20 Kilometer einnimmt, kann sich aber nicht ohne schweren Schaden um 10 oder 15 Kilometer weiter ausdehnen. Wenn deshalb auch die Ueberzeugung allgemein ist, daß der umfassende Flügelangriff stets anzustreben ist, weil er am ehesten und schnellsten eine Entscheidung bringt und die Vernichtung des Gegners herbeiführt, so ist diese Absicht doch häufig nicht ausführbar. Gegen einen Gegner, der seine beiden Flügel wirksam geschützt hat, bleibt dann nur der frontale Angriff übrig, trotz aller Bedenken, die dagegen sprechen. Bei einem solchen ist der Verteidiger aber immer in der Lage, seine Stellung auszubauen und zu verstärken. Es entsteht dann ein Stellungskampf, bei dem auch der die schnelle Entscheidung suchende Angreifer zu einem langsamen, planmäßigen Vorgehen gezwungen ist.

Der Grundsatz, daß bei einem Kriege alle Kräfte des Staates und Volkes in den Dienst des Heeres gestellt werden müssen, hat beim Stellungskriege

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Heranziehung der Zivilbevölkerung zur Ausführung der Arbeiten geführt. Zahlreiche Leute, die aus irgend einem Grunde nicht zum eigentlichen Heeresdienst geeignet sind, können aber sehr wohl noch Erdarbeiten und ähnliches ausführen. Es ist bekannt, daß namentlich Rußland seine Bevölkerung in der rücksichtslosesten und härtesten Weise zu solchen Arbeiten heranzieht und dadurch die Feldtruppen entlastet. Es ist dann auch möglich, befestigte Stellungen in vorsorgender Weise für „etwaige" Fälle anzulegen und auszubauen, so daß die Truppe, wenn sie dann tatsächlich in eine bestimmte Gegend kommt, dort schon fertige Stellungen vorfindet, die sie nur zu besetzen braucht. Dies wird sich vielfach bei rückwärtigen Bewegungen empfehlen. Dieses Verfahren sollen die Russen angewendet haben und dadurch ist ihr hartnäckiger und langwieriger Widerstand mit zu erklären. Eine Verfolgung des Gegners, die den erfochtenen taktischen Sieg ausnutzen und bis zur Vernichtung des Gegners durchführen will, wird dadurch außerordentlich erschwert, vielfach ganz unmöglich gemacht. Die geschlagenen und geworfenen Truppen finden in den neuen Stellungen Aufnahme, wo sie sich wieder sammeln und ordnen, und alsdann den Widerstand von Neuem aufnehmen können. Auch dies trägt dazu bei, die Dauer der Kämpfe zu verlängern und die volle Ausnutzung eines erfochtenen Erfolges zu erschweren. —

* * *

Die Truppe, die den Angriff gegen eine mit allen Mitteln der Kunst und der Technik ausgebaute und hartnäckig verteidigte, befestigte Feldstellung durchführen mußte, konnte nicht in der sonst im Feld- und Bewegungskrieg üblichen Art und Weise vorgeführt werden, sondern mußte dazu neue Mittel und Wege einschlagen, die dem Festungskriege entnommen waren. Ein Vorgehen über freies Feld war überhaupt nicht mehr möglich, auch kurze Sprünge brachte die angreifende Truppe nicht vorwärts; sie brach unter dem Feuer des Verteidigers zusammen und blieb liegen. Und was ungedeckt auf freiem Felde lag, wurde auch bald ein Opfer der feindlichen Waffen. Natürliche Deckung fand sich nicht mehr vor, da der Verteidiger das Schußfeld vor seiner Front vollkommen aufgeräumt und frei gemacht hatte, so daß jeder auf kurze Entfernungen abgegebene Schuß auch ein Treffer war. Es war auch nicht möglich, den in seinen Deckungen befindlichen Gegner zu erschüttern und die Stellung mit den gewöhnlichen Mitteln sturmreif zu machen. Wohl mochte der Angreifer anfangs bei diesem Stellungskriege versucht haben, den Nahangriff in der gewöhnlichen Weise durchzuführen, aber die blutigen Verluste, die er dabei erlitt und die Unmöglichkeit des Vorwärtskommens zwangen ihn dann, wenn auch gegen seinen Willen, ein anderes Verfahren einzuschlagen. Er mußte sich zunächst, sowie er die Nahentfernungen erreicht hatte, und sobald sein Vorgehen ins Stocken kam, sich gleichfalls eingraben und künstliche Deckungen verschaffen. Nur so vermochte er es überhaupt, im Feuer des Verteidigers auszuhalten. Und so entstand auch auf Seite des Angreifers eine ausgebaute Stellung, die zwar zunächst nur zur Deckung dienen sollte, aus der aber zugleich der Gegner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beschossen werden mußte, um seine Widerstandskraft zu brechen. Außerdem sollte sie zur Abwehr feindlicher Gegenangriffe dienen, mit denen bei einem offensiven Gegner jederzeit gerechnet werden mußte. Sie hatte daher auch einen defensiven Charakter. Je tätiger der Verteidiger war, je öfters er mit Gegenangriffen vorging, desto mehr trat auch dieser Charakter in den Vordergrund.

Das weitere Vorgehen aus dieser Stellung erfolgte mit Hilfe des Sappenverfahrens. Es werden mehrere schmale Gräben in der Richtung auf den Gegner vorgetrieben, wobei der ausgeworfene Boden vorwärts und seitwärts des Grabens zu einem Schutzwall verwendet wird, der gegen das feindliche Feuer deckt. Liegt der Graben in der Längsrichtung des feindlichen Artilleriefeuers, so daß er dagegen nicht genügend schützt, so wird er zickzackförmig geführt. Haben diese parallel nebeneinander vorgetriebenen Gräben eine bestimmte, nach den örtlichen Verhältnissen verschiedene Länge erreicht, so werden die Endpunkte durch Seitengräben verbunden, die allmählich immer mehr verbreitet und ausgebaut werden. Es entsteht auf diese Weise eine neue Infanteriestellung, in die die Truppen unter Benutzung der bisherigen Sappengräben gedeckt gelangen können. Sie erhalten jetzt die Aufgabe von Zugangs- und Verbindungswegen. Dieses Sappenverfahren konnte hier nur in seinen Grundzügen charakterisiert werden. Es erfährt die verschiedensten Aenderungen, die von den örtlichen Verhältnissen abhängen. Es ist aber einleuchtend, daß diese Art des Vorgehens nur sehr langsam erfolgen kann, und daß es viel Zeit in Anspruch nimmt, namentlich da in dem Sappengraben nur immer ein Mann gleichzeitig arbeiten kann, denn gerade in der geringen Breite der Gräben bei großer Tiefe und steilen Rändern liegt der wirksamste Schutz gegen das feindliche Feuer. Schwierig ist die Ausführung der Arbeit, wenn der Boden nicht fest genug ist, so daß die Ränder nicht halten, sondern besonderer Verkleidungen bedürfen, oder wenn der Grabende auf felsigen und steinigen Boden stößt, der sich nur unter Anwendung besonderer Geräte bearbeiten läßt. Auch lang anhaltender Regen kann die Arbeiten sehr aufhalten und verzögern. Häufig werden die Arbeiten auch durch feindliche Ausfälle gestört. Gelingt es dem Gegner, bis an die in der Ausführung begriffenen Sappen vorzudringen und sie zu zerstören, so ist binnen kurzer Zeit die Tätigkeit vieler Tage, ja Wochen vernichtet und es muß mit der ganzen mühseligen Arbeit wieder von vorn begonnen werden.

Ist der Angreifer auf diese Weise schließlich bis auf die nächsten Entfernungen vorgerückt, so ist auch diese Weise des Vorgehens nicht mehr anwendbar. Ist der Verteidiger inzwischen noch nicht niedergekämpft, und seine Widerstandskraft gänzlich gebrochen, so daß ein Sturm Aussicht auf Erfolg hat, so geht der Angreifer zum Minenkrieg über.

Die Minen, durch die die feindlichen Werke unterirdisch zerstört werden sollen, sind ein altes Kriegsmittel, das in den Kriegen und Belagerungen früherer Jahrhunderte eine große Rolle gespielt hatte. Der Minenkrieg hatte einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hohen Grad technischer Vollkommenheit erreicht. In der letzten Zeit war er aber vernachlässigt worden. Man hielt ihn nicht mehr für notwendig, weil man die Zerstörung der feindlichen Werke auf schnellere und bequemere Art und Weise durch die gesteigerte Wirkung der Artillerie zu erreichen hoffte. Wenn es den Geschützen mit ihren schweren Geschossen gelang, die Werke aus der Entfernung zu zerstören, die feindlichen Geschütze zu vernichten, die Unterkunftsräume unbrauchbar zu machen und die gesamte Widerstandskraft zu brechen, so bedurfte es dazu nicht mehr des langwierigen Minenkrieges. Die Belagerung von Port Arthur hatte aber gezeigt, daß man sich in dieser Hoffnung getäuscht und die Wirkung der Artillerie bei weitem überschätzt hatte. Trotzdem die Japaner selbst 28 cm-Haubitzen zur Verwendung brachten, konnten sie die russische Festung nicht sturmreif machen. Es mußte wieder zum Minenkrieg gegriffen werden. Seitdem wurde das Minieren in allen Heeren der europäischen Staaten wieder eingeführt und bildete einen wesentlichen Dienstzweig der Pioniere, deren Ausbildung dadurch aber erheblich erschwert wurde. Bei der kurzen zweijährigen Dienstzeit war es nicht mehr möglich, den Pionier in allen Zweigen des Feld- und Festungspionierdienstes gleichmäßig auszubilden. Es führte dies zu einer Trennung der Pioniere in Feld- und Festungspioniere. Der jetzige Weltkrieg hat aber durch die Einführung der Kruppschen 42 cm-Mörser und der österreichischen 30,5 cm-Motorbatterien die Wirkung der Belagerungs-Artillerie derart gesteigert, daß die feindlichen Festungswerke ohne Verwendung von Minen zerstört und sturmreif gemacht werden konnten. Lüttich, Namur, Antwerpen und die zahlreichen französischen Sperrforts sind von den deutschen Truppen erobert worden, ohne daß es dabei zu einem Minenangriff gekommen ist. Dagegen ist es notwendig gewesen, gegen die Feldstellungen mit Minen vorzugehen, weil ihnen auf anderem Wege nicht beizukommen war. Der Minenkrieg wird sowohl von den Deutschen, als auch von den Franzosen in großem Maße angewendet. Zu seiner Ausführung gehört ein in diesem Dienst besonderes ausgebildetes technisches Personal.

Liegen sich die beiden Parteien in ihren befestigten Stellungen auf den nächsten Entfernungen einander gegenüber, so muß das Artilleriefeuer in der Regel eingestellt werden, weil es in Folge der Streuungen und der schwierigen Beobachtung die eigenen Truppen gefährdet. Selbst Steilfeuergeschütze vermögen dann nicht mehr über die eigene vorderste Linie hinweg zu feuern. Will die Artillerie nicht ihr Feuer gänzlich einstellen, so muß sie es auf das hinter der Stellung befindliche Gelände verlegen, um die dort befindlichen Reserven und Unterstützungstrupps zu treffen und einen Verkehr hinter der Front zu erschweren. Die vorderste Linie bleibt dann von der Artillerie unbeschossen, dadurch wächst aber die Schwierigkeit, sie sturmreif zu machen, den Gegner zu erschüttern und dadurch die Bedingungen für die Ausführung des Sturmes und die schließliche Niederringung des Gegners herbeizuführen. Es mußten deshalb neue Kriegsmittel eingeführt, oder alte, schon vergessene Mittel wieder hervorgeholt werden, um die fehlende Artilleriewirkung zu ersetzen. Alle diese

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsmittel hatten den Zweck, aus der letzten Infanteriestellung hinaus die Gegner in seinen Deckungen zu treffen und zu vernichten. Daß dies auch tatsächlich in vollem Umfange gelungen ist, haben die letzten Ereignisse gezeigt. Nachdem diese Mittel längere Zeit erfolgreich angewendet worden sind, ist es den deutschen Truppen vielfach dann gelungen, den Sturm erfolgreich durchzuführen, und die feindliche Stellung zu erobern.

Eine weitere neue Erscheinung, die bei diesen Kämpfen hervortrat, ist der Nahkampf. Vielfach hatte man ihn vor dem Kriege für überwunden gehalten. Man glaubte, daß allein die Schußwaffe die Entscheidung herbeiführen würde. Dies ist aber nicht der Fall gewesen. Trotz aller Verbesserung der Schußwaffen und ihrer gesteigerten Wirkung, kann ein gut gedeckter Verteidiger bis zum letzten Augenblick in seiner Stellung aushalten. Mit der blanken Waffe im blutigen Nahkampfe muß er schließlich niedergemacht und aus der Stellung vertrieben werden. Nur eine Truppe, die fest entschlossen ist, den Kampf in dieser Weise bis zum äußersten durchzuführen und die dem Gegner so nahe auf den Leib rückt, daß das Bajonett die Entscheidung bringt, wird den Feind, auch wenn er sich in noch so stark befestigten Feldstellungen befindet, niederringen und sich die Palme des Sieges erkämpfen. In der deutschen Armee ist stets der offensive Geist gepflegt worden, und Führer und Truppen waren von der Notwendigkeit des Nahkampfes überzeugt. Daraufhin war auch die ganze Friedensausbildung zugeschnitten. Das Bajonettieren bildete stets einen wichtigen Dienstzweig, auf den ein großer Wert gelegt wurde. Die Richtigkeit dieser Anschauungen hat sich glänzend bewährt.

* * *

So lassen sich die Stellungskämpfe erklären, die sowohl auf dem westlichen wie auf dem östlichen Kriegsschauplatz in großem Umfange aufgetreten sind und augenblicklich die ganze Kriegführung beherrschen. Sie sind eine der am meisten hervortretenden Neuerscheinungen des modernen Krieges und stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit der Entwicklung der Millionenheere, der gesteigerten Waffenwirkung und der Energie der Kriegführung. Sie haben auch zu neuen Kriegsmitteln geführt. Sache der Führung ist es, die Schwierigkeiten zu überwinden, die diese neuen Kämpfe darbieten und dafür zu sorgen, daß die Energie der Handlung nicht darunter leidet und daß nicht an Stelle des schnellen und große Entscheidungen suchenden Kampfes ein langwieriges Angriffsverfahren tritt, in dem die alte Ermattungsstrategie wieder zur Anwendung kommt. Wenn auch das Vorgehen gegen eine befestigte Feldstellung nur langsam und in planmäßig methodischer Weise erfolgen kann, so darf dadurch doch die Offensive und die Angriffslust nicht leiden und es muß sich jede darbietende günstige Gelegenheit zu einem schnellen und entscheidenden Waffenerfolge voll und ganz ausgenutzt werden. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zu
Hermann Conradis Gedächtnis
(† 8. März 1890)

Schon fünfundzwanzig Jahre, seit er sich verblutete! Wer von den heute Lebenden weiß noch von ihm? Kaum daß hier und da noch einer in den „Liedern eines Sünders" blättert und plötzlich erschrickt, als ob ihm eine heiße Flamme ins Gesicht schlage. Als er mit 28 Jahren in Würzburg starb, war sein eifrigster Leser der Leipziger Staatsanwalt, der in seinem „Adam Mensch" ein unzüchtiges Buch entdeckt hatte. Er selbst hat die Verurteilung nicht mehr erlebt. Und wenn — er hätte höchstens gelächelt und dann ausgespuckt.

Was er war? Einer von jenen Einsamen, die beständig vor sich selbst auf der Lauer liegen und über jede Stunde ihres Daseins Gericht halten. Bald ein Gott, der sich nicht von dieser Welt fühlt, bald ein Narr, der aus der eigenen Haut fahren möchte und zu flennen beginnt, wenn es ihm nicht gelingt. Ein Ankläger, der mit der Pose eines Schauspielers der Welt den Spiegel vorhält und ihn im selben Augenblick mit der Faust zertrümmert. Ein Uebermensch, der mit Siebenmeilenstiefeln seiner Zeit vorauseilen möchte und im gemeinen Kot des Alltagslebens stecken bleibt. Ein Tempelschänder, der alte Gesetzestafeln zerbricht, und ein blinder Prophet, der trunken von neuen redet, die er nicht lesen kann. Ein brünstiger Asket, der seinen Leib in der wüstesten Sinnenbrunst badet, um den Ekel des Lebensüberdrusses erleben zu können. Und da er bei allem, was er lebte, zugleich Schauspieler und Zuschauer war und jede Sekunde seiner seelischen Zustände in ihre Atome zerfaserte, blieb von dem ganzen Menschen schließlich nur ein Bündel verworrener und widersprechender Stimmungen übrig, aus denen ein absterbendes und ein werdendes Jahrhundert der Menschheit zu uns redete.

Das ist viel und wenig, je nachdem man die Maßstäbe anlegt. Er war ein Stück Genie, aber kein Talent. Ueber Maßhalten und Sichbescheiden lächelte er verächtlich. Lieber wiegte er sich in der Schaukel des Größenwahns, um den quälenden Zweifel an sich selbst loszuwerden, oder prahlte mit einem abstoßenden Cynismus, um das Schamerröten seiner mimosenhaften Seele zu verbergen. Aber vergleicht man ihn mit dem, was um ihn war, nach ihm kam, so wächst er zusehends. Denn er war eben — auch einer. Und darum möchte ich eine Geschichte von ihm erzählen.

Eines Tages stieg ich in Leipzig in seine Studentenbude hinauf. Es war kurz, bevor er nach Würzburg reiste, um dort zu sterben. Als ich die Tür öffnete, sah ich ihn und seinen langen Freund Hänichen mit langen Schritten das Zimmer durchmessen — hin und her, her und hin, ohne ein Wort zu reden. Ich wollte den Mund auftun, aber beide winkten heftig ab. Endlich wurde mir die Sache zu dumm und ich fragte: „Was habt ihr denn heute?" Da kam dumpf wie ein Orakel aus beider Munde die seltsame Antwort: „Wir suchen die verlorenen Objekte." Und gleich darauf blitzte es in Conradis stahlgrauen Augen glückverheißend auf und — „Ich hab's", rief er mir zu. „Das Erste, was wir erkennen, ist weder eine Einheit noch eine Vielheit, sondern eine — Unheit." Ich sah erstaunt in sein strahlendes Gesicht. „Warum sagst du nicht einfach ‚etwas'?" warf ich ihm entgegen. „Das ist doch ein gutes deutsches Wort" Da sah er mich ganz verblüfft an,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wußte nicht, ob er lachen sollte, besann sich aber eines Besseren und knurrte verächtlich: „Das ist nicht dasselbe. Das deckt meinen Begriff nicht. Es fehlt die Nuance."

Da haben wir den philosophierenden Conradi mit der ganzen Komik seiner esoterischen Geheimsprache, die er sich aus den Abfällen der Scholastik von Thomas von Aquino bis Hegel zusammengequirlt hatte, aber auch mit der ernsten Gewissenhaftigkeit des Sprachschöpfers, dem sich seine Gedanken nur unter schweren Geburtswehen in Wörter umsetzen. „Es fehlt die Nuance." Klingt in diesem einen Satz nicht vorahnend die Sehnsucht nach dem, was die heutige Literatur von allem Vorangegangenen unterscheidet? Und der andere Satz: „Wir suchen die verlorenen Objekte" ist, so komisch er beim ersten Hören anmuten mag, die notwendige Ergänzung dazu. Man denke, daß er am Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts gesprochen wurde — damals, als Natur und Wirklichkeit das Schlagwort der Jungen waren und Arno Holz den konsequenten Naturalismus erfand. Da suchte Hermann Conradi schon nach den verlorenen Objekten! Was heißt das anderes als nach neuen Typen, die fähig wären, die neue Wirklichkeit, an der sich die Anderen begnügten, in künstlerische Gebilde zu verwandeln. Die Notwendigkeit der Stilisierung, von der heute alle reden, die nichts zu stilisieren haben, war schon im Jahre 1889 dem siebenundzwanzigjährigen Conradi aufgegangen. Und darum rannte er in seiner kahlen Studentenbude auf und ab und suchte die verlorenen Objekte.

Gewiß sind seine „Phrasen" als Dichtung ungenießbar und sein „Adam Mensch" nur als prachtvolles Zeitdokument richtig zu würdigen. Aber eines gewährt dem, der diese Selbstbespiegelungen mit dem Spiegel vergleicht, einen einzigartigen Genuß: einen jungen Draufgänger von Künstler im ehrlichen Ringen mit der Tücke des künstlerischen Objektes zu beobachten. Und daß dieses Objekt, das sich gegen die künstlerische Stilisierung sträubt, eben der gestaltende Künstler selber ist, gibt diesen merkwürdigen Autobiographien eine solche Lebendigkeit, daß dem, der sie so zu lesen versteht, die Unarten des ringenden Dichters zu lauter Tugenden werden. Und stoßen wir gar auf Stellen, wo die sprachschöpferische Kraft das Objekt bezwungen hat, so fühlen wir erst, was uns dieser Achtundzwanzigjährige hätte schenken können, wenn —

Doch ich sehe wieder, wie verächtlich sich die Mundwinkel des verschrumpelten Gesichts abwärts zieh'n, während die stahlharten Augen mich herrisch anblitzen: „Auch du?"

Edgar Steiger

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tu die Hand auf!

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

iesmal gilts. Borgt dem Vaterland. Leiht dem Reich auf Zinsen. Das Reich ist gut dafür und dem Vaterland tut es gut. Jeder soll zeigen und jeder soll sehen, daß Deutschland bei den Deutschen Kredit hat. Die finanzielle Stärke der Landeskinder zu zeigen, stärkt die Finanzen des Landes und den Glauben an seine Ausdauer und Willenskraft.

Der englische Schatzkanzler sagte und meinte, die finanziellen Hilfsquellen der Verbündeten seien „überwältigend viel größer als diejenigen Deutschlands." Widerlegt den Wahn dieser Worte durch die Tat eurer Unterschrift.

Die Großen und die Größten müssen herhalten, die Mittleren müssen zeigen, welche Kraft gemeinsam bei ihnen ruht und die kleinen Sparer können stolz darauf sein, zu beweisen, was ihre große Zahl vermag.

Die letzte Anleihe steht heute höher, als zur Zeit der Ausgabe, weil die Anlage gut ist und das Reich, hinter dem ganz Deutschland steht, sicherer ist als jedes Privatinstitut. Aber selbst, wenn der Kurs je einmal vorübergehend weichen würde, wie verschwindend wäre der kleine Nachteil gegen dem Nutzen und Dienst, den jeder seinem Staat in diesem Moment der Weltgeschichte leisten kann.

Also Hand auf! Wer bisher ängstlich und unsicher war und nicht zeichnen wollte, gebe sich selbst die Sicherheit durch die innere Befriedigung, privates und öffentliches Interesse verknüpft zu haben.

Wer zeichnen wollte, der zeichne mehr als er ursprünglich beabsichtigt hat. Er kann es und darum soll er's tun.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jeder kann sich selbst vergewissern, daß er Mut und Vertrauen hat auf die Kraft und die Zukunft des eigenen Volkes.

In diesem Kampf können auch die Daheimgebliebenen mitkämpfen. Hier hat jeder ein Mittel, den Frieden zu beschleunigen. Legt die fünf Milliarden auf den Tisch des Hauses. Ihr werdet die Früchte ernten.

Ernst von Körber

Von Stefan Großmann

Das war ein trübseliger Anblick, den Ministerpräsidenten Ernst von Körber a. D. viele Jahre lang in Wien müßig spazieren gehen zu sehen! Daß er und Franz Klein, sein Justizminister, in den Ruhestand versetzt waren, obwohl beider Kräfte noch im lebendigsten Unruhestand waren, das bedeutete ein Stück miserabler Menschenökonomie, das auch in Oesterreich als Kräfteverschwendung erkannt wurde. Beide, Körber und Klein, sind keine agitatorischen Naturen, sondern leidenschaftliche und unauffällige Arbeiter, wobei Franz Klein freilich noch die Möglichkeiten seiner bedeutenden theoretischen Tätigkeit verblieb. Aber Ernst von Körber spazierte über den Wiener Graben, flanierend, liebenswürdig lächelnd, heiter schielend, aber man konnte sich vorstellen, daß ein bohrender Gram über die aufgedrungene Untätigkeit in ihm wühlte! Er hatte das Unglück, das ja mehreren bedeutenden Leuten in Oesterreich widerfuhr, dem verstorbenen Thronfolger zu mißfallen. Niemand wußte, warum eigentlich. Vielleicht war er, irgend einmal, als Ungläubiger dargestellt worden.

Nun steigt Ernst von Körber aus dem Grabe (Franz Ferdinands) wieder ans Licht. Er ist gemeinsamer Reichsfinanzminister, will sagen: Der Minister für Bosnien. Das ist noch kein Betätigungsfeld für einen Mann von seinen Kenntnissen, seinem Machtdrang! Aber es ist der Anfang seiner Auferstehung!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er wird auch dieses Ressort gut verwalten, denn er ist ein sachlicher Arbeiter, er war zuerst im Eisenbahnressort, dann Handelsminister, eine Zeit lang in seinem Ministerium Justizminister, er wäre ja in seinem Ministerium am Liebsten der Leiter aller Ressorts gewesen. Und kein neuer dekorativer Vorstand! Er verspritzte Anregungen nach allen Seiten. Als Beamter, der den österreichischen Apparat von oben bis unten kennt, hat er eine große Reform der Verwaltung geplant und vorbereitet, als Justizminister hat er die Kriminalität der Jugendlichen durch ein angeordnetes Begnadigungssystem zu mildern versucht, als Handelsminister hat er alle Phasen der wirtschaftlichen Auseinandersetzung mit Ungarn kennen gelernt. — Damals hat er rühmlicherweise den Groll Tiszas erworben, der ihn einen „distinguierten Fremden" nannte — er hat, die Wichtigkeit von Triest erkennend, die zweite Eisenbahnverbindung Wien-Triest durchgesetzt und war im Begriffe, ein fast phantastisches Wasserstraßenprojekt für Oesterreich zu verwirklichen. Unter ihm ist Oesterreich — ohne viel Aufsehen — ein merkliches Stück aus dem Vormärz herausgerückt worden. Er hatte den Staatsanwälten das „objektive Verfahren", will sagen die Zensur, fast abgewöhnt. Mit Körbers Abgang wurde die stärkste Hoffnung auf eine Preßreform in Oesterreich eingesargt — gerade jetzt, da die Meinungsfreiheit in Oesterreich ärger beschnitten wird als in allen kriegführenden Staaten mit Ausnahme Rußlands, denkt man daran mit einiger Wehmut.

Er kennt Oesterreich — von innen! Wenn Ernst von Körber in den Jahren seines Ruhestandes seine Memoiren geschrieben hätte, so aufrichtig und freimütig, wie man es diesem scharfäugigen Geiste zutraut, so müßte sein Cotta auch dieses Manuskript an sicherer Stelle verwahren. Doch getrost — der Mann weiß zu schweigen. Er hat einmal als Ministerpräsident die „leidenschaftslose Beharrlichkeit" gepriesen, die der österreichische Staatsmann haben müsse — nun, er hat auch im Ruhestand Selbstzucht bewiesen, zum Schaden der politisch-psychologischen Literatur. Er kennt die Parteien, er hat lang genug, um sein Wort zu gebrauchen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im „Sorgenstuhl der nationalen Fragen" gesessen, er hat die Tschechen als Vermittler, Beschwichtiger und Geber, er hat die Deutschen als Studentenpolitiker kennen gelernt. Er war der erfolgreichste deutsche Staatsmann, den Oesterreich seit einem Menschenalter besaß und er wurde von den Deutschen wegen einer Lappalie gestürzt. Aber ihm ist von seiner Ministerpräsidentschaft ein für österreichische Verhältnisse erstaunliches Kapital an Vertrauen übrig geblieben. Er ist im Augenblick der Staatsmann, an den man in Oesterreich glaubt.

In Bosnien ist jetzt für den kommandierenden General mehr zu tun als für den Verwaltungschef. Herr von Körber wird in Wien wirken. Er wird in einem Augenblick, wo Ungarn in Tisza und Burian sehr mächtig vertreten ist, das Kräfteverhältnis im Dualismus zu Gunsten Oesterreichs verschieben. Schade, daß er in die augenblicklich wichtigste Frage, in die Approvisionierungsprobleme des Reichs, offiziell nichts dreinzureden hat. Die österreichisch-ungarische Monarchie steht erst vor der eigentlichen Lebensprobe auf den Dualismus! Wird Ungarn, die Getreidekammer, Oesterreich als Ausland ansehen, wie dies dem Buchstaben der staatsrechtlichen Bestimmungen entspricht? Man muß feststellen, daß die Maschine des Dualismus im Kriege zwar funktioniert hat, aber etwas knarrend und ein wenig zu langsam. Die Aufhebung der Getreidezölle z. B. würde von den beiden Regierungen nach vielen Konferenzen beschlossen! Gewiß! Aber erst zu einer Zeit, wo uns ein sehr wichtiges Einfuhrgebiet gerade vor der Nase verschlossen wurde. Die Vorstellung drängt sich auf, daß Körber hier ein schnelleres Tempo erzwungen hätte ...

Körber ist ein alter Freund des Grafen Stürgkh, der, wie vielleicht noch erinnerlich, derzeit Ministerpräsident in Oesterreich ist. Graf Stürgkh, ein außerordentlich korrekter und bescheidener Beamter, ist augenleidend. Es wird auf die öffentliche Meinung in Oesterreich beruhigend und vertrauenerweckend wirken, daß Körber in Stürgkhs Ruhe arbeitet. Gerne schreiben wir in unser Tagebuch: 7. Febr. 1916, Ernst von Körber feiert den Beginn seiner Auferstehung!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oesterreich nach dem Kriege

Von Engelbert Pernerstorfer, Mitglied des österreichisch. Abgeordnetenhauses.

So viel darf heute wohl schon, bei aller Zurückhaltung in der Beurteilung der gegenwärtigen Kriegslage, gesagt werden, daß der ursprüngliche Plan des Dreiverbandes, Deutschland und Oesterreich-Ungarn auf die Knie zu zwingen, unausführbar ist. Um ihn zu verwirklichen, müßten eine Reihe von bisher neutralen Staaten zu Gunsten des Dreiverbandes auf den Kampfplatz treten. Natürlich hat sich der Dreiverband heiß bemüht, gewisse neutrale Staaten auf seine Seite zu bringen und er setzt diese seine Bemühungen je ununterbrochen fort. Nichts aber deutet darauf hin, daß diese Anstrengungen Erfolg haben könnten. Der jetzige Krieg ist überhaupt ein Krieg der getäuschten Erwartungen. Auch der Zweibund hat sich in der Annahme geirrt, daß der Krieg eine polnische Erhebung und ein Wiedererwachen der russischen Revolution bringen werde. Aber diese Annahme hatte doch eine große innere Wahrscheinlichkeit und konnte sich auf gewisse realpolitische Möglichkeiten stützen. Dagegen war der Glaube des Dreiverbandes: in Deutschland werde eine sozialistische Revolution losbrechen und in Oesterreich sei eine Erhebung der verschiedenen Nationen gegen einander und gegen den Gesamtverband des Reiches zu erhoffen, höchst phantastischer Natur und bewies nur, wie wenig unterrichtet die feindlichen Verbündeten über die tatsächlichen Verhältnisse in Deutschland und Oesterreich waren.

Die Vernichtung Deutschlands hätte die Zerstörung der großen sozialdemokratischen Organisation der deutschen Arbeiterschaft bedeutet, Deutschlands Wirtschaftsleben unterbunden und Hunderttausende von Arbeitern zur Auswanderung gezwungen und einer unsicheren Zukunft entgegengetrieben. Dabei sei ganz abgesehen von der natürlichen nationalen Empfindung, die schließlich in der entscheidenden Stunde in jedem lebendig wird.

Ebensowenig hätte sich der Dreiverband bezüglich Oesterreichs täuschen dürfen. Es ist ja wahr, die österreichischen Nationalitäten führten erbitterte politische Kämpfe mit einander. Sein Inhalt war der Streit um Rechte und Vorrechte. Aber es war völlig ungereimt zu glauben, daß diese Kämpfe schließlich ausgehen würden in Kämpfe um nationalstaatliche Selbständigkeit. Keine der österreichischen Nationen ist, sowohl was die Zahl der Nationsangehörigen, noch was die geographische Lagerung betrifft, imstande, in staatlicher Selbstständigkeit zu existieren. Der Westen Europas kennt überhaupt, auch in seinen hervorragendsten politischen Elementen viel zu wenig den Osten, am wenigsten Oesterreich. In der französischen und englischen politischen Literatur sind die Werke, die sich mit den österreichischen Problemen der innerpolitischen Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hältnisse Oesterreichs beschäftigen, gering an Zahl und stellen die Dinge, wenn nicht unrichtig, so doch völlig einseitig dar. Gar die Tagespresse ist vollständig unwissend und verzapft häufig über Oesterreich Ansichten, die dem Oesterreicher als Gipfel der Komik erscheinen.

Die Zertrümmerung Oesterreichs, die doch nur durch Rußland erfolgen könnte (dem bisher so ziemlich alle militärischen Absichten mißlungen sind: der Durchbruch durch Ostpreußen, der Einmarsch in Schlesien, der Einfall in Ungarn) müßte zur notwendigen Folge haben, daß der ganze Osten und Südwesten Oesterreichs unter mittelbare oder unmittelbare Botmäßigkeit Rußlands käme. Diese Aussicht ist für alle Nationen, die da in Betracht kommen, geradezu schrecklich. Weder Polen noch Ukrainer, noch Rumänen, noch Madjaren, noch Deutschungarn, noch Kroaten haben national etwas von Rußland zu erhoffen. Sie wissen, daß Rußland ihnen gegenüber keine andere Politik treiben würde, als die von ihm heute im eigenen Lande gegen alle nicht großrussischen Völker geübt wird. Verlust der nationalen, religiösen und politischen Freiheit wäre ihr Los. Und wenn manche dieser Völker auch heute über nationale und politische Bedrückung mit Recht klagen, so wäre ihr Schicksal unter russischer Herrschaft doch hundertmal ärger.

Da man nun mit Sicherheit annehmen kann, daß Oesterreich von den Russen nicht wird erobert werden, so wird es eben, als der Staat der vielen Nationalitäten zwischen Rußland und dem Westen bestehen bleiben, als der Grenzstaat zwischen Europa und Asien. Er wird eine Notwendigkeit sein. Wenn alle seine Nationalitäten heute in völliger Freiheit sich entscheiden könnten, müßten sie wieder eine Art Gemeinsamkeit suchen. Auch wenn Oesterreich zerstört würde, bliebe das österreichische Problem bestehen und drängte zur Lösung. Denn der Lösung harrt es noch. Es wäre falsch, zu glauben, weil Oesterreich eine Notwendigkeit ist, braucht man weiter nicht zu sorgen, es könne bleiben, wie es ist. Notwendigkeiten setzen sich durch, aber die Art der Durchsetzung ist doch immer eine Frage. Man kann nicht behaupten, daß die innerpolitische Entwicklung Oesterreichs einen glücklichen Weg gegangen sei. Der heutige Krieg ist für Oesterreich eine hoch zu wertende Kraftleistung. Diese Leistung geht aus seiner politischen Notwendigkeit als Staat hervor. Aus dieser Leistung, als einer ungewöhnlichen Kraftbetätigung zu folgern, daß man nach dem Kriege sich um Reformen nicht zu bemühen habe, wäre ein verhängnisvoller Irrtum, der sich nicht rächen würde durch einen Zerfall des Reiches, aber durch unleidliche innere Zustände, die auch weiterhin jenes Bild zeigen würden, das uns Zeitgenossen durch Jahrzehnte ein Gegenstand des Jammers war. Man kann schon heute manche Aeußerungen hören, die diese Besorgnisse hervorrufen müssen.

Die militärische Bewährung Oesterreichs in diesem Kriege führt manche zu der Meinung, daß vielleicht ein militärischer Absolutismus die beste Regierungsform für Oesterreich sei. Denn diese Bewährung habe sich gezeigt, trotzdem die Parlamente gegenüber den Ansprüchen der Heeresverwaltung viel zu zurückhaltend gewesen seien. Sie hätte sich noch glänzender erwiesen, wenn man das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heer nicht hätte „verdorren" lassen. Ganz richtig ist diese Behauptung nicht. Vor allem haben die Parlamente in Wien und Budapest ja die Militärziffern im Budget nur zur Kenntnis zu nehmen. Die Bewilligung erfolgt in den Delegationen. Aber auch diese waren den Kriegsministern in der Regel sehr entgegenkommend und dieses hat sich mannigfach zu helfen gewußt. Der Ruf nach dem Absolutismus wird durch solche Anschauungen nicht gerechtfertigt und wenn er auch in Kreisen der „Intelligenz" zu hören ist, so ist er nur ein Zeichen der geringen politischen Schulung, die der Oesterreicher im allgemeinen und die „Intelligenz" im besonderen hat. Uebrigens würde sich ein solcher Absolutismus nur kurze Zeit halten können.

Womöglich noch schlimmer als diese Bewegung ist die Ankündigung klerikaler Umtriebe. Der Erzbischof von Wien, Dr. Piffl, hat unlängst in einem katholischen Vereine in Wien gesagt, daß nach dem Kriege ein anderer kommen werde, ein „Kulturkampf", in dem die Gläubigen fest zu ihren Bischöfen stehen müßten. Wenn das Spiel mit dem Absolutismus im Grunde müßig ist, so droht durch ein etwaiges Aufflammen einer mächtigen klerikalen Bewegung nach dem Kriege eine ernste Gefahr.

Eine ernste Gefahr droht auch durch eine Ueberspannung des Nationalbewußtseins bei den Deutschen Oesterreichs. Sie wird hervorgerufen durch die Haltung Deutschlands gegenüber Oesterreich in der serbischen Frage (Nibelungentreue) und durch die Bewunderung für das deutsche Volk und das deutsche Heer. Aus dieser Stimmung heraus denkt so mancher wieder an deutsche Oberherrschaft in Oesterreich, an Germanisation u. dergl. Daß die Deutschen in Oesterreich die Führung haben sollen, ist wohl der Wunsch jedes Deutschen. Aber diese Führung soll das Ergebnis deutscher Arbeit sein, und nicht gefordert werden auf Grund der Ueberlegenheit unserer reichsdeutschen Volksgenossen oder auf Grund irgendwelcher vergilbter Pergamente oder geschichtlicher (schon längst verjährter) Ansprüche.

Was uns not tut nach dem Kriege ist ein frischer Geist der modernen Freiheit und nationale Selbstbesinnung auf allen Seiten. Klerikale und nationale Ueberhebung würde uns in neue Wirren stürzen. Sie müßte maßlose Erbitterung erzeugen. Als es hieß: ins Feld ziehen, wurde niemand nach seiner Religion oder nach seiner Nationalität gefragt. Den Weg offen für alle religiöse Freiheit und nationale Entwicklung!

Soll Oesterreich aus dem Kriege einen wirklichen Gewinn ziehen, sollen die vielen Tausende und aber Tausende nicht umsonst geblutet haben, dann muß man mit dem politischen Leben nicht dort fortfahren, wo man vor dem Kriege aufgehört hat, dann muß man mit Bewußtsein neue Wege gehen. Dann heißt es, neu und von Grund aus aufzubauen. Dazu gehört Einsicht und Mut. Der Oesterreicher ist gerne grundlos optimistisch und ebenso grundlos pessimistisch. Er hat in Geschlechterfolgen zu viel gelitten und infolgedessen jenes Gleichgewicht der Seele verloren, die das Kennzeichen starker Männlichkeit ist. Der Krieg ist ein tiefes und starkes Erlebnis. Vielleicht gibt er der österreichischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seele, auch seiner politischen, einen Ruck. Geht auch diese Gelegenheit ohne dauernde Wirkung vorüber, dann werden gute Hoffnungen auf lange Zeit wieder zurückgedrängt werden. Wer aber sein Land und dessen Völker liebt, wird weiter arbeiten, auch wenn er das Ziel, nach dem er strebt, nicht als unmittelbar erreichbar sieht. Keine Arbeit geht gänzlich verloren, gälte es auch nur die Ueberlieferung rettender Gedanken aufrecht zu erhalten und den Nachfolgenden zu übergeben. Wer einen Weg als richtig erkannt hat, muß ihn weiter verfolgen, ungeachtet dessen, ob er sein Ende erlebt. So werden auch die Männer in Oesterreich nie fehlen, die auf den richtigen Weg weisen, bis ihn endlich alle gehen.

Oesterreich-Ungarn und Italien

Von Richard Charmatz

Auf diesen Seiten soll nicht von Befremdung oder Enttäuschung über das bisherige Verhalten Italiens die Rede sein. Die Zeit, in der ein abschließendes Urteil festgelegt werden kann, wird erst kommen. Aber einige nüchterne Bemerkungen über das Verhältnis Oesterreich-Ungarns zu dem Königreiche sind jetzt mehr am Platze denn je. Das Gedächtnis läßt oft im Stiche; die Leidenschaft trübt die Bilder; die vorurteilsvolle Phantasie schafft Voraussetzungen, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden waren. Deshalb ist es für alle gerecht Denkenden eine sittliche Pflicht, sich in kritischen, in schicksalsvollen Augenblicken dessen bewußt zu werden, was tatsächlich war und was die Gegenwart erfüllt.

* * *

König Viktor Emanuel II., der Schöpfer des modernen Italien, wird auf der Apenninenhalbinsel mit Recht gefeiert. Seine Standbilder erheben sich in vielen Städten und Orten, aber sein Geist scheint nicht mehr nachzuwirken. In den letzten Jahren seines Lebens war der Monarch zum Freunde Oesterreich-Ungarns geworden, denn er nahm richtig wahr, wo das Königreich ungeheuchelte Sympathie erwarten durfte. Es ist heute sehr nützlich, die Berichte des Botschafters Freiherrn von Haymerle aus Rom

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu lesen. Die Entfremdung zwischen dem italienischen und dem österreichisch-ungarischen Hof trat erst später ein, als der mit großem Gepränge durchgeführte Besuch des Königs Humbert in der alten Kaiserstadt an der Donau unerwidert blieb. Das Zartgefühl für den Papst stand der Reise des Kaisers Franz Josef nach Rom im Wege. Wäre in den Achtzigerjahren noch Graf Beust oder Graf Andrassy auf dem Wiener Ballhausplatze tätig gewesen, dann würde der Verstoß gegen die Etikette sicherlich nicht begangen worden sein. Kaiser Franz Josef hat dem Staatsinteresse viele persönliche Opfer gebracht, wenn die Minister die Notwendigkeit überzeugend darzulegen vermochten. Graf Kalnoky war nun nicht der Mann, in die Seele des italienischen Volkes zu blicken. So konnte es geschehen, daß die ganze Nation den unterbliebenen Gegenbesuch wie eine selbst erlittene Kränkung empfand und daß man noch nach Jahrzehnten von dem an sich gewiß nicht allzu bedeutenden Ereignisse redete. Doch warum vergaßen die Italiener gleichzeitig, wie korrekt sich die Habsburgermonarchie benommen hatte, als der Kirchenstaat besetzt wurde, wie klug die Wiener Staatsmänner vorgegangen waren, als die königlichen Truppen das ewige Rom betraten? Im österreichisch-ungarischen Rotbuche aus dieser Zeit findet sich eine Depesche der Regierung in Florenz an ihren diplomatischen Vertreter in Wien, die sowohl die Haltung wie die Sprache der Habsburgermonarchie voll würdigte. Kaiser Franz Josef verstand den heißen Wunsch der Italiener nach der Einverleibung der natürlichen Hauptstadt viel besser als Kaiser Napoleon III. Es ist schade, daß man sich auf dem Ballhausplatze nicht entschließt, die sicherlich sehr eindrucksvollen Akten zu veröffentlichen.

Als das junge Königreich nach dem Berliner Kongresse seine Vereinsamung bitter fühlen und die Hoffnungen auf Tunis jäh begraben mußte, wandte es seine Blicke nach Berlin und Wien. Die verschiedenen italienischen Publikationen und besonders die Aufzeichnungen Crispis lassen deutlich erkennen, wer als der Werbende auftrat. Ueber den Abmachungen vom Mai 1882 schwebt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ebenso wie über den späteren Verträgen tiefes Dunkel. Einige Anhaltspunkte für das Wesen der Vereinbarungen lassen sich jedoch immerhin gewinnen. So kann man denn sagen, daß die beiden Zentralmächte die eigentümlichen geographischen Verhältnisse, die Empfindlichkeiten und Hoffnungen des Königreiches in sorgsamster Weise berücksichtigen. Dieses Entgegenkommen drückte sich nicht bloß in dem Punkte aus, der auf die lange Meeresküste Italiens Bedacht nahm; es kam auch in den Auseinandersetzungen über die Orientpolitik zur Geltung. Doch die Freundschaftsbeweise waren nicht allein auf Formeln beschränkt, die unter Umständen tote Buchstaben bleiben konnten. Italien vermochte bei seinen kolonialen Bestrebungen immer auf das sichere Wohlwollen in Wien und Berlin zu rechnen.

Deshalb darf man die Behauptung aufstellen: das Königreich hat seine Einigung zwar im Kampfe gegen die Habsburgermonarchie begonnen, aber es ist unter dem Schutze des Dreibundes innerlich erstarkt und in die Höhe gekommen.

* * *

In Oesterreich leben 770 000 Italiener; ihre Zahl in Ungarn ist nicht groß. Die nationale Eigenart dieses Volkes wurde von den Regierungen immer anerkannt; niemals ist der Versuch unternommen worden, das Geltungsgebiet der italienischen Sprache künstlich zu verengen. Auch die politischen Machtsphären wurden stets sorgsam beachtet; die Willkür vergriff sich nie an ererbten und begründeten Rechten der Italiener in Oesterreich-Ungarn. Das alles muß betont werden, weil die Wahrheit nicht selten geflissentlich entstellt worden ist.

Fassen wir die wirtschaftlichen Verhältnisse der Italiener in der westlichen Reichshälfte der Habsburgermonarchie ins Auge! Ungefähr die Hälfte zieht ihr Einkommen aus der Beschäftigung in der Land- und Forstwirtschaft. Sie findet in dem Staate ein weites Absatzgebiet für ihre Produkte und der Zollschutz kommt ihr zu statten. Der perzentuelle Anteil an der Industrie weist den Italienern unter den österreichischen Völkern die dritte Stelle

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an. Als Handelsvolk sind sie — perzentuell genommen — nicht weit hinter den Deutschen zurückgeblieben. Die Verwachsenheit mit den bestehenden staatlichen Einrichtungen wird also offenbar, sobald man von der Stimme der Leidenschaft zur Sprache der nüchternen Ziffern die Zuflucht nimmt.

Sehen wir uns nun einmal die politischen Verhältnisse in den einzelnen Kronländern an! Triest wurde mit Recht als das Schoßkind Oesterreichs bezeichnet. Hunderte Millionen sind diesem wichtigen Hafenplatz zu gute gekommen. In Triest herrschen die Italiener national geradezu unumschränkt, obwohl sie bloß 62 Perzent der Bevölkerung darstellen. Sie spielten den Slowenen gegenüber die Rolle eines Herrenvolkes, und sie — die angeblich Bedrückten! — versagten den anderssprechenden Heimatsgenossen sogar die staatsgrundgesetzlich gewährleistete Gleichberechtigung. In Istrien, wo die Italiener neben den Serbokroaten und den Slowenen stark in der Minderheit sind, haben sie dennoch den Landtag beherrscht und die Landesverwaltung in ihren Händen gehabt. Hier mußte sogar die Mehrheit der Einwohnerschaft manche harte Drangsalierung von den kulturell und wirtschaftlich freilich überlegenen Romanen erdulden. In Görz und Gradiska können sich die Italiener in nationaler Hinsicht billigerweise gleichfalls nicht beklagen, trotzdem sie in diesem Staatsgebiet nur 36 Perzent der Bevölkerung ausmachen. Dalmatien weist bloß einen schwachen romanischen Einschlag auf; nicht ganz 3 Perzent der Bevölkerung bekennen sich als Italiener. Dennoch hat diese Nation in der Verwaltung des Landes bis vor wenigen Jahren eine bevorzugte Stellung eingenommen, die in den Tatsachen keine Rechtfertigung fand. Durch einen nationalen Ausgleich wurde eine Neuordnung des sprachlichen Rechtes geschaffen, mit der die Italiener jedoch zufrieden sein können.

Wie liegen die Dinge im Trento? In Tirol gibt es 386 000 Italiener. Sie sind im Süden in geschlossener Einheit angesiedelt, und die Sprachgrenze hat sich im Laufe der Jahrhunderte kaum nennenswert verschoben. Die Italiener Wälschtirols stehen natür-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich unter einer italienisch amtierenden Verwaltung; sogar bei den Gerichten ist das Italienische die innere Amtssprache. Im Innsbrucker Landtage genießen sie vollständige sprachliche Gleichberechtigung. Die Subventionen des Landes werden unter den Deutschen und Italienern nach einem Schlüssel verteilt, der, wenn man die Steuerkraft in Berücksichtigung zieht, die Romanen nicht unwesentlich begünstigt.

Den Italienern steht in Oesterreich ein reich gegliedertes Schulwesen zur Verfügung, das von den Elementarlehranstalten bis zu den Obergymnasien und zur Handelsakademie reicht. Allerdings fehlt noch die Krönung des Gebäudes; das Verlangen nach einer nationalen Universität ist bisher unerfüllt geblieben. Einmal wurde zwar schon der Versuch gemacht, eine selbständige italienische Rechtsfakultät zu gründen, aber die Wahl des Standortes fiel unglücklich aus und ein Exzeß bereitete dem jungen Institute ein vorschnelles Ende. Seither verfloß mehr als ein Jahrzehnt, doch die italienische Universitätsfrage fand noch nicht ihre Lösung, obwohl sie die Regierung und das Parlament oft und oft beschäftigte. Aengstlichkeit und Unentschlossenheit hinderten in der Friedenszeit die Vollbringung des Kulturwerkes. Dieses Versäumnis ist sicherlich zu bedauern, und man hat es auch ernstlich beklagt. Aber es war von den Italienern im Königreiche ungerecht, die Unterlassung außerordentlich zu vergröbern als Böswilligkeit hinzustellen, was doch nur als vorübergehende Entschlußunfähigkeit gedeutet werden durfte. Die nationale Ausbildung des Hochschulwesens bereitet ja in Oesterreich überhaupt große Schwierigkeiten.

* * *

Wir möchten nicht ein Gemälde malen, auf dem ein unnatürlicher Glanz liegt. Gewiß, die Italiener haben in Oesterreich-Ungarn auf ihren langen Wunschzetteln viele Posten, die man anerkennen und deren Berücksichtigung man befürworten kann. Aber sind denn ihre Volksgenossen im Königreiche bereits aller Wünsche bar, haben nicht auch sie Grund zu Beschwerden, zur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Klage da und dort? Muß die italienische Regierung in der italienischen Kammer nicht manchen harten Vorwurf hören? Man soll deshalb von Oesterreich nichts Unmögliches verlangen! Die Irredentisten im Königreiche, die immer wieder ihre Stimmen erheben und bis zur Heiserkeit Zeter und Mordio schreien, vergessen eben, daß es nicht bloß im Hause des Nachbarn den Besen anzusetzen gilt.....

Ohne jede Uebertreibung darf versichert werden, daß die Italiener, die in Oesterreich-Ungarn leben, daheim in ihren Freuden und Leiden nicht vereinsamt sind, daß jedes Unrecht, das ihnen widerfährt, in der Habsburgermonarchie einen viel stärkeren Widerhall auslöst als das Erlebnis der anderen Völker. Sie sind ziffernmäßig schwach, aber sie haben in den Sympathien, die ihnen zuteil werden, einen kräftigen Rückhalt. Die besten Männer nahmen sich der Italiener an; unnötige Prozesse, unkluge Erlässe stießen auf eine allgemeine Zurückweisung. Und wie die eigenen Italiener in der Habsburgermonarchie stets auf das Wohlwollen der Einsichtigen rechnen konnten, so wurde auch dem Königreich Italien immer freundschaftliche Teilnahme bezeugt. Seine Erfolge waren ihm herzlich gegönnt; Schicksalsschläge, die den Nachbarstaat trafen, ließen Oesterreich-Ungarn nicht unberührt.

Wie ganz anders war aber die Stimmung im Königreiche Italien beschaffen! Das südliche Temperament erwies sich oft stärker als die Gerechtigkeit; der Haß fand tönendere Worte als die Anerkennung. Man setzte geflissentlich schwarze Brillen auf, wenn man die Verhältnisse der Volksgenossen jenseits der Grenzen betrachtete; manche Mücke wurde zu einem Elefanten aufgebauscht. Doch in Zeiten, in denen die Geschichte an einem Wendepunkt angelangt ist, kann leicht zum Verhängnisse werden, was sonst bloß Unannehmlichkeiten und Verstimmungen bereitete. Heute gilt es, sich für die Bahnen eines Cairoli oder Crispi, eines Dante oder D'Annunzio zu entscheiden, heute gilt es zu erwägen, ob die Worte, mit denen einst Kaiser Wilhelm I. sich von König Viktor Emanuel II. verabschiedete: „Möchten wir und unsere Söhne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Großwardein bis Kronstadt das antreffen, was es doch immer will, das Neue und Abwechselungsreiche.

Und wieder nach Oesterreich!

Eine Fahrt will ich hier Fußgängern, Radfahrern und Kraftwagenbesitzern empfehlen, und den ersteren ganz besonders, denn sie haben, Zeit um zu schauen und offene Sinne, um zu genießen.

Die Fahrt in die herrliche Wachau. Von Passau ab läßt sichs heiter und bequem mit dem Dampfer Donau abwärts fahren bis Melk.

Dann soll man zu Fuß gehen bis Krems, aber nicht immer auf der Straße bleiben, so schön das ist, sondern aufs Geradewohl in die Seitentäler sich schlagen. Da geht es Hügel auf, Hügel ab durch tiefe Wälder, klare Bäche entlang zu einem kühlen Grunde, in dem noch alte Mühlenräder sich drehen, durch Täler, in denen verträumte kleine Häuser stehen von Epheu umrankt, in eine herrliche grüne Welt.

Im weiten Bogen trifft man wieder auf den mächtigen Strom, der hier an Burgen und Weinbergen vorbeirauscht, just wie der Rhein zwischen Bingen und Koblenz, aber die Landschaft ist wuchtiger, ernster und eindrucksvoller und die Burg Dürenstein auf dem zerklüfteten Felsen hat ihresgleichen nicht am Rhein.

Daß hier Richard Löwenherz gefangen saß und von Blondel gefunden wurde, ist eine schöne historische Zugabe, oder eine „romantische" wie man in Oesterreich sagt und paßt vortrefflich zum Rauschen der Wellen.

Das Tal verläßt man bei Krems, wo man eine Brücke überschreitet, um diese freundliche, im Zopfstile wohlerhaltene Stadt zu betreten. Wenn man durch ein Tor in die engen Gassen kommt, kann man sich recht wohl und ohne überhitzte Phantasie in die Zeit des guten Kaisers Joseph zurückversetzt fühlen.

Kein Neubau, und nichts Modernes stört die Einbildung; gemütliche behäbige Bürgerhäuser, eins am andern und jedes mit hohem Giebel, und jedes mit freundlichen Vorsprüngen und Erkern fördern sie. Da sind noch kleine Greißlerläden mit Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lagen wie zu Großvaters Zeit, und hauptsächlich Tabak und Pfeifen und Pfeifen und Tabak und wahrhaftig auch Zündschwamm und Feuerstein. Da sind noch gute, alte Handwerkerschilde, und auf vielen Häusern der brave, österreichische Adler, und die stattlichen Wirtshäuser haben mächtige Tore, durch die ein hochbepackter Postwagen in den geräumigen Hof fahren kann, der noch von steinernen Loggien, Stockwerk auf Stockwerk umsäumt ist.

Und wenn man stundenlange bergauf und bergab in dieser reizvollen Stadt herumbummelt, hinauf zu den Weinbergen und wieder herunter zum Strome, über krumme Ecken in stille Winkel, dann glaubt man nicht mehr an Eisenbahnen und Telephone, sondern an gelbe Postkutschen und blasende Postillone.

Und diese Vorstellung läßt sich in einer behaglichen Weinstube prächtig fortspinnen, bei einem jungen oder alten Kremser, der alle Weinkenner herlocken müßte.

Vielleicht versucht es der eine und andere Reichsdeutsche in Friedenszeiten die Nibelungenfahrt in die Wachau anzutreten, und er wird finden, daß er es sehr viel stimmungsvoller erraten hat, als wenn er nach einer Fahrt durch die lombardische Ebene in das kahle Mailand gelangt wäre und durch die schauderhafte Galeria Umberto bummeln würde.

Der Kriegswiener

Von Dr Hans Wantoch

Nun haben sich uns über sieben Monate in der Hohen Schule des Krieges erfüllt. Es war eine Zeit des Anderswerdens, des Umlernerns und einer Erziehung von Grund auf. Menschen änderten sich wie ganze Länder, Völker und Städte. Kriegstypen bildeten sich aus, Kriegsphysiognomien ganzer Völker, die wir aus den spärlich anlangenden Zeitungen uns feindlich gesinnter Nationen herausgelesen und die sich uns allen im Bewußtsein festgesetzt haben: der Kriegslondoner, lässig, am Kamin, die Beine übereinandergeschlagen, scheinbar bloß anfreizend gelangweilter Zuschauer, im Herzen aber voll bebender Angst vor

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Einbruch der deutschen Zeppeline. Der Kriegspariser, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, vor fünf Monaten, Hals über Kopf auf der Flucht vor deutschen Bataillonen und nun berauscht er sich zur „grünen Stunde" in Ermanglung des verbotenen Alkohols am Absinth gefälschter Siegesmeldungen. Hoch am Dachfirst des „Matin" steht, noch unbenützt, die Lichtplakattafel, die die überwältigenden Erfolge der grande armée über Stadt und Land und Volk hinausblitzend sollte. Nichts von all dem zeigt sich in der Physiognomie des Kriegswieners. Nichts von gespielter Gleichgültigkeit, nichts von erlogener Jubelstimmung und echter Hasenfurcht. Aber auch nichts von jenem unvergeßbaren, beispiellosen Ausbruch flammender Erhebung, die in den Tagen der Mobilmachung und den ersten Wochen der belgischen Riesenerfolge ganz Deutschland zu einer einzigen weihevollen Kirche von heiliger Begeisterung und inbrünstigem Dankgebet gemacht hat.

Der Kriegswiener war für alle Fernestehenden und besonders für die Nahen die größte Ueberraschung. Und eine angenehme, sehr erfreuliche obendrein. Für wankelmütig, leicht entflammbar, leicht vor den Kopf gestoßen war der Wiener im Frieden verschrieen. Aber der Kriegswiener hat wie keiner sein anfängliches Gefühl, seine erste Stimmung, sein ursprüngliches Gehaben durchgehalten. Vom ersten Augenblick, durch fast ein halbes Jahr, während 180 Tage. Keine Ueberschätzung riß ihn zu Anfang in besinnungslosen Taumel. Ja, er hat, wie der Friedenswiener, sich eher unterschätzt. Er hatte ja die ganz unmoderne, altväterische Eigenschaft, sich nichts zuzutrauen. Weder politische Vormacht, noch weltwirtschaftliches Bestreben. Der Oesterreicher blieb zuhause. Er reiste nicht in Geschäften und nicht zum Vergnügen. Er war der gute Kerl von Europa. Darum fehlte ihm am Anfang ganz und gar der Haß, der sich im Frieden durch fortwährenden Anstoß an fremde Widerstände ansammelt und bei Kriegsausbruch sich ins Positive der Begeisterung wendet. Durch Gewalt mit allen Widerständen politischer, kolonialer, wirtschaftlicher Art fertig zu werden, die sich der Friedensexpansion eines Volkes entgegengestemmt haben, das konnte weder Verlangen, noch Begeisterungsanlaß eines Volkes sein, das keinerlei Expansion gesucht hat.

Der Kriegswiener nahm den Krieg als harte Notwendigkeit, als Schicksal, ihm auferlegt, auf sich. Und seine Konstitution ist so wie die körperliche Konstitution des Wieners überhaupt: vierschrötig, behäbig, schwer und fest. Das Gleichbleibende in der Flucht wechselnden Siegerglücks. Der Kriegswiener hat einen breiten Buckel. So leicht geht er, wie's im Liede heißt, nicht unter.

Ja, dieser Krieg mit seinen für uns negativen und gerade darum handgreiflichen Anlässen kam der Natur dieses breitspurigen und überaus realistischen Volkes sehr entgegen. Kein Wort von Imperialismus, Weltwirtschaft, Westkultur! Kein Gedanke daran! Für so ungreifbare und ideelle Dinge ist der Wiener kaum zu haben. Er hat und liebt sein tägliches Sorgenbündel, seine privaten Beschwernisse, seine eigenen Eigenheiten. Von denen wünscht er zu hören. Die wünscht er gelindert und erörtert. Lauter ganz nahe, realistische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und greifbare Dinge. Es war der Triumph und der beispiellose Erfolg Luegers, daß er, anders als die ideologischen Altliberalen, von ihnen zu sprechen begann. Und in dieser Luegerschen Linie der Handgreiflichkeit lag auch dieser Krieg — nicht Imperialismus, nicht Weltwirtschaft, sondern: Die Russen wollen Galizien und Bukowina haben, die Serben Bosnien, die Herzegowina, Kroatien, Slavonien, ein bißchen Dalmatien und „als Zuwag" Görz und Gradisca. Das war für den Wiener, der seine Ruh' haben will, und dem man sie nicht ließ, sozusagen ein volkstümlicher Kriegszweck. Das war ein realer Kriegsgrund. Das hatte Luegersche Drastik. Und der Wiener war mit Leib und Seele dabei.

Lueger war der Wiener Seele „ein guter Meister, doch schon lange tot." Jetzt sitzt in der Ratsstube Dr Weiskirchner, der es nicht immer war, über den aber jüngst ein radikal-demokratisches, gegnerisches Blatt schrieb: „Der Bürgermeister Weiskirchner hat mit seiner in der harten Kriegszeit bewiesenen Verwaltungstüchtigkeit auch Kreise versöhnt, die früher ihm die Gefolgschaft verweigerten." Jawohl, es gibt keine Parteien mehr in Wien. Und das bedeutet in der Enge einer Stadt viel mehr als in der Weite eines Reiches. Juden und Antisemiten, die es waren, zeichnen die Fürsorgeaufrufe. Schwarze Jüdinnen, Gräfinnen und die blonden Frauen der Patrizier sitzen in den Wohlfahrtskomitees. Wo Not eine Lücke aufreißt, ist Hilfe da, sie zu füllen. Und jüngst erst versicherte mir einer, der im gewiß nicht schön färbenden Geruch sozialdemokratischer Gesinnung steht und seit Mobilmachung im Rechtshilfebureau der Gemeinde freiwillige Hilfsarbeit tut: „Es gibt keine Arbeitslosen mehr". Das ist schon etwas. Das will etwas bedeuten. Zumal in einer Stadt, die von einer Sturmflut Fliehender, wie keine, überschwemmt worden ist. „100 000" sagen die Einen. „200 000" die Anderen. Die richtige Ziffer liegt im arithmetischen Mittel. Nichts, nichts Schweres ist dem Kriegswiener erspart geblieben. Weder lächerlich kleine Unannehmlichkeiten, die doppelt peinvoll wirken, weil man sich doch, aus Schamhaftigkeitsgründen, nicht einmal durch lautes Klagen Luft machen kann; weder Kleingeldmangel, Faschingsverbote, Vorschriften über Gebäckverabreichung, die abgrundtief in die liebe Kaffeehausgewohnheit eingriffen. Noch große und wirklich schwerwiegende Nöte wie (der glücklich behobene!) Kohlenmangel, (durch Maximalpreise eingedämmte) Teuerung und der Zustrom von Flüchtlingen, über die man gewiß möglichst weitherzig denken soll, die aber dennoch nicht nur einen Druck auf die allgemeine Stimmung bedeuten, sondern auch eine augenblicks doppelt empfundene, vielleicht immer währende Verdienstkonkurrenz. Trotzdem, trotzdem nahm der Kriegswiener Miseren, wie Nöte gelassen auf seinen breiten Buckel. Er blieb, wie er war, fest, gelassen, kriegstauglich, mit einem Wort.

Ja, er wurde in diesen Monaten, was er nicht gewesen ist: voll Zutrauen zu sich selbst. Dieses Volk, als kopfhängerisch, verraunzt und kleingeistig verschrieen, trägt nun den Kopf steifer im Nacken. Uns selbst ist unsere strategische und wirtschaftliche Widerstandskraft eine Ueberraschung gewesen. Besonders aber die gemütliche, die der Stimmung, wenn man will: die moralische. Uns

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

befeuerte und bestärkte ja kein 1870. Uns konnte unsere Weltstellung während des letzten Menschenalters nicht jene seelische Stabilität des Durchhaltens verleihen, wie Deutschland sein Macht- und Vormachtgefühl. Wir bekamen die heftigsten Schwankungen der Kriegskurve zu spüren: Siege bei Komarow und Lublin, Preisgabe von Lemberg, Rückeroberung von Czernowitz, Entsatz und Wiedereinschließung von Przemysl, Eroberung und Aufgabe von Belgrad und neuerlich glücklich gelungene Vorstöße in Galizien. Ein stetes, wildest bewegtes Auf und Nieder. Und der Wiener dabei, der Kriegswiener? Fest mit beiden Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit.

Am besten und sinnfälligsten offenbart sich seine Psychologie im Verhältnis und Antagonismus zu seiner Zeitung. Die liebt es zuweilen, von bester Absicht beseelt, von ihrer Anfeuerungsarbeit durchdrungen, einen Erfolg dithyrambisch zu feiern, eine Sache „groß aufzumachen." Den Fall von Belgrad zum Beispiel. Der Kriegswiener aber „macht" nicht „groß auf." Keine Umzüge, keine Illuminationen, kein Siegesrausch, der über vorangegangenen Katzenjammer hinwegtäuschen soll. Denn wir haben auch nicht katzenjämmerlich gefühlt. Die Zeitung gießt zuweilen ganze Eimer Sirup über eine mehr bittere Pille. Der Kriegswiener fischt sie aus dem Sirupfaß heraus. „Nicht nötig", sagt er und schluckt sie so. Ich glaube, wenn es Hindenburg und Hötzendorff, diesem oder jenem, oder beiden vereint, heute gelänge, unvermutet in Moskau einzuziehen, der Kriegswiener würde es dankbar froh quittieren und doch: „Abwarten!", sagen „Paris, London und Tokio haben wir noch nicht." Ja, der Kriegswiener tut es nicht unter Tokio. Oder dem endgültigen, für uns günstigen Frieden.

Nichts anderes kann ihn aus seinem Gleichmut bringen. „Kann" ist zu wenig gesagt. Nichts *hat* ihn aus seinem Gleichmut gebracht. Während eines Halbjahrs. Weder noch so sieghaftes Vordringen, noch ein Zurückgehen in taktisch bessere Positionen. Der Kriegswiener hält durch, mag die Kriegskurve schwanken zwischen fremder Ueberzahl und eigener Tüchtigkeit. Denn dies: die eigene Tüchtigkeit hat man, selbst erstaunt, erkannt. Sie gibt der Stimmung im Hinterland den festen Akzent. Tüchtigkeit, Sachlichkeit! Kein antizipiertes Fanfarengeschmetter, kein unbegründetes Kopfhängenlassen. Tüchtigkeit, Sachlichkeit! Das sind die Hauptzüge in der seelischen Physiognomie des Kriegswieners. Sie waren nach seinem Friedensgesicht am wenigsten vorherzusagen. Ob sie allerdings den Friedensschluß überstehen werden oder nur, wie es in den Patenten reaktivierter Generäle so hübsch heißt, „für die Dauer des mobilen Verhältnisses" gelten, das wollen wir erst mal abwarten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Genral Conrad

Ein österreichisch Lied aus dem Jahre 1914

Genral Conrad führt unser Heer,
er ist unser Stolz und unsere Wehr
und alle Zuversicht.

Genral Conrad ist kein Magnat,
und großen Prunk und großen Staat,
den liebt er nicht.

Genral Conrad hat uns gelehrt
zu führen unser altes Schwert,
das er befreit vom Rost.

Genral Conrad schützt unser Land
mit starkem Willen und eiserner Hand
wohl gegen Ost.

Genral Conrad dient seinem Herrn
so treu wie wir und stürbe gern
für seines Kaisers Reich.

Genral Conrad, wers wissen mag,
ist noch ein Mann vom alten Schlag —
ist Oesterreich!

Arthur Rutra

(Aus der Liedersammlung „Aus Oesterreich")

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Politikens" Redakteur

Ist etwas faul im Staate Dänemark

Die Kopenhagener Zeitung „Politiken" vom 17. 2. 15 enthält einen plumpen Angriff auf die Redaktion des „März" wegen eines Briefes von einem Skandinavier, der die lügenhaften Telegramme des Londonerkorrespond.nten vom „Politiken" tadelt. Der Redakteur des Blattes, Herr Cavling, greift die Zeitschrift dieses Tadels halber an auf der Basis, daß der Gründer von „März" Albert Langen war, der einige von seinen besten Freunden in „Politiken" hatte und hat.

Es ist zweifellos, daß A. Langen viele Freunde bei „Politiken" hatte. Es ist aber ebenso zweifellos, daß er kaum einen besonderen Wert auf den jetzigen Redakteur legen würde. „Politiken" war vor vielen Jahren, als Langen noch lebte, eine von den bestredigierten Zeitungen in Europa. Sie wurde vor ca. 30 Jahren von Hörup, einem genialen Skribenten, mit dem Schriftsteller Edvard Brandes, dem jetzigen dänischen Minister, gegründet. Der letztere redigierte das Blatt bis vor ca. 10 Jahren. Es ging dann in die Hände des Herrn Cavling über, was für die meisten der dänischen Zeitungsleser eine große Enttäuschung war. Von einer glänzenden literarisch und künstlerisch redigierten Zeitung sank sie zu einer platten amerikanischen Journalistik herunter, für welche Herr Cavling in Dänemark ein ausgeprägter Repräsentant war. Er hatte mehrere journalistische Bücher geschrieben, eine Art Reiseschilderungen von Großstädten, die sich durch eine konstante Unzuverlässigkeit auszeichneten. Sonst hatte er sich mit seiner brutalen Feder viele Feinde in Skandinavien gemacht. Ich kann mich erinnern vor vielen Jahren, bei einer skandinavischen Wintersportswoche in Norwegen, zu welcher er als „Politikens" Korrespondent geschickt wurde, schrieb er so gemein von Land und Volk, daß man ihn von allen journalistischen Festen und Gesellschaften ausschloß. — Es ist zwar wahr, daß das Blatt noch ein paar Namen zählt, deren Träger zu seinen Freunden zu rechnen Langen gefreut hat. Diese Mitarbeiter haben selbstverständlich nichts mit der Redaktion der Zeitung zu tun. Es sind Schriftsteller, die als literarische oder dramatische Kritiker tätig sind. Cavling allein ist verantwortlich für alle die Niedrigkeiten, für welche Herr Remo einen Ausdruck im Heft 6 des „März" gefunden hat.

Ich könnte viele Dinge im selben Geiste hinzufügen; denn ich verfolge das Blatt von Tag zu Tag. Ich beschränke mich auf die Erwähnung eines Buches von einem amerikanischen Journalisten, Alex Powell, das als Feuilleton durch jede Nummer geht. Dieses Buch, von einem Journalisten im Stil des Herrn Cavling, ist durch und durch eine schamlose Verleumdung der Deutschen. Damit man einen kleinen Einblick in diese Serie tun kann, werde ich einige Sätze anführen. Er schreibt von den Deutschen in Aerschot (Belgien): „Junge Mädchen wurden von ihrem Heim weggeschleppt, entkleidet und von den deutschen Soldaten — von vielen Soldaten — vergewaltigt, mitten auf dem Marktplatz und in Gegenwart ihrer Offiziere. Männer und Kinder wurden unbeschreiblich mißhandelt und Kinder mit den Bajonetten getötet. Die Häuser wurden geplündert und zum Schluß, um jede Spur ihrer greulichen Taten zu verwischen, gingen die Soldaten von Haus zu Haus mit Fackeln und brannten sie ab."

So geht es weiter. Und zum Schluß: „Dies alles habe ich wohl

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bemerkt nicht von Erzählungen anderer, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen."

Er macht einen starken Anspruch auf die Glaubhaftigkeit des Lesers und wird hier von Herrn Cavling unterstützt, der im Blatt zerstreut Notizen und Photographien von dem „berühmten und wahrheitsliebenden" Amerikaner bringt, damit der Eindruck auf die Abonnenten desto illusorischer sei.

Jeden Tag wird der Leser durch diese Schilderungen aufgehetzt und als der Verfasser einmal erzählte, daß er mit seinen eigenen Augen gesehen hat, daß auf einigen Türen in Belgien auf deutsch: „Gute Leute, nicht plündern"*) geschrieben war, sind es wenige, die anders denken, als daß zu plündern ein Grundzug in dem deutschen Charakter sei, auf welchen die Deutschen selbst stolz sind.

Zum Schluß nur dieses:

In einer herabsetzenden Erwähnung von Sven Hedins Buch über Deutschland macht Herr Cavling ausdrücklich darauf aufmerksam, daß Herr Hedin von seinem deutschen Verleger Mark 200 000.— bekommen hat. Dagegen wissen die Abonnenten von „Politiken" noch nicht, wie viel Herr Powell von seinen amerikanischen, englischen, französischen und dänischen Verlegern bekam. Nun werden wir in kurzer Zeit hören, zu welcher schwindelnden Höhe die Abonnentenzahl des „Politiken" nach diesen „unparteiischen" Erzählungen eines neutralen Zeugen von den Taten der Deutschen in Belgien gestiegen ist. Ove Rasch (Norwegen)

*) Statt, wie bekannt: bitte schonen!

Zwei Gefallene

Unter den Dichtern, die im Felde gefallen sind, scheinen mir zwei Junge einen besonderen Ehrengruß zu verdienen, zwei in den Anfängen stehende Lyriker von der jüngsten Gruppe, bei denen alles noch Hoffnung, Versprechen, Zukunft war. Es sind Ernst Stadler und Georg Trakl.

Stadlers Tod wird für uns tragisch dadurch, daß wir in ihm eine der schönsten Hoffnungen für deutsche Freundschaft mit dem Auslande, vor allem mit Frankreich, sahen. Stadlers Bildung war international, er kannte England und Frankreich sehr gut, war Dozent in Straßburg, Lektor in Brüssel und sollte eben als Professor der Germanistik nach Canada reisen, als der Krieg losging. Er fiel als Reserveoffizier an der Front. Mit Ehren sei sein lyrisches Bekenntnisbuch „Der Aufbruch" genannt.

Georg Trakl gehört noch inniger als der intellektuellere Stadler zu jener Gruppe junger Dichter, die der Bürger mit Ironie futuristisch nennt und als deren bedeutendste ich Werfel und Schickele zu erkennen meine. Seine beiden Bücher „Gedichte" und „Sebastian im Traum" sind bei Kurt Wolff erschienen. Dieser zarte, müde Geist voll wehmütiger Zärtlichkeit und früher Todesahnung ist am Kriege zerbrochen, er ist in einem Soldatenspital in Krakau gestorben.

Stadler war ein Gewissen, ein Denker und ein Bekenner. Trakl ganz anders, ein Hingegebner, vom Taumel des Daseins Benommener, einer, dem nicht viel daran lag, in der flimmernden Welt des Lichtes die Umrisse seiner Person zu bewahren. An ihm hatte der Tod leichte Beute. Beide aber waren Dichter und sie hatten als Gemeinsames nicht nur die Jugend und einige Aeußerlichkeiten der jüngsten Schule, sondern die Ehrlichkeit des Aufnehmens und des Wollens, die Fähigkeit tiefen Erlebens und das Suchen nach großem Inhalt. Es sind

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Kameraden und Genossen dieser Gefallenen, die unsern Söhnen das Lied vom Kriege singen und den geistigen Inhalt des neuen Friedens weisen werden. Hermann Hesse.

Kriegsbücher

Die Zahl der lyrischen Zeit-Veröffentlichungen ist Legion. Prosa erschien weniger. Und gute Prosa? Was die Zeitungen unterm Striche veröffentlichen, war zumeist Schablone: Belletristisch vergewaltige Feldpostbriefe und Kundgebungen, die dartaten, daß jeder Franzos, Brite, Russe ein Schuft, Krämer, Eitling und Franktireur sei; jeder oberschlesische Grubenarbeiter ein Kinderfräulein an Empfindungszarte, jeder Niederbayer ein Mann von weichem Gemüte, jeder war allein ein reiner Held und ein reiner Tor. Von dem allen ist nicht zu reden. Es ist nicht künstlerisch, sondern politisch zu werten. Halten wir Umschau nach Kriegs-Kunst der Novelle. Karge Auslese.

Richard Lenau's „Blut und Eisen"*) überzeugen durch ihre Gegenständlichkeit und die lebendige Farbe der Darstellung. Ihr Verfasser hat als Soldat die Dinge, die seiner Dichtung Grundlage sind, selber erschaut; und da er ein Dichter ist, vermochte er sie auf die technische Basis zu propagieren, daß Kunst aus Leben wurde. Diese Novellen sind Kriegsnovellen im Sinne Liliencrons. Sie sind Novellen des Marsches, der Schlacht, der Lazarette. Kriegserzählungen, die größtenteils in der Heimat spielen, schrieb Lena Christ in ihrem Bande „Unsere Bayern anno 1914", die den ersten Band des einfach ausgestatteten Kriegs-Buches des Verlags Albert Langen in München füllen. Frau Christ, deren großes Talent für die Schilderung bayrischen Lebens, besonders oberbayerischen Gebirgslebens in ihren früheren Werken offenkundig ward, schildert die Erregungen der Mobilmachungszeit auf dem bayrischen Lande und die Begebenheiten in der Münchner Kaserne; die Stimmungen auch im ganzen Volk, die Nervosität, die Begeisterung und schließlich die Muskelkraft von Bayerns Seele und Leib. In den Seiten dieses Buches ist viel eingefangen vom Sturm dieser Zeit. So sind sie Dokumente, die dem Kulturhistoriker späterer Tage ebenso nützlich sein werden, wie sie dem Leser von heute interessant und ergötzlich sind. — Ein anderer Band der gleichen Sammlung sammelt allerlei „Kriegshumor" aus Zeitungen, Feldpostbriefen und Erzählungen und wirkt auf bescheidenerem Niveau unterhaltsam. Eberhard Büchner hat die Kleinigkeiten zusammengestellt. In einem dritten Bändchen veröffentlicht Adolf Kister einige geschmackvoll erzählte und in ihrer packenden Wirkung auch künstlerisch erfreuende Kriegsgeschichten, „Der Tod in Flandern" betitelt.

Richard Riess (München)

*) Georg Müller, München.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Woodrow Wilson's Sündenfall

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Wilson hat versagt. Seine Unparteilichkeit ist Bluff, wie seine Friedensbegierde zerging wie eine Seifenblase.

Es kann jeder denken wie er will, auch über den Krieg. Er kann ihn für einen Segen oder einen Fluch halten. Aber wenn er die Predigerarme fluchend gegen den Krieg erhebt, darf er sie nicht schützend über diejenigen breiten, die Oel in den Brand gießen. Sonst wird er aus dem Apostel zum Apostaten und befleckt seine eigene Lehre.

Herr Woodrow Wilson ist Doktor der Philosophie und der schönen Wissenschaften, er ist Doktor beider Rechte. Er war Präsident der Princeton Universität, er las über Frieden, über Politik und über Rechtsweisheit und wurde dadurch Präsident der Vereinigten Staaten. Als wichtiger und friedlicher Machthaber schien er der prädestinierte Schiedsrichter jenseits des großen Wassers zu sein in dem Moment, als der Weltkrieg seine Brandfackeln nach Europa schleuderte.

Von Anfang an war einleuchtend die hohe, reale und ideale Bedeutung der Vermittlerrolle und man war gespannt, wie Wilson dieses Amts als geborner Unparteiischer in dem Zweikampf der europäischen Gruppen walten werde. Dies war wichtig während des Kriegs, wichtig für seine Dauer und wichtig für den einstigen Friedensvertrag und die Anbahnung der Völkerversöhnung.

Deutschland hat diese Stellung des nordamerikanischen Präsidenten nicht verkannt und nicht erschwert. Wilson muß wissen, was ihm Graf Bernsdorf im September 1914 zu sagen ermächtigt war. Wilson und die Oeffentlichkeit weiß, daß in einem Fall des Gebrauchs völkerrechtswidriger Geschosse Kaiser Wilhelm II. den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mister Wilson als „einen der hervorragendsten Vertreter der Menschlichkeit" warmherzig und eindringlich um Prüfung angesprochen hat.

Das war im August 1914.

Was erwiderte Woodrow Wilson? „Der Kaiser werde selbst nicht erwartet haben", daß er auf den Vorschlag eingehe. Shakespeare würde zu Wilson gewiß nicht gesagt haben: O weiser und höchst gerechter Richter.

Der Präsident der Vereinigten Staaten entschlägt sich der dankenswerten Prüfung eines der Aufklärung bedürftigen Streitfalls, der Friedensrichter lehnt sich durch eine plumpe Absage selbst ab und der Professor für Politik läßt sich die Legitimation auf Anrufen, als „ein hervorragendster Vertreter der Menschlichkeit" erst im Kleinen zu vermitteln, den ungelenken Händen entgleiten.

Warum? weil sein „neutrales" Friedensherz im Lager Englands war. Schon damals konnte man die Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit heraushören aus der Drohung in der Absage, „die Völker werden später den Schuldigen herausfinden und abstrafen." Das war nicht bloß eine Ungeschicklichkeit, sondern eine internationale Unschicklichkeit ersten Rangs, wenn die versteckte Drohung auf Deutschland abzielte, das ihn zum Richter in der strittigen Einzelfrage aufrief. Um den „Schuldigen" strafen zu können, mußte man zuerst helfen, ihn zu schlagen. Seither hat der Wilson für mehr als 1 200 000 000 Mark Kriegsmunition an die Feinde Deutschlands aus dem Land verfrachten lassen, das ihn als Friedensmann auf den Präsidentenplatz berufen hatte.

Man kann behaupten und nach dem Krieg wird man beweisen können, daß der Krieg längst vorüber wäre, wenn die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht dem einen Teil mit Rat und Tat Hilfe geleistet hätte.

Ob Nordamerika innerhalb seiner Staatssouveränität die Freiheit hat, diesen Munitionshandel zu gestatten — das ist nicht die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frage. Entscheidend ist, daß Amerika von dieser Freiheit zu Gunsten eines Teils und zu Ungunsten des andern Gebrauch gemacht hat.

Keine Entschuldigung ist die Tatsache, daß die Mehrheit der Nordamerikaner durch Sprache, Verwandtschaft und Presse auf die Seite der Gegner hinüberneigt. Denn Private haben das Recht auf grundlose Antipathie; das private Gefühlsleben ist nicht zur Neutralität verpflichtet. Die Staaten dagegen dürfen kein doppeltes Spiel treiben und Neutralität heucheln.

Dr. Wilson seinerseits darf nicht mehr den „Frieden" im Mund führen, wenn er im Herzen mit Krieg führt und ihn mit der linken Hand schürt, während die Rechte nichts davon zu wissen behauptet.

Jedenfalls hat er sein Land und seine Residenz der inneren Voraussetzung beraubt, Ort der Friedensverhandlungen zu sein. Er hat sich dauernd und bei jedem Vorschlag mit dem Verdacht belastet, für den einen Streitteil zu arbeiten. Vor Europa und Amerika ist der Richter Wilson für befangen erklärt.

Die Geschichte wird neben den Fehlern der Europäer auch die nordamerikanische Staatskunst buchen und feststellen, was alles sein lehrhafter Präsident 1914, 15 schülerhaft verpaßt und verpatzt hat, der jetzt dem amerikanischen Handel zulieb vergebens versucht, zu intervenieren. Seine Autorität reicht nicht mehr für einen Erfolg aus.

Japan in China

Von Dr. Alfons Goldschmidt

Sie haben jetzt freies Feld im Osten und können so fremde Probleme für sich lösen. Beispielsweise wollen sie einsacken, was Herr Sasonow seinen Russen versprach: Die fettesten Erz- und Kohlenpartien der Mongolei. Ferner fordern sie von China Landbaukonzessionen in der Mandschurei und streben so eine riesige Dehnung der von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Korea ausgehenden Interessensphäre an, deren Seezugang sie sich durch Verlängerung des Port-Arthur-Vertrages sichern wollen. Weiter wollen sie mit einem Ramsch die Montan-Gegenwart und -Zukunft Chinas belegen. Die Bergwerksgerechtsame in Shantung, im Jangtsetal und an anderen, durch Bahnen, die sie zu bauen beabsichtigen — leicht erreichbaren Stellen —, verlangen sie. Moderne Werke sollen unter ihre Ganz- oder Mitkontrolle kommen, darunter die Lyanyang-Eisen- und Stahlwerke; die mit ihren glänzenden Rohmaterialsicherungen, mit ihrer vorzüglichen Betriebstechnik und niedrigen Löhnen schon heute mit der amerikanischen und europäischen Montanindustrie konkurrieren können. Die Japaner schnappen da England eine starke Basis und große Hoffnung weg. Nachdem sie ihren „Verbündeten" reichlich aber ohne den gewünschten Erfolg für die Schaffung einer japanischen Eisen- und Stahlindustrie in Anspruch genommen haben, zerstören sie ohne Besinnen Englands Chinatraum. Sie machen sich auf Englands Kosten erzunabhängig, weil ihre von England gebauten und von England mit Patenten ausgerüsteten Hütten, Walzwerke und Armierungsfabriken aus dem eigenen Lande nicht genügend Rohstoff holen können. Gelingt der Plan, so schwimmen Erze und Panzerplatten bequem auf dem breiten Jangtse per Ozeandampfer nach Japan. Drei Ein- und Ausfallstore für Wirtschaftsgüter, Kriegsschiffe und Soldaten sind dann geöffnet: Der Golf von Tschili, die Bucht von Kiautschau und das Jangtse-Delta. Dahinter läßt sich ein ungeheures Montanreich gründen, dessen Umfang und Ausbau an den japanischen Forderungen leicht erkennbar ist. Japan hätte nicht mehr nötig, an englische und chinesische Lieferungsgnade zu appellieren, beherrschte den chinesischen Riesenmarkt und könnte mit seinem Eisen und seiner Kohle gen Westen und Osten ziehen. Es tun sich da hinten außerordentlich wichtige Dinge auf, es beginnt da der erste Akt eines neuen Völkerspiels, der gleich medias in res führt. Diplomatische Konzessionen, Finanzierungsabmachungen, Duldungen sind jetzt nicht erkennbar. Aber wie dem auch sei: Wir stehen vor der Tat-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sache eines plötzlichen und kolossalen Macht- und Wirtschafts-vorstoßes Japans, das bei der Verteilung Chinas die Vorhand beansprucht: Das diplomatische Spiel und die blutigen Folgen können nur geahnt werden. Sicher aber ist ein scharfer montan-industrieller Wettbewerb mit Europa und den Vereinigten Staaten. Dagegen brauchen wir nicht nur eine Straffung unserer gewaltigen Montankräfte, wir brauchen Erz, Erz und nochmals Erz! Wir müssen uns Erz sichern, Kapital, Unternehmungs-geist, Technica haben wir genügend und können wir aus uns vermehren und verbessern. Aber an Erz sind wir arm. Oder besser waren wir arm, denn jetzt liegt es unter unseren Füßen. Das ist für Deutschlands Wirtschaftszukunft eine Lebenssache.

Der Unterseebootskrieg und seine Folgen

Von Oberstleutnant a. D. Wochinger

Unter der großen Zahl der Ueberraschungen des gegen-wärtigen Weltkrieges nimmt der Erfolg der deutschen Unterseeboote wohl eine der ersten Stellen ein.

Nicht allein eine Reihe feindlicher Großkampf-schiffe ist bereits ihrem Angriff erlegen, die Zahl der von den deutschen Unterseebooten versenkten Handelsschiffe unserer ver-bündeten Gegner geht bereits an die Hundert, deren Wert aber mit dem der Ladungen dürfte Tausende von Millionen Mark betragen.

Auf seinen Unterseebooten ruht Deutschlands Verteidigung in dem von England aufgezwungen Handelskriege, auf sie stützn sich die Absperrung der die britischen Inseln umspülenden Meeres-teile.

Die Angst vor den deutschen Unterseebooten und ihren Minen-versenkungen hält Englands Weltflotte, bisher die Herrscherin

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur See, in den schützenden Häfen zurück und davon ab durch Säuberung der See, die Vormachtstellung Englands zur Geltung zu bringen. Die deutsche Unterseebootsflotte hat also gewissermaßen bereits moralisch den Sieg über Englands Riesenflotte davongetragen, wie der Handelskrieg den Positionskrieg nicht hat aufkommen lassen.

Heute schon geht zur Evidenz hervor, daß trotz aller heute noch anhaftenden Mängel, deren Beseitigung bei den Fortschritten der modernen Technik nur eine Frage der Zeit sein dürfte, die Unterseebootswaffe eine Hauptwaffe zur See bleiben und auf ihr einen größeren Terror ausüben wird, als die ungleich mehr elementaren Einflüssen unterworfene Luftflotte; auch steht heute schon fest, daß in der Organisation der Kriegsmarinen aller Länder das Unterseeboot einen weitaus größeren Rahmen einnehmen wird als bisher, sowie daß derjenige Staat im Handelskriege die meisten Chancen haben wird, dessen Industrie im Stande ist, die Unterseebootswaffe bis zur größtmöglichsten Vollkommenheit auszugestalten und der die größte Zahl geeigneten Offiziers- und Mannschaftsmateriales aufzustellen vermag. Wie hier das deutsche Reich mit seiner in Fleisch und Blut übergegangenen allgemeinen Wehrpflicht, welche in allen Berufs- und Standesklassen die ganze Intelligenz der Nation umfaßt, allen anderen Nationen vorangeht, so auch in der Leistungsfähigkeit seiner Industrie, welche in nautischer Richtung der englischen schon lange den Vorrang abgelaufen hat und welche im Bau von leistungsfähigen Luftschiffen und Unterseebooten in der Welt unerreichbar dasteht. Dieser von keiner andern Nation erreichte Ruf der deutschen Industrie, deren Anpassungsfähigkeit mitten im Weltkrieg sich so glänzend erwiesen hat, wird auch nach Beendigung des Krieges der deutschen Nation den ersten Platz im friedlichen Industriewettbewerbe für alle Zukunft sichern.

Der Riesenerfolg der im Kostenpunkte und Mannschaftsbedarf wesentlich geringere Ansprüche stellenden Unterseebootsflotte, hat durch ihre rasche Herstellungsweise auch die Frage nach dem ferneren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Werte der Großkampfschiffe aufrollen gemacht, zu deren Beantwortung Nachstehendes als einschlägig erachtet werden dürfte.

Wenn auch mittelst der Fortschritte der Technik das bisherige beschränkte Wirkungsfeld der Unterseeboote noch um ein Bedeutendes gehoben werden kann, so bleibt für solche, gleichwie für die übrigen Seestreitkräfte doch das Bedürfnis eines Stützpunktes am Lande, zu dem sie retablierungs- und ergänzungshalber immer wieder zurückkommen müssen, uneingeschränkt bestehen. In gleicher Weise, wie aber auf der Operationslinie der Seestreitkräfte solche Stützpunkte unerläßlich sind, bleiben auch die Hauptausgänge des friedlichen Seehandels für beide Kriegsparteien strategische Abschnitte der Küste für Angriff und Verteidigung und muß letztere, um wirksam zu sein, nicht bloß am Lande allein einsetzen, sondern auch durch offensives Entgegentreten aus weiter Ferne, und zu dieser aktiven Küstenverteidigung sind nach wie vor als Träger der Offensive in erster Linie Großkampfschiffe mit weittragendster Gefechtskraft nötig, ohne welche niemals in offener Seeschlacht ein angreifender Gegner besiegt oder eine Seefestung niedergerungen werden kann. Denn hier heißt es, dem Gegner in der Feuereröffnung zuvorzukommen und durch wirksameres Feuer den Gegner niederhalten zu können.

Der Bedarf an auf weiteste Entfernungen wirkungsfähigen Großkampfschiffe wird also wie bisher, ohne Rücksichtnahme auf die steigende Vermehrung der Unterseebootsflotte, nach Maßgabe des ihnen zukommenden Aufgabenbereiches berechnet werden, und wenn eine Verkürzung der Zahl der Linienschlachtschiffe in Erwägung gezogen werden sollte, so dürfte dies sicher nur im Gegensatz zur Zahl der Linienschiffskreuzer erfolgen, welche einen größeren Aufgabenkreis als die Linienschiffe zu bewältigen haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die heutigen Schlachtfelder in germanischer Vorzeit

Von Edgar Steiger

s war ums Jahr 200 vor Christi Geburt. Da überschritt in der Gegend des heutigen Mitrowitza ein germanischer Heerzug die Donau, wälzte sich das Drinatal aufwärts und schlug sich auf den steilen Gebirgspfaden Serbiens bis nach Mazedonien durch. Es war eine Horde ungeschlachter Riesen von fünf Ellen Höhe, die Weiber und Kinder auf Zeltwagen mit sich führten: die Bastarner, die Erstlinge unter den Germanen, die Uebervölkerung und Weidemangel aus ihren unwirtlichen Wohnsitzen an der Weichsel aufgescheucht und gezwungen hatten, draußen in der unbekannten Fremde eine neue Heimat zu suchen. In Mazedonien angekommen, verdang sich ihr Herzog Hludihho mit seinem ganzen Volke dem König Philipp V. und half ihm und seinem Sohne Perseus die Römer bekriegen. Das war der erste Balkankrieg, den Germanen führten, über 2000 Jahre, bevor die österreichischen Truppen auf demselben Wege, den die Riesen der Urzeit eingeschlagen, ins Innere Serbiens vordrangen.

Man mag solche historische Parallelen für müßige Spielereien halten. Für den, der die physikalischen und geographischen Vorbedingungen für Völkerwanderungen und Kriege schärfer ins Auge faßt, sind solche Wiederholungen in der Kriegsgeschichte mehr als bloßer Zufall. Denn so weit z. B. die beiden obengenannten Ereignisse zeitlich auseinanderliegen, so wenig haben sich in den zwei Jahrtausenden, die sie voneinander trennen, Gebirgszüge und Flußläufe geändert, und so wird uns hier wenigstens das vielmißbrauchte Wort des klugen Rabbi Akiba zu einem wohlbegründeten Erfahrungssatz.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blicken wir nur einmal, um die Probe aufs Exempel zu machen, zur Abwechselung nach dem westlichen Kriegsschauplatz hinüber; da entdecken wir gleich am Südende der Vogesen die berüchtigte trouée de Belfort, jenen ungeschützten Fleck deutscher Erde, den unsere wackeren Feldgrauen nun schon seit einem halben Jahre gegen die immer aufs Neue anstürmenden Franzosen mit ihren Leibern decken. Auch diese trouée de Belfort ist ein uraltes Einfalltor, durch das schon in grauer Vorzeit germanische Heerzüge nach Westen vordrangen. Denn damals gab es dort noch keine Festung, die ihnen den Weg versperrte, und so sah sich der große Cäsar genötigt, dem Ariovist in offener Feldschlacht entgegenzutreten.

Dieser Suetenkönig, ein Vorgänger des mächtigen Markomannenfürsten Marobod, setzte angeblich auf den Hilferuf der von den Römern bedrängten Seguaner, einer an der oberen Seine (Seguana) ansässigen gallischen Völkerschaft, mit einem Heerzug von 150 000 Köpfen im Jahre 59 vor Chr. über den Rhein. In Wirklichkeit war es wieder eine Völkerwanderung, an der sich sechs oder sieben verschiedene Völkerschaften mit Weib und Kind beteiligten, und wie schon die Cimbern 50 Jahre zuvor auf ihren Streifzügen durch Gallien die fremden Völker um Land und wieder um Land angegangen hatten, so ließ sich auch Ariovist von den Seguanern und Arvernern ein Drittel des Grundes und Bodens abtreten. Aber da immer neue Nachschübe von jenseits des Rheins kamen (wer erinnert sich bei diesem Märchen aus alten Zeiten nicht an die immer neuen Millionen streitbarer Männer, die seit einem halben Jahre schon Monat für Monat nach Frankreich hinüberziehen?), so trat bald wieder Landnot ein und der Befreier wurde zum Bedrücker. Da wandten sich die gallischen Wirte, die dem lästigen Gast noch das zweite Drittel ihres Landes abtreten sollten, wieder den Römern zu, und Cäsar, der soeben die Helveter über den Jura zurückgeworfen hatte, benutzte diese günstige Gelegenheit, um auch mit dem gefährlichen Germanenkönig abzurechnen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ueber die Lage des Schlachtfeldes ist man sich trotz der Berichte Cäsars nicht ganz klar. Aber auffallend bleibt es immerhin, daß die beiden Schauplätze, über die die Gelehrten sich streiten, auch im jetzigen Kriege eine große Rolle gespielt haben. Die Einen verlegen nämlich das Kampffeld, das Ariovist als Geschlagener verließ, um sich mit dem Rest seines Heeres über den Rhein zu flüchten, in die Nähe der Stadt Mülhausen, um die auch im vergangenen Jahre zwischen Deutschen und Franzosen heftig gekämpft wurde. Andere dagegen glauben es im nördlichen Elsaß bei Stotzheim entdeckt zu haben — also nicht weit vom Eingang ins Lubertal, wo heute hinter Markirch unsere tapferen Truppen in den Vogesen die Grenzwacht halten. Wie dem auch sei: auch hier haben wir wieder die verblüffende Wiederkehr derselben Schlachtfelder nach mehreren tausend Jahren — ein scheinbarer Zufall, der sich bei genauer Betrachtung der geographischen und physikalischen Verhältnisse des Elsasses wieder, wenn ich so sagen darf, als ein strategisches Naturgesetz entpuppt.

Natürlich darf man bei dieser Auffassung der Dinge kein Kleinigkeitskrämer sein und noch viel weniger den Allwissenden spielen wollen. Die über 600 Kilometer lange Schützenkette, die sich wie eine ungeheure Riesenschlange in vielfachen Windungen und Krümmungen von Nieuport an der Nordsee über Arras nach Soissons, von da östlich über Reims bis Verdun und endlich längs der Vogesen südlich bis Belfort ringelt, umspannt ja Belgien und das ganze östliche Frankreich. Da ist es denn selbstverständlich, daß uns die meisten Namen, die wir während des großen Krieges in den Zeitungen lesen, bereits aus der Geschichte bekannt sind. Man müßte z. B. ja die ganze Geschichte des niederländischen Befreiungskrieges erzählen, wollte man alle kriegerischen Ereignisse, die sich in und um Brüssel, Gent, Löwen usw. abspielten, im einzelnen aufzählen. Vom spanischen Erbfolgekriege gar nicht zu reden. Und ebenso könnten die Namen St. Quentin, Cambrai usw. uns höchstens Anlaß zu einem Repetitorium der ganzen französischen Geschichte geben. Aber das ist ja nicht die Absicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieses historischen Rückblickes, in dem sich gewissermaßen strategische Geographie und geschichtliche Symbolik, also Wahrheit und Dichtung die Wage halten.

Ich greife daher aus der Fülle der Ereignisse von heute nur noch das große Schlachtfeld an der Aisne und Marne heraus, wo seit dem September vorigen Jahres fast unausgesetzt die Kanonen donnern. Es ist kein Zweifel, daß hier die Entscheidung fallen wird, ob künftig germanische Kultur und Gesittung oder russische Barbarei und englisches Geld die Welt beherrschen. Merkwürdiger Weise war schon vor fast anderthalbtausend Jahren dieselbe Champagne, wo jetzt schon ein halbes Jahr der blutige Kampf zwischen Deutschen und Rußlands Verbündeten tobt, der Schauplatz eines ebenso gewaltigen Völkerringens. Und schon damals waren es die Germanen, welche die europäische Kultur vor dem Ansturm asiatischer Barbaren und der mit ihnen verbündeten Völkerschaften retteten. Die Hunnenschlacht auf den Katalaunischen Feldern, in der der Römer Aetius mit Hilfe der vereinigten germanischen Stämme den mächtigen Attila schlug, ragt wie ein tröstliches Wahrzeichen aus der Morgendämmerung germanischer Frühzeit in den hellen Mittag des mit einer Welt von Feinden kämpfenden deutschen Reiches herein. Der schlaue Diplomat Aetius hatte zuerst mit den Hunnen geliebäugelt, teils um die römische Kaiserin-Regentin Placidia, die seinen Nebenbuhler und Gegner Bonifazius begünstigte, einzuschüchtern, teils, um die ihm zu mächtig werdenden Germanen im Schach zu halten. Er hatte Attila sogar das blühende Burgunderreich in Worms ausgeliefert, von dessen Untergange noch sechs Jahrhunderte später unser Nibelungendichter gar wundersame Mären zu erzählen weiß. Aber schließlich kam der römische Intrigant doch zu der Erkenntnis, daß das römische Reich nur noch mit Hilfe der Germanen zu retten sei. Sollte der Germane oder der Hunne der Erbe der Römer werden? Das war die große Frage der Zukunft, und die Antwort, in wessen Händen das köstliche Erbe der Vergangenheit besser aufgehoben sei, konnte dem weitblickenden Römer nicht schwer fallen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als daher der mächtige asiatische Chan mit seinen Reiterhorden und seinem immer wachsenden Gefolge unterjochter Völkerschaften immer weiter nach Westen vorrückte, stellte sich ihm Aetius mit seinem Heere bei Mery sur Seine, am oberen Lauf der Seine, etwa 80 Kilometer südlich von Reims, entgegen. Und in diesem Heere bildeten die Germanen die Kerntruppe. An eine Einigkeit der germanischen Stämme, die alle auf abenteuerlichen Wanderungen nach Süden und Westen begriffen waren, war zu jener Zeit natürlich nicht zu denken. Waren doch im Hofhalt des Hunnenkönigs selbst ebenfalls mächtige germanische Fürsten, wie der Ostgolenkönig Theodorich, der Dietrich von Bern unserer Heldensage, von dessen hunnischen Abenteuern uns Nibelungen- und Amalungenlied so wunderbare Dinge zu berichten wissen. Und hatte doch kein Geringerer als der gewaltige Vandalenkönig Gänserich, der gerade damals den Römern ihre Kornkammer Afrika geraubt hatte, Attila gegen Aetius zu Hilfe gerufen. Also Germanen hüben und drüben, im römischen und im hunnischen Lager. Um so wunderbarer will es uns bedünken, daß es bei der allgemeinen Zersplitterung, die damals herrschte, dem klugen Römer doch gelang, Westgoten, Alanen, Burgunden, Sachsen und westliche Franken zu einem Heerbann zusammenzuschweißen und den stumpfnasigen Kosaken Attilas entgegenzuwerfen — für den, der historische Symbolik liebt, wird er ein schüchternes Vorspiel zu der Einigkeit des deutsches Volkes im heutigen Weltkriege. Und „die große Körperkraft und eiserne Faust" der deutschen Stämme brachte schon damals den Sieg. Attila zog sich nach Italien zurück, wo ihm am Gardasee Papst Leo der Große entgegentrat, und wenige Jahre später ist er tot und sein Reich in alle Winde zerstoben.

Möge das Geschlecht des Romanow ein ebenso klägliches Ende finden! Ihr Totengräber ist ja schon bei der Arbeit. Und zwar hat er gerade an der Stelle, wo 40 000 erschlagene Deutsche seit 500 Jahren des Rächers harren, zu graben begonnen. Hindenburgs herrlicher Sieg bei den Masurischen Seen ist nicht nur die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

größte strategische Tat dieses gewaltigen Krieges, sondern — aus der Ewigkeitsperspektive der Weltgeschichte betrachtet — auch ein Meisterstück historischer Symbolik. Denn bei dem nämlichen Tannenberg, wo er letzten Herbst mit seiner wackeren preußischen Landwehr die dreimal überlegene russische Armee in die Sümpfe jagte und vernichtete, wurden am 15. Juli 1410 die Ritter des deutschen Ordens unter ihrem Hochmeister Ulrich von Jungingen von den vereinigten Polen und Littauern unter den Herzögen Jagello und Witold nach heldenmütigem Kampfe geschlagen und fast aufgerieben. Die Slawen, von denen über 60 000 die Wahlstatt bedeckten, blieben die Sieger und der deutsche Orden, die deutschen Pioniere der Ostmark, erholten sich nicht mehr von diesem furchtbaren Schlage. Wie seltsam mutet es uns da an, daß gerade ein halbes Jahrhundert später an derselben Stelle das damals vergossene deutsche Blut doppelt und dreifach heimgezahlt wird! Gewiß werden wir uns bei ruhiger Ueberlegung wieder sagen, daß, geographisch und physikalisch betrachtet, diese masurischen Sümpfe mit ihren verschlungenen Wegen und Verstecken das natürliche slawische Einfalltor nach Ostpreußen darstellen. Nur daß dieses Einfalltor, wie das neueste Beispiel lehrt, in den Händen eines großen Feldherrn wie Hindenburg für den Feind zu einer Mausefalle werden kann.

Ich bin am Ende meiner geschichtlichen Rückblicke. Der Geschichtsforscher mag vielleicht darüber lächeln. Aber schließlich hat der Mensch an allen großen Wendepunkten der Geschichte die Gepflogenheit, die Zeichen der Zeit zu deuten und die Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären; schließlich ist, wie Goethe sagt, alles Vergängliche doch nur ein Gleichnis.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Persische Städte

I. Meschhed

Von Ernst Diez

as Funkeln der Goldkuppel und der zwei vergoldeten Minaretspitzen lockt meilenweit den Meschhedpilger, der sich dieser Stadt nähert von Westen, Süden oder Norden. Es zwingt ihn auf die Knie und heißt ihm mit der Stirne den Boden zu ehren, der vom Schimmer der Kuppel über dem Grab des heiligsten der Imame beglückt wird. Von allen Seiten Irans und weiterher aus Turkestan, Afghanistan, vom Pendschab und Tibet strömen die Perser herbei am Grabe des Imam Risa zu weinen. Familien, ja halbe Dörfer vereinigen sich zur Wallfahrt und rücken unter der Führung eines Mullah aus zur tage- und wochenlangen Reise auf ihren Eseln. Da erlebt man die Bilder aus den Evangelien, glaubt die heilige Familie auf ihrer Reise zu sehen, wenn die verhüllte Perserin mit ihrem Kinde am Arm auf dem Esel daherzieht und der Mann nebenherschreitet und wenn sie sich unter einem einsamen Baum von der Glut der Steppensonne erholen. Biblische Eindrücke.

Was sind Jerusalem, Rom, Lourdes gegen die heilige Stadt der Schiiten! Mekka ist nur ein durch tausendjährige von Muhammed notgedrungene mit in Kauf genommene Tradition, Ziel der Muslims. Die Kaaba mehr ein offiziöser Sammelpunkt. Ihr Herz doch nur ein schwarzer Stein — wenn auch ein von Gott herabgeschleuderter. Mehr zieht schon der altehrwürdige Titel H a d s c h i, der den Mekkapilger sein Leben lang vor andern auszeichnet. Dagegen kann der Titel M e s c h h e d i des Meschhed Pilgers nicht konkurrieren.

Aber nach Meschhed pilgert man eben nicht des Titels wegen. Und die religiöse Psychose, von der die Pilger am Grabe des achten Imam erfaßt werden, ist nur scheinbar religiös. Im Unterbewußtsein drängt ein tieferer Schmerz, der sich in der Form

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

religiöser Trauer Bahn bricht, ein nationales Leid. Es ist das Herz des alten, stolzen, einst mächtigen Iran, das in der Grabkammer des Imam Risa blutet. Der alte, freiheitsgewohnte, persische Heldengeist trauert hier um seine versunkene Größe und Herrlichkeit. Religion ist für den Iranier eine Form und ein Ausdruck des Nationalgefühls. Sein wahrer Gott ist Ali, der nationalreligiöse Held, Hussein, Alis Sohn ist ihr Protomärtyrer und die Nachkommen von Alis Familie, die elf Imame sind ihre religiösen und nationalen Helden und Führer. Ihr Erlöser, der zwölfte Imam, einst in einer Höhle in Samarra am Tigris der Welt entrückt, wird wieder kommen, wird das einstige starke persische Reich wieder aufrichten. Ya Ali (ya Hussein), ya haesreti Risa, der Du von dem verbrecherischen Kalifen Mamun vergiftet wurdest, ihr werdet gerächt werden!

Was ist das zahme Flennen russischer Muschikweiber an den Martyriumsstellen und am heiligen Grabe in Jerusalem gegen die Orkane schmerzlicher Leidenschaft und das krampfartige Schluchzen, gegen die religiösen Transzustände, von welchen die Perser und ihre Weiber am Grabe ihres Nationalmärtyrers erfaßt und durchschauert werden! Es ist ein Schauspiel, wie es ähnlich vielleicht antike Mysterienakte geboten haben. Nicht etwa beschränkt auf gewisse Zeiten des Jahres, sondern täglich mit neuer, ungeschwächter Wucht ereignet es sich. Natürlich wird die Komödie von den Priestern, die das Heiligtum — eine Stadt für sich — bevölkern, wohl vorbereitet, werden die Pilger systematisch zur Ekstase entfacht. Und wie überall, wird die religiöse Begeisterung auch hier von den Mullahs und Bettlern ausgenützt. Letzteren zu spenden, ist Pflicht der Pilger. Wer nichts mehr hat, muß sich bei ihnen unter Aufwendung wohlgesetzter Phrasen entschuldigen.

Um das Grab des Imam und des Kalifen Harun al Raschid, das eine bescheidene Ecke einnimmt, einen quadratischen mit alten Fließenmosaik und neuerem Spiegelmosaik ausgelegten, von tausend Lichtern glänzenden Kuppelraum, ließen sich im Lauf der Jahrhunderte viele persische Große, „Säulen", „Pfeiler" und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Stützen des Reiches" (wie dort die Exzellenzen heißen), „Felsen der Religion" ihre Grabkuppeln bauen. Eine mit prächtigen Fließen- und Ziegelmosaik ausgelegte Riesenmoschee, versammelt die Pilger zu den gemeinsamen Gebetsübungen, große Höfe mit Wasserbassins, Schulen und Basare umschließen das Heiligtum und bilden den heiligen Bezirk, dessen Tore und Basarzugänge mittels Ketten den Zutritt von Tieren und Ungläubigen wehren. Zwei breite, von einem offenen Kanal durchzogene Chausseen, die obere und die untere Straße bilden den Zugang zu dem Heiligtum, auf das sie vom Ost- und Westtor der Stadt kerzengerade zulaufen. Keine andere Straße irgend einer persischen Stadt zeigt iranisches Volksleben und iranische Typen in so bunter Mischung und in solcher Verdichtung.

Dieses größte Heiligtum der Schiiten beschossen die Russen im März 1911 mit Geschützen und Maschinengewehren durch zwölf Stunden. Jussuf Khan, ein seiner Lumpereien wegen aus seiner Heimat vertriebener Afghane, der für den vertriebenen Muhammali Schah Stimmung machte, was vom russischen Konsulat in Meschhed gern gesehen wurde, hatte sich mit seinen Leuten im Heiligtum verschanzt und führte dort in Verbindung mit einem Bandenführer aus Nischabur eine Schreckensherrschaft. In seiner Not bat der Gouverneur von Meschhed selbst den russischen Konsul, den Unruhen ein Ende zu machen. So kam es zur Beschießung. Man sorgte dafür, daß der Söldling, der dem russischen Zauberlehrling über den Kopf gewachsen war, durch ein Hintertürchen entkam — doch mußten einige Hundert unschuldige Pilger an die russischen Granaten glauben. Uebrigens ließen sich die Russen bei der nachfolgenden vorübergehenden Besetzung des Heiligtums keine Plünderung zu schulden kommen und der durch die Geschosse angerichtete Schaden war relativ gering.

Die Russen machten sich durch diese Beschießung bei den Persern, die an ihre Notwendigkeit nicht glaubten, nicht beliebter und der englische Konsul bemühte sich, nicht vergebens sie von der viel aufrichtigeren, selbstloseren Freundschaft der Engländer zu über-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeugen. Die russischen Truppen aber siedelten sich nunmehr in Meschhed fest an und es entstand ein russisches Quartier im N.-W. der Stadt neben dem Palast des Gouverneurs, der sich nun unter russischen „Schutz" gestellt sah. Das Hauptinteresse der Russen an dieser Besatzung war die Sicherung der Handelsstraße von Meschhed bis zur russisch-turkestanischen Grenze, der Hauptstraße des russisch-persischen Handels in Churasan. Trotz aller Geschehnisse vertrugen sich in diesem Quartier die Perser mit den Russen recht gut. Die Mannschaft wurde in strenger Zucht gehalten und auch die Offiziere arteten trotz ihrer nächtlichen Zechereien im Klub nicht in Gewalttätigkeiten aus. Der Belgier Leleux, der Finanzgewaltige von Churasan, ließ 1912 den großen Platz dieses Viertels, der vom Gouverneurspalast, Gärten, den Zollgebäuden und von Wohnhäusern der Russen begrenzt wird, mit einem Musikpavillon und Blumenparterren ausstatten und sorgt auch für die gute Instandhaltung des angrenzenden Parkes. So hat dieser Teil der sonst so ungesunden und unreinen Pilgerstadt ein osteuropäisches Gesicht bekommen und wird von der reinen Luft der unmittelbar hinter der Stadtmauer beginnenden Steppe bestrichen. Der alte Fanatismus der Perser von Meschhed, der noch vor zwei Jahrzehnten jedem Europäer, der durch den Basar ging, das Leben gefährdete, wurde auch hier durch Gewohnheit und langjährigen Verkehr mit den Ferengis gebrochen. Die bald zu erwartende Anschlußstrecke an den transkaspischen Bahnstrang wird eine neue Epoche einleiten.

Mütter

Von Barbra Ring, Grimelund (Norwegen)

Es traf sich so, daß Kari, die Milchmagd, und Diana zugleich niederkamen und zwar beide illegitimerweise. Karis Einziges war nicht willkommener als Dianas Sieben, aber es hatte das Glück, in der Mägdekammer und im Beisein von Zeugen das Licht der Welt zu erblicken und dies sicherte ihm seine zukünftige Existenz, die vielleicht zweifelhaft gewesen wäre, wenn seine Ankunft minder offiziell stattgefunden hätte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht etwa, daß das Dorf solcherlei Ereignisse nicht mit Nachsicht aufnahm! Es passierte ja durchaus nicht so selten, daß diese oder jene Kari bei ihren verschiedentlichen Wahlverwandtschaften eine oder zwei Unregelmäßigkeiten in den Kauf bekam, und das Dorf machte aus diesen Dingen weiter kein Aufhebens.

„Sie ist halt auch drunter gewesen", hieß es dann.

Und darin lag durchaus kein Aergernis. Im Gegenteil, eher eine leise Anerkennung der anziehenden Eigenschaften jener besagten Kari. Derlei kleine Unregelmäßigkeiten versperrten keiner Kari den Lebensweg, sie wiederholten sich in manchen Fällen sogar höchst regelmäßig.

Ueberdies: — heute dir, morgen mir! — dachte das Dorf.

Die arme Diana dagegen war so unglücklich, der Sproß eines großen und berühmten Geschlechts zu sein, was auf dem Papier, welches jedem Familienmitglied beim Verkauf mitgegeben wurde, klar und deutlich zu lesen stand. Ja, so lang und so fürnehm war Dianas Stammtafel, daß selbst das degenerierteste Adelsgeschlecht des Landes keine längere aufzuweisen gehabt hätte.

Darum hatte Diana etwas viel Aergeres verbrochen als Kari. Ihre Sieben waren im Voraus der Vernichtung preisgegeben.

Sie lagen eines Tages, als Kersten zur Vesper heraufkam, ganz unvermutet in seinem Bette; es war just an demselben Morgen, da Kari in dem ihren lag, droben in der Mägdekammer im Hauptgebäude. Und da Kersten gerade an diesem selbigen Morgen keinen besonderen Grund hatte, das Leben in rosigem Lichte zu sehen — er hatte sich durch Ring und Gelöbnis mit einer schwerreichen alten Bauerndirne im Oberland versprochen — so wurden die Sieben auf eine ziemlich unsanfte Art in die Scheune befördert, gefolgt von der ängstlich hinterdrein watschelnden und winselnden Diana.

In dem warmen Heu krabbelte es im Halbdunkel von kleinen rosenroten Schnauzen und blinden Augen und dünnen Rattenschwänzchen, die insgesamt den untrüglichsten Beweis für Dianas in sträflichem Leichtsinn geschlossene Mesalliance lieferten.

Diana selbst befand sich allerdings in glücklichster Unwissenheit ihres Fehltritts. Sie stillte und schleckte und wärmte die piepsenden kleinen Ratten und fegte sie sorgfältig wieder zu sich heran, so oft eine von ihnen zu weit fortgerutscht war.

Drei Tage lag Diana in der Scheune. Berta Snippen, die man anstelle der verhinderten Kari geholt hatte, brachte ihnen Brei und Milch, pflichtgetreu, rothaarig, murrend und muffend, wie es Berta Snippens Gewohnheit war, im Guten und Bösen.

Und Diana nahm das Futter stillschweigend entgegen.

Als aber am vierten Tage Kari sich wieder im Stall zeigte, fern und geradrückig wie immer, und die bekannte große rote Hand Diana die Breischüssel hinschob, eines der Sieben heraufholte und einen rauhen Finger an seiner kleinen Schnauze strich, da hob Diana froh und dankbar den Kopf und schleckte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An jenem Abend kam Kersten in die Scheune.

Er grub eines nach dem anderen von den Sieben hervor, überzählte sie dreimal, denn sie krabbelten während des Zählens immerfort durcheinander, stopfte alle Sieben in die Tasche und ging.

Diana wollte folgen; aber Kersten verschloß die Scheunentüre.

Das gab die ganze Nacht ein wehvolles hilfloses Geheul aus der Scheune her. Man hörte es über den ganzen Hof. Und lange ehe es an der Zeit war, regte es sich drüben in der Rollkammer, wo Kari und ihr Kleines so lange untergebracht waren, bis man es von ihr fortnehmen und weggeben konnte.

Kari schlupfte barfuß im Hemd und Knierock zur Scheune hinab und nahm Diana zu sich hinein. Und Diana kroch in das breite Bett und legte den Kopf dicht an ein winzigkleines schwarzhaariges Köpfchen. Und lag still.

Von dieser Nacht an waren sie drei im Bett.

Und eines Tages war es so weit, daß Kari ihr schwarzes Kleid antat und den Stadthut mit dem grünen Seidenband und den roten Zeugnelken aufsetzte und das Kleine von der Rollkammer in den Schal wickelte.

Aber weiter kam sie lange nicht. Denn Diana stellte sich vor die Türe und kläffte und machte ein Wesens, als ob Diebe und Spitzbuben auf dem Hofe wären.

Da setzte Kari sich auf die Bettkante und wiegte sich hin und her mit dem grauen Schalbündel in den Armen. Und weinte.

Und Diana kam und legte ihren Kopf neben das Bündel.

Kari aber redete zum Schal und redete zu Diana und dabei tröpfelte es über ihre großen gelben Backenknochen.

Und als sie sich dann erhob, ging Diana ruhig mit.

Sie gingen über das Land, das gerade zum zweitenmal gemäht war. Das Gras lag feucht von Tau und duftete stark.

Sie gingen durch das Föhrengehölz, wo es so still und so kühl war und wo die Füße in all den trockenen Föhrennadeln wie auf glatte Seide traten.

Sie gingen an dem kleinen See entlang, aus dem weißer Dampf aufstieg und sich wieder lagerte.

Da war es, wo Kari plötzlich stehen blieb und auf das Bündel, das sie trug, hinab blickte. Dann drückte sie es fester an sich und ging rasch weiter, bis sie in Berte Snippens Stube stand.

Diana folgte ihr.

Berte Snippen schnaufelte und knaufelte und zeigte ihr, wo das Kleine liegen sollte. Die Verhandlungen waren im Vorhinein geführt worden.

Kari sprach wenig, aber es wollte ihr scheinen, als ob Berte Snippen nicht gerade viel Geschick mit Kindern habe.

Rasch und still sagte sie Lebewohl, ohne Berte anzusehen, die in der Türe stehen geblieben war mit dem Schalbündel im Arm und ein paar Worte brummte, irgend etwas, das als eine Art Freundlichkeit von ihrer Seite gemeint war.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diana blieb draußen stehen und sah bald zu Karis grauem Fransenschal hinauf, bald Kari nach. Es war wahrhaftig schwierig, zu entscheiden, wo hier der Weg der Pflicht ging.

Aber Berte Snippen drehte ihren flachen roten Haarschopf der Türe zu und zog sich mit dem Schal und dem, was darin war, ins Haus zurück, ohne Diana ein Zeichen der Beachtung zu schenken.

Da setzte Diana in langen Sprüngen Kari nach.

Sie hüpfte nicht an ihr empor. Sie ging nur still an ihrer Seite und streifte von Zeit zu Zeit ihre Hand mit der Schnauze.

Da strich Kari darüber hin, aber ohne zu wissen, daß sie es tat. Sie gingen bloß im Nachttau so nebeneinander hin, die Beiden, die das ihrige verloren hatten.

In dieser Nacht konnte Diana nicht schlafen. Denn das Bett schütterte und von oben, wo Karis Kopf war, kam so ein wunderlich weher Laut.

Der Tag verging.

Die Nacht kam. Aber Diana konnte wieder nicht schlafen. Es kam vielleicht daher, daß Kari den Arm um ihren Hals gelegt hatte und ganz dicht an Dianas Ohr so schwer pustete und schnupfte.

Berte Snippen hatte Kari gebeten, nicht vor Sonntag zu kommen, damit das Kleine sich gewöhnen könne. Und das hatte Kari versprochen. Aber nie hätte sie gedacht, daß es so schwer sein kann, das zu tun, was man selbst gesagt hat.

Am nächsten Abend war Diana fort.

Kari langte nach ihr. Diana war sozusagen ihre einzige Vertraute. Aber sie hatte das Tier wohl verscheucht, wie sie sich in diesen letzten Nächten gehabte.

Diana pflegte freilich sonst nicht fortzurennen. Kari rief nach ihr, draußen auf der Scheune und ringsumher bei den anderen Wirtschaftsgebäuden, ehe sie sich legte.

Sie war gerade unter die Decke gekommen, als es an der Türe kratzte.

Kari war schier glücklich. Sie huschte barfuß zur Türe und öffnete.

Mit einem Satz war Diana im Zimmer und oben im Bett.

Dann sprang sie wieder heraus, zog Kari am Rock und kläffte stolz und vergnügt.

Im Bette lag Karis grauer Schal, naß vom Schleppen im Grase.

Und Kari drückte den Schal an sich, während Diana um sie herwedelte und belferte: Heut kannst du wohl anderen Leuten die Nachtruhe lassen. Das Kleine konnt' ich nicht mitnehmen, das begreifst du doch, aber das da schmeckt doch wenigstens ein bißchen danach!

Warum aber Kari jetzt zu weinen anfing, das begriff Diana wahrhaftig nicht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

König und Minister

Der französisch-englische Plan, die sinkende Siegeszuversicht des Dreiverbandes durch einen übermächtigen Angriff auf Konstantinopel zu heben, und einer etwaigen Kriegsverdrossenheit Rußlands entgegenzuwirken, barg die Voraussetzung, daß Griechenland, klinge dort die verführerische großgriechische Saite an, sofort seine Landstreitmacht, ohne deren Mitwirkung die Bezwingung der Dardanellen derzeit aussichtslos wäre, in den Dienst des Dreiverbands stellen würde. Diese Voraussetzung hieß Venizelos. Eigenartig mutet es an, daß dieser alte, politisch kluge und abgeklärt ruhig aussehende Kretenser, dem heutigen Griechentum, als Verkörperung der hellenischen Großmannsgedanken und Wünsche gilt. Daß er gleichzeitig ein blinder Bewunderer Englands ist, der einzigen europäischen Macht, von welcher er persönliche Eindrücke besitzt, ist leichter erklärlich, als seine Führerstellung zu ausgesprochen jungblütigen Bestrebungen. Nur in solcher konnte er über den Widerspruch hinweg, der darin liegt, seine Hand zur Russifizierung desselben Konstantinopels zu bieten, dessen Besitz das ideale Gepäck seiner Partei bildet. In seiner tiefinnersten Ueberzeugung mag immerhin liegen, daß der Traum eines griechischen Byzanz eben nur ein Traum sei und daß ein tatsächliches Dingegeld für die Hilfe bei Abwürgung der Türkei — etwas Greifbares bedeute. Er würde sich jedoch hüten, dieses Verzicht auf die großgriechische Zukunft, vor seinen stürmischen Anhängern auszusprechen. Demnach war Venizelos so weit, Griechenland aus seiner Neutralität treten und am Weltkrieg teilnehmen zu lassen. Die Lesart, sein Plan habe dahin gelautet, nur gegen die Türkei vorzugehen und überdies das Gros der griechischen Armee gegen etwaige Feindseligkeiten Bulgariens zurückzuhalten, kann zu Ehren der reifen Vernunft und richtigen Beurteilung der Verhältnisse seitens des hellenischen Staatsmanns kaum diskutiert werden. Ungenügende Hilfe hätte ihm den Arbeitslohn kosten können, ein Stichlassen der Türkei war bei den Zentralmächten ausgeschlossen.

Und nun geschah das Wunderbare. König Konstantin, der zwar die breite Volkstümlichkeit eines Venizelos nicht genießt, jedoch seit dem letzten Krieg die Armee geschlossen hinter sich hat, stellte sich im Kronrat der Kriegspolitik seines Ministerpräsidenten entgegen.

Die Armee, die Generale und Offiziere, die Militärpartei standen für die Neutralität, also für den Frieden ein — und die zivilen, bürgerlichen Berater der Krone (obwohl auch nicht geschlossen) wollten den Krieg.

Daß sich mit dem Rücktritt der Regierung Venizelos große Schwierigkeiten ergeben würden, ein halbwegs auf fester Grundlage stehendes Kabinett zu bilden, war vorauszusehen. Ja, es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß ein nunmehr für weitere Neutralität wirkender Venizelos wieder an die Spitze der Geschäfte tritt.

König Konstantin hat sich angeblich auf das Gutachten seines Generalstabes gestützt, der eine Entsendung eines starken Landungskorps nach den Dardanellen für gleichbedeutend mit militärischer Entblößung des neugriechischen Gebiets (Salonik) gegen Bulgarien erklärte. Er hat damit weit weniger der großen Politik, als der

Generated on 2019-10-28 08:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

rein-griechischen einen erst in späteren Zeiten gewürdigten, ungeheuren Dienst geleistet.

Konstantinopel darf nicht in die Hände Rußlands fallen, soll sich Griechenland weiter entwickeln.

Das gleiche gilt für Rumänien und Bulgarien, denen der Dreiverband bisher vergeblich — Mond und Sterne anbot, wenn sie den einzigen, realen Vorteil — ihre Neutralität — fallen lassen wollten.

Selbst im ungünstigen, voraussichtlich nicht eintreffenden Fall, daß Griechenland — im weiteren Verlauf der Ereignisse — den klaren Kopf verlieren würde, um vielleicht einen Brocken unter der Tafel des Dreiverbandes aufzulesen, wird man die Episode Konstantin gegen Venizelos nicht vergessen können.

Sie bleibt bezeichnend..

V. S.

Frankreich und das Nationalitätenprinzip

Frankreich vor allem verdankt man die Ausbreitung des Nationalitätenprinzips, dem Frankreich des zweiten Kaiserreichs, das sein überzeugter und entschlossener Verteidiger gewesen ist und das sein erstes Opfer geworden ist. Man hatte bei der Gründung der dritten Republik den schweren Fehler begangen, die äußere Politik des Kaiserreiches beizubehalten, zu entwickeln, sogar zu übertreiben, während man doch die ganze innere Regierungsweise umgestoßen hatte und man hat nicht bedacht, daß dieselben Ursachen die gleichen verhängnisvollen Wirkungen zu Folge haben können. Diesen Hauptpunkt haben selbst die scharfblickendsten und besonnensten Historiker bis heute vernachlässigt.

Wenn man uns doch auf diese einfache Frage antworten wollte: Glaubt man in Frankreich wirklich, daß dieses Nationalitätenprinzip ihm einen einzigen Franzosen, der außerhalb seiner Grenzen geboren ist, zurückführen könnte?

Und betrachten wir nun, was Frankreich selbst aus dem Prinzip für die Fremdvölker in seinem Gebiet gemacht hat, für die Elsässer, die Bewohner von Nizza, die Savoyarden, die Corsen usw. Was ist denn aus der „italianité" in Frankreich geworden? Das italienische Gefühl, das in Trient und Triest, wenn nicht politisch so doch in ihrem Leben stark und blühend ist, ist in den italienischen Gebieten Frankreichs vernichtet worden. Ich frage offen, gäbe es, wenn Triest und Trient zu Frankreich gehören würden, dort noch italienische Schulen, Zeitungen, Banken, eine italienische Verwaltung? Tatsachen geben die Antwort: das Verbot der einzigen in Nizza erscheinenden italienischen Zeitung, die Verurteilung der Pfarrer, die in bretonischer Sprache predigten, der heftige Kampf gegen den Abbé Lemire, den Abgeordneten von Hazebrouck, der es wagte, für seine Wahlpropaganda die flämische Sprache zu benutzen. Ich gehe weiter und behaupte — ich stütze mich auf Tatsachen — daß, wenn die Provence eine österreichische Provinz gewesen wäre, das Provençalische, das kein Dialekt ist, sondern die Sprache Petrarkas, der Troubadours und bis auf Mistral eine hochliterarische Sprache geblieben war, heute die Amtssprache des Landes, die öffentliche, die Unterrichtssprache, die Sprache der Zeitungen wäre, es gäbe, mit einem Wort, eine provençalische Nationalität.

Wenn Frankreich mit so viel Energie das Nationalitätenprinzip — bei an-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dern — verteidigt, warum hat es nie versucht, es bei seinem Freund und Verbündeten Rußland zur Geltung zu bringen? Dort könnte es seinen Einfluß ausüben, da man mehrere Dutzend Fremdvölker in Rußland zählt — Oesterreich-Ungarn hat nur ein Dutzend. Man beachtet das nicht in Frankreich, wie man nicht beachtet, daß der Zar mindestens 60 Millionen Untertanen hat, die nicht russisch können. Auch die Zeitungen scheinen ein Interesse daran zu haben, daß ihre Leser das nicht erfahren. Es gibt ja vielleicht einen andern Grund dafür. Man hört im Ausland begreiflicherweise nichts von den nationalen Kämpfen in Rußland, weil darüber Grabesstille herrscht.

Dieser auffallende Widerspruch zwischen der Theorie und Praxis, den wir in Frankreich bei dem Nationalitätenprinzip beobachten, erscheint noch viel stärker in seinen Friedensbestrebungen und seiner auswärtigen Politik. Man muß gestehen, Frankreich hat in seinem Parlament ein öffentliches Friedensbekenntnis gemacht, aber kann man leugnen, daß seine Politik ganz das Gegenteil von dem war, was dieses wünschte? Ist es nicht Heuchelei oder einfach Dummheit, für die ganze Politik den einzigen Grundsatz zu haben, sich eigensinnig jedem, auch dem kleinsten Einfluß Deutschlands zu widersetzen, nur weil es Deutschland ist, immer grundlos Oesterreich-Ungarn anzugreifen, welches nur im Frieden leben will, und dann sich darüber wundern, daß diese Politik, dieser ganze Haß Frucht trägt? Wenn man wenigstens den Mut hätte, seine Ansichten zu bekennen. Das unabhängige Frankreich hat gewiß das Recht, seine Freunde und Feinde zu wählen, aber wenn es diese Wahl einmal getroffen hat, müßte ihm seine Würde verbieten, die verfolgte Unschuld zu spielen.

Ich möchte diese einfachen Betrachtungen dem gesunden Menschenverstand anheimstellen, der war und auch noch vorherrschende Eigenschaft ist bei den Bewohnern der neutralen Länder, die der französischen Aufschneiderei, dem englischen Bluff wenig zugänglich sind.

Dalmo Carnevali (Rom)

Die Seehandlung

Der Krieg hat den ursprünglichen Zweck keines Institutes so umgekehrt wie den der Seehandlung, der Staatsbank Preußens. Sie wurde 1772 durch ein Patent Friedrichs des Großen errichtet und sollte den preußischen Ueberseehandel fördern. Mit England, Frankreich, Spanien und Polen sollte sie Handel treiben. Die Seehandlung war also damals ein maritimes Geschäft, das seine Firma rechtfertigte. Seither hat sie viele Wandlungen durchgemacht, aber der Name „Seehandlung" ist geblieben. Mehr und mehr wurde sie ein finanzielles und auch zeitweise ein politisches Staatsinstrument. Sie kam aus ihrer merkantilistischen Waren- und Produktionsperiode heraus und wurde eine Bank zur Abwicklung, hauptsächlich der preußischen Staatsgeschäfte. Darüber hinaus aber hat sie als Führerin des sogenannten „Preußenkonsortiums" die Uebernahme und Unterbringung aller wichtigen deutschen Renten mitbesorgt. Die erheblichen, ihr durch Kapitalserhöhung, Staatsüberweisung und Depositen zur Verfügung stehenden Mittel haben ihr einen starken Einfluß auf den Geldmarkt und auf die Stabilität des deutschen Anleihemarktes verschafft. Sie wurde, ohne in eine direkte Konkurrenz mit den Großbanken einzu-

Generated on 2019-10-28 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

treten, zu einem maßgebenden und unentbehrlichen Börsenfaktor. Wie die Reichsbank hat sie schon Jahre vor dem Kriege systematisch die Erhöhung ihrer Liquidität betrieben. Die Folge war ein tatkräftiges Eingreifen zu Anfang des Krieges und in den schwülen Wochen vorher, als die öffentlichen Finanzerfordernisse plötzlich wuchsen, der Geldmarkt bedroht schien, und das Angebot auf dem Markt der heimischen Anleihen die Rentenkurse in Gefahr brachte. Man wird diese Hilfe, die kürzlich in der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses der Seehandlungspräsident von Dombois darlegte, dem Institute nicht vergessen. Es hat aus eigener Kraft die Regelung der Kriegsfinanzen Preußens betrieben, hat bei der Reichskriegsfinanzierung direkt und indirekt mitgewirkt, hat durch hohe Darleihungen an Städte und Kreise die Versorgung der Bevölkerung mit Getreide und Mehl gefördert, hat dabei noch Mittel für die innere Kolonisation zur Verfügung gestellt, der Landwirtschaft und den industriellen Gewerben geholfen. Die internationale Handlung von einst ist also in diesem Kriege eine eminent nationale Handlung, sie hat sich als eine hervorragend kraftvolle Helferin des deutschen Staatskredits und der deutschen Volkswirtschaft erwiesen. Sie verdient gekannter zu sein, als es bisher der Fall war. Vielleicht ändert man ihren Namen nach dem Kriege. Die Firma „Seehandlung" weckt im Volke keine rechte Vorstellung von der Tätigkeit und dem Wirkungskreise der Bank. Die Meisten wissen gar nicht, daß ein derartiges Institut existiert. Dafür ein Beispiel: Einer meiner Berufskameraden hatte eines Tages Auftrag zur Seehandlung. Er gab dem Droschkenkutscher die Weisung: „Fahren Sie mich zur Seehandlung in der Markgrafenstraße." Die Droschke hielt vor einem Fischgeschäft, hinter dessen Fenstern sich lebende Fische tummelten. Erstaunt sagte der Kollege: „Wo fahren Sie mich denn hin, ich wollte doch zur Seehandlung." Der Kutscher antwortete verschnupft: „Sie sind ja davor, bessere und frischere Seefische als hier können Sie nirgens bekommen." Dr. Alfons Goldschmidt

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Generated on 2019-10-28 08:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Der Staat als Einkäufer

Von Dr Erich Schairer

„Das Kriegsbekleidungsamt des 3. Armeekorps in Spandau bittet die Hersteller von Bedürfnissen für die Heeresverwaltung, insbesondere von Tuchen und Ausrüstungsstücken, diese Sachen unter Vermeidung des Zwischenhandels direkt den Aemtern zum Ankauf anzubieten."

ieses Inserat konnte man im dritten Kriegsmonat im Annoncenteil einer großen Berliner Zeitung entdecken. Aber nur wenn man eine ganze Anzeigenseite durchstudierte; denn es schwamm wie eine einsame Insel auf einem gewaltigen Meer von Chiffreannoncen, die alle nach folgendem Schema gebaut waren: habe gegen sofortige Kasse abzugeben soundsoviel Zeltbahnen, Tornister, Helme, Patrontaschen, Handschuhe, Pelze, Koppelschlösser — oder: wer liefert gegen bar sofort soundsoviel Koppeln, Kochkessel, Decken, Militärknöpfe, Brotbeutel, Stiefel, Seitengewehre? Dazwischen schoben sich hie und da kleine Inserate wie: Rentier zur sofortigen Begründung eines Einkaufsgeschäfts für Kriegslieferungen gesucht. — An Kriegslieferung sucht gewandter Kaufmann Beteiligung. Büro und Personal vorhanden.

Ueberschaute man diese Flut von Anzeigen, die sich wie gesagt seitenlang aneinander reihten und hielt man den oben zitierten Aufruf des Kriegsbekleidungsamts des 3. Armeekorps dagegen, so schienen zwei Folgerungen erlaubt zu sein: Erstens: offenbar wird ein sehr großer Teil der Heeresbedürfnisse im Krieg durch Vermittlung der Kriegslieferanten gedeckt, die sich auf den Weg vom Erzeuger zum Abnehmer setzen oder diesen Weg erst herstellen. Diese Kriegslieferanten kaufen entweder auf gut Glück soundsoviel Helme, Koppeln, Uniformknöpfe auf und bieten diese Dinge dann durch Inserat der Heeresverwaltung bezw. deren Beauftragten an, die sie ihnen wieder abkaufen; oder sie lassen sich Bestellungen von dort geben und schreiben diese ihrerseits (ähnlich wie die Zwischenmeister bei der Hausindustrie) an die Handwerker und Fabriken aus. Zweitens durfte man wohl aus dem Inserat des Spandauer Bekleidungsamts den Schluß ziehen, der sowieso ziemlich nahe lag: daß die Heeresverwaltung ihre Bedürfnisse lieber „unter Vermeidung des Zwischenhandels" aus der ersten Hand decken würde; vermutlich, weil sie auf diesem näheren Wege besser fuhr.

Inzwischen sind die schlimmsten Auswüchse, die mit dem Kriegslieferungswesen zusammenhingen, beseitigt worden; und es scheint den konsumierenden Verwaltungsstellen gelungen zu sein, den Zwischenhandel, wenn nicht ganz, so doch zu einem guten Teil abzuschütteln. Darum mag es jetzt gestattet sein, an den überwundenen Uebelstand eine kleine sachliche Betrachtung anzuknüpfen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir wollen nicht etwa über die Gewinne reden, die das Kriegslieferungsgeschäft vielen, die es betrieben haben, „in den Schoß geworfen habe" und untersuchen, ob diese Handelsgewinne mehr oder weniger „berechtigt" gewesen sind. Wir können wohl auch nicht schlankweg behaupten, daß der Zwischenhandel „unnötig" sei; denn wäre er so ohne weiteres zu entbehren, dann wäre er wahrscheinlich gar nicht da. Andererseits weiß jeder, der einmal etwas von Konsumvereinen hat läuten hören, daß es in vielen Fällen möglich und selbstverständlich vorteilhaft ist, Zwischenglieder zwischen Erzeugung und Bedarfsbefriedigung auszuschalten.

Konsumvereine sind private Einrichtungen. Man rechnet es bis jetzt, wenigstens im Frieden, nicht zu den Wohlfahrtspflichten der öffentlichen (kommunalen oder staatlichen) Verwaltung, für die möglichst billige und gute Bedarfsdeckung des einzelnen zu sorgen. Jede Hausfrau soll selber zusehen, wie sie am vorteilhaftesten einkauft. Der Staat hat sich nicht darum zu kümmern. Gut. Aber nun ist der Staat durch den Krieg in die Lage gekommen, daß er sich selber vor ein großes Einkaufsproblem gestellt sah, das möglichst rasch erledigt werden sollte; und siehe da, es hat sich gezeigt, daß er ein wenig mehr praktisches Geschick im Einkaufen gut hätte brauchen können. Er hätte gern den Zwischenhandel vermieden, wie er es ja in Friedenszeiten, wo es nicht eilt, vielfach fertig bringt; aber in dem Drang der ungewohnten Verhältnisse hat er sich anfangs recht unbeholfen gezeigt: es ging nicht ohne den Kriegslieferanten.

Der Staat, möchte man folgern, sollte sich vielleicht doch etwas mehr für die Volkswirtschaft nach ihrer konsumierenden Seite interessieren. Er ist wie ein vielbeschäftigter Vater gewesen, der keine Zeit und keine Lust hat, sich mit Fragen des Haushalts zu befassen; der zufrieden ist und genug geleistet zu haben glaubt, wenn die Geschäftskasse in Ordnung ist. Der Staat von heute ist seiner eigenen Volkswirtschaft gegenüber noch nicht über das Studium und die Förderung der Produktionssphäre hinausgekommen.

Darum hat er sich Konsumproblemen, wie sie der Krieg plötzlich hervorrief, zunächst nicht eben gewachsen gezeigt, weder wo es sich darum handelte, für die Einzelwirtschaften zu sorgen, noch wo es um seine eigene Staatswirtschaft ging. Die Frage der Lebensmittelsicherstellung hat er sehr langsam und deshalb nicht vollkommen gelöst; und für die Ausrüstung des Heeres hat er trotz Organen wie Handwerkskammern und gewerblichen Zentralstellen den privaten Zwischenhandel benötigt.

Es hätte sich in diesem letzteren Falle, von dem wir hier reden, nur um ein wenig von dem gehandelt, was unseren Staat in anderen „Ressorts" so stark und schlagfertig erwiesen hat: Organisation. Die Heeresverwaltungsämter hätten, grob gesprochen, wissen sollen, welche Adressen von Handwerkern und Fabrikanten für die Herstellung der einzelnen (vorauszuberechnenden!) Bedürfnisse in Betracht gekommen wären. In jedem Korpsbezirk, kann man sich meinetwegen vorstellen, hätte ein Gewerbeadreßbuch da sein sollen, in dem sogar die Lieferungen der einzelnen Erzeuger für den Bedarfsfall bereits kon-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tingentiert hätten enthalten sein können. Beide Teile wären besser gestanden, und mancher kleine Fabrikant und Handwerker hätte sich ebensogut wie die abnehmende Heeresbehörde die Provisionen an den „Kriegslieferanten" gespart.

Der Zwischenhandel ist nichts anderes als der Notbehelf einer unvollständig organisierten Volkswirtschaft, in der ein großer Teil von Erzeugern und Verbrauchern nichts von einander wissen. Dieser Zustand mag natürlich sein, wenn die beiden sehr weit von einander entfernt wohnen: beim auswärtigen Handel also. Man erinnere sich der Periode der geschlossenen Stadtwirtschaft im Mittelalter: in den damaligen Stadtstaaten gab es keinen Binnenzwischenhandel. Im Gebiet der heutigen Volkswirtschaft aber sind dank unserer Verkehrsmittel (wozu auch die Post gehört!) die Entfernungen nicht mehr als größer zu betrachten als in jenen Stadtwirtschaften. Ein direkter Verkehr zwischen Hersteller und Kunden ist über das ganze Reich hin fast durchweg ohne Schwierigkeiten möglich. Doch es geht den beiden oft wie den Bewohnern unserer großstädtischen Mietskasernen; sie sitzen einander auf der Nase und kennen einander nicht.

Solange dieser Zustand dauern wird, solange wird man den Zwischenhandel brauchen; aber solange kann man noch nicht im vollen Sinne von einer Volkswirtschaft reden. Und man könnte es wirklich für eine Aufgabe der öffentlichen Verwaltung, zunächst der kommunalen, halten, auch auf diesem bisher von ihr vernachlässigten Feld die Organisation in die Hand zu nehmen oder wenigstens an ihr mitzuarbeiten. Die private Initiative hat die ersten Schritte getan und die ersten Erfahrungen gesammelt, wie sie es bei vielen großen organisatorischen Aufgaben zuerst gemacht hat: bei der Arbeitsvermittlung, im Transportwesen (Eisenbahn, Post), bei der Regelung des Geldverkehrs, ja sogar beim Heerwesen, das sich jetzt kein Mensch mehr als Privatunternehmen denken kann. Ueberall hat schließlich öffentliches Interesse zu gänzlicher oder teilweiser öffentlicher Verwaltung geführt. Sollte nicht auch die Zeit gekommen sein, wo sich diese andere Organisation des Konsums beteiligen müßte?

Das Kino

Von Ludwig Thoma

Das war auch eine Rundfrage:

Was halten Sie vom Kino? Seiner Wirkung, seiner Zukunft usw.?

Ich hielt davon, daß es viele Leute, die arbeiten sollten, schon um vier Uhr nachmittags zum Faulenzen verführe und daß diese Kunstinstitute von den Fünfzigpfennigen junger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen, die sie nicht rechtmäßig besitzen, oder die sie wenigstens nicht ausgeben sollten, ihr Dasein fristen.

Diese erste und stärkste Wirkung ist ebenso moralisch, wie die andere, welche sich aus dem Genusse des spannenden Kinodramas ergibt.

Wenn man sich das vorstellt, wie jeden Nachmittag zur selben Stunde in allen europäischen und hoffentlich auch in den amerikanischen Städten die Augen naß werden über die Schicksale von Männern, die aus Liebe zu einer Gattin oder zu einem kranken Kinde anvertraute Kassen bestehlen, dann mit Klavierbegleitung ins Zuchthaus hinein und mit Harmoniumbegleitung aus dem Zuchthause heraus wandern, dann kann man sich darüber klar werden, mit welchem herrlichen Kulturfaktor wir bereichert worden sind.

Weiß schon — Naturaufnahmen, wissenschaftliche Filme, herrlicher Anschauungsunterricht, Kenntnis fernster Länder und Menschen 2c.

Ich möchte nur sehen, wie viele Leute ins Kino gingen, wenn ihnen nur diese Bildungsmittel vorgesetzt würden.

Auch der Anschauungsunterricht hat häufig die Form des abscheulichsten Hintertreppenromans.

In dem Wunderlande Indien müssen Schlangen schöne Mädchen beißen, an Wiegen herankriechen, um kleine Kinder beinahe zu erwürgen, müssen Königstiger angebundene Ziegen überfallen, müssen geheimnisvolle Verbrechergesellschaften geheimnisvolle Schandtaten begehen; in Afrika müssen Löwen in Gruben auf junge Damen warten, die hineinfallen und gerade noch gerettet werden, wenn das Harmonium seine Töne erklingen läßt, in Amerika müssen Grizzlybären Gemeinheiten vollführen usw.

Das ist der Anschauungsunterricht. Ich will kein Wehegeschrei erheben über die Verwilderung des Geschmackes oder des Charakters der Jugend, die man im Kino sieht. Ich glaube gerne, daß ihre Phantasie auch auf andere Weise verdorben würde, vielleicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sogar, daß sie wieder ausheilt und ich weiß, daß alle diese Dinge dem eigentlichen und gesunden Volke fremd bleiben.

Ich äußere nur meine Ansicht über die Wirkung des Kinodramas. Wahrscheinlich werden junge Leute, die schon wacklich sind, die Eingriffe in Kassen leichtherziger beurteilen, wenn sie denken, daß nach Verbüßung der Strafe ein mildherziges Mädchen mit Harmoniumbegleitung auf sie am Tore des Gefängnisses wartet; wahrscheinlich werden Mädchen noch lebhaftere Vorstellungen von der Möglichkeit reicher Heiraten hegen und ganz gewiß müssen alle Schädlichkeiten, die man Hintertreppenromanen zuschreibt, in vollen Strömen die Kinobesucher überfluten.

Ob sie wieder auf festen Boden gelangen, mögen Andere untersuchen.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat jüngst Herr Dr. Marx lobend festgestellt, daß der „französische Geist" aus den Kinos verbannt worden sei.

Viel davon war wohl nie darin zu finden; ist er gänzlich aus den Tempeln vertrieben, so fragt es sich, ob ein besserer Geist an seine Stelle getreten ist. Und da halte nur Jeder die Worte „national" oder „deutsch" hinter dem Gehege der Zähne zurück! Sie auf dieses einheimische Gewächs anzuwenden, ist nicht wohl getan.

Die gute Gesinnung, die in den Kriegsdramen stecken soll, kann man nur ablehnen.

Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen,
Doch er ist gut, ist ein Geschick, wie sie —

wenn sich nur nicht verliebte Mädchen, oder gar kleine Kinder hineinmischen und aus Feuer und Flammen herausstürzend ganze Regimenter und Brigaden retten, was am Ende doch besser Aufgabe der Stabsoffiziere bleiben sollte.

Der Anblick dieser läppischen Rührseligkeiten, mit denen an die größten Geschehnisse herangegangen wird, muß nicht unbedingt erhebend wirken.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man spart sich die Tränen auf für die „grotesk heiteren, Lachsalven erregen sollenden" Lustigkeiten, mit denen Berliner Filmfabriken dem Humor zu seinem Rechte verhelfen.

Wenn die dümmste Erfindung von Schauspielern dargestellt wird, die keine Scham mehr vor irgend einer Grimasse kennen, dann ist es Zeit zu weinen.

Und die Freude, daß der französische Geist verbannt worden ist, wird gedämpft.

Mutterland und Kolonie

Zur Erinnerung an die amerikanischen Stempelakte (März 1765)

Von Edgar Steiger

Das Merkantilsystem, dem seit Colbert alle Regierungen Europas huldigten, war so recht eine Lehre nach dem Herzen der englischen Machthaber. Es überlieferte die Kolonien auf Gnade und Ungnade der Willkür des Mutterlandes, das um jeden Preis bares Geld sehen wollte. Hatte man sich in London ein volles Menschenalter lang so gut wie gar nicht um die Farmer und Pflanzer in Neuengland, Virginia, New-York, Maryland und Pennsylvania gekümmert, so erinnerte man sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts plötzlich der aufblühenden Kolonien und suchte ihnen jetzt, da dort was zu holen war, den Schutz des Mutterlandes aufzuzwingen. Und so begann um diese Zeit die langsame, aber zähe wirtschaftliche Knebelung der verschiedenen Staatsgebilde jenseits des Ozeans, die ein volles Jahrhundert lang dauerte und schließlich zur Revolution führte.

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß die Navigationsakte, mit denen die gesetzgeberische Ausbeutung der Kolonien beginnt, von der freiheitlichen Regierung Cromwells erlassen wurden. Von nun an durften nur englische Schiffe Waren in den Kolonien ein- und ausführen und außerdem wurde der ganze amerikanische Handel für die wichtigsten Artikel auf die britischen Kolonien beschränkt. Aber es wäre töricht, Cromwell daraus einen Vorwurf zu machen. Er war auch nur ein Kind seiner Zeit und mußte, wie nach ihm die Stuarts, Wilhelm von Oranien und die hannoverschen George, den Tanz um das goldene Kalb mitmachen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Noch viel lustiger ist ja die Rolle, die die Stuarts in der amerikanischen Kolonialpolitik spielen. Erst stellt Jakob I. der London- und der Plymouthgesellschaft im Jahre 1606 die Freibriefe für Neuengland und Virginia aus. Dann schenkt Karl I. seinem Liebling Lord Baltimore Maryland, das nach der Königin Marie Henriette so genannt wird, als erbliche Monarchie, mit dem echt Stuartschen Vorbehalt, daß ihm der Beschenkte zum Zeichen seiner Lehnsuntertänigkeit jährlich — 3 Indianerpfeile schicken solle. Ferner belehnt Karl II. 1609 seinen Bruder York mit dem den Holländern gestohlenen Lande an der Mündung des Hudson, dessen Hauptstadt Neuamsterdam in New-York umgetauft wird. Und endlich stellt derselbe König Karl II. dem edlen William Penn einen Freibrief für sein Quäkerkönigreich Pennsylvanien aus, wofür der Grundherr dem König jährlich — 2 Biberfelle als Abgabe zu entrichten hat. Aber schon 1684 wird der von Jakob I. ausgestellte Freibrief für Massachusetts, dessen halsstarrige Puritaner und Demokraten den Stuarts ein ewiges Aergernis waren, von Karl II. aufgehoben, und als ein Jahr darauf sein Bruder, der Beherrscher von New-York, als Jakob II. den englischen Thron besteigt, ist die Folge dieser Luftveränderung die Aufhebung aller freiheitlichen Einrichtungen, die dieser Stuart höchstselbst in seiner Kolonie am Hudson eingeführt hatte.

Aber auch Wilhelm von Oranien, der zweite Befreier Englands, sprang mit den Kolonien nicht glimpflicher um. Nicht nur daß er Maryland zum königlichen Gouvernement machte und diesem von Katholiken begründeten Staate, in dem unter Lord Baltimore volle Religionsgemeinschaft geherrscht hatte, die englische Hochkirche aufzwang. Nein, er nötigte auch im Jahre 1700 den Quäkerkönig William Penn, den selbstlosesten aller Monarchen, der von seinen Untertanen keinen Pfennig Gehalt bezog, durch allerlei Quälereien und Drohungen, seine Landesherrlichkeit an die englische Krone abzutreten.

So war durch die vereinte Arbeit dreier englischer Könige die politische Entmündigung der amerikanischen Kolonien so weit gediehen, daß man nun auch an die wirtschaftliche Unterjochung und Ausbeutung ihrer Einwohner denken konnte. Das besorgte denn auch rasch und gründlich in den folgenden 50 Jahren das englische Parlament, in dem damals, wie heute, die Geldgier der Lords die Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit erstickte. So kam schon 1699 ein Parlamentsbeschluß zu Stande, der die Ausfuhr von Wolle und Wollfabrikaten in allen Kolonien verbot. Zwanzig Jahre darauf wurden die Walzwerke und die Hochöfen verboten, damit die Farmer Neuenglands und die Pflanzer Virginias jede Pflugschar und jede Axt vom Mutterlande beziehen mußten. Und 1732 wurde, während Amerika von Haarwild wimmelte, die Ausfuhr amerikanischer Hüte, sogar von einer Kolonie zur andern, untersagt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die Hutmacherei dadurch, daß man eine siebenjährige Lehrzeit festsetzte und den Neger vom Handwerk ganz ausschloß, den Kolonisten verleidet. Ja, schließlich befahlen die allmächtigen Gesetzgeber in London den Amerikanern, all ihre Bedürfnisse ausschließlich mit Waren aus englischen Besitzungen zu befriedigen. So wurde der rege Tauschhandel von amerikanischem Holz gegen Rum, Zucker und Melasse aus dem spanischen Westindien gänzlich unterbunden.

In diesen Beschlüssen des englischen Parlamentes offenbarte sich, wie Bancroft treffend bemerkt, jener elende Krämergeist, der große Nationen nach den Maximen des Ladentisches regieren will. Und dieser Krämergeist triumphierte und gab sich, wenn ich so sagen darf, einen herrischen Anstrich, als sich England im Utrechter Frieden 1713 des gesamten internationalen Sklavenhandels bemächtigte. Seit John Hawkins, der erste Sklavenhändler großen Stils, von der jungfräulichen Königin Elisabeth wegen seiner Verdienste um den britischen „Handel" zum Ritter geschlagen, sich in echt englischer Geschmacklosigkeit einen gefesselten Neger als Wappentier gewählt hatte, waren gerade 150 Jahre vergangen. Jetzt bot sich den Engländern die günstige Gelegenheit, den Negerhandel nach Amerika zu monopolisieren. Spanien, das von jeher zu stolz gewesen war, sich die Hände mit dem Verkauf von lebendigem Menschenfleisch zu besudeln, mußte ihnen das sog. Assiento verkaufen, und nun wurden die amerikanischen Kolonien mit Schwarzen so überschwemmt, daß selbst die Pflanzer von Virginia und Karolina Beschwerde dagegen erhoben. Vergebens. Sie mußten die armen Neger auf ihren Plantagen so schnell als möglich aufbrauchen, um dem lieben Mutterlande nun Ware abkaufen zu können.

Aber das alles befriedigte die englische Habsucht noch lange nicht. Die Herren in London wollten bares Geld sehen. Und so erwog man jahrelang, aber um so gründlicher die kitzlige Frage, ob man den amerikanischen Kolonien nicht auch eine direkte Steuer auflegen könnte. Das Ende des siegreichen Krieges gegen Frankreich, das den Engländern ganz Canada eingebracht und in den Amerikanern durch die Waffenbrüderschaft die erstorbene Anhänglichkeit ans Mutterland wieder erweckt hatte, bot den Krämern an der Themse die ersehnte Gelegenheit zu neuen Steuervorschlägen. Ein englisches Heer, das zwar ohne die Mithilfe der Amerikaner stets geschlagen worden war, hatte die Kolonien gegen die Franzosen geschützt. Warum sollten die Kolonisten also nicht dieses Heer aus der Tasche bezahlen? Und warum nicht auch die Gouverneure, die der König von England — zwar ganz gegen den Willen der Bevölkerung — den einzelnen Staaten vorgesetzt hatte? Vergebens erhob Benjamin Franklin seine warnende Stimme, indem er die direkte Steuer mit einer Kontribution im Feindeslande verglich. Vergebens legte Minister Walpole sein Amt nieder, um die Besteuerung Amerikas einem Mann zu hinterlassen, der mehr Mut

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

habe und weniger Freund des Handels sei. Der hannöversche Serenissimus Georg III. und sein Liebling Bute hatten sich nun einmal in diesen Gedanken verbissen, und Ende März 1765 wurden die Stempelakte, nach denen von allen Verträgen, Käufen, Wechselgeschäften 2c. in den amerikanischen Kolonien eine Stempelsteuer erhoben werden soll, durch Parlamentsbeschluß Gesetz.

Als aber am 1. November, an dem zum ersten Mal die neue Steuer erhoben werden soll, in Boston alle Glocken läuten, ist in sämtlichen Kolonien kein einziger Steuerbeamter mehr zu finden! Die Revolution ist da, bevor die Führer sich des ganzen Ernstes der Lage bewußt werden. Was hilft es da, daß die Stempelsteuer wieder zurückgezogen wird? Die Londoner Herren wollen Geld sehen. Und an Stelle der Stempelsteuer kommt der Teezoll. Aber die Bostoner Jugend wirft den Tee der Ostindischen Compagnie ins Meer, und Benjamin Franklin veröffentlicht seine beißenden Satiren „Erlasse Friedrichs des Großen" und „Regeln, um ein großes Land kleiner zu machen". Und zehn Jahre später sagt sich — nach allerlei unfruchtbaren Verhandlungen und Beschwichtigungsversuchen — das junge Amerika vom alten England los. Die Politik des Geldbeutels hat die erste große Schlappe erlitten, und die „American Diplomatic Correspondence" schreibt: „Jede Nation in Europa wünscht Britannien gedemütigt zu sehen, da es alle der Reihe nach durch seinen Uebermut beleidigt hat." Klingt das nicht, als wäre es, statt vor 150 Jahren, erst gestern geschrieben worden?

Das heilige Motiv

Von Catherina Godwin

Letzten Endes sind wir alle auf das Resultat Dressierte.

Und Tausende starren heute nur nach dem entsetzlichen Resultat des Augenblicks — vor ihnen ist Zerstörung, Umwälzung, Qual und Tod.

Die Hast und die Mechanisierung des modernen Lebens raubt uns die klare Erkenntnis der wahren Motive.

Wer nimmt sich noch die Zeit nach den Motiven Anderer zu forschen! Die Anderen klassifizieren sich für uns lediglich durch ihre Tat.

Und Menschen sehen unsere Tat und stoßen uns in eine Kategorie, in der wir vielleicht dauernd Fremde sind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn was die Menschen eint und sie in bestimmte Kategorien teilt, ist die Gleichheit ihrer Taten und was sie trennt und im heimlichsten traurig und einsam macht, ist die Verschiedenheit ihrer Motive.

Aus ewig getrennter Heimat nahen sich Fremde und treffen sich als die Gleiches-Erlebenden in der gleichen Tat und bleiben sich ewig Fremde.

Die Tat jedoch kehrt stets verborgen wieder zu ihrem einstigen Motiv zurück, das Motiv aber kettet unsere Seele an die höhere Welt des ewigen Seins: die Unendlichkeit — die Tat aber gehört der konkreten Welt, unserer endlichen Welt des Scheins.

So können nur jene in gleicher Tat sich wahrhaft einen, die durch das gleiche Motiv auch zu gleicher Tat gelangten.

Und das ist wohl das tiefere Geheimnis von der wundersamen Einheit, die plötzlich das ganze Volk unseres Vaterlandes so unlöslich verknüpfte: daß nur das eine, gleiche, ideale Motiv die Begeisterten alle zu gleicher Tat beseelte!

Und das läßt unsere Hauptfeinde, verdoppelt unsere Feinde sein: die Erkenntnis, daß sie in ihren letzten Motiven nur als kalt berechnende Kaufleute das Schwert ergreifen — sich einen wesensfremden Volke verbrüdernd, das von der einen Grenze, seine innerlich gärende, revolutionäre Uneinigkeit gegen uns nach Außen wälzt, indes sie von der anderen Grenze die haßerfüllte Eifersucht eines dekadenten Kulturlandes ausnützen, das mit der Mißgunst einer immer noch fabelhaft geschminkten, aber schon alternden Mondäne, ev. Weltdame oder Frau die junge siegreiche Macht anfeindet, die in ihrer aufblühenden Werdensmöglichkeit berufen scheint, Führer der kommenden Weltkultur zu sein.

In dem ringenden Gegeneinander jedoch sind sich scheinbar alle Völker und alle Kämpfer gleich. Wir morden alle und greifen an und reißen nieder und wehren uns wie wir müssen!

Doch der von dem idealen Geist seines Volkes Beseelte, er identifiziert sich nicht mit dem Grauen seiner Tat — er identifiziert sich nur mit dem Motiv zu seiner Tat.

Hinter seiner Tat aber steht das heilige Motiv.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein polnisches Dorf

Von Theodor Heuß

Zu den Torheiten, die beim Beginn des Krieges unvermeidbar schienen, gehörte jene Bewegung, die die fremde, „feindliche" Literatur aus dem deutschen Bücherschrank werfen wollte; mit einem Gefühl der Betretenheit erinnern wir uns, daß man in Zeitungen hin und her schrieb, ob man Shakespeare noch auf unseren Bühnen spielen dürfe.

Das ist jetzt vorbei. Man wird nun, ohne gesteinigt zu werden, sagen dürfen, daß man seit Kriegsausbruch, neben dem Geschichtlichen, ziemlich ausschließlich fremde Literatur las. Das ist nämlich für den, der Bücher nicht nur zum Zeitvertreib liest oder sich seine deutsche Gesinnung nicht erst aus einem literaturgeschichtlichen Repetitorium holen muß, gegenwärtig das Gescheiteste. Er lernt etwas dabei. Die Art und Unart, die Kraft und die Schwäche, die Kultur und die Sozialgeschichte der Völker, mit denen wir uns schlagen, wird ihm lebendig. Nie waren Thackeray, Dickens und Galsworthy so „Bücher vom Tage" wie eben, Coster und Lemonnier, Zola, Dostojewski.

Deshalb ist auch jetzt erst die Stunde für ein Werk gekommen, das wir seit ein paar Jahren in einer glänzenden Uebersetzung besitzen. Sein Verleger, Eugen Diederichs, hat in einem seiner beweglichen Rundschreiben an die lesende und nichtlesende deutsche Nation sehr eindringlich darüber Klage geführt, daß man das Buch nicht genügend beachte, daß man seichtem Zeug nachgelaufen sei und diesen Wert nicht gesehen. Er hat ganz recht; man muß es ihm nachträglich zugestehen. Aber wer wagt sich in der Hast von Friedenszeiten an einen vierbändigen Roman. Dazu bedarf es der ernsthaften Besinnlichkeit des Krieges.

Es handelt sich um „Die polnischen Bauern" von W. S. Reymont.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich las das breit angelegte Werk sozusagen als Vorbereitung zu einer Fahrt, die ich kürzlich an die polnische Schlachtfront machen konnte. Mit der ernsthaften Literatur über Polens Kultur ist es nämlich reichlich dünn bestellt; Brandes, der ein bekanntes Buch geschrieben hat, ist heute veraltet und sieht nur städtische Oberflächenprobleme. Da greift man nach einem Roman; aber dieses Buch ist derart, daß der Zweck des Lesens, das Lernen, einigermaßen versinkt. Denn es beansprucht literarische Achtung, die von allem „Zeitgemäßen" gelöst ist.

Die Jahresgeschichte eines Dorfes — die Einteilung der Bände ergibt sich nach den Jahreszeiten. Der Gang der Handlung ist gebunden an den Ablauf der landwirtschaftlichen Arbeiten und der wechselnden Witterung — diese Verknüpftheit mit Natur und Arbeit leiht dem Werk seine starke Symbolkraft. Reich und eindringlich sind die Schilderungen der Landschaft, mit einer Fülle der Sprache und einer hinreißenden Bildhaftigkeit niedergeschrieben. Die Menschen treten aus ihr heraus als die Wirkungen, als die Verdeutlichungen dieser Natur.

Das Dorf als soziale Einheit — die Großbauern und die Tagelöhner, der Pfarrer, Müller und Schmied; der Jude, der die Schenke unterhält. Der Kampf um die Macht in der Gemeinde, der Kampf mit dem benachbarten Gutsherrn um die Waldgerechte, der Kampf mit den deutschen Ansiedlern. Dorfklatsch und Dorfintrigue, Hochzeit, Taufe, Tod, große Kirchenfeste, Jahrmarkt, Gerichtstage, Rauferei und Sauferei, stille Abende, da der Legendenerzähler bei den schaffenden Frauen sitzt.

Die Charakteristik der Bauern ist schlicht, groß, ganz unsentimental. Sie sind Arbeitsmenschen und Geldmenschen, hart in der Leidenschaft, ohne Verschwommenheit. Anders die Frauen: sie erscheinen stärker als die Träger ihrer besonderen Rasse, einer frommen, etwas haltlos romantischen Sinnlichkeit. Unvergleichlich die Figur der Jagna, hinter der alle her sind und die nur Hingabe ist und die immer liebt. Das Blut wallt heiß durch die Seiten dieses Buches.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich glaube nicht, daß eine andere Literatur einen solchen erschöpfenden, und dabei nie langweiligen, immer straffen Bauernroman hat.

So ist das Werk eine epische Kunstleistung, in Anlage und Sprache, in Fabel und Charakteristik, das man vielleicht einmal, wenn Polen wieder Polen oder etwas ähnliches werden sollte, als den Repräsentanten dieses Volkes in der Weltliteratur ansehen wird.

Heute, da Tausende von Deutschen in Polen stehen, als Feind und Freund, da uns dies Land zerrissener Geschichte und Kultur zu einer Aufgabe wird, bringt dies Buch uns mehr als Genuß und Anregung: eine gewisse Vertrautheit. Es redet vom polnischen Bauern. Den hat es bisher weder in der Literatur noch in der Geschichte gegeben. Polnische Kultur und Politik waren der Besitz, die Unterhaltung und die Leistung des kleinen Adels und einer dünnen Bourgeoisie. Mit diesem Buch meldete sich der Bauer; so müssen wir es innerhalb des polnischen Geisteslebens bewerten.

Uns gibt es Einsichten einer Art, der wir uns nicht entziehen dürfen.

Der Scharfrichter

Skizze aus dem russischen Staatsleben

Von Graf Amoy

Als im Jahre 1881 das grauenvolle Zarenattentat verübt worden war, dem der wohlwollende, in der Seele so liberale Alexander II. zum Opfer fiel, traten in Rußland, gleichzeitig mit der Thronbesteigung Alexanders III., reaktionäre Tendenzen in Kraft, die besonders von der Umgebung des neuen Zaren zu grauenvoller Intensivität gebracht wurden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An der Spitze der Untersuchung des Zarenattentats befand sich der spätere Justizminister, damaliger Prokurator Murawiew; ein der Herzlosigkeit Murawiew's ebenbürtiger Gehilfe war der Untersuchungsrichter für besonders wichtige Angelegenheiten, Anton Dobrginsky.

Selbstredend war das Urteil über alle Beteiligten schon a priori gefällt, und die ganze Prozedur bildete sozusagen nur das Dekorum einer wirklichen Gerichtsverhandlung für die öffentliche Meinung.

Ich selbst war Zeuge, als der unglückliche Michailow, einer der Delinquenten, zweimal während der Hinrichtung vom Stricke riß und in die Grube vor dem Galgen fiel. Demungeachtet wurde er zum dritten Mal in besinnungslosem Zustande gehängt. Der Henker hatte später für seine Unvorsichtigkeit zu büßen, indem er zu Tode gepeitscht wurde.

Dieser Massenhinrichtung, die öffentlich auf dem Semenowplatze stattfand, folgten andere Hinrichtungen, die der Oeffentlichkeit fernblieben und hinter den Mauern der Festungen und Gefängnisgebäuden manchmal nachts von statten gingen.

Längere Zeit wurde in der Petri-Pauli-Festung in diesem Sinne gewirtschaftet.

Die meisten Todesurteile wurden in einer besonderen Kommission gefällt, wobei der Chef der Gendarmerie das große Wort mitzusprechen hatte. Ich möchte sagen, daß die Gendarmen-Polizei eigenmächtig in dieser Zeit wühlte und wütete.

Viele unschuldige Opfer fanden ihren unerwarteten Tod am Galgen.

Das grauenhafte Schlüsselburger-Gefängnis, das sich in der Festung gleichen Namens befand, war vollgepfropft von politischen Verbrechern oder solchen, die als solche gelten mußten.

Da das Publikum in Petersburg bald genug erfuhr, daß in der Petri-Paul-Festung beim Morgengrauen Hinrichtungen stattfanden, so lauerten einige Sensationsneugierige dicht an den Mauern, um, wenn auch zum Teil, ein solches Drama anzuschauen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um dem ein Ende zu machen, wurden die Hinrichtungen auf ministeriellen Befehl nach der Schlüsselburger Festung verlegt.

Die Delinquenten wurden zu diesem Zwecke per Schiff in geschlossenen Kajüten, die Newa entlang, aus der Petri-Pauli-Festung nach der dicht am Ladoga-See befindlichen Schlüsselburger-Festung in der Nacht oder am frühen Morgen geheim hingebracht.

Der spätere Marine-Polizeichef, damaliger Kapitän Tirtoff, ein Neffe des Marineministers gleichen Namens, erzählte mir, wie einst unter seinem Kommando solch ein Transport von Delinquenten zu statten kam. Er erzählte:

„Als ich eines Tages, so etwa gegen ein Uhr nachts nach Hause kam, fand ich meine junge Frau in großer Aufregung. Der Stadthauptmann hatte mir nämlich auf Befehl des Obergendarmenchefs, wie sich erwies, den Befehl erteilt, mit dem Schiffe, das unter meinem Kommando stand und der Marinepolizei angehörte, schiffsbereit zu sein. Der weitere Befehl lautete, um 2½ Uhr nachts bei der Petri-Pauli-Festung zu halten, um dort weiterer Disposition der Gendarmerieobrigkeit zu harren.

Tief in der Seele fühlte ich, daß es sich diesmal nicht um polizeiliche Inspektionen handelte.

In letzter Zeit war allerdings das Piratentum auf der Newa arg geworden. Es erreichte seinen Höhepunkt, als ein Geschütz großen Kalibers von der Petri-Pauli-Festungsmauer selbst weggestohlen wurde. Daraufhin wurde eine allgemeine nächtliche Inspektion gleichzeitig von mehreren Polizeischiffen unternommen, die aber nichts Wesentliches zu Tage förderte.

Des Befehls gehorsam eilte ich zum Landungsplatz bei der Nikolaibrücke, wo hinter den kaiserlichen Yachten auch mein Marinepolizeischiff stand. Ich weckte das Kommando. In zehn Minuten dampften die Kessel, und ich war stapelfertig.

Der Morgen graute. Die Sonne stand wie gewöhnlich im Mai im Norden trotz der frühen Morgenstunde schon ziemlich hoch,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die Strahlen verliehen den schimmernden Fluten des unendlich breiten Flusses die Pracht eines Goldstromes.

Das elegante Palaisufer von großen Granitblöcken zu einem wunderbaren Kai hergerichtet, trennte den schönen Fluß von den reichen Palästen, die sich dicht dem Winterpalais und der Eremitage anschlossen.

Alles lag in bezauberndem Schlaf. Die hohen Herrschaften, die in den Prunkgemächern der Paläste ruhig schliefen, hatten gewiß keine Ahnung davon, zu welchem Zwecke mein Schiff mit Windeseile durch die Fluten schnitt, um die Petri-Pauli-Festung zu erreichen."

Es ist überhaupt in Rußland Usus, alles, was im Staatsleben sich ereignet, dem großen Publikum geheim zu halten.

Selbst die Minister wissen manchmal nicht, was sich in ihren Ministerien ereignet, wenn es nicht gerade durch den betreffenden Sektionschef der Hochexzellenz vorgelegt wird.

„So schnitt ich durch die silbernden Fluten der schönen Newa. Die Sonnenstrahlen hatten eine leicht rötliche Färbung, wodurch die Paläste in ganz sonderbar phantastischem Kolorit dastanden.

Nur die Petri-Pauli-Festung mit ihrem spitzen Giebel lag tief im Schatten. Die grauen, bereits morsch gewordenen Mauern standen schweigend da, obwohl sie Vieles aus den Staatsgreueltaten an die Oeffentlichkeit bringen müßten. Hier stand auch das berüchtigte Trubetzkoy-Bastion, wo bekanntlich die politischen Verbrecher von ganz besonders verstärkter Schildwache bewacht werden.

Als das Schiff schließlich dem Festungstore gegenüber am kleinen Damm hielt, sah man einen Gendarm-Offizier aus dem Festungstore zum Damm eilen. Er hielt in seinen Händen ein großes geschlossenes Kuvert.

Es fiel der Trapp, und der Offizier erreichte das Deck. Die so grundverschiedenen Militärchargen begrüßten sich in üblicher Weise. Ich erhielt das geschlossene Kuvert, das, wie gewöhnlich, erst unterwegs geöffnet werden darf."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sofort, Herr Kapitän, einen Moment", sagte der Stabsrittmeister, indem er den Trapp heruntereilte.

„Es verging reichlich eine Viertelstunde, bis sich das Festungstor wieder öffnete und ca. 30 Personen zu Paaren, von Soldaten mit gezogenem Säbel begleitet, das Schiff erreichten.

Auf Wunsch des Gendarmoffiziers wurden alle diese Gefangenen in der großen Zentrumskajüte untergebracht. Die meist jungen Leute, unter denen sich vier ganz junge Damen befanden, waren an Ketten geschmiedet. Doch das schien sie wenig zu berühren. Lustig oder wir wollen besser sagen, heiter, trottelten sie den Trapp hinauf und freuten sich gewiß, den schönen Sonnenschein wieder einmal in freier Luft genießen zu können, der ja auch in grellem Kontrast zu den finstern Kerkerräumen stand.

In der großen Kajüte fanden alle diese Gefangenen Platz. Sofort begann ein reges Gespräch. Sie hatten gewiß sehr Vieles einander zu erzählen. Man störte sie nicht. In grellem Kontrast zu den 28 jungen Leuten standen 2 wohlbetagte graue Männer. Sie hielten sich beiseite und waren finsterer Stimmung.

Schon glaubte ich weiterfahren zu dürfen, als mir der Gendarmoffizier einen Wink gab und ins Ohr flüsterte: „Einen Augenblick Geduld, es kommt noch der wichtigste Mann, den ich erwarte."

„Wieder dauerte es ungefähr zehn Minuten. Die beiden Hälften des großen Festungstores wurden geöffnet, und ein geschlossener Wagen zeigte sich in der Ferne. Er fuhr dicht an den Damm heran. Eine kleine bucklige Mannesgestalt mit unnormal langen Händen stieg aus der Kutsche.

Ein dienstfertiger Gendarmunteroffizier half dem buckligen Mann aus dem Wagen und zog einen ziemlich großen Handkorb, in dem Weinflaschen sichtbar waren, heraus. Der Bucklige hatte in seiner Rechten einen eleganten kleinen Handkoffer."

„Diesem Mann geben Sie eine besondere Kabine", lautete das Kommando des Gendarmoffiziers.

Ich überließ ihm die Bugkabine. Es war ein kleiner Raum, in dem sich ein Tisch, ein Spiegel und ein paar Lehnsessel befanden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die verzerrten Züge des kleinen Buckligen, die ungemütlichen, ja, ich möchte sagen, unstet schauenden Augen, flößten nicht gerade Sympathie ein.

Jetzt gab der Stabsrittmeister den Wink abzufahren.

Die Richtung ging nach Osten. Als wir die Troyzkybrücke hinter uns hatten, eröffnete ich den Kommandobrief. Er lautete: „Schlüsselburg."

„Wer sind diese Gefangenen in der Hauptkajüte", fragte ich den Gendarmoffizier, der ruhig auf dem Deck einherging.

„Das sind Delinquenten, die zum Tode verurteilt, ihr Ende in der Schlüsselburg finden werden."

„Und der Bucklige?"

„Das ist der Scharfrichter", antwortete der Gendarmoffizier in gelassenem Ton.

„Ein grausiges Gefühl kam über mich. Solche Masse von Menschenleben soll wieder der Repression geopfert werden, dachte ich. Sprachlos stand ich vor dem Gendarmoffizier und wußte nicht, was zu sagen.

Der merkte meiner nervösen Zustand."

„Was ist zu machen, wir tun unsere Pflicht", sprach er mit verlegenem Lächeln. „Disziplin bleibt Disziplin", setzte er hinzu, als wollte er sich entschuldigen.

„Ich erwiderte nichts. Automatisch und traurig blickte ich in die große Kajüte durch die Look-Fenstern, die nach dem Deck hinausgingen. Die jungen Leute plauderten nach wie vor ungezwungen und heiter miteinander. Sie hatten gewiß keine Ahnung, welch' tragisches Ende ihnen bevorstand.

Auf und ab schritt ich auf dem Deck einher. Mich faßte schließlich die Neugier und ich blickte hinab in die Bugkabine, in der sich der Scharfrichter befand.

Er saß am Tisch und trank seinen Champagner. Hin und wieder gebärdete er sich in nervösester Weise. Jetzt ballte er krampfhaft die Fäuste und schlug so heftig auf den Tisch, daß die Champagnerflasche an das Weinglas stieß und unheimlich klirrte. Ich setzte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meine Beobachtung fort. Jetzt soff er, als käme eine Resignation über ihn; mit herabgesunkenem Haupte rang er verzweifelt seine Hände. Doch bald darauf stürzte er Glas auf Glas den Champagner hastig herunter.

„Darf ich mit dem Scharfrichter reden", fragte ich den Gendarmoffizier.

„O ja, warum nicht."

„Ich öffnete das Look-Fenster und begrüßte den Scharfrichter."

„Sie scheinen sehr nervös zu sein", begann ich.

„Das bringt das Metier mit sich", erwiderte er mit verlegenem Lächeln.

„Hatten Sie die letzte Zeit viel zu schaffen?"

„Und ob", lautete die Antwort.

„Ein rentables Metier, nicht wahr", spottete ich nicht ohne Boßheit.

„Ja, man kann wohl sagen, es ist rentabel. Ich erhalte nämlich 50 Rubel pro Kopf. Aber wenn es so weiter geht, halte ich's doch nicht aus."

„Warum denn nicht?"

„Ja, wissen Sie, ich bin doch auch ein Mensch. Ich habe auch Nerven, und wenn diese zum Tode Verurteilten Unglücklichen zu weinen anfangen und sich mir zu Füßen werfen, so geht einem das Herz über. Dann werde ich roh, brutal, um in dieser Weise meine Gefühle zu unterdrücken."

„Was waren Sie früher?"

„Ja, ich war auch einmal ein ehrlicher Mann, arbeitete in einer Klavierfabrik als Intonator. Ich konnte auch stimmen. Es war eine große Fabrik in Riga, und ich hatte mein gutes Auskommen."

Der Scharfrichter blickte traurig vor sich hin, goß sich wieder ein neues Glas ein und stürzte es herunter.

„Ja, Unglück bleibt Unglück, und wenn der liebe Herrgott den Menschen strafen will, nimmt er ihm den gesunden Menschenverstand. Ich war nämlich sehr eifersüchtig. Meine Frau, eine reizende Blondine, heiratete ich aus Liebe. Es war ein zartes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wesen. Wenn sie mich mit ihren blauen Augen anschaute und recht freundlich war, glaubte ich, sie stelle sich verliebt, um ihre Untreue zu maskieren. Ich bin ein Esthe von Geburt und hatte keine große Bildung genossen. Von Kindheit auf mußte ich arbeiten, da mein Vater, ein Flickschneider, kaum soviel verdiente, um seine Familie zu erhalten. Mein ganzes Leben verging in Arbeit und in Kneipen. Ich kam nicht immer von der Arbeit nach Hause, ging hin und wieder in die Kneipe und kehrte manchmal nachts heim. Meine Frau sagte nicht ein Wort dazu. Ich aber erklärte es mir, daß sie einen Hintergedanken hätte, und das flößte mir Argwohn ein.

Ein Kollege von mir, ein schwarzer Armenier, machte meiner Frau ganz unverschämt den Hof. Ich war immer zur Zeit in der Fabrik, der Armenier aber fehlte ganz ungeniert. Wie es sich später erwies, besuchte er meine Frau in meiner Abwesenheit. Ich will zugeben, daß nichts Ernstes vorlag. Doch ein Krüppel wie ich, ist natürlich argwöhnisch und mißtrauisch. Da konnte meine liebe Frau schwören, so viel sie konnte, ich glaubte ihr doch nichts."

Der Scharfrichter füllte von neuem das Glas und ein tiefer Seufzer entrang seiner Brust.

„Ja, ich sehe es jetzt wohl ein", setzte er fort, „es war ein großer Fehler. Sie war vollständig unschuldig an der ganzen Sache. Eines Tages ging sie zur Kirche, und ich blieb zu Hause. Ich hatte den geheimen Gedanken, bei ihr mal nachzusuchen, ob ich nicht in dem Spind etwas finden würde. Das Unglück wollte es, ich fand tatsächlich einen Brief des Armeniers, der meine Frau zu einer Promenade aufforderte. Das war mir genug."

Wieder entrang ihm ein Seufzer, er leerte noch ein gefülltes Glas und setzte nach einer Pause fort:

„Und so wurde ich zum Mörder. Als ich später zu Zwangsarbeit verurteilt wurde und nach Sibirien verschickt werden sollte, kam eines Tags der Gefängnischef in meine Zelle und bot mir den Henkersdienst an. Er erklärte dabei, daß auf diese Weise eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

relative Freiheit zu erreichen sei. Die erste Zeit müßte ich ja im Gefängnis noch bleiben, hätte aber das Recht, in Zivilbegleitung in Petersburg einherzugehen. Geld bekäme ich auch zur Genüge und brauchte nicht an eine Zwangsarbeit zu denken. — Mir war's recht, da ich von Sibirien und seinen Gefängnissen die verschiedensten Schreckensnachrichten gehört hatte.

Jetzt sind es gerade vier Jahre, daß ich diesen verdammten Dienst übernommen. Ich habe wieder geheiratet, und meine Frau hat keine Ahnung, daß ich Scharfrichter bin. Heute lebe ich als Hausbesitzer in Peski, unweit vom Nikolai-Bahnhof."

„In dem Moment, wo der Scharfrichter erzählte, fiel es mir ein, daß ein Marineoffizier, mein guter Freund und Kollege, plötzlich aus unserer Mitte verschwunden war. Man wußte absolut nichts von ihm. Er gehörte einer angesehenen Familie an, war Baron und Grundbesitzer in den Ostseeprovinzen. Sein Vater war Admiral und liebte diesen einzigen Sohn mit rührender Hingebung. Der arme Vater besuchte sämtliche Minister, telephonierte und telegraphierte ohne Ende an alle möglichen Obrigkeiten, doch nichts half. Der Sohn war verschwunden und keiner hörte etwas über ihn."

„Haben Sie nicht, Herr Scharfrichter, auch zufällig einen Baron L. Marineoffizier, in Ihren Händen gehabt?" Ich nannte auch seinen Rufnamen.

„Will nachschauen", erwiderte er, indem er aus seiner Tasche ein großes Notizbuch zog und lange darin herumblätterte.

„Hier habe ich's: Marineleutnant, ein langer, blonder ..... jawohl ..... der arme Kerl, wie ich mich jetzt erinnere, warf sich mir zu Füßen, als er den Galgen vor sich sah. Aber was konnte ich tun? Ich tat meine Pflicht. Ein schmucker Kerl. Hätte leben sollen."

„Mir war's genug, ich konnte nicht mehr mit ihm reden. Mittlerweile waren wir in den Ladogasee gekommen. Es erhob sich ein Sturm, der große Dimensionen annahm. Wir konnten unmöglich ungefährdet den steilen Steinufern Schlüsselburgs nahe kom-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

men. Der Sturm hielt über eine Stunde an. Der Gendarmoffizier ging nervös auf und ab, zog immer seine Uhr und schüttelte bedächtig mit dem Kopfe."

„Ja, nun verspäten wir uns", sagte er endlich. „Die Uhr ist schon bald sechs und laut Reglement können nach sechs keine Hinrichtungen stattfinden."

„Wir kamen tatsächlich erst nach sieben zur Schlüsselburger Festung. Wieder schritten paarweise die jungen Gefangenen heiter auf die Festungsmauer.

Sie hatten natürlich keine Ahnung, welchem Zufall sie es verdankten, noch einen Tag das Leben fristen zu dürfen."

Der Verfasser der vorliegenden Skizze ist ein bekannter russischer Publizist und Politiker, der wegen seiner freiheitlichen Bestrebungen aus Rußland fliehen mußte und uns diesen Aufsatz zur Veröffentlichung übergab, als er sich auf der Durchreise in Deutschland befand. Graf Amoy ist ein ehrlicher Deutschenfreund, der sich ernstlich bemühte, seine Landsleute mit deutscher Kultur vertraut zu machen, den aber der russische Terrorismus aus seiner Heimat vertrieb. Erich Oesterheld.

Feldgrau

Kriegsbücher kommen jetzt fast mit jeder Post: Feldbriefsammlungen, Gedichte, Vorschläge wohlmeinender Friedensfreunde, viel Papier und wenig Wirkliches darunter. Dazwischen lag ein kleiner hübscher Band „Feldgrau" von Martin Lang. „Erste Kriegserlebnisse in Frankreich" von einem Stuttgarter Reserveleutnant. Das war nun etwas Rechtes, etwas Habhaftes, etwas, was nach Marsch und Feldlager und nach dem Bangen vor den ersten Gefechten roch wie ein gutes Brot nach Korn riecht. Willkommen, du liebes Schwabenbuch! Wer seine Lieben dabei hat und die Nächte kennt, in denen man daheim schlaflos liegt und an den Krieg denkt und so viel wissen möchte und sich doch so weniges richtig und deutlich vorstellen kann, der muß dies frische, innige Kriegsbüchlein lesen. Es geht von Stuttgart über die Pfalz und Luxemburg ins Lothringische und in die Argonnen. Wenig Daten, wenig strategische Geographie, aber dafür die Hauptsache für uns, alle die hundert Kleinigkeiten des Tageslaufes im Felde, von einem tüchtigen und treuen Soldaten erlebt und von einem Dichter aufgezeichnet, dem es nicht darum zu tun war, etwas daraus zu machen, sondern den Hauch des Erlebten zu schonen. Keine unnützen Ausflüge ins Politische und theoretisch Militärische, lauter Wirklichkeit, voll vom Staub und Schweiß, vom Feuerdampf und Schlachtengeruch, voll vom Leid und vom Stolz des Dabeiseins, vom Gesang und vom Humor des Feldsoldaten. Zwischen Bangen und Grauen blickt eine aufgeweckte Seele mit neuen Augen in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Sterne und in die Morgennebel, Knabenerinnerungen werden im Lagerleben wach und überall lebt Heimatgedenken und neu erlebte Heimatliebe. Dieses Buch kann ein verwöhnter Romanleser mit hohen literarischen Ansprüchen lesen und lieben und doch ist es ein Volksbuch, denn Martin Lang hat nicht nur die Liebe zur Heimat und zum Volk der Heimat, er hat auch den Ton der Sprache, den Atem der Sätze, die feine sinnliche Färbung des Ausdrucks vom heimischen, schwäbischen Volk. Er schreibt ein Deutsch, dessen Klarheit auf der innig erfühlten Wesenhaftigkeit der Mundart beruht. Ich gebe sämtliche Kriegsliedersammlungen dafür her.

Hermann Hesse

Die belgischen Flüchtlinge in England

Eines der größten Probleme, welches die Regierung auf sich nehmen und lösen muß, ist die Fürsorge für die belgischen Flüchtlinge, deren Zahl sich auf mindestens 160 000 belaufen soll. Die meisten von ihnen weilen noch als Gäste in Privathäusern. Ein kleiner Teil ist in Hotels und Logierhäusern untergebracht.

Es ist klar, daß die Gastfreundschaft von Privatleuten nicht für immer in Anspruch genommen werden kann, und die Privatleute, welche die Flüchtlinge aufgenommen und sich damit eine schwere Last aufgeladen haben, hatten meistens von vornherein ihre Zimmer für ein oder höchstens zwei Monate zur Verfügung gestellt. Die Regierung hat zwar keine bestimmte Verpflichtung übernommen, aber es ist klar, daß sie bald die ganze Last übernehmen muß. Dabei stehen ihr nicht genug Räume zur Verfügung, da diese für die Kriegsgefangenen und die internierten Zivilisten aus feindlichen Ländern benutzt werden mußten.

Eine weitere Hauptschwierigkeit bietet die Beschäftigung. 160 000 Männer, Frauen und Kinder auf Monate und vielleicht auf Jahre ohne Beschäftigung durchzuschleppen, wäre ohne Zweifel mit verhängnisvollen Folgen verknüpft. Aber es scheint kein anderer Weg übrig zu sein. Die englischen Arbeiterverbände bestehen darauf, daß sie das erste Anrecht auf Beschäftigung haben und kein Engländer gezwungen werden kann, zugunsten eines Belgiers zurückzutreten. Und selbst wenn der Belgier mit dem Engländer unter gleichen Bedingungen arbeitet, so bleibt noch die Schwierigkeit, da die Arbeitsgelegenheit fehlt.

Auch der Umstand, daß keine genaue Statistik über die Flüchtlinge vorliegt, erweist sich als bedenklich. Ueber ihre Zahl kann man sich nur auf Vermutungen stützen. Die englische Regierung hat nun zwar mit der Registrierung der Flüchtlinge begonnen, doch dürfte es eine lange Zeit in Anspruch nehmen, bis sie zu Ende geführt werden kann. Möglicherweise wird man dabei die Mitwirkung der englischen Unterstützungsgesellschaften zu Hilfe nehmen, um Alter, Geschlecht und Beruf jedes Flüchtlings festzustellen und so der Lösung der Aufgabe näher zu kommen.

Als Lösung ist vorgeschlagen worden, daß die Regierung Fabriken für — Baumaterialien einrichten soll, damit die Belgier alles herstellen können, was zum Aufbau ihrer zerstörten Wohnungen nötig sein wird. Sollten sie dann in ihr Heim zurückkehren, so könnten die von ihnen hergestellten Baumaterialien nachgeschickt und sofort an Ort und Stelle verwandt werden.

Dr. N. Hansen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jenseits der Irischen See

Erst in dieser Zeit, da deutsche Unterseeboote in der Irischen See jagen, bemerkt das deutsche Publikum, daß überhaupt etwas und daß nicht nur Wasser zwischen Irland und England liegt. Es ist unglaublich, wie wenig sich die Deutschen vor dem Krieg mit den Angelegenheiten des britischen Weltreichs beschäftigt haben. „Irland? Was ist uns Deutschen Irland? Was geht es uns an, ob die Irländer diese oder jene Form der Selbstverwaltung innerhalb des englischen Königreiches erhalten? So ungefähr würde man einem Deutschen geantwortet haben, der vor einem halben Jahr versucht hätte, jemanden für die irische Frage zu interessieren. Für die Homerule-Bill und ihre Schicksale konnte sich hier in Deutschland kaum jemand erwärmen. Viele von uns kümmerten sich ja nicht einmal um die Frage des Nationalitätenausgleichs in Oesterreich."

Die zitierten (ach zu wahren) Sätze sind aus Hans A. Walters knapper und inhaltreicher Broschüre „Irland und wir", die eben im Verlag von Arthur Hertz in München erschienen ist. Wenn sich jetzt endlich doch jemand in Deutschland für das irische Problem interessieren sollte, findet er in dem dünnen grünen Heft einen ausgezeichneten Umriß der irischen Geschichte. Nur die Bedeutung und den Umfang des Ulsterstreites hat Walter nicht ganz richtig erkannt. Auch unterschätzt er die Anziehungskraft der englischen Zivilisation auf das irische Keltentum. Dennoch weiß er den Leuten die Wahrheit zu sagen, die früher nicht wußten, wo Irland liegt und jetzt täglich entrüstet sind, weil der Irenaufstand noch immer nicht da ist. (Wenn der Dampfschiffverkehr auf der irischen See einmal einen ganzen Monat lang unterbrochen wäre, könnte man ja allerdings neugierig sein!) Herr Walter kommt zu dem Schluß: „Freiheit für Irland" sollte für uns Deutsche ine Parole sein, für die wir nicht zu kämpfen brauchen, die wir aber politisch und moralisch unterstützen müssen, selbst wenn das Ziel im gegenwärtigen Kriege nicht erreicht werden kann." Er sagt, das seien wir schon den 16 Millionen Iren in Amerika schuldig, die Seite an Seite mit unseren eigenen Landsleuten in den Vereinigten Staaten gegen die Vorherrschaft angelsächsischen Geistes ankämpfen. Wir sind diesen treuen Verbündeten mindestens etwas Interesse schuldig, sollte man meinen. Deswegen sollte die kleine Schrift des Herrn Walter recht fleißig gelesen werden.

Richard A. Bermann.

Berichtigung.

In Nummer 10 des „März" sind einige Kriegsbücher besprochen, bei denen die Namen der Autoren teilweise falsch angegeben waren. Es handelt sich um Werke von Eberhard Buchner, Adolf Köster und Richard Sexau.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bismarck

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

s war ein Mann, dess' Ansehen war wie Erz" — steht im alten Testament. Als ich ihn sah, war sein Ansehen wie Marmor.

Der hundertjährige Erinnerungstag fällt in den Weltkrieg und einen Abschnitt desselben, der ganz Europa im Zustand der höchsten Nachdenklichkeit findet.

Bismarcks Geburt fiel in das Jahr, in dem der Wiener Kongreß die Umwälzung Europas durch Bonaparte umzustülpen unternahm. Der fünfzigjährige Bismarck begann eine neue Grenzregulierung und die Gegenwart schärft den geschichtlicher Blick für die tieferen Zusammenhänge der territorialen Bewegungen von damals und von heute.

Es wird eine wichtige und interessante Studie der Geschichtsschreibung nach dem Krieg sein, nachzuforschen über die Nachwirkung der Bismarckschen Geistesverfassung in der politischen Anschauungsweise von 1914/15. Die nationale Willenseinheit und der Glaube an Blut und Eisen haben ihre lebendig nachwirkende Autorität im Namen Bismarck und im Erfolg dieser seiner Auslandspolitik. Bismarck war es auch, der Deutschland den Sanguinismus des Waffenerfolgs eingeimpft hat. Dieser Optimismus ist eine gewaltige Kraft, die jeden schwellt, manche bis zu einem Grad, den Bismarck selbst nicht geteilt haben würde. Gerade durch diese von ihm geweckte und großgezogene Zuversicht ist Bismarck mächtig gewesen, nicht zuletzt in der Ausschaltung von psychologischen Hemmungen.

Und doch.

„Wenn heut sein Geist herniederstiege", was würde er reden? Vielleicht würde er nicht reden und nur das Haupt bewegen. Ob von oben nach unten, oder von rechts nach links und umgekehrt —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann heute nicht untersucht werden. Wäre der dritte Band seiner Gedanken und Erinnerungen erschienen — dann wäre es noch leichter, sich ein sicheres Bild zu machen. Da Bismarck mehr wie jeder andere das Recht hat, gehört zu werden und da er seinen dritten Band als Sammlung staatsmännischer Erfahrungen und als ein Vermächtnis an das deutsche Volk zur Berücksichtigung bei Ziel und Methode seiner Politik gedacht und geschrieben hat — so bedaure ich heute noch mehr als früher, daß der Band nicht erschienen ist.

Wie? Wenn der europäische Zusammenprall von Bismarck erörtert und Ratschläge erteilt sind — die wir erst Jahre darnach erfahren?

Man hat Grund anzunehmen, daß seinem Blick gerade die Konstellationen deren Wirkung Krieg sein können aber nicht müssen, ganz besonders wichtig waren. Ich habe in einem Märzartikel vor Jahren hervorgehoben, daß Bismarck nicht nur, wie bekannt, nach seiner Entlassung auf den Rückversicherungsvertrag mit Rußland und die aus der Nichterneuerung sich ergebenden Eventualitäten scharf hingewiesen hat, sondern daß er auch — was noch nicht geschichtlich festgestellt — unmittelbar vor der Entlassung auf diese Frage einen Nachdruck gelegt hat, der die damalige Krisis verschärft und beschleunigt hat. Herr v. Holstein mehr als Caprivi, der nach dreitägiger Amtszeit seine Unterschrift unter die Nichterneuerung sorglos setzte, glaubte sich durch jenen Schritt in Gnade zu setzen. Man lese im Band I der Gedanken und Erinnerungen Seite 224 die Bismarcksche Diagnose einer kriegerischen Verwicklung mit Rußland.

Georg Brandes weißt darauf hin, daß Bismarck seine drei Kriege nach hergestellter Isolierung geführt habe. Die „Kölnische Zeitung" erwidert, das sei Bismarck möglich gewesen, weil die wirtschaftliche Rivalität gefehlt habe. Es ist der Frage heute nicht nachzugehen. Auch ist gewiß, daß die Reichsregierung, als sie dem Krieg Rußlands und Englands mit dem Schwert ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegentrat, schon zuvor unter Verhältnissen stand, die nicht der gegenwärtige Kanzler geschaffen hat.

An diesen Verhältnissen hat schon vor ihm Bülow, Hohenlohe und Caprivi mitgearbeitet, aber auch Bismarck selbst. Er freilich traute sich die Kraft zu, den Verhältnissen immer wieder selbst Herr zu werden. Aber doch nur wegen des Nimbus, den nur der Erfolg gibt. Er konnte seinen Lorbeerkranz nicht vererben, da er aber als Vorbild im Durchhauen kordischer Knoten wirkt, so waren seine Nachfolger alle dem Gewicht der Anschauung unterworfen, daß Blut und Eisen die Völkerkonflikte am besten löse, ohne daß sie in gleicher Weise die Voraussetzungen des Erfolgs schaffen konnten. Dabei ist gerade die Bismarcksche Betonung des Nationalstaats einer der diesseits und jenseits wirkenden Gründe für die Schärfung des Nationalitätengegensatzes. Der heutige Weltkrieg ist bei seinem Ausbruch von allen Völkern in ihren Willen aufgenommen worden. Die Geduld und die Hemmungen waren in der jahrelangen Spannung und Rivalität fast zerrieben gewesen.

Bismarck müßte heute einen vierten Band schreiben.

Ob Bismarck wohl einen Gedanken aufgreifen würde, den er merkwürdigerweise seinem Hausarzt am 30. Dezember 1880 äußerte:

Es sei für die Regierung unmöglich, vorwärts zu kommen, wenn die Volksvertreter sich in eine immer größere Zahl von Parteien zerspalten. — Es sollten nur zwei Parteien existieren, für und gegen die Regierung. Jeder Kandidat müßte sich erklären, zu welcher Partei er gehören wollte. — Wenn dann das Ministerium gestürzt sei, so müßte die siegende Partei gezwungen werden, ein neues Ministerium zu bilden, und so lange in Spandau festgesetzt werden, bis es zustande gekommen. Bei einem solchen Vorschlage würde man aber wahrscheinlich von mir ein Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit verlangen.

Wir haben allen Grund, des Bismarcks-Tages zu gedenken und die Grundlinien einer gesunden Politik im Licht der Weltereignisse zu suchen, um auf ihnen ein unerschüttertes Deutschland aufzurichten, wenn dieser Krieg stark durchgekämpft und die Abwehr der Bedrohung siegreich erreicht ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bismarcks Porträt

Von Theodor Heuß

ismarcks Bildnis wandelt sich zweifach — es wächst zu einer heroischen Monumentalität, die groß, problemlos, geschlossen ist, Ausdruck von Kraft, Willen, Heldentum; es faltet sich aber zugleich in mannigfachen Zügen, zeigt Lebendigkeit, Widersprüche, Nervosität, höchste bewegte Menschlichkeit.

Monumental ist der Bismarck der bildenden Kunst. Schon Lenbach arbeitet, bei aller Schärfe der seelischen Charakteristik, aus diesem prachtvollen Schädel überpersönliche Züge heraus. Bei den Bildhauern verstärkt sich das. Sie greifen der Entwicklung der Volksphantasie vor, indem sie dieser zugleich die Richtung geben. Die Problematik des Seelischen wird ganz einfach und das Gewaltige der Leistung geht ein in die Darstellung und ihre Mittel: so ist das Hamburger Denkmal von Lederer mit seiner straffen und schweren Symbolkraft der Umriß des Volkshelden.

Neben diesen Bismarck, der immer in seine geschichtlichen Taten gekleidet ist, tritt aber, nun erkennbarer als ehedem, der Mensch, und wo wir ihm begegnen, ist es eine stets neue und ganz andere Einstellung der Seele als vor dem Staatsmann, der kämpfend und siegend deutsche Geschichte macht. Die Preisgabe seiner Familien- und Freundesbriefe hat hier den Weg geöffnet, der durch die „privaten" Mitteilungen von allerhand Tischgästen des historisch gewordenen Alten eher verrammelt als frei gelegt worden war; dann aber hat Marcks begonnen, Bismarcks Leben und Werden als einen in sich ruhenden und aus sich bewegenden Stoff zu gestalten, während die vorangegangene Literatur, mit wenig Ausnahmen, apologetisch oder geschichtsräsonnierend, kaum aber reines menschliches Begreifen und Erfühlen war.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und nun greift man nach dem Menschen und spürt die unmittelbare Macht und Nähe einer starken, triebhaften Natur, deren höchste Leidenschaftlichkeit von einem reflektierenden Verstand mühsam geordnet wird, eine ganz auf Wirklichkeit und Wirkung gestellte Erkenntnis- und Schaffenskraft, die durch Anregungen und Einflüsse hindurchgegangen doch immer auf dem eigenen Gesetz ruht: die Rechtfertigung durch den Glauben an sich selbst.

Bismarck hatte viele stark hassenden Feinde und viele völlig gläubigen Verehrer — aber er hatte kaum Freunde. Unbefangen nahe blieb ihm fast nur einer aus der Jugendzeit, ein Amerikaner — vielleicht weil er die Entwicklung und Ausweitung der Bismarckschen Art nicht in der Nähe erlebte. Sonst waren seine Freundschaften Verbindungen, die an der scheinbaren Unberechenbarkeit seiner Entschlüsse zerbrachen. Er paßte weder in ein persönliches noch in ein geistiges System, denn er war ein ewig sich Wandelnder. Er wandelt sich, weil er immer den Dingen und ihrem Fluß nahe ist, und so ist er immer in Unruhe, immer in Kampf. Ein Mann der genialen Erfolge, aber zu groß, um glücklich zu sein in den Erfolgen; die Spannung seines Wesens ist zu stark, als daß sie zu Ruhe und Ausgeglichenheit käme. Man hat ihn mit Recht zu jenen Naturen gestellt, denen, nach einem Goetheschen Wort, „keine Lage genug tut." Das ist seine Problematik.

Vielleicht wird seine Seele am nächsten begriffen, wenn man auf seine notwendige Gegnerschaft gegen allen geistigen Rationalismus blickt. In den Jahren der Vorbereitung, da er nach einem Weltbild unterwegs war, hat er sich wohl auch mit der rationalistischen Philosophie herumgedacht — aber sie konnte sein eigenes Wesen kaum berühren. So wenig wie jener Kreis preußisch-politischer Romantik, dem er eine Zeitlang menschlich nahe getreten war, die Entfaltung der eigenen Art auf die Länge hemmte, die, unrationalistisch und unromantisch, auf die Meisterung der Wirklichkeit zielte. Die Tat erhob sich und ihn über das Denken und über das Fühlen, über die Erkenntnis und über die Spekulation.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nennt man ihn aber einen Realisten, so darf man das nicht mit bloßer Erfolgspolitik verwechseln wie jene gerne tun, die sich immerzu auf Bismarcksche „Realpolitik" berufen. Sein Realismus bestand gelegentlich darin, auf die Ausnutzung des Erfolgs zu verzichten (Nikolsburg!). Aber er war völlig undogmatisch. Man weiß, daß in seinen politischen Arbeiten Gedankengänge der verschiedenartigsten Herkunft sich begegneten und daß er mit den mannigfachsten Parteigruppierungen zu arbeiten wußte, ohne dies als lästig zu empfinden. Wenn er nur an das Ziel gelangte.

Er ist ein Feind des Doktrinären, das sich ins Geschichtslose verläuft; er haßt die Bürokratie, weil sie in Formen und im Rechthaben und Rechtbehalten Genüge findet; er zerschlägt das Gebäu der internationalen Diplomatie, in dem er unbefangen und deutlich die Technik schafft: aussprechen, was ist. Die unverdorbene Sinnlichkeit seines Jägerauges und die lang aushaltende, wenn auch später verringerte unmittelbare Frische des Erfassens, macht ihn, was immer er angreift, zum Herrn der Situation. Er sagt, was er will, aber er läßt oft die Mittel zugedeckt, damit keine unberufene Hand seine Züge stört. Er ist ein Meister der Menschenbehandlung, aber er behandelt eben die Menschen, und so bleiben die meisten ihm fern. Er versteht sich auf die Psychologie des einzelnen, und das schafft ihm vor allem auch die Erfolge in der äußeren Politik: er beherrscht und überschaut das Wesen seines Gegenspielers. Die Psychologie der Masse war ihm unbekannt — so nur ging er in den Kulturkampf und schuf er das Sozialistengesetz.

Unmittelbarer als die rasche Entscheidungskraft, als die unsentimentale Herstellung und Verwendung persönlicher Macht, die den Zielen dient, führt Bismarcks Sprache zum Begreifen seines Wesens. Die Bildhaftigkeit seiner Rede, das Tempo seines Satzbaues, die Unbefangenheit des Ausdrucks, besonders dort, wo er sich gehen lassen kann, wo derbe Drastik neben ganz zarter Innerlichkeit steht: all dieses ist das packende Zeugnis eines hellsten Wirklichkeitssinnes. Die unruhevolle, wie er selber meint,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„faule" Zeit der Kniephofwirtschaft ist so für ihn entscheidend, weil er, nur der Natur und einem engen Leben gegenübergestellt, an den greifbaren Dingen heranreift und sich entfaltet und nicht in den entscheidenden Mannesjahren die Luft der amtlichen Kategorien atmet. Die frische Sinnlichkeit, die aus seinem Reden und Tun strömt, erfüllt mit einer wunderbaren Lebendigkeit die Kühle seiner Amtshandlungen: er ist immer „unzünftig", weil immer dieser schöpferische Mensch über Amt und Aufgabe hinauswächst.

Es gibt eine nationalliberale und demokratische, eine sozialistische und klerikale, großdeutsche und kleindeutsche Bismarcklegende: sie spinnt sich immer an einem Teilabschnitt seines Werkes und Wesens fort. Deshalb gibt es soviele Bismarcke. Er teilt das Schicksal des andern, der auch dreiundachtzig wurde und alle Weiten des Menschentum durchmessen, Goethe: er wird zum Kronzeugen der ganzen Welt. So wie aus den vierzig Goethebänden alle Sekten und Gruppen, alle Christen und Heiden, „Freidenker" und „Okkultisten" ihre kleinen Bibelchen sich zusammensuchen, so ist heute das Werk, Reden, Gedanken, Anekdoten dieses Mannes zu einem Arsenal gemacht worden: für oder gegen die Konservativen, für oder gegen Liberalismus und Demokratie, für oder gegen den Sozialismus, und auch dorthin, wo seine heißeste Leidenschaft zielte, gegen den römischen Klerikalismus, führten einmal die Pfade der politischen Klugheit.

Leben und Taten sind zu Geschichte geronnen und aus der Geschichte sind neue Probleme herausgewachsen. Sein Werk bleibt durch sich selbst und durch die geistige Nachfolge, die sein Wandel durch die deutsche Welt geschaffen hat. Bismarck ist kein „Lehrmeister" der deutschen Politik — es gibt kein größeres Mißverstehen dieses Mannes, der selber niemandens Schüler war und ein Feind aller politischen Lehre und Systematik. Aber ist das große, das größte Beispiel der Hingabe an das Ziel, unbefangen in den Mitteln, unbedenklich im Lernen, sich wandelnd und wachsend, getrieben von der schöpferischen Unruhe seines Willens zur Macht und zur Gestaltung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bismarck und Andrassy

Von Richard Charmatz, Wien

Man soll die beiden Großen im Reiche der Tat nicht vergleichen. Die riesenhafte Figur des eisernen Kanzlers stellt selbst Persönlichkeiten von imposantem Zuschnitte in den Schatten. Dem Begründer des neuen Deutschen Reiches war es eben gegeben, in allem hervorragend, fast möchte man sagen einzig zu sein, einerlei ob er sich auf dem Kampffelde der hohen Politik sieghaft bewegte, ob er in mancher wichtigen Handlung irrte oder ob er gemütlich im Kreise von Vertrauten über die Zeiten und Menschen hinreißend plauderte. Die privaten Briefe Bismarcks sind uns heute, bei der Distanz der Jahrzehnte, nicht weniger willkommene Gaben als seine diplomatischen Denkschriften, die zur Geschichte wurden. In allen Lebensäußerungen dieser gewaltigen Persönlichkeit steckte etwas von ungewöhnlicher Art, und alles zusammengenommen ergab eben den Recken, den eine Welt anstaunte, liebte oder fürchtete und der, längst gestorben, dem Bewußtsein doch nimmer entschwinden kann.

Ganz anders wirkt Graf Julius Andrassy auf uns. Er war ein kluger Kopf und hatte die wertvolle Gabe, nicht stehen zu bleiben, sondern sich zu entwickeln. Der Revolutionär wurde zum einsichtigen monarchischen Ministerpräsidenten und zum starken geschäftskundigen Staatsmanne; ohne diplomatische Schulung errang er auf dem Gebiete der Diplomatie bedeutsame nachwirkende Erfolge. Doch rein menschlich genommen erscheinen uns andere Magyaren des vorigen Jahrhunderts anziehender und gewinnender, hingebungsvoller und vorausblickender. Graf Stephan Szechenyi, der „größte Ungar", sucht seinesgleichen. Er war ein Märtyrer des hochfliegenden Willens und seine Einsicht durchleuchtete Jahrzehnte, denen es sonst so sehr an politischem Lichte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebrach. Franz Deak ist den Deutschen viel zu wenig bekannt. Eine liebevoll geschriebene, künstlerisch gestaltete Biographie dieses selbstlosen, antik großen Menschen müßte zu einem Volksbuche werden und zugleich zu einem Lehrbuche für staatsmännische Urteilskraft. Auch Baron Eötvös wird nicht nach Verdienst gewürdigt. Der Schriftsteller und der Denker in ihm sind außerhalb Ungarns fast vergessen. Und dennoch, wie viel Scharfblick und Gewissenhaftigkeit, welche unvergänglichen Wahrheiten machen seine politischen Schriften wertvoll. Nur Graf Julius Andrassy hat sich die Aufmerksamkeit der Nachwelt gesichert und weit außerhalb seines engeren Vaterlandes unverlierbares Interesse errungen. Es liegt uns natürlich ferne, eine Persönlichkeit, die zu den hervorragendsten Staatsmännern Oesterreich-Ungarns gehört, verkleinern zu wollen. Freudig erkennen wir die Ruhmestitel dieses erfolgreichen Ungarn an. Aber es muß gerechterweise ausgesprochen werden, wie viel an Glanz dieser Politiker der Sonne Bismarck dankte.

Durch zwei Werke schrieb sich Graf Julius Andrassy in das Buch der europäischen Geschichte ein. Die eine Leistung gipfelte oder wurde am deutlichsten sichtbar in der Besetzung Bosniens und der Herzegowina. Doch die Ausdehnung der Habsburgermonarchie nach dem Südosten hin lag ursprünglich nicht im Plane des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern. Sie wurde durch die Verhältnisse geboten, mehr durch Rußlands Haltung als durch des Staatsmannes freien Willen herbeigeführt. Anders war es mit der zweiten Tat bestellt, mit der Begründung des Bündnisses zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche. Am 7. Oktober 1879 wurden zu Wien die denkwürdigen drei Artikel des Allianzvertrages unterzeichnet, der Jahrzehnte hindurch den Frieden schützte und der nun in diesen ereignisschweren Tagen zu wundervollem Leben erwacht ist. Eine Welt von Feinden muß ihre Ohnmacht einsehen, die Kraft zu erschüttern, die von der Bündnistreue, von dem Gemeinsinne und der Einheitlichkeit der beiden Zentralmächte ausgeht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist kleinlich, darüber nachzugrübeln, wer als der eigentliche Vater der Allianz vom Jahre 1879 zu gelten habe. Aber das Problem wurde aufgerollt, freilich ohne eine befriedigende Lösung zu finden. Kein Zweifel, Graf Julius Andrassy hat den politischen Anschluß der Habsburgermonarchie an das Deutsche Reich von vornherein ins Auge gefaßt, seine Durchsetzung mit Zähigkeit und Geschicklichkeit verfolgt. Als er von dem Ministerpräsidium in Ofen nach dem Wiener Ballhausplatze übersiedelt war, ließ er in Berlin sogleich andeuten, daß nun ein neuer Geist die äußere Politik der Habsburgermonarchie erfüllen werde. Die Revanchegedanken des Grafen Beust waren ja schon überholt, durch die Waffentaten des deutschen Heeres auf Frankreichs Boden hinweggefegt worden. Bismarck brachte dem ungarischen Staatsmanne volles Vertrauen entgegen; er schenkte dessen Worten unbedingten Glauben, und in der Politik zielsicherer Ehrlichkeit konnten sich beide Diplomaten finden. Dem Dreikaiserverhältnisse vermochte Andrassy keinen rechten Geschmack abzugewinnen. Er liebte Rußland nicht, und die Gemeinschaft mit dem Staate schien ihm „unnatürlich" zu sein. Nach dem Berliner Kongresse mußte eine neue Orientierung gesucht werden: sowohl vom Deutschen Reiche als von Oesterreich-Ungarn. In Eduard Wertheimers dreibändiger inhaltsreicher Arbeit über den Grafen Julius Andrassy wird nun dargelegt, daß der Minister des Kaisers Franz Josef, so oft er auch dem eisernen Kanzler „eine Allianz zu zweien" nahelegte, bei Bismarck auf taube Ohren stieß. Die Anregung wäre also eigentlich von Wien aus erfolgt.

Aber im großen Zusammenhange betrachtet, stellt sich der Gang der Ereignisse anders dar. Als Bismarck im Juni 1852 nach Wien „auf die hohe Schule der Diplomatie" geschickt wurde, nahm er ein Einführungsschreiben seines Königs mit, in dem von der „Liebe zu Oesterreich" die Rede war. Allein er hatte das Gefühl, daß er durch sein Auftreten in Frankfurt verstimmt habe und in der alten Kaiserstadt an der Donau persona ingrata geworden sei. Und wahrhaftig, in etwa einem Jahrzehnte sollte es klar werden,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß Bismarck auf die Beendigung des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland mit Blut und Eisen hinsteuerte. Doch er führte nach dem Kriege von 1866 gegen Oesterreich „nicht das Messer des Schlächters, sondern des Chirurgen, der die gesunden Teile rettet, indem er die kranken loslöst", um Heinrich Friedjungs plastisches Bild zu gebrauchen. Man muß sich ja nicht bloß auf die „Gedanken und Erinnerungen" beschränken, wenn man die wirklichen Ziele des Kanzlers erkennen will. Aber aus allen Aeußerungen, die aus dem Jahre der Entscheidung stammen, geht unzweideutig hervor, daß Bismarck jede Schwächung der Habsburgermonarchie vermeiden wollte, „denn früher oder später — so meinte er damals — muß es zu einem Bündnisse zwischen Deutschland und Oesterreich kommen, da dieses im Interesse beider Mächte liegt." Die Sendung des bayrischen Grafen Tauffkirchen nach Wien bildet einen unwiderleglichen Beweis. Fortab blieb die Allianz mit Oesterreich-Ungarn — allerdings auch durch den Anschluß Rußlands und eventuell Italiens vervollkommnet — das Ziel, dem der Begründer des neuen Deutschen Reiches seine besten Kräfte weihte. Die Strömungen und Gegenströmungen am St. Petersburger Hofe machen jedoch das Zarenreich zu einem wenig verläßlichen Gefährten.

Als Bismarck, der auf dem Berliner Kongresse als „ehrlicher Makler" dem Frieden dienen wollte, in Rußland für die erlittene diplomatische Niederlage zur Verantwortung gezogen wurde, als der Haß gegen das Deutsche Reich in St. Petersburg immer stärker aufflammte, da blickte Fürst Bismarck erwartungsvoll und werbend nach Wien. Am 13. August 1879 telegraphierte er aus Kissingen an den Botschafter Prinzen Reuß, daß er das Verlangen nach einer Zusammenkunft mit dem Grafen Andrassy hege. Noch im selben Monate trafen sich die beiden Staatsmänner in Gastein; im September fanden ihre Verhandlungen in Wien die denkwürdige Fortsetzung. Der Weg zum Bündnisse war nicht eben und kurz; Kaiser Wilhelm ließ sich nach der Zusammenkunft, die er in Alexandrovo mit dem Zaren hatte, nur nach heftigem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Widerstande bewegen, seinem Kanzler auf der Bündnisbahn zu folgen. Wie erleichtert mochten darum Bismarck und Andrassy aufgeatmet haben, als alle Hemmnisse besiegt waren, als ihre diplomatische Einsicht und Voraussicht in dem epochemachenden Vertrage triumphierte. Für den österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern war die Unterfertigung des Bündnisaktes zugleich die Verabschiedung von seiner ministeriellen Tätigkeit. Er ging, doch sein Werk blieb, und dieses Werk hat seinen Namen unvergänglicher denn Erz der Nachwelt erhalten.

Hinter den Millionen, die jetzt für Oesterreich-Ungarns und Deutschlands Freiheit und Selbsterhaltung, Glück und Zukunftsmöglichkeit kämpfen, stehen erhaben die Gestalten der zwei ruhmgekrönten Staatsmänner. Ein Blatt Papier wurde in den Tagen der Gefahr zu einem mächtigen Schutzwalle; aber nicht minder folgenreich wird seine Wirkung sein, wenn Europa, wieder zur Ruhe zurückgekehrt, der milden Arbeit des Friedens nachgehen kann. Bismarcks letzte Reisen nach Oesterreich glichen Triumphfahrten; der eiserne Kanzler wurde umjubelt, gefeiert. Als er im Jahre 1879 in Wien weilte, empfing er in seinem Absteigequartier den Besuch des Kaisers Franz Josef, und dieser Akt der Aufmerksamkeit gab den freudigen Kundgebungen der Bevölkerung frische Impulse. Nicht weniger herzlich war die Aufnahme, die dem Fürsten zuteil wurde, als er im Jahre 1892 an der Donau weilte. Nun saß er nicht mehr am Webstuhle der Geschichte, nun lenkte er nicht mehr die Geschicke. Aber die gewaltige Vergangenheit warf ihr Licht in die Gegenwart, und der Schöpfer des Bündnisses zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche wurde durch brausende Ovationen geehrt. Zwar hatte seine Hand einst einen wuchtigen Streich geführt, doch die Zeit des Kummers war vergessen, konnte vergessen sein, weil die neue zukunftsfrohe Freundschaft, zu der der Kanzler dieselbe Hand geboten hatte, die Herzen ergriff und alle Regungen erfüllte. Damals schlummerte Graf Julius Andrassy bereits in der Gruft zu Terebes. Sein Tod hatte auch den Fürsten Bismarck schmerzlich bewegt, und er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſagte von dem heimgegangenen Staatsmann in ſeinem Kondolenztelegramme eindrucksvoll, daß der Miniſter ſtets ſein „perſönlicher und politiſcher Freund" geweſen ſei .....

Bismarcks Glaube

Von Otto Wilhelm

Wenn über die Rolle der Religion bei Bismarck geſprochen wird, macht man ſich häufig die Aufgabe leicht.

In ſeinen mündlichen und ſchriftlichen Aeußerungen fehlt es bekanntlich zu keiner Zeit an Bekenntniſſen zu einer poſitiv chriſtlichen Weltanſchauung. Es iſt gar nicht ſchwer, eine Fülle von Ausſprüchen auszuleſen, die zuſammen das Bild eines proteſtantiſchen Normalgläubigen ergeben. Das iſt die Methode und die Freude derjenigen, für die es ſich bei der Frage nach Bismarcks Religioſität nur darum handelt, einen Zeugen von ſeinem Gewicht für das Chriſtentum, wie ſie ſelbſt es verſtehen, zu erhalten. Im Leben Bismarcks findet ſich aber auch reichlich andersartiger Stoff: von den Stimmungen des Kulturkampfs abgeſehen nicht ſelten Aeußerungen, die ſich gar nicht in den Rahmen des landläufigen Chriſtentums fügen und nicht weniger oft ein Verhalten, das zum chriſtlichen Maßſtab nicht paſſen will. Dieſer ſelbſtherrliche, reizbare, leidenſchaftliche, Stoß mit Stoß und Schlag mit Schlag erwidernde Mann, der unabläſſig rechnet und arbeitet mit der nüchternen Wirklichkeit, dieſer Mann ohne kirchlichen Sinn und kirchliche Gewöhnung — kann man ihn nicht ebenſogut als Bundesgenoſſen gegen das Normalchriſtentum verwerten?

Dieſe anſcheinend widerſpruchsvollen Lebenszeichen gruppieren ſich alle um eine Mitte, deren literariſche Formulierung in dem Werbebrief vom Dezember 1846 vorliegt. Das Schreiben, nach Form und Inhalt eines der merkwürdigſten und bedeutendſten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeugnisse des deutschen Briefschatzes, ist schon rein menschlich, besonders religionspsychologisch, vom höchsten Interesse. Zum Angelpunkt des Nachdenkens aber wird es für den, der bei Bismarck nicht apologetischen Stoff, sondern seine religiöse Stellung niemand zu lieb und niemand zu leid in ihrem Wesen zu erfassen sucht. Gewiß, der Brief hat wie tatsächlich Vorbereitungen und Folgen, so literarisch Vorgänger und Nachfolger, wenngleich die ersteren von Moritz von Blankenburg, an den sie gerichtet waren, in einer bitteren Stimmung vernichtet worden sind. Aber in seiner verhältnismäßigen Ausführlichkeit, seiner spürbaren Aufrichtigkeit und als Rückblick auf die vorhergegangene Entwicklung bleibt der Werbebrief der Höhepunkt der seelischen Kundgebungen Bismarcks, ein Schriftstück, das zum eisernen Bestand des Studiums derer gehört, die in diesen Tagen dem großen Mann nicht bloß danken und zujauchzen, sondern ihn näher kennen wollen. Wenn ich von der spürbaren Aufrichtigkeit des Briefes spreche, so habe ich mich damit entschieden gegen die Möglichkeit gewendet, ihn als Anpassung des Liebenden an die geistige Heimat der Braut und ihres Kreises zu verstehen. Sorgfältig und unvoreingenommen geprüft sprechen alle äußeren und inneren Anhaltspunkte aus jener Zeit dagegen. Es ist ein durchaus wahrhaftiger Mensch, der hier beichtet: wobei man freilich die Wahrhaftigkeit nicht als gleichförmiges Gebahren gegenüber den verschiedenartigsten Menschen und Beziehungen verstehen darf, nicht als die Pflicht nach allen Seiten sich gleich stark und unter Verwendung derselben Zeichen, zu offenbaren.

Was ist eigentlich geschehen in den inneren Vorgängen, die man Bismarcks Bekehrung zu heißen pflegt? Er hat die Weisheit seiner Zeit gekannt und ist doch nicht wesentlich von ihr befruchtet worden. So ist es auch auf dem religiösen Gebiete mit ihm gewesen. Es handelt sich nicht um einen neuen Gedankenbau an Stelle des alten, nicht um eine überlegene Weltanschauung, welche die bisherige ersetzt, ergänzt, klärt. Vielmehr bekommt er es mit der Religion als einer leibhaftige Menschen seiner Umgebung be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herrschenden Macht zu tun. Nicht mit religiösen Ideen bloß, sondern mit einem religiösen Lebensstil, mit einer geschlossenen, unmittelbar vor seinen Augen sich darstellenden christlichen Lebenshaltung stößt er zusammen, und sie ist es, die ihn des Daseins eines persönlich gedachten Gottes gewiß macht. Und möglich wird das Erlebnis nur dadurch, daß ihm von des Erlebenden Seite aus durch angeborene und erworbene Anlage, ja durch die noch schlummernde Lebensaufgabe selbst der Boden bereitet ist. Die Bekehrung macht diejenigen Kräfte in ihm erst recht frei, die er für einen Beruf braucht, der auf einem ganz anderen als dem religiösen Arbeitsfeld liegt. Sie macht ihn nicht zu einem „religiösen" Menschen, aber sie macht ihn zu „Bismarck", sie reinigt ihn nicht von allen Schwächen, es gedeihen sogar allerhand Unchristlichkeiten weiter, sie macht ihn nicht zu einer Säule der Religion, geschweige der Kirche, aber sie stellt ihn auf den Boden, auf dem allein dieser Mensch und die durch ihn zu lösende Aufgabe in der rechten Weise sich treffen konnten. Das mag wenig oder nichts Besonderes sein für einen gewissen Standpunkt, der den Wert der Frömmigkeit eines Menschen nach Umfang und Grad unmittelbarer religiöser und kirchlicher Betätigung abschätzt. In Wirklichkeit gibt es nichts Höheres als diese zentrale Befruchtung, die es nicht zuläßt, daß der Bekehrte in irgend einer Weise an einen Kreis, eine Richtung, ein System sich verkauft, sondern die ihm eigentümliche freie Bewegung erst recht sicherstellt. Und wenn dann späterhin die religiösen Zeugnisse spärlicher fließen, so ist das nicht bloß durch Gründe des Berufs und der äußeren Lebensverhältnisse gerechtfertigt. Es ist überhaupt so: wenn das Fundament einmal da ist, hat man keine Veranlassung mehr, soviel daran zu denken und soviel darüber zu reden wie zu der Zeit, da es entstand.

Wer in das innerste Leben Bismarcks eindringen will, der mag dazu, hinein bis ins einzelne, in dem schönen Buche nachlesen, das soeben Otto Baumgarten herausgegeben hat (Tübingen, Mohr). Baumgarten hat schon 1900 über „Bismarcks

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stellung zu Religion und Kirche" geschrieben; den alten Titel gibt er mit Recht preis und nennt die neue umgearbeitete Schrift „Bismarcks Glaube." Baumgarten, bekannt als Vorsitzender des Evangelisch-sozialen Kongresses, kann nicht bloß Quellen, sondern auch ein Leben lesen, und seine Schrift ist nicht nur für das Verständnis Bismarcks, sondern auch für die religiöse Psychologie und die Geschichte des deutschen Geistes von hoher Ergiebigkeit. In der Auffassung des Kulturkampfes vermag ich dem Verfasser nicht zu folgen: weil der Katholizismus Religion und Politik ist, kommt es darauf an, wo der protestantische Beurteiler den Schwerpunkt sucht; für unsere deutschen Verhältnisse in der Gegenwart zumal, scheint er mir auf der ersteren zu liegen. Wenn die Bismarckbiographie von Marcks abgeschlossen sein wird, wird auch eine Betrachtung von Bismarcks Glaube einzelnes nachzuholen und zu berichtigen haben. In der Hauptsache aber wird es bei dem jetzt von Baumgarten (und Marcks I. Band) Gesagten bleiben, bis eine neue Zeit mit neuem Erlebnisboden auch neue Maßstäbe und Fragen an das innere Sein des Begründers des Deutschen Reiches heranbringt.

Wir scheiden von der Beschäftigung mit Bismarcks Glaube mit Erwägungen, die über Bismarck hinaus zur Eigenart unserer großen Männer überhaupt reichen. Unwillkürlich eilen die Gedanken zu Goethe, Kant, Luther. Wie verschieden der Bau des inneren Lebens, wie groß doch auch die Verwandtschaft! Keiner von ihnen ist Anhänger der religiösen und kirchlichen Durchschnittsformen und keiner begnügt sich mit der Bildung einer bloßen Meinung über religiöse Dinge. Vielmehr setzen sie sich in ganz persönlicher Weise mit der Quelle des Lebens auseinander, fühlen sie sich mehr oder weniger alle verankert in einer höheren Ordnung, von der sie sich bei allem Selbstgefühl und allem Sichabheben abhängig empfinden. Und einige von ihnen müssen sich in einem bestimmten Abschnitt ihres Lebens geradezu „würzen" mit der Bibel (wie Luther gesagt hat), um ihre Aufgabe erfüllen zu können; zu ihnen gehört auch Bismarck.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Mond reitet über das Schlachtfeld

Der greise Abend fröstelte zu Tal
und überschwieg die Schlacht. Die blutigen Gesichter
versanken und die Fahnen wurden fahl.

Da ward die Perlenschnur der Biwaklichter
um eines fremden Berges Brust gehängt
und aus dem tiefen unbesternten Trichter

der Schluchten stieg, von Riesenfäusten hochgedrängt,
der volle Mond und klirrte über Wiesenstufen
und schwang sich auf sein Roß, das, nachtschwarz eingesträngt,

die Erde blitzend aufriß mit den Silberhufen.
Der Reiter ritt wie über eine Wand
und jeder Pferdeschritt war wie ein Rufen

verschlossner Glocken. Niemand hob die Hand
und niemand hob das Haupt ... der Mond ritt steiler
und breiter durch den rosigen Heidesand,

ritt in die Wüstenei zerschossener Weiler,
sprang über Leiber, schwamm durch Bäche Blut;
sah unter sich geborstene Brückenpfeiler,

Lafetten, Dachgebälk und Waffengut,
sah Raben, die an den Kadavern fraßen
und Knaben, kaum entwöhnt der braunen Mutterhut,

bleich auf dem Barrikadenwall der Straßen ...
sah Munde aufgeschlagen wie ein Buch,
sah Augen, die sich wie zwei Schwerter maßen

und sah in einer Faust noch einen Fetzen Tuch ...
Ritt weiter ... ritt vorbei an Palisaden
durch brandige Spitäler, Sakrament, Karbolgeruch;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ritt durch das Echo goldner Kavalkaden,
ritt durch die Zelte, durch des Feldherrn Traum,
den Wolken nach, den himmlischen Brigaden.

Und um den tausendjährigen Lichterbaum
ritt er den alten Fackelreigen,
ritt wie ein König durch den aufgeglänzten Raum

und teilte neue Sterne aus im Steigen
und wurde Licht von ihrem Licht,
sah sein Geschlecht in alle Himmel sich verzweigen,

vergaß, wo Erde war und fühlte nicht,
daß seine Glorie wieder wachrief die Fanfaren
und daß die geisterhaften Sensen sein Gesicht

und ihre Ernten seine Seele waren.

Paul Zech

Deutsches Geld

Das deutsche Volk hat seiner Regierung eine Fabelsumme zur Verfügung gestellt. Aus eigenen Kräften. Das Wenige, was das neutrale Ausland übernahm, wollen wir als Vertrauensvotum buchen, das Resultat hat es nicht beeinflußt. Während England durch Beleihungsbequemlichkeiten, die seine stolze Finanzgeschichte bisher nicht kannte und durch Rückgriffe in die Taschen der Amerikaner seine Kriegsbedürfnisse deckt, während Frankreich, das sich einen unausschöpflichen Weltgläubiger nannte, nach schäbigen Möglichkeiten im Auslande sucht und aus dem Innern nur karge Beträge holen kann, während Rußland sich unter Kuratel seiner Verbündeten begeben muß und aus Finanzangst wieder Branntwein zu saufen beginnt, haben wir aus unserer eigenen Liquidität Summen dargebracht, deren Höhe alle Mutmaßungen überklettert. Noch kurz vor der Zeichnung sagte die englische Presse ein Fiasko der zweiten deutschen Kriegsanleihe voraus. Diese Prophezeiung ist in die Reihe der Unsinnigkeiten zu stellen, unter denen sich die Behauptung, die Deutsche Reichsbank stehe auf der Konkursliste, als eine Blamage von historischem Wert erweist.

Zu danken ist das Glanzergebnis der Willigkeit und der systematischen Organisation. Diese Organisation leitete die Erfordernisse des Krieges durch das ganze Volk, sie setzte die Produktionsräder in Gang, sorgte für Minderung der Arbeitslosigkeit, für Einkommensstetigkeit, für Geldflüssigkeit und Ueberschüsse. Nie hatte man geahnt, daß die Zentralisierung der Mittel in Kreditinstituten und Sozialunternehmungen öffentlicher und privater Natur derart fruchtbar gemacht werden könnte. Nunmehr hat sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezeigt, daß diese Bildungen, die durch den Krieg noch erweitert und gefestigt wurden, die Treibadern der deutschen Wirtschaft sind, durch die unsere metallische und produktive Kraft in einem frischen Zirkel kreist. Wir sind im Stande, die geldlichen Ergebnisse unserer wirtschaftlichen Tätigkeit in einem Augenblicke zu liquidieren. Wir bedürfen nicht der lauten Reklame, der gefärbten Werbetrommel, die einfache Aufforderung genügt, in Zeiten der Not die Million und den Hundertmarkschein in Marsch zu bringen. Es ist das derselbe „Militarismus", den unsere Feinde in der deutschen Armee sehen. Dieser „Militarismus" ist die in der Völkergeschichte so sehr seltene Kraft des Zusammenfassens der Potenzen, es ist die deutsche Disziplin, die sich überall äußert. Eine solche Vereinheitlichung ist allerdings gefährlich, wenn man ihr nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hat. Wo gibt es noch ein Land, das seine wirtschaftlichen Kräfte derart kommandieren kann? Glaubt England angesichts des Riesenergebnisses unserer zweiten Kriegsemission noch, daß i h m die letzte Kampfmilliarde zur Verfügung steht, glaubt es angesichts der wunderbaren und präzisen Wendung des deutschen Erwerbslebens in die Straßen des Krieges, angesichts der Wirkungen eines prachtvollen Erfindungsgeistes, daß wir durch irgend eine Maßnahme entmutigt werden könnten? Wir haben Material in Hülle und Fülle, wir haben Kraft in Hülle und Fülle, dieses Material zweckmäßig zu verarbeiten, wir haben Geld in Hülle und Fülle, die Anschaffung dieses Materials zu finanzieren. Aus einem blinkenden Horn hat das reiche deutsche Volk einen unendlichen Strom echten deutschen Goldes in die Kassen des Staates gegossen.

Wichtig ist das Anleiheresultat als Beweis der deutschen Gegenwart, wichtig aber auch für unsere Zukunft. Wir brauchten und brauchen im Kriege die Organisation, wir bedürfen ihrer vielleicht noch mehr im Frieden. Es sind wirtschaftliche und finanzielle Riesenaufgaben zu erledigen. Es ist eine Abwicklung vorzunehmen, für die wir kein Beispiel haben. Die Lasten sind rationell und gerecht zu verteilen, der Umschwung in eine neue Arbeit ist zu finanzieren, tausend Wege in die weite Welt sind wieder zu begehen und auszubauen. Wir haben jetzt das Vertrauen, daß unsere Organisation diese Probleme lösen kann, wenn sie weiter zusammenhält. Das wäre ein riesiger Vorsprung vor unseren Feinden, das wäre die Garantie, daß Deutschlands Volkswirtschaft eine unbesiegbare Weltwirtschaft bleiben würde.

Dr. Alfons Goldschmidt

Walter Crane

Daß Walter Crane, der siebzigjährige Engländer, im Jahre des Weltkriegs gestorben ist, mag ein Zufall sein. Aber dann ist es einer, der von einer höheren Bedeutung beleuchtet scheint.

Denn von den Präraffaeliten, welchen allen der Gedanke tiefer im Blut saß als der naturhafte Malertrieb, ist er der gedanklichste; und von allen Gedanken seines Daseins ist keiner zu solcher Wichtigkeit aufgeschossen wie derjenige eines ewigen Weltfriedens.

Gewiß: auch Rosetti, Morris, Burne-Jones bewegten sich in dieser Sphäre. Gewiß: auch ihnen war Kunst nichts andres als Führerschaft zu einem Ziel, das mit einer allgemeinen Liebe von Mensch zu Mensch charakterisiert ist. Bilder, Briefe und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tagebücher, welche sie durch ein halbes Jahrhundert schufen, brachten diesen Gedanken immer wieder aufs neue. Aber zwischen ihnen und Crane besteht trotzdem eine Differenz, welche in der seelischen Veranlagung begründet ist.

Denn die andern hatten sich zu diesem Sozialismus aus dem Gefühl, Christ zu sein, gefunden. Es suchten sie Träume heim, Träume der Menschheitsqual, Visionen, in welchen sie das vergebliche Opfer Jesu nochmals zu erleben schienen. Sie weinten, weil die Erde nicht restlos gut war, sie hätten die bestehenden Menschheitsverhältnisse zertrümmern wollen und vermochten nichts, und so verloren sie sich in eine Ekstase des Schmerzes, welche der höchsten Lust benachbart ist.

Im Gefühl allein waren sie fundiert. Und da ist Crane durch eine Nuance von ihnen getrennt. Das Ziel seiner Arbeit unterscheidet sich zwar nicht von dem ihren. Aber Crane kommt aus dem Verstand. Crane kommt aus dem Erlebnis, das zur Erfahrung wurde, kommt aus der Erfahrung, die Erwägung wurde. Er kennt die sozialistische Literatur seiner Zeit und die sozialistischen Einrichtungen der verschiedenen Nationen und Staaten.

Denn um 1855 — um diese Zeit fallen seine Anfänge — begann jener revolutionäre Sozialismus, welcher dem bloßen Gefühl entspringt, schon abzuflauen. Der Sturm hatte sich gelegt und der Verstand trat allerorts ein. Das heißt: man zog es vor, anstatt einer Revolution Arbeit zu leisten und war schon im besten Zuge, ein klares Programm zu entwerfen. Der neue Aufschwung der Industrie, die Aufhebung der Kornzölle, die Ausdehnung des Wahlrechts, die Reformbill: sie nahmen dem Sozialismus seine Gewaltsamkeit. Und die Organisation trat an Stelle des Umsturzes.

Hier wurzelt Crane, nicht nur sein Menschtum, hier wurzelt jede wichtigere Arbeit, die sein Atelier verlassen. Mag er romantische Rittergeschichten oder moderne Eisenbahnarbeiter gestaltet haben: Die Tendenz bleibt. Menschen, welche durch Ordnung zur Erkenntnis gelangen, oder durch die Erkenntnis zur Ordnung: Das ist die Gesellschaft, in der man verkehrt, wenn man in sein Werk eintritt. Von dem altchristlich-mystischen Ueberschwang, von der pessimistischen und asketischen Hingabe eines Burne-Jones neigt er sich schon fort. Er betet das Kreuz nicht mehr unter Tränen an: sondern er hebt es klaren Augen hoch empor.

Daß ihn diese eindringliche Beschäftigung mit den sozialistischen Problemen nach Deutschland führt, ist selbstverständlich. Und es ist hier zu sagen, daß er Deutschland liebt. Wieder ist seine Liebe nicht aus sensitiven Momenten zu erklären: weder Sehnsucht noch Erinnerung knüpft ihn an deutsche Menschen, deutsche Landschaften, deutsche Aktionen. Daß er in Deutschland war, ist eine Tatsache, aber nicht mehr, und sie ließe sich — wenn man wollte — aus geschäftlichen Beziehungen erklären. Nein, seine Liebe zu Deutschland hatte ihren letzten Ursprung wieder im Hirn. Er liebte Deutschland, weil er darin die besten Möglichkeiten für die Verwirklichung einer idealen Gesellschaftsordnung sah. Er liebte es, weil es eine Sozialdemokratie hatte, die ihm die vorbildlichste Organisation zu besitzen schien. Er liebte es, — um konzentriert zu sprechen — wegen seiner Einrichtung der Witwen- und Altersversorgung, welche ihm als unübertroffen galt.

Man kann fürwahr behaupten, daß die Basis, auf der Walter Crane stand, die Weltanschauung Eduard von Hartmanns war, den er ein Leben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lang bekannte. Er glaubte Hartmann blind, und ließ sich über das Prinzip seiner Lehre gar nicht erst gerne in Diskussionen ein: daß die in der Geschichte sich auswirkende Vernunft, ohne alle gewaltsamen Maßregeln, die soziale Frage endlich sicher, wenn auch langsam, lösen wird.

Dieser Nachruf für Walter Crane mag befremdlich wirken. Denn ist es rätlich oder gebräuchlich, derart einen Maler zu charakterisieren, daß man seinen Pinsel nicht erwähnt und lieber die Bücher aufzählt, die er gelesen? Auf eine solche Erwägung antworte die Frage: was denn das Werk dieses Künstlers wäre, wenn man seine Ideen abzöge? Zur selben Zeit, da man in Frankreich um die letzten Möglichkeiten künstlerischer Ausdrucksfähigkeit rang, zur selben Zeit, da Monet täglich 10 Stunden um jene Leichtigkeit des Farbenauftrags schuftete, der endlich das zerstreute Licht in die Kunst bringen sollte, zur selben Zeit, da sich in Deutschland verkannte Vorläufer Leibls desselben Problems wegen in den Hungertod verstoßen sahen, — zur selben Zeit hat Walter Crane mit Tafelwerken und Illustrationen einen Reform-Sozialismus bezweckt, und diesen vor allem andern.

Das rein Malerische gelangte bei ihm niemals über die Stellung eines poetischen Mittels hinaus. Um das endgültig einzusehen, genügen wenige Blicke in seine Handzeichnungen. Künstler im reinsten Sinn, jene Mönche der Kunst, welche schlechter Laune werden, sobald der hereinbrechende Abend ihnen das Licht nimmt, — haben sich am gewaltigsten, am reinsten, am unvergänglichsten in ihren Skizzen und Studien offenbart. Man könnte — um es extrem auszudrücken — Michelangelo gar nicht erkennen, wenn er sich nicht mit Zeichnungen restlos erklärt hätte. Eine Skizze Walter Cranes, also ein künstlerisches Erzeugnis ohne jeden Nebenzweck, ist belanglos im vollen Sinn des Wortes. Kaum daß sie das Gegenständliche packt. Und wie schwankt sie zwischen allerlei Wollen, allerlei Gelerntem, allerlei Erinnerungen! Sich dabei an ein Blatt Menzels erinnern, und man wird wissen, wie weit dieser Künstler noch zum großen Maler gehabt hätte, und wie oft man nur deswegen eines seiner Gemälde als Eindruck empfing, weil man sich durch die Schönheit seiner Absicht vergewaltigen ließ.

Bleiben wird er nur in seinen dekorativen Arbeiten. In ihnen wird er uneingeschränkt bleiben. Seine Tapeten und seine Bucheinbände: sie sind mehr als nur wahrhaftige Kunstwerke: sie sind Vollendung. Dieser Walter Crane war eigentlich eine tragische Figur. Sein Hirn verdarb ihm die Hand. Wenn aber die Gefahr der Reflexion ausgeschlossen bleiben mußte, — (und wie hätte er in Tapeten Sozialismus predigen sollen!) — gestattete er sich, reiner Künstler zu sein. Die Anekdote tritt dann zurück, ja sie erlischt oft. Und nun führt das Herz die Hand; der Verstand ist beseligt, ruhen zu dürfen. Das Blatt füllt sich mit Linienkomplexen, die Fläche wird mit einer Sicherheit bezwungen, die ein höchstes Maß an Routine darstellt. In unvergleichlichen Ornamenten erwacht endlich das Kosmos: Blumen, Musik und Gestirne.

Otto Zoff

Ein russischer Roman

Der Krieg hindert uns Deutsche natürlich nicht, die kulturelle Bedeutung unserer Feinde in gerechter Weise einzuschätzen. Die furchtbare Barbarei des russischen Staates hat uns nie vor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

behalten, der russischen Seele zu horchen, wie sie sich in den Werken der größten russischen Dichter (an ihrer Spitze Dostojewski und L. N. Tolstoi) offenbart. Sie ist etwas erstaunliches für uns und etwas rätselhaftes. Wir können nicht sagen, daß wir sie restlos verstünden. Noch überwiegt in uns ihr gegenüber das Gefühl einer fernen Fremde. Von der Kultur des Westens sind wir selber ein Teil. Keine ihrer Aeußerungen ist uns unfaßbar, sie zeigt überall verwandte Züge. Der großrussische Geist hat gleichsam ein uns abgewendetes Antlitz, das wir bloß in einigen Linien zu erraten glauben. Die fortschreitende Entwicklung dieses Geistes und unser rastloses Bemühen, in ihn einzudringen, wird auch da wohl Wandel schaffen. Dostojewski und Tolstoi, sowie andere große russische Dichter, zeigen uns den Zustand der russischen Seele, aber wie sie geworden ist, erzählen sie uns nicht. Das ist auch nicht ihre Aufgabe. Da muß die geschichtliche Forschung einsetzen und jene Literatur, der es nicht um höchste künstlerische Zwecke geht, die gewisse aktuelle Tendenzen verfolgen. Ein solches Buch ist vor einiger Zeit erschienen und es hat gerade jetzt ein besonderes Interesse.*) Der Verfasser ist ein politisch Konservativer, ein entschiedener Gegner der Revolution. Der gut geschriebene und spannende Roman dieses Patrioten, der sein Land und sein Volk liebt, will die Gründe aufdecken, die es verursachen, daß das russische Volk in geistiger und materieller Not dahinsiecht. Obwohl ein Gegner aller revolutionären Bestrebungen, sieht er die Notwendigkeit der Rettung des Volkes ein. Er glaubt, diese Rettung müsse von oben kommen. Die Ursache des jammervollen Zustandes des russischen Volkes sieht er im Alkohol, im wüstesten Aberglauben, in der Verderbnis des Beamtentums und in dem Mangel an jedweder Schulbildung. Man hat ja Rußland im jetzigen Kriege wegen des Alkoholverbotes gerühmt. Aber wenn der Alkohol auch den Soldaten jetzt unzugänglich ist, so sucht sich die Bevölkerung doch auf listigen Wegen Alkohol oder schlechtesten und schädlichen Ersatz zu verschaffen. Außerdem ist dieser Antialkoholismus der russischen Regierung wohl nichts weiter als eine Kriegsnotwendigkeit. Die Einkünfte des russischen Staates sind zu sehr auf dem Alkohol aufgebaut, als daß man erwarten könnte, daß nach dem Kriege nicht die alte Schnapswirtschaft wieder eingeführt wird. Obwohl der größte Feind des russischen Volkes, ist er nicht der einzige. Die mangelnde Schulbildung, überhaupt der unglaubliche geistige Tiefstand des Volkes, der durch die absolute Selbstherrschaft des Zaren bedingt ist, ist ein nicht kleinerer Feind. Ihn zu besiegen, wird erst möglich sein, wenn ein neues Rußland entsteht, dessen Absichten nicht auf äußere Machtvergrößerung, sondern auf innere Kulturvermehrung geht. Wird in diesem Kriege Rußland ganz bezwungen, so wäre das nicht allein für Europa, sondern auch für das russische Volk ein Glück. Insoferne der genannte Roman ein trostloses aber anschauliches Bild des inneren Rußlands gibt, ist seine Lektüre gerade jetzt sehr zu empfehlen.

Engelbert Pernerstorfer

---

*) Iwan A. Rodionow. Unser Verbrechen. Erlebtes — nicht Erdachtes. Ein Roman aus dem russischen Volksleben. Uebertragung von Axel Ripke. Frankfurt a. M. Rütten & Löning.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die russische Volksseele

Man schreibt jetzt während des Krieges über den Deutschhaß bei den Franzosen, den Engländern und den Russen. In Frankreich sprüht nur so dieser Haß, in England ebenfalls oder noch intensiver und in Rußland — kann es nicht anders sein. Ja, in Rußland kann es nicht anders sein, so urteilt der Mann, der blind durch die Lande des großen Nachbarreichs fuhr oder der dieses lediglich von der Landkarte her kennt.

Rußland ist anders, als Frankreich, England und sämtliche andern europäischen Länder und man haßt auch dort anders.

Wer auch nur oberflächlich die russische Volksseele kennt, darf es nicht für möglich halten, daß die Leute dort im Osten die Deutschen oder irgend ein anderes Volk mit dem Haß eines Franzosen oder eines Engländers hassen könnten. Wer kennt die russischen Volkslieder, die ein prachtvoller Ausdruck der russischen Seele sind? Diese Volkslieder atmen Elegie und Tränen. Wer weint, haßt nicht!

Man spürt unter den Russen so etwas wie Knechtssinn. Knechtssinn — vielleicht ist das Wort falsch angebracht. Nachwehen der Knechtschaft brutaler Verhältnisse und bestehende Knechtschaft einer rauhen Regierung, das wäre wohl hier der richtige Ausdruck. In dieser Knechtschaft ist die Persönlichkeit verkümmert, jene Stärke nämlich, der ein Haß entspringen kann.

Sehen wir uns doch mal den Russen in der Gesellschaft seiner politischen Freunde und Waffengefährten, des Engländers und des Franzosen, an. Wie ist er und wie gibt er sich? Der Engländer ist vom Stolz seiner Weltherrschaft, seinem Rule Britannia, erfüllt und verhält sich kühl und steif, um sich als etwas anderes darzustellen und eine Abart von ihm ist der Franzose, der von seiner parfumierten Kultur vollgesogen, im Reden und Denken in seinem berühmten Salon bleibt und von vornherein auf alle Nichtfranzosen mitleidig oder verächtlich herabsieht. Dagegen der Russe! Er ist natürlich, ungefirnißt und trägt das Herz auf seiner Zunge. Verachten oder sich über heben ist seine Sache nicht. Er weiß nur, daß er „anders" ist, als die andern, und freut sich, wenn er den Boden findet, auf dem er sich mit ihnen verständigen kann. Stimmt er mit seinen Partnern überein, so freut er sich, ist das aber nicht der Fall, so zuckt er mit den Achseln, sieht aber dann wenigstens zum Fenster hinaus und freut sich über das schöne Wetter.

Man sagt, der Russe sei stupid. Das mag wohl zutreffen. Muß der Russe doch langsam seine Gedanken mobilisieren und kann sie auch nur mit Bedacht zum Ausdruck bringen. Und somit hätten wir gerade das Gegenteil zum Franzosen und Engländer. Stupid — hier wird aus dem Mangel ein Vorteil, denn aus dieser Wurzel müssen auch die Harmlosigkeit und die Gutmütigkeit entsprossen sein. Die Harmlosigkeit wohnt sowohl in den russischen Palästen wie in den Bauernhütten.

Der Krieg kam über die russische Volksseele nach der Regierungssprache wie eine erwünschte Gelegenheit zum Losschlagen, nach der Volkssprache wie ein Unglück. Die Volkssprache ist stets die richtige. Die Zeitungen haben öfter gemeldet, in Petersburg, Moskau und noch in andern großen Zentren verharre das Volk stumpf, interesselos. Diese Meldungen müssen wahr sein. Warum sollte das russische Volk eine Angriffslust bekunden, da es den Krieg nicht gewünscht hat?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und hier sei die Frage hineingeschoben: Wenn das russische Volk den Krieg nicht gewünscht hat, warum sollte es denn die Deutschen hassen, die Rußland nicht überfallen haben?

Nein, in der Seele des großen slawischen Volkes wurzelt kein Haß gegen die Deutschen, wie auch keine Freundschaft. Man kann nur von einer Abneigung gegen die Deutschen sprechen. Und nicht nur gegen die Deutschen, sondern auch gegen die andern Fremdvölker in Rußland. Sind etwa die Esthen, Letten, Finnen und Polen bei den Russen beliebt? Die Russen mögen alle diese „Fremden" nicht, weil sie zu ihrer eigenartigen, träumerischen, weichen, mystischen Natur nicht passen. Der Russe liebt seinesgleichen und niemand sonst.

Und doch lebt der Deutschenhaß in Rußland, der richtige, tätige, drängende Haß nach französischem und englischem Muster. Diesen Haß repräsentiert aber nur die Regierung mit ihren Kreaturen, den Behörden, den Reaktionären und den Nationalisten. Diese möchten einen „verfluchten Niemez" in einem Glase Wasser ersäufen.

Die Volksseele steht aber abseits von diesem Treiben. Sie ist unbestechlich, unbeeinflußbar und begnügt sich mit der passiven Kälte gegen den deutschen Feind.

A. Karrotom

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Neunter Jahrgang 1915

Zweiter Band

(April bis Juni)

BERLIN-MÜNCHEN 1915

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Jung, Dr. Franz A. R.: Invalidenheime? 151
Korn, Walter Achilles: Die Fundamentalgrundsätze der Feldherrnkunst 101
Die Kriegsbereitschaft Italiens 196
Kühl, Hugo: Frankreichs Industrie und der Krieg 49
Leuthner, Karl: Die Kriegsleistung Oesterreich-Ungarns 25
Lewicky, Dr. Eugen: Bukowina 1
Linden, Ilse: Briefe aus Kriegstagen 178, 256, 279, 302
Lynkeus: Italiens Abfall 241
Mailly, A.: Die „Schmachtenden" im Görzischen 184
Pernerstorfer, Engelbert: Die deutsche Siegeszuversicht . . . 217
Pick, Otto: Aus den Tagebuchblättern eines Unverwirrten 135
Raphael, Max: Saul und David 238
Rauscher, Ulrich: Leopold L'Africain und der Kongo 121
Riegelsberger, J.: Japan und Amerika 145
Rohrbach, Dr. Paul: Nachwort für Witte 14
Schmidt, Karl Eugen: Amerikanische Neutralität und Waffenlieferung 81
Mißverständnisse 295
Schücking, Levin L.: Die Wahrheit in England 6
Trietsch, Davis: Der syrisch-ägyptische Kriegsschauplatz . . 265, 289
Viertel, Berthold: Morgen nach dem Marsch 186
Wulf, Dr. Erich: Venus und das Schwert 155
Zech, Paul: Zwischen den Siegen 309

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Seite

Abter, Adolf: Die neutralen Balkanstaaten 283
Birnbaum, Alfred: Arbeit, nicht Almosen 165
Carnifex: Zwangserweiterung 285
Dünnwald, Willi: Jahresgabe des Frauenbundes 119
Fleischer, Viktor: 50000 Zinnsoldaten 263
Friedemann, Hermann: Der Krieg der Illusionen 309
Friedenthal, Joachim: Die Darlehenskassen auch für Schriftsteller 117
Goldschmidt, Dr. Alfons: Aufgaben des Finanzkapitals 138
Wirtschaftsnöte des Dreiverbands . . 139
Die Nationalisierung des Kredits . . 189
Italiens Wirtschaftsrüstung 215
Graetzer, Franz: Die Theaterstadt Berlin im Kriegsjahr . . . 262
Heintschel, Zdenko von: Der Exstatthalter Thun 68
Hesse, Hermann: Scheffel 96
Vom Geist Rußlands 118
Apologie des Kriegs 167
Goethes Erzählungen 190
Heuß, Theodor: Bismarckbücher 23
Albert Weisgerber 191
Belgien heute und morgen 287
Jaroslaw, Benno: Wer ist der schlimmste Drückeberger 94
Korn, Walter Achilles: Die strategische Bedeutung der Schweiz . 187
Langer, Felix: Die literarische Cholera des Kriegs 163
Mayer, Hermann Leopold: Friedrich Ostendorf † 46
Pernerstorfer, Engelbert: Eine Weltgeschichte 70
Fixe Dichterlinge 95
Zwei schwedische Freunde 311
Rieß, Richard: Langens Kriegsbücher 71
Rosenthal, Heinrich: Die Nationalisierung der Kredite 286
v. S.: Aushungerung 22
Przemysl—Konstantinopel 45
Zum Fremdwörterkrieg 162
Spier, Dr.: Die Juden Russisch-Polens 140
Steiger, Edgar: Graf Eduard Kayserling 142
Stössinger, Felix: Strauß und Renan 260
Wochinger, Oberstleutnant a. D.: Greifbares aus den Dardanellenkämpfen 69
Zoff, Otto: Frühling in diesem Jahr 45
Max Buri gestorben 239

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Bukowina.

Das wiedergewonnene Land

Von Dr. Eugen Lewicky, Mitglied des österreichischen Reichsrates

ukowina wird im Munde des Volkes die „grüne Bukowina" genannt. Und ganz mit Recht. Das Land stellt sich als ein Plateau dar, welches sich im Süden an die Bukowinaer-Karpathen anlehnt. Das Plateau (neogenes Hügelland) teilt sich durch mehrere parallellaufende Flüsse, Sereth, Suczawa und Moldava, in mehrere Streifen, die je weiter gegen Süden immer dichter mit Rot-Buchen bewaldet sind. Die Wälder und die längst der Flüsse sich hinziehenden Fluren und Weiden verleihen der Gegend ein sehr frisches und anmutiges Aussehen. In diesem „Buchenlande" lebt es sich daher recht angenehm. Die mittlere Höhe des Plateaus beträgt etwa 400 Meter, gegen Norden am Pruth, bei Czernowitz, fällt dieselbe auf ca. 130 Meter herab. Den südlichen Teil der Bukowina füllen die Karpathen aus, die meistens mit Fichten und Tannen bedeckt sind und das Gepräge eines ausgesprochenen Gebirgslandes an sich tragen.

Bukowina hat einen Flächeninhalt von nur 10 450 Kilometer und ist wirtschaftlich vollständig vernachlässigt. Dieser wirtschaftliche Rückstand des Landes steht im Kausalzusammenhange in erster Linie mit der ungünstigen geographischen Lage des Landes, dann aber mit seiner kulturellen Vernachlässigung. Zwischen Galizien und Ungarn wie ein Keil eingepreßt, hat Bukowina keine unmittelbare Verbindung mit wirtschaftlichen Kulturzentren des Staates und noch weniger mit denen des Auslandes und ist bis auf den heutigen Tag ein Land der meistens primitiven Agrikultur geblieben. Erst in den letzten Jahren hat sich das wirtschaftliche Niveau des Landes dank der Tätigkeit des Landeskulturrates und der Raiffeisen-Kassen teilweise gehoben. Die verarmte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und jahrelang dem Wucherer hilf- und schutzlos ausgelieferte Bauernbevölkerung wurde von Raiffeisenkassen mit billigerem Kredit versorgt und durch die Gründung von landwirtschaftlichen Genossenschaften und Veranstaltung von landwirtschaftlichen Kursen zur intensiveren Ausnützung des sonst fruchtbaren Bodens herangezogen. Leider hat die, ganze Jahrzehnte anstandslos geduldete, Herrschaft des Wucherers in der Bukowina das Land wirtschaftlich total korrumpiert, so daß sogar die Raiffeisen-Kassen infolge unsolider Geschäfte, die sie führten, vor dem sicheren Verfalle vom Staate selbst nur mit schweren Millionen gerettet werden mußten. Und einem ähnlichen Schicksale verfielen auch die Versuche der Industrialisierung des Landes, die — abgesehen von den sonst ungünstigen allgemeinen wirtschaftlichen Konjunkturen — auf einem ganz korrumpierten Boden nicht gedeihen konnten und allzubald zu Grunde gingen.

Die besten Geschäfte werden noch mit Holzhandel betrieben. Von der produktiven Bodenfläche entfällt nur ein Viertel (25,4%) auf die Aecker, ein zweites Viertel auf Weiden und Wiesen (12,3% und 15,3%) und beinahe die Hälfte (47,1%) auf die Wälder. Von den Letzteren entfällt ein beträchtlicher Teil auf die Wälder des großen orientalischen Fonds, welche unter Einwilligung des k. k. Ministeriums in Pacht gegeben werden. Im Uebrigen beschränkt sich das Holzhandelgeschäft des Landes auf die Hinausführung des rohen Materials nach dem Auslande, wozu meistens die Wasserstraßen — die Flüsse Pruth, Sereth, Suczawa, Moldava und der Hauptfluß Dniestr — verwendet werden.

Die Haupterwerbsquelle der Bauernbevölkerung bilden der Ackerbau und die Viehzucht. Von den landwirtschaftlichen Pflanzen gedeihen Roggen, Weizen und Korn, teilweise am Hügelland des Pruth-Flusses Mais — von Handelspflanzen Flachs, Hanf und Raps und in der Süd-Bukowina der Weinbau. Sehr hoch entwickelt ist die Hausindustrie, wozu die wunderschöne, äußerst originelle ukrainische (ruthenische) und rumänische Ornamentik wesentlich beitragen. In der unlängst veranstalteten Ausstellung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Hausindustrie in Wien wurden die Erzeugnisse der Bukowinaer Hausindustrie allgemein bewundert.

Von fabrikmäßigen Betrieben der Bukowina kommen in Betracht nur einige Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und im Gebirge die Sägemühlen.

Im Allgemeinen beschäftigen sich ca. 90% der Bukowinaer Bevölkerung mit Forst- und Landwirtschaft, bloß ungefähr 10% entfallen auf Bergbau, Industrie und Handel.

In nationaler Beziehung stellen sich die Verhältnisse der Bukowina folgendermaßen dar:

Bukowina ist ein ukrainisch-(ruthenisch)-rumänisches Land, welches jedoch mehr, als jedes andere Kronland Oesterreichs, von verschiedenen Nationalitäten bewohnt wird. Außer der einheimischen ukrainischen und rumänischen Bevölkerung haben wir hier mit zahlreichen deutschen Kolonien, ferner mit Polen, Armeniern, Juden, Ungarn, Zigeunern, ja sogar Russen (den sog. Lippowanern)*) zu tun. Vor dem XIV. Jahrhundert war Bukowina rein ukrainisch (ruthenisch), worauf der Umstand hinweist, daß ukrainische Gemeinden sogar ganz an der Grenze von Süd-Bukowina zu treffen sind. Auf die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts fällt die erste Einwanderung in das Land der „Wallachen" (Rumänen), die der Sage nach unter Radul bis nach Kimpolung (an der ungarisch-galizischen Grenze) kamen und von da aus in der weiteren Vorrückung im Jahre 1354 das Fürstentum „Wallachei" gründeten. Targowiste und Suczawa in Süd-Bukowina bildeten dann bis zum beinahe XVIII. Jahrhundert die Hauptstädte des genannten Fürstentums. Die weitere Vorrückung des rumänischen Elementes gegen die Ebene hat nun das ursprünglich ansässige ukrainische Element gegen Norden allmählich zurückgedrängt.

*) Russische Kolonisten in 8 Gemeinden, meistens bereits ukrainisiert und rumänisiert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ziffermäßig läßt sich das Verhältnis einzelner das Land bewohnenden Nationalitäten folgendermaßen darstellen:

Von der Gesamtbevölkerung per 646 591 nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1890 waren 268 367 Ruthenen (Ukrainer) — somit 41,77%; — 208 301 Rumänen, somit 32,43%, — 133 501 Deutsche, somit 20,77% — und Andere 5,03% (darunter 3,2% Polen). Die übrigen „Nationalitäten" weisen nur so unbedeutende Zahlen auf, daß sie gar nicht in Betracht kommen. Jedenfalls muß aber wahrheitshalber bemerkt werden, daß in der Ziffer der Deutschen ein beträchtlicher Teil der Juden enthalten ist, die sich im Großen und Ganzen als Deutsche eintragen lassen. In konfessioneller Beziehung stellt sich das Land ebenfalls als stark gemischt dar; es waren im Jahre 1890 450 773 gr. orientalischer Konfession, 92 946 Katholiken, 82 717 Juden und Rest anderer Konfessionen.

Die weitere Volksbewegung seit dem Jahre 1890 hat jedenfalls in der Verteilung der Kräfteverhältnisse unter einzelnen Nationalitäten und Konfessionen eine kleine Verschiebung mit sich gebracht. Nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 hatte Bukowina eine ansässige Bevölkerung von 794 929, welche Zahl nachstehenderweise verteilt war: Ukrainer (Ruthenen) — 305 101 (38,38%), Rumänen 273 254 (34,37%), Deutsche 168 851 (21,24%), Polen 36 210 (4,56%) und der Rest — Andere: Slovenen, Slovaken 2c. Danach müßte man annehmen, daß im Laufe von zwanzig Jahren die Ukrainer eine Einbuße von über zwei Prozent, dagegen die Rumänen einen Zuwachs von über zwei Prozent zu verzeichnen hätten. Außerdem hätten einen Zuwachs die Deutschen um ein halbes Prozent und die Polen um ein und ein Fünftel Prozent. Wahrheitshalber muß jedoch konstatiert werden, daß gegen die Art der Durchführung der letzten Volkszählung viele Beschwerden, insbesondere von Seiten der Ukrainer, erhoben wurden. Nur der Zuwachs der Polen läßt sich dadurch erklären, daß in der letzten Zeit eine starke Polonisierung der Beamten-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaft durch die von Polen planmäßig betriebenen Einschübe aus Galizien stattgefunden hat.

Was die Sprachgrenze beider einheimischer Völkerschaften — der Ukrainer und Rumänen — anbelangt, so bildet dieselbe im Gebirgsteile des Landes der Fluß Moldava, ob zwar, wie bereits erwähnt, ukrainische Ansiedlungen auch südlich vom genannten Flusse, sogar an der Südgrenze des Landes zu treffen sind. Leider hat das „Kronland" Bukowina dasselbe Unglück erfahren, wie die meisten „Kronländer" Oesterreichs überhaupt, die aus reinen Zufälligkeiten (Tu, Austria felix, nube) bereits in ganz früheren Jahrhunderten, oder auf künstlichem administrativem Wege entstanden, mit den tatsächlich bestehenden nationalen Verhältnissen im krassen Widerspruche stehen. So umfaßt das ukrainische Gebiet die politischen Bezirke (Bezirkshauptmannschaften) Czernowitz, Kotzmann, Wyschnycia (Wischnitz) und Sereth und überdies aus dem politischen Bezirke Storoschynetz (Storozynetz) die Gerichtsbezirke Seletin und Storoschynetz und aus dem politischen Bezirke Radautz das Gerichtsbezirk Seletin.*) Die übrigen, südlich gelegenen Bezirkshauptmannschaften und Gerichtsbezirke sind überwiegend rumänisch, wobei noch zu bemerken ist, daß sogar in dem „reinsten" rumänischen Bezirke Kimpolung auf 25 753 Rumänen 5 888 Ukrainer entfallen.

Von den nationalen Minoritäten verdient eine besondere Beachtung die deutsche Minorität.

Die ersten deutschen Kolonisten kamen in die Bukowina im Jahre 1787 — es waren dies die Württemberger, welchen später die Sachsen, Franken, Bayern, Rheinländer, Siebenbürger-Sachsen, Zipser, ja sogar Deutsch-Böhmen nachfolgten. Diese Kolonisten besetzten mitunter ganze Ortschaften, die sich als rein Deutsche bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die Deutschen

*) In Oesterreich sind die Gerichtsbezirke kleiner als die politischen (sog. Bezirkshauptmannschaften). In der Bukowina z. B. gibt es 11 Bezirkshauptmannschaften und 19 Gerichtsbezirke.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Bukowina bilden daher mit Recht den letzten Vorposten des Deutschtums im Osten. Für die Hebung der Ortsbevölkerung haben die deutschen Kolonisten sowohl in wirtschaftlicher wie auch kulturellen Beziehung viel getan. Die im Lande befindlichen Eisenbergwerke, Hammerwerke und Schmelzhütten werden nur von Deutschen betrieben, ebenso das Salzbergwerk Kacyka. Auch die Viehzucht wird im großen Teile von den Deutschen betrieben. Kein Wunder, daß auch die Deutschen die meisten Amtsstellen im Lande besetzten und der Bukowina ein deutsches Gepräge, insbesondere in den Städten, aufdrückten. Auch die deutsche Amtssprache hat sich, trotz stark zugenommener nationaler Bewegung unter der einheimischen Bevölkerung, bis auf den heutigen Tag erhalten.

In staatsrechtlich-politischer Beziehung ist Bukowina seit jeher als kaiser- und staatstreu allgemein bekannt und die Bevölkerung wird tatsächlich frei aufatmen, sobald sie einmal endgültig von der russischen Invasion befreit sein wird.

Die Wahrheit in England

Von Levin L. Schücking (Jena)

Wenn man von der Wahrheit in England auch anscheinend nicht sagen kann, daß sie in entschiedenem Vormarsch begriffen ist, so wird man ihr doch zum mindesten zugestehen müssen, daß auch sie sich in einem mit großer Hartnäckigkeit und Erbitterung geführten Stellungskampf befindet. Das ist immerhin schon etwas, nachdem die Jingowelle eine Weile jedes selbständige, kritische Denken weggerissen zu haben schien. In der Geschichte der großen Massenpsychosen nämlich wird der August 1914 in England immer an erster Stelle genannt werden müssen. Noch in den Tagen der festländischen Mobilmachung brachten zahlreiche liberale Zeitungen mit Nachdruck ihre neutrale Stellung zum Ausdruck und wiesen auf ihr Wohlwollen für Deutschland hin, vierzehn Tage später war Deutschland der tolle Hund, der würgend in die europäische Herde einbrach, den es mit jedem Mittel schleunigst totzuschlagen galt. Die Regierung hatte gewinkt, das Stichwort vom deutschen Militarismus war ausgegeben, die Jingopresse losgelassen; der nationale Größenwahnsinn, der seit dem Buren-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

krieg schlummernd lag, wachte wieder auf. Hatte Niemand in der liberalen Partei, wo man sich bis dahin so sehr für die Annäherungsbestrebungen an Deutschland interessierte, das Gefühl, von Sir Edward Grey am Narrenseile geführt zu sein? Offenbar doch. Lord Morley selbst, den man getrost als das angesehenste Mitglied des Kabinetts bezeichnen kann, nahm seinen Abschied. Lord Morley ist ein alter Mann, mit mehr politischer Erfahrung, aber auch mehr historischer und allgemeiner Bildung als seine Kollegen. Er mochte sich, wie Keir Hardie treffend in der Socialist Review vom Dezember 1914 ausführt, an den Ausbruch des Krimkriegs erinnern. Damals setzten sich Cobden und der große Quäker John Bright dem Kriegstaumel entgegen. Morley selbst hat es in seinem Leben Cobden's beschrieben, wie diese beiden bis dahin vom Volk vergötterten Politiker dadurch mit einem Schlage dem öffentlichen Haß und der Mißachtung zum Opfer fielen, so daß Lord Palmerston es wagen konnte, auf eine Rede Cobden's anzudeuten, er und seine Gefolgschaft gehörten ins Irrenhaus. Heute hält jeder Gebildete in England den Krimkrieg für eine Torheit. Morley suchte aus der Geschichte zu lernen und war nicht willens, sich von der einen oder andern Seite übertölpeln zu lassen. Mit ihm ging John Burns, den die ministerielle Clique als eine Art Renommierschulzen aufgenommen und als sichtbares Aushängeschild für ihre demokratischen Tendenzen — der früher wegen politischer Vergehen mit Gefängnis bestrafte ehemalige Arbeiter! — verwertet, aber seinen ehemaligen politischen Freunden gänzlich entfremdet hatte. Von den Unterstaatssekretären ging Charles Trevelyan, einer der Bekanntesten. Es heißt — die Socialist Review vom Dezember 1914 erwähnt es ausdrücklich — daß auch der sehr feurige und entschiedene Demokrat Runciman und Sir John Simon ihr Portefeuille niederlegen wollten, aber aus parteipolitischen Rücksichten schließlich blieben. Von Herrn Haldane, dem Ehrenmitglied der deutschen Shakespearegesellschaft (!) und Lobredner deutscher Philosophie, hört man nichts dergleichen! — Im Parlament sonderte sich eine Gruppe von etwa zwanzig radikalen Liberalen ab, die zu der Kriegspolitik der Regierung in ausgesprochenen Gegensatz traten, von denen namentlich Morrell und Ponsonby zu nennen sind. Der Umfall eines großen Teils der Sozialisten war äußerst kläglich. Am 1. und 2. August hielten sie noch riesige Antikriegsversammlungen auf dem Trafalgar Square. Für den Fall einer Verpflichtung der Regierung zum Kriege forderte man Rücktritt der Regierung. Cunninghame Graham sprach hier schon offen aus, ohne Englands Unterstützung würde Rußland sein zum Krieg führendes Bluff-Spiel nicht begonnen haben. Als trotzdem die englische Regierung den Krieg erklärte, nahm am 5. August noch der Nationalausschuß der Arbeiterpartei eine Reihe von Entschließungen an, darunter die, daß Edward Grey ohne Wissen des Volkes die Ehre des Landes kompromittiert und eine Politik betrieben habe, die nur die Wirkung zeitigen konnte, Rußlands Macht in Europa und Asien zu stärken und die Beziehungen zu Deutschland zu gefährden. Diese Beschlüsse bedeuteten schon eine Rückzugskanonade vor dem Jingotum, die Waffenstreckung folgte bald fast auf der ganzen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Linie. Nur vier Mitglieder der „Unabhängigen Arbeiter-Partei" des Unterhauses, Ramsay Mac Donald, Keir Hardie, F. W. Jowett und Tom Richardson blieben fest, umheult von einer wütenden Meute ehemaliger Gesinnungsfreunde. Auch die rabiatesten Wahlweiber, Mrs. Pankhurst an der Spitze, stimmten in das Kriegsgeschrei gegen den deutschen Militarismus ein. Die gesamte Presse machte sich die ausgegebenen Schlagworte zu eigen. Nur die Organe der „Unabhängigen Arbeiter-Partei", vornehmlich der „Labour Leader" und der schottische „Vorwärts" blieben bei ihrer Meinung.

Immerhin war die Intelligenz im Lande nicht so leicht völlig mundtot gemacht. Zu viele Leute hatten schon seit Jahren mit Besorgnis auf die absolutistische Entwicklung der Regierungsform geblickt. Die Regierung war aus einem Vollziehungsausschuß der herrschenden Partei, von der sie kontrolliert und zur Rechenschaft gezogen werden konnte, in den letzten anderthalb Generationen zu einer durch Selbst-Zuwahl ergänzten Oligarchie geworden, die sich erstaunlich wenig um das Urteil der Partei mehr kümmerte und sich nicht einmal durch Skandale wie den Marconihandel aus dem Sattel heben ließ. Was Belloc und Chesterton vor wenigen Jahren in ihrem aufsehenerregenden Buch über das „Parteisystem" auseinandergesetzt, daß nämlich das Parlament tatsächlich so gut wie entmündigt sei, hatte sich so kraß und katastrophal bewahrheitet, wie es die Autoren selbst vielleicht nicht für möglich gehalten. Nun das Kind in den Brunnen gefallen war, ging man daran, ihn zuzudecken und es bildete sich, gleich im Entstehen durch die Organe der Regierung heftig als unpatriotisch angefeindet die „Union of Democratic Control", deren in Deutschland bekanntester Führer der Pazifist Norman Angell ist. Diese Vereinigung suchte mit einigen sehr lesenswerten Broschüren die öffentliche Kritik anzuregen, nachdem sie ihre vier Grundsätze für den Kriegsverlauf allgemein proklamiert: 1. Keine Annexion ohne Volksabstimmung. 2. Keine Verhandlung oder kein Vertrag ohne Parlamentszustimmung und entsprechende Sicherung demokratischer Kontrolle auswärtiger Politik. 3. Keine Bündnisse zur Aufrechterhaltung des sogenannten Gleichgewichts mehr, sondern ein europäisches Konzert und eine internationale Versammlung, deren Erwägungen und Entscheidungen öffentlich sein sollen. 4. Großbritannien soll eine allgemeine Entwaffnung der kriegführenden Mächte und zu diesem Zweck die allgemeine Verstaatlichung der Waffenherstellung sowie die Ueberwachung der Waffenausfuhr von einem Land ins andere vorschlagen. — Um diese Pläne dem Publikum schmackhaft zu machen, erörterte Norman Angell selbst in einer Penny-Broschüre die Frage: Kann dieser Krieg den deutschen Militarismus vernichten? Norman Angell ist kein Freund des neuen Deutschland, das er einseitig und fast in der Weise der Jingos mit dem alten Deutschland der rein geistigen Macht vergleicht. Persönliche Erfahrungen bei seiner Friedenspropaganda in Deutschland mögen dazu beigetragen haben. Daß ihn im Göttinger Stadtpark vor einigen Jahren, als er seinen Vortrag über „die große Täuschung" halten wollte, zweitausend Studenten niederschrieen, ist auch in England nicht unbemerkt geblieben. Es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wäre gewiß treffender gewesen, wenn man ihn seinen Vortrag hätte halten lassen und ihm hinterher versichert hätte, daß noch angebrachter als in Göttingen dieser Vortrag im Auswärtigen Amt in London sein würde. Aber seine vielleicht durch solche Erfahrungen erworbene Animosität gegen Deutschland hindert ihn nicht, seinen Landsleuten ein paar ins Schwarze treffende Weisheiten zuzurufen. Vor allen Dingen betont er: Ihr bekämpft den deutschen Militarismus und versteht darunter den Gedanken, daß die rohe Macht die freie Meinung unterdrücken könne. Womit bekämpft Ihr den Gedanken? Mit der rohen Macht. Ihr verfallt also selbst in den Fehler, den Ihr bei den andern ausrotten wollt: dann seid Ihr die schlimmsten Militaristen. Und er setzt auseinander, wie der Plan einer Zerstückelung Deutschlands den deutschen „Militarismus" nur fördern würde. Nicht Eroberung, sondern Gemeinschaft müsse das Ziel sein. Für die Zwangslage Deutschlands bei Ausbruch des Krieges ist er völlig ohne Verständnis. Ein Verschulden Englands taucht auch nicht entfernt bei ihm auf. Nur die allgemeine Wahrheit betont er aufs Neue, daß der Zustand allgemeinen Mißtrauens und das Bestreben jeder Macht, stärker als die benachbarte zu sein, sich als unhaltbar erwiesen habe.

Sehr viel gründlicher überschaut offenbar H. N. Brailsford den Zusammenhang der zum Krieg führenden Ereignisse in der Broschüre „The Origins of the Great War". Brailsford ist ein besonders guter Kenner der Balkanpolitik. Er gibt zu, daß der unter russischer Führung 1912 geschlossene Balkanbund sich ebenso sehr gegen Oesterreich als gegen die Türkei richtete, er kennt die „mittelalterliche Moral" der Serben, ihre grausame Bedrückung bulgarischer Untertanen, vor allem aber ihr ausgesprochenes Bestreben, für die serbische Nation das zu werden, was Piremont für Italien wurde. Er gibt zu, daß Rußland hinter Serbien stand, daß der ursprüngliche Vertrag der Balkanstaaten von 1912 Bulgarien zwang, kommendenfalls mit Serbien gegen Oesterreich zu marschieren, daß der serbische Winterfeldzug 1912/13 dann mit russischen Uniformen und französischem Gelde geführt wurde. Er zweifelt nicht daran, daß Serbien nur auf den günstigen Moment wartete, durch Erregung eines Aufstandes in Bosnien den großen Brand anzufachen, bei dem ihm vom Balkan und Rußland her Hilfe kommen sollte. Rußlands Absichten auf Oesterreich kann er also nicht verkennen. „Es ist Unsinn zu sagen" meint er, „wie Sasonow behauptete, Rußlands Prestige als Großmacht wäre dahin, falls Serbien zum österreichischen Vasallen würde. Serbien ist während des ganzen Lebens von König Milan und lange nach seiner Abdankung ein österreichischer Vasall gewesen. Was Rußland fürchtete, war nicht so sehr die Demütigung seiner kleinen slavischen Brüder, der Serben, es hat der Demütigung seiner andern kleinen Brüder in Bulgarien mit Gleichmut, ja sogar mit Genugtuung zugesehen. Die Serben aber waren mehr als Brüder, sie waren Werkzeuge. Sie waren eine unerläßliche Figur in dem Schachspiel um das Reich des Ostens."

Bei einer so klaren Erkenntnis der Dinge muß man sich wundern, daß Brailsford nicht die sich mit Notwendigkeit für den Kriegsausbruch ergebenden Schluß-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

folgerungen zieht. Er gibt selbst an, daß Rußland der Störenfried ist. Muß er nicht klar erkennen, daß die Schuld für den Ausbruch des Krieges bei dem liegt, der Rußland zusichert, seinen Feinden in den Rücken fallen zu wollen? Die Union of Democratic Control hat sich offenbar das Wort gegeben, sich durch solche Ketzereien ihre Aufgaben nicht zu erschweren. Und so gibt er denn ein Rezept, wie Oesterreich sich hätte verhalten sollen, das der Verordnung einer weißen Salbe gegen eine Feuersbrunst gleicht. Oesterreich hätte nach ihm seine Serben mit Milde gewinnen müssen, es ihnen so behaglich in seinem großen Hause machen, daß sie sich nicht mehr nach dem halbziviliserten Königreich jenseits der Grenze gesehnt hätten. Daß das Rußland nicht verhindert haben würde, in diesem Lande Werkzeuge zu finden, will er nicht sehen, wie ihm denn auch die Bedrohung Deutschlands durch die russische Mobilisation kein ausreichender Kriegsgrund dünkt. Es ist kaum glaublich, daß er nicht einsehen sollte, wie diese Kraftprobe des Dreiverbandes auf alle Fälle enden mußte. Freilich, daß die russische Mobilisation in England überhaupt totgeschwiegen wird, daß sie in der historischen Einleitung zu der billigen Volksausgabe des amtlichen englischen Weißbuchs z. B. schlechthin unterschlagen wird, das verletzt doch seinen Gerechtigkeitssinn und er stellt deswegen die Regierung an den Pranger.

Man sieht, die Erkenntnis der „Union of Democratic Control"-Leute bleibt, absichtlich oder unbewußt, auf halbem Wege stehen. Der Schwerpunkt ihrer Darlegungen liegt denn auch immer in der Zukunft. Das Kriegsziel nach Brailsford ist Deutschland zu zwingen, in eine gemeinsame Abrüstung aller Staaten zu willigen. Alle nationalen Fragen (Elsaß-Lothringen, Galizien, Posen, Bosnien, die Irredentisten) sollen durch Volksabstimmung entschieden werden. Er ist wenigstens so folgerichtig, diese Wohltat auch Irland, Finnland, dem Kaukasus und Polen zuzubilligen. Das Ukrainische Problem scheint ihm unbekannt zu sein. Ueber Egypten verlautet nichts.

Diese Art der Propaganda, so ehrlich sie ist, wird den Zorn des Auswärtigen Amtes in London schwerlich erwecken. Denn mit ihren Vorstößen gegen die Ueberpatrioten, die Deutschland zerstückeln, Essen und den Nordostseekanal zerstören und sämtliche deutsche Schiffe nach England schleppen wollen, treffen sie sich gewiß mit der englischen Politik, die ein geschwächtes aber immer noch starkes Deutschland als Schachfigur gegen das überstarke Rußland der Zukunft braucht.

Sehr viel unangenehmer aber muß der britischen Regierung die Tätigkeit der fest gebliebenen Sozialisten und ihrer wenigen Freunde im bürgerlichen Lager sein. Sie entfalten eine energische Aufklärungstätigkeit, von der eine ganze Reihe von Broschüren und Flugschriften Zeugnis ablegt. Der Regierungsschwindel, daß der Bruch der belgischen Neutralität zum Kriege geführt habe, auf den sich auch die Union-Leute nicht mehr zu versteifen wagen — wird hier gründlich abgetan. Den angeblichen belgischen Greueln, über die ganz Eng-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

land tobte, werden die russischen Maßnahmen in Persien gegenübergestellt, kalten Blutes verfügte Hinrichtungen durch den Strang von schuldlosen Patrioten in öffentlichen Straßen. England hatte die Freiheiten Persiens gewährleistet, aber niemand in ganz Großbritannien vergoß damals eine Träne, oder rührte den kleinen Finger ihretwegen. Eine andere Flugschrift zitiert dazu eine Stelle aus dem „Daily Chronicle" aus den Anfängen des Burenkriegs, die eine Burenverfolgung durch Dragoner beschreibt. Die Buren flehten vergebens um Gnade, „warfen sich auf den Boden und bargen den Kopf in den Armen." Aber die Dragoner stießen mitleidlos zu. — Mittlerweile haben schon unsere Tageszeitungen berichtet, wie der Londoner „Labour Leader" sich mit entscheidender Wirkung um die Feststellung der Märchenhaftigkeit der belgischen Erzählungen bemüht hat. Aber die unabhängig denkenden Politiker, die hinter ihm stehen, bestreben sich auch sehr viel gründlicher als Norman Angell, die entscheidende Rolle der britischen Regierung festzustellen. So setzt Wyndham Albery in der Socialist Review vom Dezember auseinander, wie die Bedrohung des Weltfriedens mit der Tripelentente begonnen habe, die Deutschland zu einer begreiflichen Verstärkung seiner Rüstungen zu Wasser und zu Lande genötigt habe, wie in der Marokko-Angelegenheit Frankreich sein Wort, die scherifische Unabhängigkeit wahren zu wollen, gebrochen und England ihm dabei — des gleichen Verbrechens in Egypten schuldig — noch zu Hilfe gegen den deutschen Protest gekommen sei. Immer enger wurde das Band zwischen beiden Ländern, ohne daß das Parlament eine Ahnung davon hatte. Leute, die der Regierungsklique nahe standen, wußten über diese Dinge besser Bescheid als die Volksvertreter. Jowett zitiert eine Rede Lord Rosebery's vom Januar 1911 in Glasgow, wo es heißt: „Wir sind Verpflichtungen eingegangen, deren Charakter und Ausdehnung ich allerdings nicht kenne, aber die nicht weniger eng und bindend sind, weil ungeschrieben und die uns jeden Augenblick, wenigstens so weit ich die Zeichen der Zeit deuten kann, zu einem der großen Armageddons (das Riesenschlachtfeld der Offenbarung) führen kann, wie sie zu Zeiten Europa verheeren und die größer als irgend ein Krieg seit dem Sturz Napoleons sein werden." Daß diese Abmachungen Frankreich so viel Vertrauen einflößen konnten, daß es bei Ausbruch des Krieges seine Flotte im Mittelmeer hatte, wird der Regierung als bezeichnend vorgehalten. „Die Tatsache ist die", heißt es rund heraus in einer als Broschüre gedruckten Rede von Clifford Allan: „Is Germany right and Britain wrong?" Daß unsere Diplomaten fest entschlossen waren, uns an dem Kriege teilnehmen zu lassen, weil sie das Recht Deutschlands nicht zugeben konnten, sich nach irgend einer Richtung zu entwickeln. Und nachdem derselbe Politiker die Freimütigkeit des deutschen Reichskanzlers in der belgischen Frage wahrhaft erquickend angesichts der englischen Regierungsheuchelei genannt, kommt er zu dem Schluß: Wir haben die Verletzung der belgischen Neutralität durch unsere Politik erzwungen; wir können nicht als Stützen der Moral der Völker posieren, wir sind in diesen Krieg unseres Interesses wegen gezogen und dies Interesse ist von der kapitalistischen Auffassung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Gesellschaft und des Imperialismus diktiert, die diejenigen beherrscht, die uns regieren.

Gehen die geschilderten Beurteilungen der Sachlage vorzugsweise von sozialistischen Voraussetzungen aus, so ist die vielleicht wertvollste Flugschrift zur Kriegsfrage vom ausschließlich pazifistischen Standpunkt geschrieben und unsere Heißsporne vor dem Kriege, die in den Pazifisten vielfach Wölfe in Schafskleidern erblickten, täten gut, sich aus dem „Letter to an Ex-Pacifist" von Edward G. Smith zu überzeugen, daß wenn überhaupt irgendwo, im Pazifismus der Gedanke internationaler Gerechtigkeit gefunden werden kann. Freilich auch dort nicht überall, denn ein Pazifist wie Normang Angell ist offenbar sehr weit entfernt von der Einsicht dieses Verfassers. E. G. Smith gibt die systematische Einkreisung Deutschlands vollauf zu, wenn er auch der intriganten Diplomatie von Poincaré und Delcassé ein gut Teil Schuld beimißt. Aber er sagt es doch rund heraus, daß die Großbritannische Regierung sich habe überzeugen lassen, daß sie im Bündnis mit Frankreich und Rußland ihrem Nebenbuhler im Handel einen tödlichen Schlag versetzen könne. Um zu zeigen, wie systematisch man dabei vorgegangen, macht er auf einen Aufsatz aufmerksam, der im März 1912 bereits in der Fortnightly Review erschien und in dem auseinandergesetzt ist, wie England Italien in Tripolis freie Hand gelassen habe und dafür erwarte, daß Italien sich, wenn der große europäische Brand käme, zu England freundlich stelle. Er weist nach, daß zufolge der englischen Statistik die Steigerung der Flottenausgaben in den letzten zehn Jahren sich in Deutschland-Oesterreich auf insgesamt 15 1/2 Millionen Pfund, beim Dreiverband dagegen auf 44 3/4 Millionen Pfund, mit Einschluß Japans und Italiens gar 57 3/4 Millionen beliefen und fragt, ob unter solchen Umständen die deutsche Flottenvermehrung eine Drohung darstelle oder nicht vielmehr von dem Gesichtspunkt diktiert sei, den der Parlamentarier J. M. Robertson schon 1910 in Glasgow in die Worte zusammenfaßte: der wirkliche Grund der deutschen Flottenvermehrung ist die deutsche Ueberzeugung, für die gute Gründe sprechen, daß England Angriffspläne gegen Deutschland hegt. — Was der Verfasser demgegenüber Deutschland zum Vorwurf macht, das ist nicht eigentlich eine Handlung, sondern das sind die Methoden seiner Diplomatie. „Seine diplomatischen Methoden sind plump und allzuoft großsprecherisch gewesen. Es hat praktisch durch seine Art und Weise nichts getan, den Geist der Feindseligkeit bei seinen Nachbarn zu mindern, es hat viel getan, den Dunstkreis von Furcht und Feindschaft zu verstärken, der über ganz Europa lag. Aber hat es sich freiwillig zu einer Bedrohung des Weltfriedens gemacht?" Der Verfasser verneint die Frage ganz entschieden. Er versucht auch diese Diplomatie zu verstehen. Deutschland „fehlte es an der erprobten (diplomatischen) Feinheit Frankreichs und Rußlands." Es ist eine junge, wachsende Macht, mit den Grobheitsfehlern der Jugend. Es hatte nicht gelernt, die Sprache zu gebrauchen, um seine Gedanken zu verbergen. Ein deutscher Talleyrand ist undenkbar. In Bismarck brachte es einen Mann vergleichbar den großen diplomatischen Ränke-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schmieden hervor und selbst Bismarck fiel, als er sich in schwieriger Lage befand, nichts Feineres ein, als ein Telegramm zu ändern. Deutschland kann eine Armee gegen die Welt ins Feld stellen, aber sein diplomatisches Corps ist verächtlich. Bis jetzt ist der Preuße im Lügen noch schwach. Der schlaue diplomatische Lügner rasselt niemals mit dem Säbel, er tut, als sei er nur mit den zehn Geboten bewaffnet, sein Säbel ist sorgfältig unter seinem Frack verborgen.

Der deutsche Staatsmann hat die sanfte Rede nicht gelernt, mit der man die Massen hereinlegt. Der deutsche Staatsmann hat gesehen, wie sich die Armeen und Flotten von Frankreich, Rußland und Großbritannien zusammenfinden und ist ihnen auf dem einzigen Wege, den sein einfaches Denken kennt, begegnet. Der verkünstelte Mensch nimmt Einfachheit für Brutalität oder Heuchelei. Deshalb werden die einfachsten Hinwendungen und Danksagungen des Kaisers an seinen Gott so durchaus mißverstanden. Moses hätte sie verstanden und ebenso der Vater der englischen Religion, Martin Luther und der englischen Moral, Oliver Cromwell. Der Kaiser ist ein Fanatiker und alle Fanatiker sind einfach. Der Unterschied zwischen dem Kaiser und Mr. Asquith ist riesenhaft, riesenhafter als der Unterschied zwischen einer Flottenvermehrung von 15 Millionen Pfund und 57 Millionen Pfund!...

Und der Verfasser wendet sich dann mit ingrimmigem Hohn und Spott gegen diejenigen unter seinen Landsleuten, die sich verächtlich über die deutsche Kultur äußern, und in dem Buch des Generals von Bernhardi — keine dieser Broschüren unterläßt es, sich mit ihm auseinanderzusetzen, es ist in England offenbar zu einer Berühmtheit gelangt, wie vorher nur das „Narrenschiff" und „Grimms Märchen" — die Quintessenz deutscher Philosophie erblicken.

Sein Haß gilt nur dem kriegerischen Geist, wo er ihn findet. „Es gibt keine bösen Kanonen und keine guten Kanonen, alle sind böse. Denn Vernichtung ist immer böse und Kanonen können nichts als vernichten."

Wir wollen die Bedeutung der angeführten Zeugnisse nicht überschätzen. Der Einfluß der englischen Intellektuellen auf das englische Volk ist, wie schon früher an dieser Stelle auseinandergesetzt (10. Oktober 1914) gering. Aber der Gedanke, daß in dem Lande, das wir so erbittert bekämpfen, ein kleines Häuflein tapferer Leute ist, die allen Schmähungen und persönlichen Schädigungen zum Trotz nicht aufhören, für die Wahrheit zu kämpfen, kann nicht ganz ohne Einfluß auf unser Gefühl gegen die Gesamtheit des Volkes bleiben, dem sie angehören. Und ferner: wo die Wahrheit einmal Wurzel geschlagen hat, da ist sie nicht wieder auszurotten. Daß schon jetzt, mitten im erbitterten Kampfe, sich so viel Vorurteilslosigkeit zeigt, gibt die Hoffnung an die Hand, daß der Friede Schritt für Schritt die Massenpsychose drüben beseitigen und damit die gemeinsamen Grundlagen des Denkens schaffen wird, die trotz allem für das Europa der Zukunft nötig sind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachwort für Witte

Von Dr. Paul Rohrbach

Als vor zwei Wochen die Nachricht kam, der klügste und zugleich der unpopulärste Mann in Rußland sei gestorben, schien die Welt zunächst nichts weiter darüber erfahren zu sollen, als die lakonische Tatsache des Todes. Einige Zeit darnach wurde bekanntgegeben, es habe sich um eine Ohren- und Gehirnentzündung gehandelt. Möglich, aber es kann auch anders gewesen sein. Witte hat diesen Krieg nicht gewollt: ob noch nicht, oder überhaupt nicht, bleibe dahingestellt. Wahrscheinlich das Letztere, denn er war ein zu kluger Rechner, um sich nicht sagen zu können, daß für Rußland ein glatter Gewinn der mindest wahrscheinliche Ausgang des Wagnisses war. Als es dann deutlich wurde, daß trotz der verhältnismäßig guten Vorbereitung und trotz des erdrückenden Uebergewichts der Zahl das russische Heer nicht imstande war, die entgegenstehende österreichisch-deutsche Macht zu überwältigen und von Westen her auch keine Schwächung der deutschen Kraft erfolgte, da wagte Witte als erster, die mangelhaften Leistungen der Verbündeten Rußlands zu kritisieren und auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, die sich für Rußland aus der sich verschlechternden Finanzlage und aus der Gefährdung der Valuta ergaben.

Vor etwa fünf Wochen erzählte mir jemand, er habe einen Politiker neutraler Herkunft gesprochen, der aus Petersburg kam und seine Eindrücke so zusammenfaßte: Wittes Einfluß steigt täglich. Das war noch vor der Winterschlacht in Masuren. Es hieß, daß außer Witte auch Rasputin, der sibirische Bauer und Charlatan, der vor Jahren auf hypnotischem Wege den Zustand des kranken Thronfolgers etwas gebessert hat, ein Gegner des Krieges sei. Ob Witte oder Rasputin dem Zaren mehr galt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann niemand sagen — in vernünftigen Augenblicken wahrscheinlich der Eine, im gewöhnlichen Zustande geistiger Haltlosigkeit sicher der Andere. Auf den Zaren aber kommt es bei der Kriegs- und Friedensfrage weniger an, als auf den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch und seine Leute. Wäre Graf Witte nicht in Rußland gestorben, so würde man sagen, daß ein Mann im Alter von 66 Jahren wohl aus der Welt gehen kann, ohne daß jemand nach andern als natürlichen Gründen zu fragen brauchte. Vielleicht lagen auch keine anderen vor — vielleicht aber war der „täglich steigende Einfluß" Wittes auch der Partei des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch zu unbequem, und die russische Geschichte hat ja Beispiele genug, daß in solchen Fällen die Empfindung der Unbequemlichkeit sich in Gehirnentzündungen oder ähnliche Todesursachen umsetzt.

Gerade die jetzige Zeit erscheint den herrschenden Machthabern in Rußland besonders ungeeignet, um der Siegeszuversicht, ar der in Rußland offiziell festgehalten wird, durch Kritiken in der Art derer, die Witte übte, entgegenarbeiten zu lassen. Man glaubt in Rußland ganz allgemein oder gibt vor zu glauben, daß Deutschland noch vor dem Sommer aus Mangel an Lebensmitteln werde nachgeben müssen. Es ist nur nötig, die russischen, aber auch ebenso die französischen und manche englischen Zeitungen zu verfolgen, und man sieht deutlich, wie drüben alles vor Hoffnung zittert, die Sache könne gelingen. Man rechnet hin und her, wie lange wohl unsere Vorräte noch reichen mögen, ob bis zum April, bis zum Mai, bis zum Juni? oder — verdammt sei der Gedanke — bis zur neuen Ernte. Jetzt Frieden zu schließen, hieße im Sinne des Großfürsten, im Sinne von Poincaré und Genossen, im Sinne von Grey, Churchill und Asquith, den Säbel einstecken, wo ein neuer Bundesgenosse, von allen der mächtigste, Hoffnung auf sein Eingreifen zu geben scheint. Merkwürdig, wie unsere Feinde ihre Entschlüsse durch ihre Theorien nähren. Erst sagten sie, Deutschland muß in einem Weltkrieg noch vor der Waffenentscheidung finanziell zusammenbrechen. Wir brachen nicht zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammen, und die englische Finanzpresse bescheinigt uns jetzt, es sei zwar gegen allen gesunden Verstand, daß wir es nicht täten, aber es schiene trotzdem, daß wir uns noch ins Unbestimmte hinein würden halten können. Nun glaubt man an den kommenden Hunger bei uns. Man irrt wiederum, aber man ist entschlossen, auf jeden Fall die Probe zu machen. In solcher Lage kann ein Prediger der Wahrheit fürchterlich sein. Also .....

Witte war kein Staatsmann aus Genieland. Solche hat es in Rußland überhaupt nie gegeben. Politiker im großen Stil kann eigentlich nur der Zar selber sein. In ihm verkörpert sich das System, das für sich selber arbeitet. Ein großer Minister aber müßte damit anfangen, das System selber in Frage zu stellen, weil es nicht dauernd lebensfähig ist. So wie viele politischen Talente innerhalb der russischen Regierungsmaschine in den letzten zwei oder drei Menschenaltern, so betrachtete auch Witte den Zarismus und die korrupte Organisation des russischen Staats wohl oder übel als die einmal gegebenen Grundlagen seiner Arbeit. Mit diesem Vorbehalt kann man ihn einen sehr bedeutenden Mann nennen. Er hat es ausgezeichnet verstanden, den Franzosen die Milliarden abzunehmen, die Rußland brauchte, um die Goldwährung einzuführen, die sibirische Bahn zu bauen, die Großindustrie und die Barken in die Höhe zu züchten und die von England heimtückisch verordnete japanische Kur ohne finanziellen Zusammenbruch zu überstehen. Es ging hart genug am Rande vorbei, aber ein paar glänzende Ernten halfen; und es ging. Er hat auch den Frieden von Portsmouth zu Stande gebracht und rechtzeitig begriffen, daß es weder im amerikanischen noch im englischen Interesse lag, den Sieg Japans dadurch zu vervollständigen, daß es eine Kriegsentschädigung erhielt. Das war seine Stärke bei den Verhandlungen. Trotzdem hat ihm niemand recht gedankt. Die Kriegspartei fürchtete seine nüchterne Kritik, die öffentliche Meinung mißtraute ihm wegen seiner Unfähigkeit, sich an chauvinistischen Phrasen zu begeistern, und der Zar war überhaupt nicht fähig, einen solchen Mann zu verstehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Witte war deutscher Herkunft; sein Vater war aber bereits russifiziert, ein mittlerer Beamter im Kaukasusgebiet. Sein Großvater war meines Wissens Domänenförster in Kurland. Auch der jetzige Finanzminister Bark stammt von Deutschen. Nicht einmal das heutige Rußland im Kriege wird den Deutschen los!

Auf der Hintertreppe der Weltgeschichte

Von Hans Härlin, Ravensburg

Wir wollen nicht von den Diplomaten reden, denn wer konnte steuern im Mahlstrom einer unerhörten wirtschaftlichen Entwicklung, der durch die Fortschritte der Technik täglich geschwellt wurde. Das wirtschaftliche Wachstum der vorwärtsstrebenden Völker war größer als das persönliche Wachstum der Individuen und so wurden alle getrieben. Der Krieg hat vieles vereinfacht und viele gehoben, so mögen jetzt wieder Lenker erstehen.

Wir wollen kein Wort verlieren über Rassenunterschiede, denn mit ihnen wird man den Völkerhaß nie erklären und der aufgepeitschte Nationalismus hat in den letzten 10 Jahren soviel gesündigt wie die metternichsche Kabinettspolitik in den 30 Jahren, während welcher die Völkerunterschiede nicht beachtet wurden. Wir haben überhaupt die dicken, schwerverdaulichen Worte im Magen und möchten uns lieber zu einem kleinen behaglichen Klatsch auf die Hintertreppe der Weltgeschichte setzen. Wir müssen noch lange durchhalten und da brauchen wir diese kleine Ausspannung, denn der Mensch muß auch mit der Tugend haushalten.

Ich muß schon sagen, seitdem sich die Völker in diese riesigen Staatengebilde zusammengetan haben, gefällt mir die Weltgeschichte überhaupt nicht mehr. Sie ist jetzt so langweilig und unpersönlich geworden und früher war sie so pikant. Wie reizend

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war z. B. die Entwicklung Preußens zur Großmacht. Da mußten ganz genau auf den drei mächtigsten Thronsesseln Europas drei Damen sitzen und in Preußen ein König, der kein Damenmann war. So nahm er der einen Schlesien, von der Pompadour sagte er: „je ne la connais pas" und die russische Elisabeth hieß er „satin du Nord." Und die Strafe war der siebenjährige Krieg und der Lohn ein nicht kaputzumachendes Preußen. Hätte ein starker August auf Preußens Thron gesessen, so hätte der mit den drei Damen geschäkert und die fremden Rosse söffen vielleicht heute noch aus den deutschen Strömen. Kann man heutzutage überhaupt noch solche Konjekturen mit wenn und aber machen? Die geschichtliche Entwicklung wälzt sich vorwärts mit der unerbittlichen Wucht einer Dampfwalze, bei der man auch nicht sieht, ob ein Führer oben steht oder nicht. Früher fuhren weithinstrahlende Helden auf schimmelgezogenen Quadrigen über die Blätter der Weltgeschichte, sie hielten die Zügel ihrer Rosse in starken Händen.

Statt der einzelnen versuchen jetzt die wirtschaftlichen und geistigen Oberschichten der Völker zu lenken und da wollen wir, die wir auf der Hintertreppe plaudern, doch einmal sehen, ob es so ganz unmöglich ist, deren Beweggründe zu diesem Krieg auf versöhnliche menschliche Schwächen zurückzuführen. Wir reden natürlich nur von den Schwächen unserer Feinde, denn die schimpfen über uns schon so bodenlos, daß wir sie darin nicht noch zu unterstützen brauchen.

Beginnen wir mit den Führern des Bärenungetüms, der russischen Herrenkaste, die den stumpfen gutmütigen Mujik millionenweise mit Knute und Schnellfeuergeschütz gegen unsre Linien vorpeitscht. Warum wollen sie immer neue Länder, ehe sie die alten auch nur im bescheidensten Maße entwickelt haben? Sie haben damit zu wenig Verantwortungsgefühl gezeigt, als daß wir ihnen ihren Panslavismus und ihre Sehnsucht nach einem freien Meere glauben könnten. Sie trieben in den Krieg, weil sie Tartaren geblieben sind in ihren Gelüsten und in ihrer Trägheit. Sie verwickeln das Riesenreich in immer neue Abenteuer, damit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht Ruhe und Ordnung darin einreißen können. Denn im geordneten Staate könnten sie nicht mehr so großzügig stehlen und der Caviar von der Wolga schmeckt doch so herrlich und die Weibchen von der Seine lachen so lustig beim leichtsinnigen Wein ihrer Champagne. Mit sehr, sehr viel Arbeit könnte man sich diese lieben Dinge auch beschaffen, aber Arbeit ist langweilig, sie ist etwas für diese gräulichen, pünktlichen, filzigen Deutschen, sie ist nichts für den freien Tartar. Darum sperrt der die Jünger der inneren Entwicklung fürsorglich ein und expandiert lustig ohne eine solche. Ueberhaupt, wie soll denn einer arbeiten, so lange er gepumpt kriegt?

Warum hat aber der sparsame, spießige, französische Kleinrentner dem tartarischen Bruder Leichtsinn immer wieder gepumpt? Auch infolge einer gewissen Trägheit, die nicht wie bei jenem auf Unterkultur, sondern auf Ueberkultur beruht. Wären die Herren Franzosen aus demselben Teig gebacken, wie wir, so hätten sie sich nach 70 ein bischen Mühe gegeben und ihr herrliches Land tüchtig bevölkert. Die älteren Jahrgänge dieser Revanchekinder wären jetzt schon gestandene Territoriale und die mittleren leichtflüßige Reguläre. Uns könnte es lieber sein, wenn jenseits der Vogesen auch 70 Millionen hausen würden, dann stünde der englische Esel ratlos zwischen zwei Heubündeln und der Weltfriede wäre gesichert. Dann hätten die Franzosen ihr Geld in die Kinderaufzucht stecken müssen, sie wären nicht die Wucherer der Welt geworden, sie wären nicht auf den ruppigen Gedanken gekommen, ihre Ausstände beim insolventen Rußland und dessen Balkanfilialen durch den Gerichtsvollzieher Mars in Deutschland einziehen zu lassen. Ach, warum haben sie nicht mehr Kinder bekommen? Ihr ganzer Charakter hätte sich verändert, die beiderseitigen zahlreichen Familienväter hätten sich verstehen gelernt und wenn's mit dem Weltfrieden nicht gegangen wäre, hätten sie ja den gemeinsamen niederträchtigen Vetter Seeräuber gemeinsam einer wohlmeinenden familiären Erziehung unterwerfen können. Das wäre ein Fest gewesen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber natürlich Kinder kriegen und aufziehen ist kein Spaß und es ist zweifellos amüsanter in hübschen Salons unter eleganten Freunden und Freundinnen mit Wortbällen zu jonglieren, als brav zwischen trocknenden Windeln zu sitzen und mit seinem schönen Geld Krippen, Schulen und Kasernen zu bauen.

Aber wir säßen heute noch ganz gemütlich zwischen dem großen Bären und der kleinen Marianne, wenn sich der Krämer über'm Kanal nicht seinen Vorteil im Zwietrachtstiften herausgerechnet hätte. Er muß uns schon riesig hoch einschätzen, sonst würde er sich nicht auch noch höchstselbst in ein so unangenehmes Geschäft stürzen, wie es ein Weltkrieg schließlich doch ist. Der Krämer erinnert sich, daß er sein Geschäft als Seeräuber angefangen hat und kehrt nun zu den Gewohnheiten seiner Jugend zurück. Aber er ist steif und faul und alt geworden, zum Kriege pressen darf man nicht mehr und das Werbegeschäft geht mäßig. Sollten wir's noch erleben, daß die reichen Kaufleute aus der City zum Lohn ihrer Sünden Griffe klopfen und Erde schaufeln müssen. Das wäre ein stolzer Tag in Europens Lebensgeschichte. Ich glaube fast, — sie müssen's noch und dazu nach preußischem Reglement. Darf man denn gar nicht mehr lächeln? Ich riskiere es bei dem Gedanken.

Ueberhaupt bin ich gar nicht dafür, diese Leute so schrecklich zu hassen. Auch der Haß ist ein erhabenes Gefühl und ein solches muß man nicht verschwenden. Wir wollen sie doch lieber tüchtig auslachen, weil sie bei ihrer Rechnung so hereingefallen sind. Ich habe auch so einen schlauen Vetter, der rechnete Tag für Tag nach dem Kurszettel sein Vermögen aus und auf einmal kam der Krieg und jetzt hat er fast nichts mehr zu rechnen, weil er's zu vorteilhaft im Ausland angelegt hatte. So soll's den Krämern drüben auch gehen. Mögen sie am Geldbeutel gestraft werden, denn der ist ihr Nervenzentrum und von dem strahlen ihre Schmerzen aus. Dann würden auch ihre Frauen erkennen, wie ihre Männer beschaffen sind. Ein armer Engländer ist ein elendes, lächerliches Geschöpf. Der Deutsche hat seine unverderblichen Gefühlswerte,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die sind dem Engländer im langen Lauf seiner materialistischen Entwicklung abhanden gekommen. Darum muß er sich Frauenliebe kaufen wie ein alternder Lüstling. Die Frau schenkt ihre Liebe dem der fühlen und lieben kann, sie duldet den Gefühlsarmen neben sich, wenn er die schönen Dinge dieser Erde ihr zu Füßen legt. Diese Rolle spielt der stolze Herr der Corsareninsel schon lange und es hat viel Platz zu den Füßen der Engländerin und sie verlangt jetzt vieles als ihr gutes Recht, was den Frauen anderer Länder noch als Luxus erscheint. Auch die Frauen anderer Länder haben ja ein unbestreitbares Geschick, häusliche Bedürfnisse von fraglicher Notwendigkeit einem Gutachten ihrer Männer zu entziehen. Aber in England läuft nachgerade der Haushalt der Oberkaste nach einem Rituell ab, dem sich der sogenannte Herr des Hauses fraglos beugen muß. Wer die Mittel nicht aufbringen kann, fällt aus der Kaste, was für Menschen ohne Innenleben das Fürchterlichste ist. Darum diese nach unsern Begriffen krankhafte Wertschätzung des Geldes. Das ist so wahr, als die Literatur der Seelenspiegel eines Volkes ist. Im besten wie im schundigsten englischen Roman ist das Geld der Punkt um den die Handlung schwingt. Wenn wir die Lösung von Gefühlsknoten für den Schluß erwarten, so läßt der englische Verfasser den Helden einen estate von nicht unter 4000 Pfund Ertrag erben und löst so jeden Gefühlsknoten. Denn welche denkbare englische Heldin könnte einem solchen Helden widerstehen? Oder man denke an den bei uns leider so viel gelesenen Sherlock Holmes. Wie wäre bei uns eine Geschichtenserie denkbar, wo sich in bürgerlichen Kreisen ein Kapitalverbrechen um's andere gleich einer Perlenschnur aneinanderfügt, um's Geld. Und wie wir den einzelnen Engländer hierin kaum begreifen, so verstehen wir eine Regierung nicht, welche Millionen in's Verderben hetzt, nur um's Geld. Um das verstehen zu können, muß man eben auf der Krämerinsel aufgewachsen sein.

So wollen wir diese modernen Karthager nicht mehr hassen, sondern ihre Geldgier damit erklären, daß sie eben bedauerliche Pantoffelhelden sind und solange zusammenscharren müssen, bis

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie ihre Frauen anders gezogen haben oder selbst wieder liebenswert geworden sind. Daß sie lieber einen Krieg mit uns anfingen, als derartige Erziehungsversuche, dürfen wir ihnen in Anbetracht ihrer bitteren Erfahrungen hierin nicht über Gebühr übel nehmen.

So können wir von unseren drei Hauptfeinden lernen, wie man's nicht machen muß. Russische Trägheit und französische Kinderscheu haben wir wohl weniger zu fürchten als die Freude an dem, was der Engländer unter „comfort" versteht. Es verbirgt sich viel Gefahr unter diesem harmlosen Ausdruck und dieser Krieg hat bei uns eine wahrscheinlich verderbliche Entwicklung nach dieser Seite hin unterbrochen.

Nun wir sitzen gottlob auf keiner Insel und müssen darum mannhaft bleiben. Dieser Krieg hat in unseren Landen ansehnliche Restbestände deutscher Tugenden an's Licht gebracht. Wir wollen sie hüten mehr als Gold.

Aushungerung

Von unserer wirtschaftlichen Organisation kann man leider nicht sagen, daß sie in der Zeit der großen Spannungen Schritt gehalten hätte mit der militärischen. Ihr fehlte das wichtige Moment der Rechtzeitigkeit, des rechtzeitigen Eingreifens. So ließ sie dem Verbrauch und sogar der sorglosen Verschwendung an Nahrungsmitteln fast ein halbes Kriegsjahr durch freien Lauf, studierte und rechnete, wie es Deutschland ergehen würde, wenn seine auswärtige Zufuhr an Eiweiß und Stickstoff unterbunden wäre, indes es dem Einsichtigen am Tag der Kriegserklärung schon klar schien, daß dieser Fall das einzige, wertvolle Kriegsmittel Englands gegen Deutschland vorstelle. Daß diese Sperre schon mit Anfang August 1914 ansetzen werde und daß alle späteren, großmäuligen Verschärfungen nur englischer Humbug sein würden, weil der Aushungerungsplan in der Hauptsache schon damals feststand.

Ich will die verdienstvolle Arbeit unserer Ernährungsstatistiker nicht mit dem schlechten Witz eines Engländers herabsetzen, der Lügen definierte „es gäbe große und kleine Lügen und die Statistik" — sondern nur der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß es vollständig gerechtfertigt gewesen wäre, die jetzt nach 7 Monaten Weltkrieg ergriffenen Maßregeln zur Einschränkung des Lebensmittelverbrauchs, damals schon vorbeugend — wenn auch unter Verzicht auf theoretische und statistische Grundlagen — zu treffen.

Wenn auch unsere Zuversicht dahin geht, daß es auch heute — bei einigem Verständnis und Entgegenkommen der Verbraucher nicht zu spät ist, die Regelung der so überaus wichtigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frage gesetzlich durchzuführen, wäre doch, abgesehen von dem tatsächlichen Vorteil über größere Quantitäten verfügen zu können, die moralisch-erzieherische Seite der Lösung nicht gering zu werten gewesen. Nämlich — der Eindruck, daß man den großen Kampf um die Existenz Deutschlands nicht allein von der Wehrmacht führen lassen dürfe und sein gewohntes Leben weiterführen könne, sondern von Beginn an, auch seine Lebensverhältnisse mobil zu machen habe.

Ueber die Notwendigkeit der sozial-kommunistischen Maßregeln an sich ist *kein Wort* zu verlieren. Es heißt nicht nur sich einschränken, sondern auch gerecht teilen, damit der Schwächere von dem erhält, was der Stärkere nicht unerläßlich braucht.

Entschieden aber möchte ich mich in der Zeit — da nichts nötiger erscheint, als Besonnenheit, Nüchternheit und ruhige Auffassung der keineswegs bösen Lage — gegen die selbst in bester Absicht, teils aus dem Publikum, teils aus der Welt reiner Theorie und Laboratoriumsarbeit stammenden Vorschläge wenden, die wie Pilze nach dem Regen allerwärts aufschießen und tatsächlich — zumeist praktisch wertlos — ein falsches Notbild liefern. Der Eindruck, den spekulative Grübelei, wie aus Stroh, Holz, Blut und weiß der Himmel woraus noch, einiger Nährstoff dem wichtigsten Verbrauchsprodukt, dem Brot, zugeführt werden könnte, ist ein geradezu alarmierendes — mindestens in den breiteren Schichten der Bevölkerung. Nicht überdachte Forderungen, jede Fußbreite an Boden zu bepflanzen, zu besäen, womöglich Rodungen an Wald vorzunehmen, um mehr angebautes Land zu erhalten — wird jeder zünftige Landwirt belächeln, da er weiß, daß es dafür an Arbeitskräften und Düngung fehlt und weil er richtig, ein geringeres, gut bestelltes Bodenausmaß als zehnfach ertragreicher einschätzt, als noch so riesige Flächen, welchen die Bedingungen zu guter Ernte fehlen.

Für den Augenblick erscheint als wichtigste Forderung an die agrarische Welt, den Tierbestand bei jenen Gattungen, die uns das Menschennährmittel, die Kartoffel, vorwegfressen, wesentlich einzuschränken. Also vor allem — die stark entwickelte *Schweinezucht* zurückzuschrauben. Das ist ein durchaus praktisches Gebot, welches allerdings auch besser vor Monaten durchgeführt worden wäre.

Ruhig Blut ist mehr denn je — unerläßlich. Deutschland wird *nicht verhungern*. v. S.

Bismarckbücher

Der Krieg hat auch die Pünktlichkeit des Verlagsbuchhandels etwas erschüttert; die Mehrzahl der Jubiläumsliteratur kam knapp vor dem Termin, im ganzen war aber die Flut geringer als sie wohl zu anderer Zeit gestiegen wäre. Neben dem Ueblichen ist einiges wichtig und vortrefflich.

Am wichtigsten sind die „Briefe an Schwester und Schwager" (Dieterich-Leipzig); man kennt Bismarcks prachtvolle Unbefangenheit und Kraft des brieflichen Ausdrucks, die Drastik seiner Menschenzeichnung (vom Bundestag in Frankfurt!), die ganze Lebendigkeit seines inneren Wesens, das völlig natürlich, völlig unpedantisch alle Dinge benennt. Das Verhältnis der Geschwister war unsentimental,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber sehr nahe und treu. So lebt auch der ganze junge Bismarck in ihm und dies schöne Buch steht an Wärme und Frische unmittelbar neben den Briefen an die Frau.

Viel Persönliches enthalten auch die „Erinnerungen an Bismarck" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart); hier haben sich eine Reihe seiner amtlichen Mitarbeiter und familiären Freunde zusammengetan, um ihre Eindrücke und Erinnerungen niederzuschreiben. Das Buch, ein stattlicher Band, ist damit verschiedenartig und verschiedenwertig genug geworden: Wertvolles steht neben recht Unwesentlichem. Entzückend in ihrer Einfachheit sind die Familiennotizen von R. v. Thadden-Trieglaff; Schweninger gab eine Erweiterung seiner Niederschriften und A. v. Brauer schildert ungezwungen und anschaulich zwei Friedrichsruher Monate, die vor allem Bismarcks Arbeitstechnik in jener Zeit gut zeigen. Es liegt in der Natur des Unternehmens, daß, da es sich fast durchweg um die Arbeit noch Lebender handelt, die achtziger und neunziger Jahre im Mittelpunkt stehen.

Eine sehr ergiebige Karikaturen- und Anekdotensammlung hat der Verlag Strecker & Schröder in Stuttgart herausgegeben — Bismarck war ein witziger schlagfertiger Plauderer, es gibt eine Unzahl sehr geschlossener kleiner Geschichten von ihm und diese sind mit Karikaturen aus aller Zeit und allem Land hier zusammengebracht. Die Ausstattung des Buches ist sehr anständig — der verbindende biographische Text ist eine Sache für sich. Man kennt ja Dr Liman und seinen Stil hinlänglich — der Burgfriede mag auf seine Artikellyrik ausgedehnt sein.

Erich Marcks hat sich entschlossen, vor der Weiterführung seiner großen Lebensdarstellung ein knappes umfassendes Bismarckbuch zu schreiben (Cotta-Stuttgart); ich glaube, es ist das beste Bismarckbuch, das wir überhaupt haben, keine Biographie mit Daten und Quellen, aber eine so geistreiche als feste Zeichnung der großen Umrisse. Marcks ist Historiker, der mit Liebe zum Stoff und in wahrhaft undogmatischer Gesinnung seine Aufgabe gestaltet: ein Psychologe, der die Geschichte kennt, ein Tatsachenkenner, der auf den Menschen hinter den Dingen blickt. Man muß schon vorher Bismarcks Leben und Arbeiten einigermaßen kennen, um dies Buch ganz zu würdigen; mit dieser Voraussetzung aber ist es der Vermittler eines starken geistigen Genusses.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Ranth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kriegsleistung Oesterreich-Ungarns

Von Karl Leuthner, Mitglied des österr. Reichsrates

Der mitten im Kriege über ein kriegführendes Heer schreiben soll, wird enge Schranken finden. Das Lob, das neben den Ereignissen einhergeht, allzusehr bestimmt durch die erste Gestalt, in der sich der Erfolg zeigt, wird möglicherweise sehr bald berichtigt, auf Personen und Leistungen anders verteilt werden. Der Tadel, den das Bewußtsein sachlicher Berechtigung trägt, obwohl er vielleicht bloß ein mürrischer Widerhall der Besorgnis ist, könnte auch, wenn er berechtigt wäre, nicht vergessen, daß er zur Zeit nichts mehr nützt, aber leicht viel Schaden stiftet. Darum erscheint es ratsamer, statt von der Leistung, von der Aufgabe und der an ihr sich messenden Kraft zu reden, von der Leistung jedoch bloß insofern, als sie auch schon in diesem Kriege etwas Abgeschlossenes ist und nicht unmittelbar in das Gewebe des augenblicklichen Geschehens eingreift.

Uneingeschränkt hat die Kritik reichsdeutscher Fachmänner als das Verdienst der österreichisch-ungarischen Armee ausgesprochen, daß sie den ersten furchtbaren Stoß der russischen Angriffsmassen ausgehalten habe. Ohne das Wunder des Tannenbergschen Sieges hätte trotzdem die Woge des Verderbens hinübergebrandet, aber Tannenberg war nicht möglich, würde nicht die Mehrzahl der russischen Streitkräfte durch die österreichisch-ungarischen gebunden worden sein. Diesem oft wiederholten Urteil muß man im Ganzen beipflichten; tieferer Einblick in die Voraussetzungen des Geschehens wird sogar lehren, daß in dem Kraftaufgebot wie in dem Verhältnis zu Hindenburgs Kriegsführung ein wesentlicher Teil der österreichisch-ungarischen Leistung innerhalb der im Osten gegebenen Gesamtaufgabe liegt. Will man aber hier richtig werten, so darf man nicht die Volkszahl zur Grundlage des Vergleichs wählen. Oesterreich-Ungarn hatte bis zur Wehrreform von 1912

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bloß ein Jahreskontingent von 138 000 Mann für Heer, beide Landwehren und Marine. In der Stärke der Reservejahrgänge kam 1914 die Reform noch nicht zur Geltung. Bei einem Friedensstand der Kompagnie von 92 Mann — trotz dreijähriger Dienstzeit — und einem Kriegsstand von 250—300 Mann, wurden, um das Heer auf den Kriegsfuß zu setzen, nicht nur die Reservejahrgänge ausgeschöpft, sondern es mußte auch die Ersatzreserve — jährlich etwa 60 000 Mann mit achtwöchiger, jetzt zehnwöchiger Ausbildung — vollständig herangezogen werden. Bei der Landwehr mit ihren noch schwächeren Ständen und ihren weit geringeren Reservebeständen, sprach sich dieses Verhältnis am schärfsten aus. Aber die gemeinsame Armee und beide Landwehren, welche schon vor der Reform zum Teil selbständige Ergänzung besaßen, bilden nach der in Oesterreich-Ungarn geltenden Kräfteanordnung das Heer erster Linie. In dieser ersten Linie stellten indes die Stammmannschaften, die Soldaten der Kaserne, nur etwa das Viertel der Gesamtsumme dar, vielleicht einen geringeren Teil als die Ersatzreservisten mit ihrer milizartig kurzen Ausbildungszeit.

Knapp vor dem Kriege hatte Bernhardi General Falkenhausen scharf vorgehalten, daß er in seinem Werke „Flankenbewegung und Massenheer" eine aus Reservetruppen bestehende Armee zum entscheidenden Angriff ansetze; diese Maßregel hätte sich vermeiden lassen. So urteilten nahezu alle Theoretiker sämtlicher Militärstaaten, am entschiedensten vielleicht die österreichisch-ungarischen. Allein in Wirklichkeit ließ sich die „Maßregel" gar nicht vermeiden. Ebenfalls kurz vor dem Kriege beklagte es einer unserer angesehensten Militärschriftsteller, daß Oesterreich-Ungarn all seine Reservemannschaft für die erste Linie verausgaben müsse; diese sei der der übrigen großen Staaten ebenbürtig, aber eine zweite gebe es nicht. Dennoch war sie am ersten Kriegstage da: durch Einberufung des Landsturms und Schaffung von Formationen aus den Resten der Reserve und dem Landsturm. Es ist nie genug hervorgehoben worden, daß schon mit der Einleitung des Krieges, mit der Mobilmachung, die Kriegsverwaltungen vollständig über

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die bisher ausnahmslos herrschenden Wertungen, namentlich über die allgemein gang und gebe Geringschätzung der Neuformationen aus den älteren Jahrgängen achtlos hinweggeschritten. Das Volksheer, das wahrhaftige Volk in Waffen stand da, in einer den phantastischesten Voraussetzungen überbietenden Tatsächlichkeit. Und wie die Aufbietung, so die Verwendung der Kräfte. Landwehr bildete die festhaltende Gruppe, die den Vernichtungssieg von Tannenberg vorbereitete, schlesische Landwehr trug in der Nähe von Lublin über die russische Garde einen Erfolg davon; Reserve, Ersatzreserve, Landsturm bildeten neue Zehntel des österreichisch-ungarischen Heeres, das die Aufmarschschlachten in Südpolen und Galizien gegen die russischen Korps schlug. Bei diesen machte indes im Anfang der Friedensstand weit mehr als die Hälfte oft über zwei Drittel des gesamten Standes aus. Kuropatkin hat bekanntlich in seiner Rechtfertigungsschrift, unter den Hauptursachen der Niederlage die Entsendung von Neuformationen aus Urlaubern aller Art auf den mandschurischen Kriegsschauplatz besondets hervorgehoben. Seine Nachfolger mußten erleben, daß sie ihre schönsten Niederlagen von Tannenberg und Lublin bis zu Nadworna und zur masurischen Winterschlacht, der umfassenden Mitwirkung solcher Neuformationen im deutschen und österreichisch-ungarischen Heere zu verdanken hatten.

Eine derart breite Volksgrundlage des Heeres hat niemand vorauszusehen gewagt, und jede folgende Aushebung, jede folgende Ergänzung und Verstärkung läßt das Gepräge des Gesamtaufgebots der Wehrhaften stärker hervortreten.

Der Krieg räumt überhaupt unter den Vorurteilen auf. Als ich vor drei Jahren im Abgeordnetenhause die Wehrreform bekämpfte, deren Zuschnitt ich heute noch für verfehlt erachte, weckte mein Spott über die Reserveoffiziere sogar die lachende Zustimmung meiner militärfrommsten Gegner. In Oesterreich-Ungarn bewirkte vor der Reform der Prüfungszwang eine Massenerzeugung von Rerserveleutnants und Reservekadetten, und namentlich diejenigen der Landsturmjahrgänge werden zunächst den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

taktischen Anforderungen der neuen Zeit recht fremd gegenüber gestanden haben. Aber — das sagen nun die Soldaten einstimmig — sie verstehen zu sterben und dort zu sein, wo der Tod am dichtesten schwirrt. Sie sagen nicht vorwärts, sie gehen vorwärts. Und wenn im Frieden die starke jüdische Beimengung zu manchem nicht immer wohlwollenden Witz Anlaß bot, so haben sich im Kriege, wo es galt, die Truppen vorwärts zu reißen, keinerlei konfessionellen Spaltungen aufgetan. Die treue Kameradschaft des Todes vereinigt Semiten und völkische Antisemiten.

Der alle herrschenden Vorstellungen umstürzenden demokratischen Zusammensetzung des Heeres scheinen die Formen der Taktik, wie sie in den Eröffnungsschlachten des August und September beobachtet wurden, wenig zu entsprechen. Doch wenn man den Verlauf der Lothringischen, der Marne- und der Lembergerschlacht vergleicht, gibt sich zu erkennen, daß Franzosen, Deutsche und Oesterreich-Ungarn in der gleichen taktischen Verdammnis waren. In allen Sprachen hatte sich eine überaus lehrreiche Literatur über den japanischen Krieg angehäuft, allein mehr als die Lehren scheinen Warnungen wie die, daß das Eingraben den Angriffsgeist lähme, fürs erste nachgewirkt zu haben. Die Lemberger, wie die Lothringische Schlacht sahen Wunder infanteristischer Tapferkeit, die jedoch schlecht abgestimmt waren auf die Abstoßungskraft hinter verstärkten Fronten wirkender Mehrlader und Maschinengewehre und ein offenes Auffahren von Batterien, das sich noch weniger mit der Feuerentwicklung moderner Geschütze vereinbaren ließ. Mit eherner Regelmäßigkeit wiederholt sich diese Erscheinung in der Kriegsgeschichte. Alle Kritik ist darin einig, daß 1866, 1870/71 und 1877/78 sämtliche kämpfenden Heere, Sieger und Besiegte eine Gefechtstaktik befolgten, die hinter den Fortschritten der Waffentechnik um Jahrzehnte nachhinkte; der derzeitige Generalquartiermeister des deutschen Heeres Freytag-Loringhofen hat in seiner geschichtlichen Erläuterung des Exerzierreglements dieser Tatsache eine eindrucksvolle Darlegung gewidmet. Doch erwies sich auch im jetzigen Kriege wieder, „daß die Kugeln — mit Balck

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu reden — schnell eine neue Taktik schreiben, alte Formen zertrümmern und neue schaffen." Man hat nunmehr überall und allerseits vortrefflich gelernt, sich einzugraben, ohne zu fürchten, daß man dem Angriffsgedanken dabei das Grab schaufele, und die Künste des indirekten Schießens der Artillerie werden tadellos gehandhabt.

Doch man ist auch über die erste Rückwirkung blutiger Lehren rasch hinaus gekommen. Die methodische Langsamkeit der Japaner sichert vielleicht vor Rückschlägen, das kühne Greifen nach dem entscheidenden und zerschmetternden Erfolge ist ihr jedoch versagt. Sie wagt wenig und gewinnt nur halb. Hat die Ausdehnung des Kampfgeländes, hat Hindenburgs schwunghafte, in der Kühnheit und Neuheit der operativen Bewegungen nie ermüdende Strategie, in dem sie die anderen Führer der verbündeten Heere zur Nacheiferung mit fortriß, die Ostfront bisher vor dem Erstarren im Stellungskriege bewahrt? Jedenfalls hat man im österreichisch-ungarischen Heere wie zuerst die Unterschätzung so jetzt die Ueberschätzung der Russen vollständig überwunden. Ein sicheres Anzeichen dessen ist, daß die nach der Lemberger Schlacht von allen Berichterstattern im österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier anerkannte Ueberlegenheit der russischen Artillerie, heute ebenso allgemein bestritten wird. Auf die Gründe des Umschwungs der Meinungen lege ich weniger Wert. Das russische Geschützrohr soll sich stärker verbraucht haben als das österreichisch-ungarische, die Ausstattung der neuen Formationen mit Geschützen soll weit weniger reichlich, ja vielfach dürftig sein. Möglich — doch lehrt die Geschichte der Kriege, daß in ihrem Fortgange ja oft noch nach ihrem Beschlusse die Urteile der Teilnehmer, der militärischen und medizinischen Sachverständigen über das Verhältnis der Wirkungskraft von Gewehr und Geschütz, über die von beiden verursachten Verluste, also über die vorherrschende Rolle des einen oder des anderen im Feuergefecht in der erstaunlichsten Weise schwanken und sich in gegensätzlichsten Wertungen ausprägen. Weniger das von uns nicht festzustellende Sachverhältnis, als die darüber in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Heere selbst herrschende Vorstellung ist entscheidend. Genug, daß wir wieder auch an unsere artilleristische Ueberlegenheit glauben, man muß von seinen besseren Erfolgsaussichten durchdrungen sein, wenn es im Angriff vorwärts gehen soll.

Es war einer der größten Augenblicke des Ringens im Osten, als sich die Verbündeten entschlossen, von Warschau und Iwangorod zurückzugehen. In der Geschichte dieses vorwärtsführenden Rückzuges ist von besonderer Bedeutsamkeit, die Verschiebung großer Teile der österreichisch-ungarischen Armee nach dem Norden zur Deckung gegen den auf Posen und Schlesien gerichteten Anmarsch der Russen. Alle politischen Bedenklichkeiten und kleinliche Rücksichten beiseitesetzend, gab man zunächst um des gemeinsamen Planes willen Westgalizien preis. Die öffentliche Meinung, nicht die stumm gemachte der Presse, sondern die von Mund zu Mund gehende, in Reden und Raunen umso einflußreichere, konnte zuerst nicht mit. Die naive Anschauung bemißt Erfolg und Mißerfolg bloß nach dem Raumgewinn und sieht in dem Heere eine Art Grenzwache. Wie oft haben gerade in den Kriegen der österreichischen Vergangenheit Stimmungen und Verstimmungen hinter der Front den sachgemäßen Gang der Kriegführung beirrt! Konrad von Hötzendorf scheint ihnen den Zugang ins Hauptquartier versperrt zu haben. Es ist nicht immer leicht, den Anteil des Generalstabschefs an den Kriegsbegebenheiten festzustellen und es wäre gänzlich irreführend, weil man den Schriftsteller kennt, auf den handelnden Menschen schließen zu wollen. Theoretisch betrachten, lehrend vertreten und schaffend verwirklichen, sind Vorgänge, die in durchaus getrennten Schichten des Willens- und Vorstellungslebens sich vollziehen. Doch eins läßt schon der Schriftsteller erraten: Die Durchdrungenheit des ganzen Menschen von der Eigengesetzlichkeit des Krieges als taktisch-strategisches Problem genommen. Von der gleichen Anschauung ist auch der fachlich gebildete, geistig leitende Teil des Offizierskorps erfüllt. Aus diesem, dem Typus des modernen Menschen entsprechenden Sach- und Fachdenken ergibt sich dann beides: die Möglichkeit des Zusammen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wirkens beider Heeresleitungen im Osten, sogar ohne gemeinsamen Oberbefehl und das in allen Wechselfällen zähe Festhalten des Kampfziels.

Gewiß bleibt Feldherrnkunst doch Kunst und wird nie bloße Wissenschaft werden, sie wird immer die starke und ganze Persönlichkeit fordern und niemals an dem methodisch geschulten Denken ihr Genügen finden. Dennoch kann die wissenschaftliche Denkschulung und ihr Einfluß auf die moderne Kriegsführung nicht hoch genug angeschlagen werden. Sie schafft Voraussetzungen und Einsichten, über die alle einig sind und sichert die Herrschaft von Grundsätzen, die mit ihren Folgerungen alles kriegerische Handeln beherrschen. Wenn Oesterreich einst manchen Krieg bloß deshalb verlor, weil es ihn verloren gab, weil dem vielgemengten Staate der stählerne harte Widerstandswille mangelte, der einem einigen national geschlossenen Volke innewohnt, so vertritt in Oesterreich seine Stelle heute die über der Kriegsführung waltende und auch in die Denkenden außerhalb des Heeres gedrungene Ueberzeugung, der noch geläufiger als der Vernichtungsgedanke im Angriff die Vorstellung von der ungeheuren Wucht der Abwehr, eines aus allen Kraftquellen der Bevölkerung seine Streitmittel schöpfenden Widerstandes ist. Wir werden ein Jahr 1859 nicht wieder erleben, da haben die Spekulanten des Dreiverbandes falsch spekuliert.

Und noch trügerischer ist ihre Hoffnung, wenn sie auf den Völkerstreit bauen. Es muß zwar überraschen bei einem so tiefdenkenden Geschichtsforscher wie Meinecke der Meinung zu begegnen, der Krieg werde die politischen Gegensätze der Völker Oesterreichs und Ungarns für die Dauer zum Schweigen bringen und wohl gar in Bruderliebe wandeln. Nach dem Kriege wird, so glaube ich, von Liebe nicht viel mehr als vor dem Kriege im öffentlichen Leben und in den gegenseitigen Beziehungen der Völker zu merken sein. Auf das Heer jedoch strahlt der Völkerhader seine Wirkungen nicht aus. Die Gründe dieser Erscheinung zu erörtern, ist hier nicht Raum noch Zeit; genug, daß die Tatsachen die Wahrheit dieses Satzes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unzweideutig erweisen und daß dieser Satz ein tragender Grundsatz zur Erkenntnis der gesamten Kriegslage ist. Die Petersburger Minierer haben sich verrechnet. Alles in allem genommen, hat Oesterreich-Ungarn noch niemals ein so leistungsfähiges Heer besessen, wie dieses, das jetzt in den Karpathen gemeinsam mit seinem Verbündeten die härtesten Beschwerden trägt und erträgt, die Krieg, Klima, Jahreszeit und Gelände über kämpfende Truppen verhängen können.

Nachwort.

Der Fall von Przemysl lehrt von Neuem, daß dieser Krieg mit seinen unerschöpflichen Massenaufgeboten ein völlig Neues ist und völlig neue Verfahrungsweisen vorschreibt, die dem Handelnden erst in seinem Verlaufe und als erlebte Lehre zu Bewußtsein kommen. In der halbamtlichen Darlegung wurde darauf hingewiesen, daß man allgemein mit einer kurzen Dauer des Krieges gerechnet habe, daß die Instruktion bloß eine dreimonatliche Verproviantierung anordne, trotzdem aber eine sechsmonatliche vorgesorgt gewesen sei; doch habe die Festung viel von ihren Vorräten an das Heer abgeben müssen. Unzweifelhaft erwartete die herrschende Richtung der Theorie einen schnellen Kriegsablauf. Als im Oktober diese Meinung wohl schon berichtigt war, gestattete die kurze Unterbrechung der Einschließung nicht die Vorräte zureichend zu ergänzen. Nun lag der Fall so: die Widerstandsfähigkeit der Festung war zeitlich eng begrenzt und unmöglich konnten die Operationen in Galizien und in den Karpathen ausschließlich auf den bloßen Entsatz einer Festung um jeden Preis zugespitzt werden. Dem Aufgeben Przemysls im Oktober — wie etwa die nordfranzösischen Festungen aufgegeben wurden — stand jedoch augenscheinlich der allgemein geglaubte und knapp vor dem Kriege auch von Blume in seiner Strategie verfochtene Satz entgegen, daß ein fester Platz im Rücken des Gegners seine höchste Wirksamkeit entfalte; er fessele große feindliche Kräfte, schwäche dessen operierende Hauptmacht. Indes der über alle Berechnung ungeheure Truppennachschub der Russen ließ den Entgang der Belagerungsarmee nicht ins Gewicht fallen; die Gegenoffensive in den Karpathen setzte gleichwohl mit voller Massenwucht ein. Die russische Ueberzahl warf hier ebenso das Kalkül um, wie im Westen die deutsche und österreichisch-ungarische artilleristische Ueberlegenheit einen ganzen Kriegsplan, der auf den langwährenden Widerstand der belgischen Festungen aufgebaut war. Jetzt schlägt der Pendel nach der Unterschätzung des Werts befestigter Plätze aus. In englischen Blättern streiten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fachmänner den Festungen jede Leistung ab; auch Verdun und Toul würden bloß durch die Feldstellungen gehalten, statt diese zu stützen. Aehnlich habe auch Przemysl vom Anbeginn dem österreichisch-ungarischen Heere wenig Dienste geleistet und als es dann eingeschlossen war, eine bloß episodenhafte Rolle ohne Rückwirkung auf den Gesamtverlauf gespielt. Immerhin wird, wer in der Frage des rechtzeitigen Aufgebens gerecht urteilen will, nicht vergessen, daß die gefühlsmäßige Ueberschätzung der einzelnen Position, des einzelnen Erfolges und Mißerfolges die Empfindungsweise war, mit der alle dank der Ueberlieferung in diesem Kriege eintraten, und die lange in den Seelen nachklang und nachklingt. Erst allmählich belehren uns die ungeheuren Maßstäbe des Krieges und sein rastloses Sich-Wieder-Erneuern alles, was sich begibt, bloß im Verhältnis zum Gesamtgeschehen und zum Gesamtergebnis zu sehen und zu werten. Und noch langsamer folgt der Erkenntnis das Empfinden.

Bankepilog

Von Dr. Alfons Goldschmidt

Das Resultat

Zu Beginn des Krieges fürchteten Viele ein Bankfiasko. Keiner hatte eine Vorstellung von der Kreditabwickelung in solch ungeheurer, bisher ungekannter Zeit, keiner ahnte auch nur die Produktiv- und Handelsentwicklung. Verglichen mit jenen Befürchtungen sind die Bankergebnisse Glanzresultate. Natürlich ging es nicht ohne Minus, ohne Dividendenreduktion, aber das Durchschnittsniveau ist in Anbetracht der Kriegsläufte hoch. Es wäre vielleicht noch höher, hätten nicht alte Sünden gedrückt. Da ist beispielsweise die Nationalbank für Deutschland, deren Entwicklung die Firma diskreditiert. Sie schüttet wohl ihre Reserven, aber keine Dividende aus. Einst werden wir ja erfahren, ob die Säuberung genügend war. Ich glaube, die Berliner Mittelgroßbanken sind alle einem Schicksal preisgegeben. Die können nicht mit, wenn sie sich nicht anhaken. Das Effektengeschäft hat allen weniger, manchen Verluste gebracht. Die Kriegsfinanzierung gab den Ersatz. Nicht bis auf den letzten Pfennig, aber es ließ sich leben. Die Einnahmeentwicklung ist natürlich nicht gleichmäßig gewesen. Die Einen hatten hohe Geldsummen von Anfang an parat, Andere waren in den ersten Kriegsmonaten weniger liquide, weil sie den Filialen viel Bereitschaftsgeld lassen mußten. Diese klagen über niedrigen Durchschnittszins, Jene loben die hohen, profitablen Sätze. Viel hing von der Verwaltungsgeschicklichkeit und von der Art der Conzerne ab. Es hieß die riesenhaften be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hördlichen Aufträge an den richtigen Stellen ausnützen, es hieß eine vernünftige Auftragsvermittlung treiben, für die notwendigen Einlagesummen sorgen, das Geld nicht in kriegsspekulative sondern in kriegsgesegnete oder kriegsgesicherte Hände leiten. Da die Sache nicht sonderlich schwierig war, ist sie im allgemeinen geglückt. Wir konstatieren also: Effektenverluste — Kriegsfinanzierungs-Gewinne, annehmbare Dividenden. Außer der „Nationalbank für Deutschland" (Was soll die Pompfirma, die Reichsbank ist die Nationalbank für Deutschland) geben sie alle was. Fürstenberg macht den kräftigsten Abstrich: 3½% Prozent. Er verteilt 5 Prozent. Die Darmstädter Bank geht noch eins niedriger, die Commerzbank verteilt 4½, die Mitteldeutsche Kreditbank 5½, die Dresdnerin 6, die Diskonto-Gesellschaft 8, die Deutsche Bank 10 Prozent. Einige hätten die Sätze höher rausgebracht, wenn sie nicht Rückstellungsvorsicht geübt hätten. So die Deutsche Bank, die aus einem Kolossalgewinn wieder 12½ Prozent bequem darbieten konnte.

Gründe

Die Börsenbrache im zweiten Halbjahr 1914 ließ das Effektenkonto arg verkümmern. An den Geschäften im inoffiziellen Vorzimmer haben die Banken sich wenig oder garnicht beteiligt. „In sich" haben minimal gehandelt. Der alte Friedensbinder des Sir Cassel, der internationale Effektenverkehr, war durch Finanznotwendigkeiten und Verbote aufgehoben. Viele Auslandspapiere wurden mehr oder weniger zweifelhaft. Ferner verebbte der Weltwarenverkehr. Das einträgliche Ueberseegeschäft der Banken hörte also auf. Das wird besonders deutlich an dem Konto „Warenvorschüsse" der Diskontogesellschaft, die sich an Haupthafenplätzen festgesetzt hat und von dort aus den Ueberseehandel finanziert. Alle Abschlüsse zeigen den Einfluß der Außenhandelsstockung, weiter den der Sequestrierung, Zwangsliquidierung oder Enteignung von Bankfilialen oder Conzernunternehmungen im Auslande. Es bestehen Zweiganstalten in London, Paris, Antwerpen, Beteiligungen in allen größeren Auslandsplätzen. Diese Geschäfte fielen im Kriege ganz oder teilweise weg, die Resultate des ersten Semesters durften nicht eingesetzt werden. Vieles allerdings, was heute dubios ist, wird nach Kriegsschluß in den alten Wert hineinwachsen. Neugierig bin ich auf die Kursentwicklung der Fremdanleihen, der Russen, Serben, Belgier usw. Düstere Bedenken scheinen mir berechtigt. Auch manche Kontokorrentforderung an das Ausland hat der Krieg wertlos gemacht oder doch wertgemindert. So hat die Abgeschlossenheit Deutschlands geschadet, andererseits hat sie den Banken hohen Ergänzungsnutzen gebracht. Sie konnten sich nun, ohne Ablenkung nach Außen, der Kriegsfinanzierung zuwenden. Die Zinsen- und Provisionen-Konten präsentieren sich denn auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

recht respektabel. Sehr günstig war die Promptheit der Behördenzahlungen, die kurzfristige Darleihungen, d. h. schnellen Kreditumsatz ermöglichte. Die Ergebnisse wären noch besser geworden, wenn man die Unkosten hätte herabsetzen können. Aber Großbetriebe kommen nicht unter ein bestimmtes Ausgabeminimum. Darin ist ein peinliches Risiko zu sehen. Selbst Verschmelzungen ändern hieran nicht viel. Das ergiebt sich aus den Unkostenwirkungen der Fusionen Deutsche Bank-, Bergbank- und Disconto-Gesellschaft Schaaffhausen. Wohl wird die Gewinnbasis verbreitert, aber auch die Spesen erhöhen sich entsprechend. Die Relation wird kaum zu Gunsten des Resultates verschoben. Diese Erfahrung macht man auch auf anderen Gebieten. Sie wird vielleicht bei der Erörterung der Kriegsziele in Rechnung gestellt werden. Also die erheblichen Kriegseinnahmen konnten die Kriegsverluste nicht völlig ausgleichen, die stabilen Unkosten drückten mit auf das Ergebnis.

Die Reserven

Hier ist Carl Fürstenberg zu zitieren. Er meint: „Die Führung einer Bank ist nicht denkbar ohne Aufspeicherung innerer Kraft." Das ist ein Grundsatz, der klug befolgt werden muß. Es soll viel gekellert werden, aber nicht zuviel. Die Banken haben manches getan: Unsichtbare Abschreibungen, Nichtverrechnung von Gewinnen, beispielsweise von Zinsen, vorsichtige Bewertungen. Die Verträge sind nicht gleichmäßig behandelt. Recht fürsorglich zeigte sich die Verwaltung der Deutschen Bank, deren Abschluß überhaupt imponierend ist. Sie erhöhte den Vortrag um 8 Millionen Mark frei verfügbarer Mittel. Reichlich, aber nicht völlig disponibel ist die Abschreibung der Dresdner Bank auf Kontokorrente und Beteiligungen. Es werden dafür 5 Millionen Mark des Reingewinnes verwendet. Auch die Berliner Handelsgesellschaft sorgt mit 4 Millionen Mark „Reserve für Kriegslasten und Kriegsschäden" vor und verwirklicht so das oben genannte Prinzip ihres Chefs. In der Generalversammlung des Unternehmens plaidierte ein Aktionär auf Herabsetzung dieser Summe und Erhöhung der Dividende. In solchen Fällen begrüßt man die Majorisierungsmacht. Die anderen Großbanken sind nicht so eifrig auf Sicherung bedacht. Allerdings haben einige von ihnen aus früheren Zeiten hübsche Posten im Keller. Doch hätte auch hier der Satz Fürstenbergs mit größerer Lust angewendet werden müssen. Es sei noch einmal auf die Reserveschwangerschaft der Deutschen Bank hingewiesen. Sie gibt über 178 Millionen Mark bilanzmäßige Rücklage an bei einem Aktienkapital von 250 Millionen Mark, die Diskonto-Gesellschaft dagegen nur 119 Millionen bei einem Aktienkapital von 300 Millionen Mark. Das Aktienkapital allein machts nicht. Die Deutsche Bank ist noch immer das stärkste Kreditinstitut der Welt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Bilanz

Sie zeigt, wie die Gewinn- und Verlustrechnung, deutlich die ungünstigen und günstigen Kriegseinflüsse. Man hat die Akzepte und Scheks vermehrt oder vermindert, je nach dem Charakter der Bankgeschäfte. Die Institute mit starken internationalen Wareninteressen hatten in der Bilanz nur kleine Posten Akzepte und Schecks, andere hatten aus dem Kriegslieferungsgeschäft große Summen kontrahiert. Die Kriegseinwirkung auf die Effekten- und Konsortialkonten und die damit zusammenhängenden Konten sowie auf das Konto „Warenvorschüsse im internationalen Verkehr" mußte natürlich ungünstig sein. Dafür aber werden stattliche Debitorensummen aufgewiesen. Das ist die aktive Seite des Kriegslieferungsgeschäftes, auf der andern Seite stehen riesige Kreditorenhaufen, ein Zeichen der Rentabilität des Kriegsgeschäftes und ferner des Depotvertrauens, das nach anfänglicher Geldangst bald wiederkehrte. Die Deutsche Bank prunkt mit beinahe einer Milliarde Debitoren — und mit mehr als zwei Milliarden Einlagen aller Arten. Sie hat im Jahre 1914, in einem Kriegsjahre!, hundertundsiebzehn Milliarden Mark umgesetzt. Die Bankenliquidität ist, wenn man sie aus den Bilanzen errechnen will, gut. Allerdings ist der Begriff „Liquidität" ein recht verschwommenes Ding. Ich glaube, die Verwaltungen sind sich selbst darüber nicht im Klaren.

Die Sozialpolitik

Nicht nur den schlechtesten Abschluß hat die Nationalbank für Deutschland („Nationalbank für Deutschland"), sie hat auch die schäbigste Sozialpolitik. Sie hat den Ruhm, in Kriegszeiten den Angestellten „Herrenrecht" gezeigt zu haben. Sie hat das Gnadenprinzip aufrecht erhalten, hat auch jetzt den ungeheuren Abstand der Direktorengenialität von der angeborenen Dummheit der Angestellten klar erwiesen. Ihr Chef hat aufgepocht, die Hände eingestemmt und gesagt: „Den Düwel auch, nun erst recht nicht, Ihr bleibt arme Schluckers und wir bleiben reiche Schluckers, so will es das Naturgesetz!" Sie verdienen und gewinnen, sie verlieren und gewinnen, sie gewinnen immer, ob sie fremdes Geld in unverantwortliches Risiko setzen, ob sie ihr Institut in die Sanierung treiben, die sie „außerordentliche Abschreibung" nennen. Sie gewinnen auch, wenn die Bank zum Fusionsobjekt runtergewirtschaftet ist, denn dann werden sie von der Aufnehmenden in sichere und einträgliche Plätze gesetzt. Die Aktionäre gehen leer aus, die Angestellten gehen leer aus, aber jene werden immer voller. Auf den Pleitetrümmern noch üben sie goldklingend „Gnade." Wenn man dicke tun will, Herrschaften, darf man die Gewinne nicht dünne machen. Die anderen Bankverwaltungen haben besser gehandelt. Sie haben teilweise wirk-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Kriegssozialpolitik an Witwen, Waisen, Angestellten, Invaliden, geübt. Hoffen wir auf eine Fortsetzung im Kriege. In einer Zeit höchster national-deutscher Pflichten hat die „Nationalbank" für Deutschland versagt.

Die Reichsbank

Sie schreitet allen voran, sie ist Führerin und Zentrale, sie hat dem Reich und der Volkswirtschaft großartig geholfen. Die Liquiditätsvorarbeit hat sich bewährt. Sie war und ist Währungsstütze, Golderhalterin und Goldmagnet, Helferin in allen Lagen, stets unerschüttert, riesenhaft und solide. Ihrem Abschluß gebührt die Krone. Sie wird, meine ich zuversichtlich, auch im Frieden alles tun, den Wirtschaftsumschwung zu regeln und zu beruhigen. Sie hat erwiesen, daß sie immer wieder die Mannigfaltigkeit der Geschäfte und Anforderungen ausgleichen kann.

Das Kreuz

Geschrieben am Karfreitag 1915

Von Hans Heinrich Ehrler

Wie viel Knie beugen sich heut vor dem Holz der Schmerzen, wie viel Augen erheben sich zum Stamm des Trostes?

Seltsam groß sehen wir das Werkzeug des Todes als heilig gesprochenes Sinnbild über der Menschenwelt emporgerichtet; und die Menschenphantasie hat den Inbegriff ihrer Einbildung, das Fleischgewordene ihrer Sehnsucht, das Unaussprechliche ihres geheimen Wissens hingerichtet auf den Berg des Glaubens gestellt. Sie hat ihren Gott sterben lassen müssen. Von einem Leichnam leuchtet die Kraft durch die Jahrhunderte.

Begreife ich in dieser Stunde zum erstenmal das Testament? Fromm liebte ich als Jüngling das Buch, jedes Wort darin stand eine vom Himmel heruntergereichte Niederschrift; dann wurde es dem Mann zur Legende, in schönem Gefühl und leisem Heimweh zu lesen. Jetzt aber zittert die haltende Hand und die Seele wird von Offenbarung überströmt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welch ein Gesicht geschieht vor mir; das Wesen der Unendlichkeit beugt sich begrenzend herab in einen erdgeformten Leib, um alles mit uns zu sein und zu teilen, wie wir Flüchtigen zu kommen und zu vergehen! Die Geschlechter und Völker wagten sich in den herrlich verwegenen Zauber zu verstricken, in ihrer Einem habe sich der Ewige befristet eingebunden als des Menschen Sohn und der Unsterbliche sei gestorben gleich ihnen.

Wie begreife ich die Macht der evangelischen Erzählung, die Fülle ihrer Wirkung! Tod, Herr der letzten Gewalt, um durch ein finstres Tor zu gehen, brauchten sie die helle Spur eines vorangehenden Gottes.

Die Welt ist vollgeronnen von dem Licht aus der Geschichte von Golgatha, die zum erstenmal groß verkündete, daß sich ein Sterben aus L i e b e begeben habe und als Opfer im neuen Sinn einer geheimen Gemeinschaft der Menschheit. „Ihr Lieben, hat uns Gott also geliebet, so sollen wir uns auch unter einander lieben."

Ist die Geschichte Wahrheit, ist sie Fabel? Vielleicht schaut der Demütige ihre Fügung so hoch und schön, daß er nicht zu unterscheiden unternimmt. Denn sie verlöre keinen Schimmer, wenn sie sich aus dem Drang der Muttergeborenen destilliert hätte, das Wunder der Verbrüderung aller Angesichter.

Knie beugen sich und Augen erheben sich ... in dieser Zeit, da das milde Reich jener Botschaft wieder weit entrückt und die friedliche Kirche ihrer Gebote über uns zerbrochen scheinen, da der Tod aus seinen Kammern stieg und die Welt in ungeheuren Schlächtergriffen durcheinanderstürzt. Als wahnsinnig gewordener Alleinherrscher, wie wenn er nie gebändigt, nie versöhnt worden wäre.

Wir schauern vor dem grausamen Widerspiel. Indes das Außerordentliche der Tage hat unsere Augen sonderbar geklärt und zu Augen von Dichtern gemacht. Sie sehen die tieferen Gleichnisse stehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Millionen sterben draußen, und Abermillionen töten. In Ost und West ist die Erde aufgewühlt, und die tausende Kilometer der Fronten hin sitzt der Tod auf den Gräben, jedem Soldaten als Gast und Geselle, allen Männern der Völker beigelagerter Schatten. Es gilt ein ungemeines Vertrautwerden, Aug in Aug und Geheimnis in Geheimnis.

Und wir hören daheim, die Deutschen ziehen ihm singend entgegen ...

Der Dunkle ist ihnen verklärt. Wie vom Schein Golgathas getroffen, erhellt sich sein Weg.

Ja wisset, streitende Brüder, auf jedem, der unter Euch fiel, bricht sich der Strahl einer Erlösung; jeder stirbt einen Tod der Liebe, eines Opfers, den Fürtod, verwandt und würdig des hohen Vorbildes am Kreuz.

Ist auch umgrenzt und vom Widerpart der Liebe, dem Haß umstellt, worum Ihr Euch hingebt, fließt Eure Inbrunst und Euer Blut auch nicht uferlos über die Welt, o, Euer Vaterland ist deren ein erwählter Teil; rettet und erhebt Ihr dieses, so tut Ihr gleiches an jener; füllt Ihr das Becken Eurer Heimat mit Kraft, so werden seine Röhren spendend überfließen.

Und jede Eurer Mütter wird eine Schwester Mariens, jede Geliebte eine Schwester Magdalenes sein.

Vielleicht ist es nicht zu stolz gesagt, die Deutschen seien befähigt und berufen, in sich den Sinn des Christentums gereinigt und geweitet zu erfüllen. Aus Euren Briefen sprechen rührend wieder fromm gewordene Gefühle, Schwärmer und Philosophen erstehen, tieferes Fragen und reifere Güte blüht in Euren Gemütern unter dem harten Handwerk auf. Das auferwärmte Kameradenherz, wird es ein gefrorenes Bürgerherz geben können? Die Ihr mit dem Tode Du auf Du gestanden, Ihr werdet einen ernsten Schatz an Seele mitbringen und mit diesem Saft unsere Werke des Friedens durchtränken.

Neulich fand man einen Landwehrmann, in der Ruhe von einem Schrapnell hingemacht. Neben ihm lag aufgeschlagen die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bibel mit dem letzten Kapitel Mose, jener anderen ganz großen Geschichte von dessen Tod, da der Herr dem Führer Israels vom Berg Nebo das Land Kanaan zeigte und sagte: „Ich will es deinem Samen geben. Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinübergehen."

Gehört so, in solchem Leser, nicht auch diese Geschichte uns?

Und wisset wiederum, streitende Brüder, nicht welche Grenzen Ihr dem deutschen Reich erstreitet, wird das wichtigere Ziel sein, sondern ob wir darin das Innenreich, das „Reich der Lebendigen", das „gelobte Land" einrichten. In ihm muß sich das Licht jener Erlösung wahren, das uns die nimmer Heimkommenden geschenkt haben.

Denn sehet am Ende, sind die Hunderttausende der Geschiedenen nicht ein Leib und ein Leichnam an dem Kreuz, das auf dem Berg dieses Kriegsjahres über dem Morgengelände der deutschen Zukunft steht? Und Kraft leuchtet von ihm durch die Jahrhunderte.

Hinter der französischen Front

Der Nachdruck ohne Genehmigung des Verfassers ist verboten

IV.

Im indischen Lager

Von Max R. Funke-S. Francisco

Ein amerikanischer Publizist, welcher von Oktober bis Dezember an der französischen Front weilte, schreibt uns:

Ich bin in Boulogne. An einem Wachtturm steht ein kleiner Spahi Schildwache. Trotz seines Turbans, seiner roten Tunika und seiner weiten blauen Hose, trägt er Gesichtszüge wie ein europäisches Kind. Befremdend wirkt nur das auf seiner gebräunten Stirn eintätowierte blaue Kreuz. Das ist sein afrikanisches Stammzeichen, denn er ist ein Berber, ein Marokkaner reinen Bluts.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mehrere Regimenter stehen hier in der Stadt: Dragoner, Husaren und marokkanische Spahis. Die Marokkaner sind die lustigsten Krieger an der gesamten französischen Front. Sie liegen in einer Vorstadt. Des Abends promenieren sie auf den Straßen, die Hände in den Taschen und ein Seidentuch um den Hals, lassen sie sich von schönen Mädchen und Frauen gerne betrachten. Ihr rundes volles Gesicht mit dem kurzen krausen Knebelbart gibt ihnen ein schönes Aussehen. Allein, ihr Blick ist echt afrikanisch.

Durch die Hauptstraße (Grande Rue) wandle ich, wo eine neue Erscheinung auftaucht: stolze Reiter in Khaki, die Lanze in der Faust, bedeckt mit einem hohen Turban. Es sind indische Reiter! Ihre dunkelbraune Hautfarbe und finsterer Gesichtsausdruck geben diesen Kriegern ein wildes Aussehen. Ein Bataillon Sikhs erscheinen; charakteristisch durch ihre zitronengelben Turbane. Sie marschieren mit elastischem Schritt, das Gewehr über der Schulter. Zuletzt kommen noch die gelbbraunhäutigen Pathams in ihren drolligen Kullah-Turbanen, die von weitem wie eine Mitra aussehen.

Am Kreuzweg bleiben verwundert einige Spahis stehen und schauen ihren indischen Leidgenossen nach. Woher kommen sie? Wer sind sie? Einer der Marokkaner glaubt die Lösung des Rätsels gefunden zu haben und meint, es seien Araber. Ich nähere mich dieser Spahistruppe und sage ihr, daß die kupferbraunen Gesellen aus Indien kommen. „O, gibt es unter diesen Indern auch Muselmanen?" fragt mich einer von ihnen. Ich zeige auf vorbeimarschierende Pathams. „Moslem!" schreit ein Spahi. Und plötzlich wenden die Pathams ihre Köpfe und lächeln still den Spahis zu, denn diese Männer aus Afghanistan sind verschlossene Kerle. Zweifelsohne ist es das erste Mal, daß zwei voneinander sehr entfernte islamische Völker, die Marokkaner und die Afghanen, hier zusammen kommen. Ein neues Mekka!

Kurze Zeit darauf finde ich diese Inder wieder, welche eine leerstehende Schule als Kaserne benutzen. Unter einem niederhängenden grauen Himmel haben auf dem schlammigen Hof die indischen Offiziere ihre Lanzen aufgepflanzt und ihre Maultiere an den Hinterfüßen angebunden. Langhaarige Sikhs bewohnen die Klassenzimmer im Erdgeschoß. Im Zeichensaal hausen die Spahis. Einer von ihnen steht an der offenen Tür und versucht eine Unterhaltung mit seinen indischen Glaubensgenossen anzuknüpfen. Und das nicht ohne Schwierigkeit, denn Hindustanisch ähnelt mit dem Arabischen in keiner Weise. Indes bleiben die Pathams immer noch die schweigenden Leute. Damit läßt sich der Marokkaner nicht abschrecken und unternehmend hält er einen vorbeigehenden Inder am Aermel fest und lacht was er kann.

Draußen fällt die Nacht auf die tote Stadt. Einige verschleierte Straßenlaternen spenden notdürftig Licht. Der Hauptplatz (Grande place) liegt im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dunkel. An der Ecke hat ein Krämer seinen Laden noch offen und drüben im Kaffeehaus zündet eben der Wirt sein Gaslicht an. Ganz schwach höre ich aus dem Flandrischen den deutschen Kanonendonner heranrollen. Ich gehe weiter durch ein Nebengäßchen und stehe am Hafen, der von tiefschwarzen Senegalesen bewacht wird. Zum Schutze gegen die eisige Kälte tragen sie französische Infanteriemäntel, die ihnen bis zu den Knöcheln reichen. Fröstelnd stehen sie am Ufer des nächtlichen Meeres. Nervös hüpft der Scheinwerfer durch die stockig prasselnde Finsternis und wenn der Lichtschein die breiten schwarzen Negergesichter der Senegalesen streift, leuchtet es in ihren funkelnden Augen heimtückisch auf. Die Stadt in meinem Rücken hebt ihre dunklen Türme in den Regendunst. Von einem dieser Türme purzelt ein Glockenspiel. Das klingt schreckhaft süß! Und ich vermeinte in Marokko oder Indien zu sein, wenn mir hier nicht der Nordwind durch die Glieder führe. So treffen sich hier zwei Rassen unter dem Klange der fernen Geschütze und im Blute und Geschicke zweier anderer Rassen, Germanen und Romanen, zusammen.

* * *

Ich bin heute in einem Hindulager. Wachtfeuer brennen zwischen ungezählten großen Zelten, über welchen die britische Flagge weht. Von fünf zu fünf Metern stehen französische Soldaten Wache. Sie schützen so ihre asiatischen Bundesgenossen gegen neugierige Besucher. Zwischen den Zelten stehen und liegen einige 100 Hindus, kupferbraune Gesellen in ihren hohen Kakiturbanen. Ihre Augen schimmern seltsam wie die Schwärze eines Gagat, und aus ihrem geöffneten Munde prangen mir schneeweiße Zähne entgegen. Ich nähere mich ihnen in Begleitung eines Offiziers und wir werden von ihnen militärisch begrüßt. Links von mir haben sich einige englische Artilleristen niedergelassen, die gerade im Zuge sind, Wasser für den Nachmittagstee ihrer indischen Kollegen zu kochen. Andere Hindus bereiten sich den unvermeidlichen Reis. Sie sind recht hübsche Männergestalten, immer lächelnd und äußerst liebenswürdig, glaubt man nicht, daß sie solch gemeine Mordgesellen sind. Fünf baumlange Kerle fallen mir unter den Hindus auf und mein Offizier macht mich auf sie aufmerksam mit den Worten: „Diese Fünf sind von Dalai Lama aus Lhassa eigens für England zur Verfügung gestellt!“

Diese Tibeter spreche ich in ihrer Muttersprache an und sie grinsen vergnüglich wie Ferkel, als an ihr Ohr wohlbekannte Laute aus den Tandschur und Kandschur klingen. Sie entpuppen sich als Bewohner von Darjeeling im Himalaya.

Wir schreiten durch die unendlichen Zeltreihen, die sich im Schatten eines Waldes ausbreiten, getaucht in den Goldglanz der untergehenden Sonne. Kerzengerade steigt der Rauch der Wachtfeuer und Feldküchen in die Höhen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Abendhimmels. Der rhythmische Gesang indischer Soldaten, die sich betend der untergehenden Sonne zuneigen, gibt dem okzidentalischen Milieu einen orientalischen Anstrich. Plötzlich rollt ein Trommelschlag hart durch die Luft und der Gebetsgesang verstummt; nur ein tausendstimmiges Murmeln läßt sich seltsam hören.

Ich kann gerade nicht behaupten, daß diese indischen Naturkinder hier oben im eisigen Norden unter dem Klange der mörderischen Kanonen sich glücklich fühlen. Besonders üben die Aeroplane auf die Indier buddhistischen Glaubens einen Schrecken aus, denn der Buddhismus versetzt den Aufenthalt aller bösen Geister in die Luft. Und der Aeroplan ist so ein böser Geist, weil er in Kriegszeiten durch seine Bomben immer Unglück bringt. Auch in den Granaten und Schrapnells vermuten die Indier böse Geister, „Dschinnen", wie sie sagen. Die Seereise war für sie das angenehmste, aber ihr europäischer Aufenthalt ist von Uebel für sie. Und in der Tat werden die Indier ihre wundervolle Heimat wohl nie wiedersehen.

Jetzt weile ich unter den Sikhs-Zelten. Der Engländer nennt diese Indier „Iron-men" — Eiserne Männer —, weil sie als Talisman am Arm einen eisernen Reifen tragen. Die Sikhs sind hier an der französischen Front in der Majorität vertreten. Große Gestalten bis zu 1,80 m bilden sie die Elitetruppe des indischen Kaiserreichs. Ihr Heimatland ist das Punjab oder Fünfstromland des Indus und seiner vier Nebenflüsse, ist geschichtlich durch die Arier und Skythen, durch Alexander den Großen und endlich durch Afghanien, Tataren und Perser bekannt worden. Von Haus aus zu Kriegen erzogen, haben sie ihrem Mutterland England während der verschiedenen Kolonialkriegen in Abessinien, Afghanistan, Tibet und China vorzügliche Dienste geleistet. Für einen Winterfeldzug sind sie das brauchbarste Material aller Kolonialtruppen der Verbündeten.

In diesem indischen Lager sehe ich noch einige hundert Afridis, Pathams und Gurkhas. Die Afridis sind ausgezeichnete Gebirgssoldaten aus den Höhen des westlichen Himalaya und sind für einen Winterfeldzug ebenso gut geeignet wie der deutsche Soldat. Sie sind Indier islamitischen Glaubens und mit den Afghanen verwandt. Die Pathams sind Indier mit einer noch barbarischen Kultur und stellen die leichte Infanterie dar, während die Gurkhas mit ihren mongolischen Gesichtszügen tibetische Typen repräsentieren.

Die Sikhs sind gute Artilleristen, die Afridis ausgezeichnete Gebirgsjäger, die Pathams und Gurkhas leichte Infanteristen, die aber das Bajonett weniger zu handhaben verstehen und lieber mit Dolchen sich auf den Feind stürzen. Bevor sie in die Schlacht ziehen, lassen sie sich noch einmal rasieren, machen noch sorgfältig Toilette, verzehren in aller Gemütsruhe ihr chupatti (National-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gericht); und dann stellen sie sich in Reih und Glied auf und fort geht es in die Schlacht. Wehe aber dem Indier, der es wagen würde, vor dem anstürmenden Deutschen das Hasenpanier zu ergreifen, er würde erbarmungslos von den aufgestellten Maschinengewehren der Engländer niedergemäht.

* * *

In einem dritten Lager endlich liegen einige Regimenter Sikhs und Gurkhas, braune Teufel in roten Turbanen. Lachend und schreiend tanzen sie um ihre Zelte, um sich zu erwärmen. Man glaubt sich in Delhi inmitten eines Durbar oder auf der Messe zu Benares versetzt. Zwischen den Zelten liegt der Proviant in Massen: Reissäcke, Patronenkisten, Getreide-, Mais- und Gerstensäcke, Orangenmarmelade, Konfekt von Crosse & Blackwell (Hoflieferanten des Kaisers von Indien), Tabak, Tee, Säbel, Lanzen, Mitrailleusen, Gebirgskanonen.

Ein Pfiff des Führers! Die indischen Pferde werden uns vorgeführt: kleine, aber prächtige Pferde. Sie sind in gutem Zustand und jeder Indier, welcher ein vorzüglicher Reiter ist, scheint sein Tier lieb zu haben. In rasendem Galopp schwingen sie sich aufs Pferd und wie der Wind jagen sie dahin. Das will nun nicht sagen, daß indische Reiter in einem europäischen Kriege ausgezeichnete Dienste leisten werden. Ein Indier im bunten Seidengewand mit falschen Diamanten geschmückt, gibt auf einem Pferd ein schönes Aussehen, wenn er sich im Zirkus oder im Durbar zeigt, aber nicht auf einem modernen Schlachtfeld.

Wir werden weiter im Lager herumgeführt, doch sehen wir dieselben Bilder. Vor uns sitzen auf der Erde eine Menge indischer Soldaten, die seltsame, schlechtgebackene Kuchen verzehren. Ihre dürren Beine haben sie untergeschlagen und in dieser orientalischen Weise vermögen sie stundenlang zu sitzen.

Die indischen Offiziere geben uns Berichterstattern zu Ehren in ihrem vornehm ausgestatteten Zelt ein Souper. Neben mir sitzt ein edler Sikh, Mohan Singh von Gujrat (Pendjab). Er spricht zu mir viel von seinem Land, welches er leider verlassen mußte, um „Barbaren zu töten". In Indien ist er ein Mann von hohem Ansehen.

Zu Hause — sagt er mir, habe ich eine schöne Frau, viele Kinder, Wagen und Kühe. Doch auch Paris ist schön, dort gibt es in allen Läden schöne Frauen zu kaufen. Doch hier auf dem Schlachtfeld ist es nichts!"

Er spricht noch viel von seinen Dschungeln, wo er Tiger, Leoparden und Elefanten gejagt hat. All das ist schön, und er denkt sich die Jagd auf die Deutschen ebenso interessant. Dann vertraut er mir diskret: „Ist es wahr, daß die Deutschen ebensolche Barbaren sind wie die Afghanen und Tibeter, wie uns die Engländer versichert haben?" Ich will mich schier krank lachen, doch tröste ich ihn und stimme „All right!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frühling in diesem Jahr

Süßer Atem streicht mir Stirn und Lippen;
Bist Du, Vielgeliebter, schon so nah?
Mancher hört dich jetzt im Grase wippen;
Aber wer begreift es, daß du da?

Fragst du nach den Flöten und den Tänzen?
Ach, Musik, sie ist uns weit entflohn.
Sollten wir die Stirnen uns bekränzen? —
Und nun hältst du ein und staunest schon.

Weigerst etwa zürnend deine Gaben,
Weil man sich an deinem Anblick härmt?
Sieh: wir wollen keine Feste haben,
Diesmal gib nur Sonne, die uns wärmt.

Otto Zoff (Wien)

Przemysl—Konstantinopel

In russischen Blättern war zu lesen, daß der Fall von Przemysl, der so überaus tapfer von österreichisch-ungarischen Truppen verteidigten, von mangelhafter Verproviantierung bezwungenen Festung, einen entscheidenden Wendepunkt im großen Krieg bedeute, dem bald ein noch entscheidender, noch wichtigerer folgen würde, der Fall Konstantinopels. Diese Zusammenstellung ist eine haltlose Hyperbel. Przemysl ist ein rein militärisches Ereignis, von dem die russische Strategie bestenfalls eine Verstärkung ihrer bisher erfolglosen Angriffe auf die Karpathenfront der Verbündeten erwarten kann. Wobei alle Welt, also wohl auch der russische Generalstab, weiß, daß die militärischen Entscheidungen sich ganz und gar nicht um diesen, außerhalb der großen Kampflinien gelegenen, festen Platz zu kümmern hatten. Im galizischen Flachland, mit den Karpathen hinter sich, müssen voraussichtlich die Würfel in einer Riesenschlacht oder mehreren, großen Schlachten fallen. Vielleicht auch weit höher im Norden, mit entsprechender Rückwirkung auf die galizischen Kämpfe.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dagegen wäre der Fall der türkischen Hauptstadt, der Zusammenbruch der Türkei, die Oeffnung des schwarzen Meeres und der Einbruch Rußlands in die Mittelmeerinteressen, ein politisches Ereignis erster Ordnung, das fast alle bisher Neutralen zwingen würde, zu den Waffen zu greifen, um ihre Existenz oder Zukunft zu wahren und das dem Krieg ein drittes Zentrum geben würde. Die Möglichkeit, einen haltbaren Frieden herzustellen, wäre durch das Hinzutreten neuer Gefährdungen von Ländern und Nationen dann in nebelhafte Fernen gerückt.

Przemysl und Konstantinopel sind nicht unter einen Hut zu bringen. Ihr Schicksal auch nicht im Entferntesten vergleichbar. Przemysl — eine Episode, ein billiger Triumph des Hungers, der sich diesmal in den Dienst Rußlands stellte. Konstantinopel — ein Weltereignis, das ganz Europa berühren würde.

So töricht denkt man doch in Petrograd nicht, zu glauben, daß sich da eine Erfolgsreihe eröffnete, von der ein Glied die galizische Festung und ein anderes der Schlüsselpunkt des Ostens wäre?

Konstantinopel darf und wird wohl auch nicht fallen.

Zur Zeit sind die Angriffe auf die Dardanellen aufgeschoben worden, weil die Kräfte für die Bezwingung zu Land fehlen.

Bezeichnend für die grundverschiedenen Absichten der Dreiverbandsmächte in der Dardanellenaktion ist deren Stellungnahme zu dieser aufgezwungenen Pause. England, das nur an einen großen Bluff dachte, an eine Ablenkung von Aegypten, an den Theatereffekt, seine militärische und navale Minderfähigkeit durch Hinüberspielen ins politische zu decken, will — trotz der Erkenntnis der Unmöglichkeit, die Meerengen lediglich zur See zu forcieren, die Angriffe weiter fortsetzen. Natürlich das Nächstliegende — für den Bluff.

Frankreich, dem die englische Admiralität gerne den Vortritt läßt, wenn es sich um sichere Schiffsverluste handelt, erkennt restlos das Unvermögen wegen fehlender Landkräfte, und spannt zeitlich ganz aus. Rußland beeilt sich inzwischen, sein bisheriges, ihm äußerst peinliches Fehlen im Konzert, durch rasche Zusammenziehung einer Landarmee wettzumachen.

Es möchte auf irgend eine Art — wenn schon die Seearbeit Engländern und Franzosen überlassen werden muß — in überwiegender Zahl die seinerzeitige Landarbeit verrichten. Die Verlegenheit besteht nur darin, wo diese russischen Kräfte anzusetzen wären?

Selbst dort, wo man kein unbedingtes Vertrauen in die türkische Eigenkraft hat, die ja vielfach unterschätzt wird, ist man eines Sinnes, daß die Einnahme von Konstantinopel eine riesige Arbeitsleistung voraussetzte, die derzeit keine der anderwärts gebundenen Dreiverbandsmächte zu leisten vermag.

Von Przemysl nach Konstantinopel ist demnach ein so ungeheuer langer Weg, daß es als Lächerlichkeit anzusprechen ist, die beiden Namen in dem bewußten einen Atemzug zu nennen . .

v. S.

Friedrich Ostendorf †

Der Tod eines Baukünstlers trägt in den meisten Fällen den Charakter eines lokalen Verlustes. Selbst den bedeutendsten unsrer Zeit — Alfred Messel und Olbrich vielleicht ausgenommen — blieb es versagt, eine all-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemeinere, ich meine im stilistischen und lokalen Sinne allgemeinere Bedeutung zu gewinnen. Das Bild einer Stadt trug merkliche Stilcharakteristiken dieses oder jenes, den kleine Nachtreter mit behutsamem Stift kopierten; das ist stilistische Ausbreitung im lokalen Sinne. Baukünstler von geradezu antilokaler Bedeutung und von örtlicher Bedingtheit losgelöster Größe sind in der Geschichte unsrer Baukunst eine geringe Schar.

Wenn einer zu ihnen gehört, so ist es Ostendorf. Mancher wird Ostendorfs Namen neben den Namen des Baumarkts nie gehört, kaum ein Werk seiner Kunst gesehen haben. Und doch ist seine Persönlichkeit von starkem Gewicht in der Entwicklung unserer Architekten. Denn er hat uns in dem Durcheinander, dem planlosen Stilwirrwarr der Baukunst unserer Tage, der sich — nicht zuletzt eine Frucht Ostendorfscher Arbeit — nun zu lösen begann, die Augen geöffnet und unser Urteil bildend weitergeleitet „durch Straßen, wo links das Unklare, Willkürliche und Verworrene und rechts das Klare, Gesetzmäßige und Einfache steht." In dieser Gegenüberstellung, die an der Spitze dessen steht, was er uns über das Wohnhaus zu sagen hatte, liegt das ganze Programm seiner Theorie. Er wollte in seinen „Sechs Büchern vom Bauen" nicht wie die Theoretiker der Renaissance oder die französischen Akademiker Dogmen fixieren, sondern weitausholend und mit historischem Sinn zeigen, was im Keim entwicklungsfähig und was künstlerische Tat sei. In der Gegenüberstellung von dem, was ihm als Gut oder Schlecht erschien, suchte er stilbildend zu klären. Die Kriterien künstlerischen Bildens lagen für ihn dabei jenseits aller Gefühlsphasen im rein Verstandesmäßigen. Künstlerische Tat war ihm eine Sache des Verstandes. Darin stand er im schroffsten Gegensatz zu der Kunstauffassung des vergangenen Jahrhunderts; denn nur nach der Erkenntnis, daß die Kunst in der klaren Sphäre des Verstandes entstand, konnte er zum Aesthetiker werden, nur dann gab es Kriterien künstlerischen oder unkünstlerischen Bildens.

Seine bauhistorischen Studien mögen ihm den Sinn für die Erkenntnis erschlossen haben, daß Baukunst nicht eine Sache des Temperaments, sondern wesentlich des Intellekts ist. Diese Einsicht bestärkte sich ihm, als er daran ging, den gewaltigen Komplex an Formsinn und Formschöpfung, der in der Baukunst vor unserer Epoche lag, zu erfassen und zu verstehen. Aus diesem historischen Verstehen, das nebenbei in seiner Kenntnisfülle zum Erstaunlichsten gehörte, was je von einer deutschen Hochschule sprach, wächst erst seine eigene künstlerische Schöpfung. Und diese selbst ist nicht neu, nicht „epochemachend", denn sie trägt so sehr deutliche Merkmale seiner historischen Studien, daß sie den freischaffenden Künstler Ostendorf sehr oft zu Unrecht zurücktreten läßt. Eine Loslösung von der Entwicklung, von der historischen Bedingtheit, wie sie die eigenpersönliche Liniensprache eines van de Velde darstellt, wäre bei Ostendorf undenkbar. Er hat selbst eingesehen, daß er nicht der Ausgangspunkt eines neuen Stils im Sinne des künstlerischen Individualismus bedeutete, aber ihm war bei seiner Erkenntnis, daß die Kunst, zumal die Baukunst, etwas organisch Werdendes ist, der Charakter seines eigenen Schaffens naturnotwendig.

Wir sind in der Architektur unserer Zeit stilistisch absolut unorientiert, was heute einer als Fundament eines

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuen Stils betrachtet, wird morgen ins Gegenteil verwandelt. Nur im Anschluß an die Formensprache vergangener Stilepochen, gab es für Ostendorf einen neuen Baustil. Persönliche Eigenart und individuelle Angebundenheit sollten zurücktreten, um dem Fluß der Stilentwicklung kein Hemmnis zu sein. Dieser Grundsatz künstlerischer Disziplin leitet sein eigenes Schaffen und seine Lehre.

Einem großen und seiner Erkenntnis ergebenen Schülerkreis hat er die Ergebnisse seines Suchens übermittelt. Dieser Schule hat er in gewissem Sinn die Art einer gotischen Bauhütte gegeben. die Persönlichkeit tritt den allgemeinen Stilerkenntnissen gegenüber zurück: Als akademischer Lehrer suchte er keinen Individualismus großzügiger Kohlezeichnung heranzubilden, sondern stellte an den Beginn des baukünstlerischen Studiums das historische Fundament. Seine persönlichen Fähigkeiten, sein sokratisch lehrender Geist machten ihn wie keinen andern daher fähig, der furchtbare Träger eines neuen Lehrgedankens zu sein.

Darum ist sein Verlust unersetzlich. Was er in seinen Werken niedergelegt, ist unvollendet, wenn auch von einer Bedeutung, deren Wirkung die Entwicklung unserer Baukunst erst im weiteren Verlauf zeigen wird. Neben seinen theoretischen Büchern vom Bauen bleibt seine Schule sein wertvollstes Erbe; an ihr wird es sein, die Ideen ihres Meisters mit demselben Mut durchzufechten, wie er sie vertrat.

Der Krieg nahm die Vollendung seiner Aufgabe, zu der ein langes arbeitgesegnetes Leben gehört hätte, dem Fünfundvierzigjährigen aus den Händen. Die Zeit der Tat, die ganze Menschen für eine große Sache forderte, rief auch ihn. Es ließ den unruhvollen Geist nicht mehr bei seinen Plänen, bei Weib und Kindern. Er mußte dorthin, wo all die Jungen um ihn kämpften, um im Kampf, der seiner Natur notwendig war, ihr Führer zu sein wie daheim. Am Lorettoberg, den er mit seinen Grenadieren stürmte, traf ihn die Kugel. Im berauschenden Gefühl des Siegs fiel der nimmermüde Kämpfer, Freunde haben ihn zur Ruhe der Heimaterde getragen.

Hermann Leopold Mayer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme · Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankreichs Industrie und der Krieg

Von Dr Hugo Kühl

Der von England entfachte Weltkrieg ist ein wirtschaftlicher Kampf, das Inselreich will unsere Weltwirtschaft vernichten, unsere Industrie zerstören. Die Times hat es kürzlich ganz unumwunden ausgesprochen, daß die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland ihr nur den lang ersehnten Anlaß bot zum Losschlagen. Vorsichtig war alles vorbereitet. Die Arbeit schien leicht zu sein, im Osten und Westen mußte Deutschland sein Volk mobil machen gegen gewaltige, nicht zu unterschätzende Feinde, Rußland und Frankreich.

Englands Pläne sind gescheitert. Der Waffenerfolg ist im Osten und Westen auf unserer Seite, unsere Industrie ist wohl in vielen Zweigen unterbunden, aber keineswegs zerstört, sie wird sich nach dem Frieden mehr entfalten, denn je. Dasselbe gilt von unserem Außenhandel. Man hat übrigens schon in englischen Kreisen frühzeitig erkannt, daß der zeitweise Verlust des deutschen Außenhandels keineswegs gleichbedeutend ist mit der Vergrößerung des englischen Exports. Wir können hier ruhig und fest in die Zukunft blicken, der moderne Handel wird nicht durch Schiffskanonen, sondern durch das Fabrikat gewonnen.

Weit ungünstiger liegen die Verhältnisse in Frankreich. Die mächtige englische Flotte sicherte bis zum Jahre 1915 den Kanal, schützte Frankreichs Handelsflotte, schützt sie auch noch heute überall dort, wo unsere U-Boote nicht in Betracht kommen. Das Land selbst aber wird im Osten und Norden in eiserner Umklammerung gehalten, unsere Truppen haben 3,7% des Reiches oder 2 100 000 Hektar besetzt.

Wie ist es um Frankreichs Industrie bestellt? Einen wertvollen Einblick gewährt uns der Temps. Nach seinen Mitteilungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erreichte der Ausfall an Einfuhrprodukten den Wert von 1 688 655 000 Franks, während der Ausfall an Ausfuhrstoffen einen Wert von 1 564 656 000 Franks repräsentierte. Von dieser ansehnlichen Summe, es handelt sich um 3253,5 Millionen Franks, entfallen 779,5 Millionen Franks auf Fabrikate. Bei Ausbruch des Krieges erloschen die Handelsbeziehungen mit Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Belgien. Hierdurch war ein Ausfall von 1300 Millionen Franks bedingt, bringen wir diesen in Abzug, so bleibt für Frankreich immer noch der enorme Ausfall von zwei Milliarden Franks in den ersten vier Monaten. Wir dürfen die berechtigte Annahme hegen, daß der Umsatz sich nicht gehoben hat, zumal seitdem der Kanal von unseren U-Booten beherrscht wird.

Die an sich großartige Eisenindustrie Frankreichs liegt fast ganz nieder. Von den im Juli des Jahres 1914 im Betriebe befindlichen 117 französischen Hochöfen befinden sich in Nord- und Ostfrankreich 87 im Bereiche der Kriegshandlungen. Die anderen Hochöfen mußten sicher zum großen Teile aus Mangel an Feuerungsmaterial ausgeblasen werden. Der wichtigste Kohlenbezirk Frankreichs ist der von Valencienne an der belgischen Grenze, er liefert etwa 70% der Gesamtproduktion. Nur 30% der ganzen Kohlenförderung liegen außerhalb des von unseren Truppen besetzten Gebietes. Die Folgen hat der Winter gezeigt, es herrschte ungeheurer Mangel trotz der anfangs noch möglichen englischen Einfuhr, die jetzt fast ganz unterbunden ist. In Frankreich beträgt die Tagesförderung nur 15% von der in Friedenszeiten. Die Rückwirkung auf die Eisenindustrie trat in der Waffeneinfuhr aus Amerika in Erscheinung. Es kommt noch hinzu, daß die französische Industrie auch aus Deutschland Kohle einführte und zwar immerhin 3 057 500 Tonnen.

Unter diesem Mangel an Kohlen müssen alle mit Dampfbetrieb oder Elektrizität arbeitenden Industriezweige leiden. 46,8% der Nahrungsmittelindustriebetriebe liegen in den von uns besetzten Gebieten, die übrigen haben keine Kohlen. Die berühmten französischen Nudelfabriken können die Pariser Küche nicht mehr ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sorgen. In der Textilindustrie sind sogar 68,7% aller Betriebe in unserem Besitze. Von den mit Dampfkesselbetrieb arbeitenden landwirtschaftlichen Unternehmungen haben wir 14,2% in Händen. Sehr groß ist der Mangel an Farbstoffen, namentlich in der Baumwollindustrie, mit den größten Schwierigkeiten kämpft die Papierindustrie, der meist nur noch schlechtes Material zur Verfügung steht.

Auf der anderen Seite sind viele Industriezweige durch den mangelnden Absatz ihrer Produkte infolge des ausfallenden oder stark verminderten Exportes sehr geschädigt. Die für Frankreich charakteristischen Produkte, Harz, Terpentinöl, Kasein, Gelatine erzielen keinen Preis.

Als günstig kann man allenfalls die Lage des Drogenhandels und der pharmazeutischen Industrie ansehen, wenn man gewisse Zweige, z. B. Gewinnung von Jod und Jodpräparaten, die nie hochstand, ausschaltet. Frankreich unterhielt bis zum 18. Februar rege Handelsbeziehungen mit England, beide Reiche besitzen viele wertvolle Kolonien, die ihnen Drogen in Hülle und Fülle liefern. Die Chemikerzeitung schreibt: „Aus den Winkelgassen des alten Paris, aus den Rues Turbigo, des Perles, des Archives usw. wandern noch immer Senegalgummifässer, Kopal- und Mastixkisten sowie Carnaubawachssäcke nach England; umgekehrt kommen Rinden, Wurzeln und sonstige Drogen aus England nach Paris in die Rue Parée zu Darasse Frères und Dausse & Co., die von Paris aus das ganze Land versorgen."

Die ursprüngliche Umsatzhöhe dürfte aber auch hier nicht erreicht werden, da die Handelsbeziehungen zwischen England und Frankreich dank dem unerschrockenen Vorgehen unserer U-Boote sehr gelitten haben.

Aber auch dort, wo unsere Taucher nicht in Frage kommen, bedingte die Kriegslage einen Rückgang des Umsatzes. Interessante Beispiele liefert das vollständig im französischen Machtbereiche liegende Nordafrika. Die Gassagesellschaft in Algier hatte im Jahre 1914 vor Ausbruch des Krieges 1 365 000 Tonnen Phos-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

phat verkauft, konnte aber nur 964 000 Tonnen zur Ablieferung bringen. Die Tunesische Phosphatgesellschaft brachte 1914 260 743 Tonnen Phosphat in den Handel gegenüber 364 485 Tonnen 1913.

Die wirtschaftliche Lage Frankreichs entspricht der militärischen, der große Krieg führte zu einer Niederlage der Westmacht, die England nie wieder ausgleichen kann.

Irrtümer der militärischen Verkehrspolitik Rußlands und Englands

Von Dr. phil. Richard Hennig, Berlin-Friedenau

Reiche Befruchtung werden die verschiedensten Wissenschaften durch die Ereignisse des großen Weltkriegs erfahren und auf Jahrzehnte hinaus wird die theoretische Forschung wertvolles Material aus den gewaltigen Ereignissen der Gegenwart schöpfen. Gar manche alte Anschauung ist über den Haufen geworfen worden und manche einst selbstverständlich scheinende Voraussetzung hat sich nicht als richtig erwiesen, auf praktischem wie theoretischem Gebiete. Mit einer gewissen Genugtuung können wir Deutschen feststellen, daß die eisernen Tatsachen uns zum großen Teil neue Lehren von einem für uns angenehmen Charakter gegeben haben, daß manche der großen Ueberraschungen des Krieges für uns gleichzeitig durchaus erfreulich waren.

Zu diesen für uns durchaus angenehmen Ueberraschungen gehören auch einige neuartige Gesichtspunkte, die sich der noch durchaus im Kindheitsalter stehenden Verkehrswissenschaft eröffnen. Es ist überaus reizvoll, den Einfluß militärischer Gesichtspunkte auf Maßnahmen im Gebiet des Weltverkehrs zu studieren und ich behalte mir vor, eine umfassendere Sonderuntersuchung über die bald fördernden, bald hemmenden Einflüsse strategischer Erwägungen auf die Fortschritte des Weltverkehrs an andrer Stelle zu veröffentlichen. Für heut sei nur auf einige derartige Tatsachen hingewiesen, die unmittelbare Bedeutung für das große Völkerringen der Gegenwart gewonnen haben. Drei verschiedene Stellen des Kriegsschauplatzes fallen dabei besonders ins Auge, drei Stellen, wo übereinstimmend die Generalstäbe der Feinde Deutschlands dem friedlichen Verkehrsleben fühlbare Hemmnisse auferlegt haben, um militärische Vorteile zu gewinnen und wo nun die Probe aufs Exempel, wie dieser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieg sie liefert, in jeder Hinsicht unerwartet gewesen ist. Die erste der drei Stellen ist die russische Grenze gegen Deutschland und Galizien. Rußland hat den Ausbau seiner Grenzprovinzen mit Bahnen stets sehr eigenartig betrieben. Während es schwachen Nachbarstaaten gegenüber, wie Schweden, Türkei, Persien, auf einen sorgfältigen Ausbau seiner grenznahen Bahnlinien und auf ihr Vorschieben bis unmittelbar ans Nachbargebiet bedacht war, schnitt es an denjenigen Stellen, wo es ein Nachbar starker und kriegstüchtiger Staaten, wie Deutschland und Oesterreich-Ungarn, war, sein eignes Bahnnetz sozusagen völlig auf die Defensive zu. Die Grenzübergänge wurden von ihm auf ein Minimum beschränkt, gibt es doch nördlich von Eydtkuhnen keinen einzigen deutsch-russischen Bahnübergang mehr! — die grenznahen Bahnen verlaufen, wie ein Blick auf die Karte zeigt, in Westrußland zum überwiegenden Teil nicht, wie man es erwarten sollte, auf die Grenze zu, sondern parallel zu ihr, womit natürlich einem feindlichen Heer der Einfall nach Rußland erheblich erschwert, aber auch ein eigner Angriff auf den Nachbar stark beeinträchtigt werden mußte, während die Truppenverschiebungen im eignen Lande leicht gemacht waren und die Verteidigung gegen einen feindlichen Angriff begünstigt wurde. Dazu kam das für den friedlichen Personen- und Güterverkehr höchst lästige, starre Festhalten an der besonderen russischen Spurweite (1,524 m) gegenüber der sonst in Mitteleuropa allenthalben üblichen Normalspur (1,435 m). Auch diese verkehrserschwerende Maßnahme wurde lediglich auf Grund von militärischen Erwägungen beibehalten, weil ein feindlicher Angriff in der russischen Breitspur eine starke Erschwerung eines Vormarsches nach Rußland hinein finden mußte. Wie sehr die russische Kriegführung von vornherein auf die Verteidigung des Landes hinter der Njemen-Bobr-Narew-Weichsellinie angelegt war, erhellt ja am besten daraus, daß der an diese Flüsse sich anschließende äußerste Festungsgürtel im großen und ganzen auch ungefähr der Linie entsprach, wo die mitteleuropäische Normalspur durch die russische Breitspur abgelöst wird. Das festungslose Gebiet in Polen südlich und westlich der Weichsel weist ja zum größeren Teil, obwohl es Zarenreichs-Boden ist, Normalspur im Eisenbahnbetrieb auf; ein deutliches Zeichen, daß man bereit war, dies Land einem feindlichen Angriff preiszugeben.

Erst in der allerletzten Zeit vor dem Kriege machten sich in Rußland Bestrebungen bemerkbar, die Westgrenze, die bis dahin militärisch und eisenbahntechnisch ganz auf die strategische Verteidigung eingerichtet war, auch für den Angriffskrieg besser einzurichten. Ein deutliches Anzeichen dafür, daß Rußland den großen Weltkrieg planmäßig vorbereitet hat, andrerseits aber auch dafür, daß es ihn ohne den Mord von Sarajewo erst in 2—3 Jahren vom Zaune gebrochen hätte, war die Bewilligung einer Reihe von Eisenbahnlinien im letzten Frühjahr, die einen erfolgreichen Angriff gegen Deutschland und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oesterreich-Ungarn erheblich begünstigt hätten und deren nunmehriges Fehlen im russischen Offensivkrieg des Jahres 1914 viel zum Versagen der „russischen Dampfwalze" beigetragen hat.

Wie außerordentlich wäre z. B. sowohl die deutsche wie die österreichische Verteidigung bei Gelegenheit des großen russischen Offensivvorstoßes im August gegen Ostpreußen wie gegen Galizien erschwert worden, wenn die Russen bereits ihre kurz vor Kriegsausbruch eifrig befürworteten und z. T. im Frühjahr 1914 schon bewilligten, neuen Bahnlinien Dwinsk-Kowno-Rossieny-Bolangen und Mosheiki (Murawiewo)-Tauroggen, ferner Cholm-Samostje und Lublin-Samostje schon verfügbar gehabt hätten. Wie ganz anders und wie sehr viel unerfreulicher für Deutschland hätte sich weiterhin der erneute russische Novembervorstoß gegen die posensche und schlesische Grenze entwickelt, wenn die Russen schon ihre bisher nur als Projekt vorhanden gewesene Bahn Nowo Georgiewsk-Plozk besessen hätten, deren Vorhandensein vermutlich den glänzenden, der Dampfwalze endgültig Einhalt gebietenden Hindenburgschen Gegenstoß von Wloclawec und Kutno in den Tagen vom 11.—15. November vereitelt oder mindestens wirkungslos gemacht hätte!

Gewiß hat die Eisenbahnarmut der russischen Grenzgebiete insofern ihren Zweck erfüllt, als die deutschen Vorstöße ins Gouvernement Suwalki und der deutsch-österreichische Angriffskrieg in Polen dadurch in sehr fühlbarer Weise erschwert und verlangsamt wurde. Die starke Ueberlegenheit der deutschen Methode, die auch die einem feindlichen Angriff preisgegebenen Grenzländer mit einem verhältnismäßig dichten Eisenbahnnetz versieht, hat sich aber doch in denkbar glänzendster Weise gezeigt. Auch die höchste Kunst der genialen Hindenburgschen Strategie hätte so Großes nicht leisten können, wenn nicht die trefflichen Eisenbahnnetze in Ostpreußen, Posen und Schlesien, ebenso auch in den österreichischen Grenzgebieten die Truppenbewegungen erleichtert hätten. Der beste Beweis dafür, daß die Russen selbst ihre frühere, von militärischen Defensivmaßnahmen geleitete Eisenbahnpolitik als einen schweren taktischen Fehler erkannt haben, enthielten die häufigen klagenden Hinweise der russischen obersten Heeresleitung, daß das dichte deutsche Eisenbahnnetz dem zahlenmäßig so gewaltig unterlegenen Feinde wieder einmal eine überraschende Sammlung starker Kräfte an einem wichtigen Punkt und damit eine erfolgreiche Offensive ermöglicht habe. — Die Erfahrungen des Weltkriegs haben mit nie geahnter Deutlichkeit gezeigt, daß ein gutes Eisenbahnnetz selbst sehr große Unterschiede der zahlenmäßigen Unterlegenheit auszugleichen vermag, und selbst wenn nicht die überlegene Führung und der Geist der Truppen Faktoren wären, die den von unsren Feinden nur allzu eifrig gepflegten Glauben an die Macht der Zahl der Soldaten gründlich hätten zu schanden werden lassen, so würde dennoch das alte, übrigens nie richtig gewesene Wort, daß Gott mit den stärkeren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bataillonen sei, eine wesentliche Modernisierung erfahren müssen, etwa in dem Sinne, daß Gott mit den stärkeren Bataillonen und den besseren Eisenbahnen sei!

Wenn die Russen sich heut mit Recht darüber beklagen dürfen, daß eine strategisch für sehr klug gehaltene Maßnahme in der Praxis sich als völlig verfehlt erwies, so dürfen ihnen die Engländer aus vollem Herzen beistimmen, denn sie haben die gleiche Erfahrung in eben so schmerzlicher Weise und obendrein an einem Objekt gemacht, wo weder sie selbst noch wir Deutschen es jemals erwarten konnten.

Aus der militärischen Besorgnis heraus, daß ein feindlicher Einfall in ihr seit dem 18. Jahrhundert von den Kriegsgreueln jungfräulich gebliebenes Inselland erleichtert werden könne, haben sich die maßgebenden Kreise Englands seit über 30 Jahren bekanntlich mit aller Gewalt gegen die Schaffung des sogenannten Kanaltunnels gesträubt, jenes Eisenbahntunnels, der Frankreich und England unter dem Wasser des Aermelkanals hinweg in eine „feste" Verbindung bringen und den Verkehr zwischen beiden Ländern ganz bedeutend beschleunigen sollte. In den 60er Jahren und im Anfang der 70er Jahre stand man in England dem großartigen Verkehrsplan durchaus wohlwollend und ebenso sympathisch wie in Frankreich gegenüber. Als aber etwa im Jahr 1875 die Bauarbeiten ernstlich in Angriff genommen werden sollten, stellten sich in England militärische Besorgnisse ein, die anfangs gering waren, aber von Jahr zu Jahr wuchsen, so daß die in Dover und Calais in Angriff genommenen und mit erfreulichem Erfolg rasch geförderten Tunnelarbeiten im Jahr 1883 endgültig eingestellt werden mußten. In der Folge haben sich die anfänglich in vernünftigen Grenzen sich bewegenden Besorgnisse sich zu einem wahrhaft hysterischen Angstzustand gesteigert und der von Zeit zu Zeit, zuletzt noch im August 1913, immer wieder auflebende Tunnelplan ist stets schon in den ersten Stadien erstickt worden, obwohl bei nüchterner Betrachtung der Gedanke, daß ein im Festungsbereich endender und jederzeit unter Wasser zu setzender Tunnel eine feindliche Invasion erleichtern könne, als heller Unsinn erscheint.

Nun ist der große Krieg da, an dem England, freilich als Frankreichs Bundesgenosse, beteiligt ist, und der Kanaltunnel ist nicht vorhanden. Noch im Oktober und November, als der deutsche Vormarsch auf Calais zu drohen schien, pries man zweifellos in England die eigne Klugheit, die dem gefährlichen Tunnel rechtzeitig das Lebenslicht ausgeblasen habe. Heut dürfte man erheblich anders darüber denken! Denn die unerwartet tiefgehenden Wirkungen, die die deutsche U-Boot-Kriegführung und die Erklärung aller englischen Küsten als Kriegsgebiet, die Minengefahr und andre Umstände auf das wirtschaftliche Leben Großbritanniens ausgeübt haben, sie hätten in ihrer Wirkung sehr erheblich gemildert und zum großen Teil sogar aufgehoben werden können, wenn der Kanaltunnel vorhanden gewesen wäre und England von der ausschließlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Benutzung des Seewegs unabhängig gemacht hätte. Wieder, wie bei den Russen, zeigt es sich nun, daß die absichtliche Verhinderung bedeutsamer Verkehrsanlagen aus militärischen Gründen dem Lande, das sich von der verkehrsfeindlichen Haltung Vorteile verspricht, zwar in der Tat im Kriegsfall einigen Nutzen bringt, daneben aber einen unverhältnismäßig viel größeren Schaden.

Verfügte England heut über den Tunnel, so könnte es seine Truppentransporte und Munitionssendungen ungleich schneller und sicherer an die Front schaffen, als es nun auf dem langsamen und von Unterseebooten und Minen bedrohten Seeweg der Fall ist. Und ebenso hätte die Lebensmittelteuerung in England, die ihrerseits wieder ernste Streikgefahren im Gefolge zu haben scheint, niemals einen derartigen Umfang annehmen können, wie wir es erlebt haben und hoffentlich weiter erleben werden, wenn Englands Einfuhr nicht eben nur auf den Seeweg angewiesen wäre, wenn vorübergehend die Warenzufuhr von überseeischen Ländern vielleicht in den südfranzösischen Häfen oder in den südlichen Häfen von Frankreichs Westküste hätte gelöscht werden können, um von dort aus, sicher vor allen Kriegsgefahren, auf dem Schienenwege nach England zu gelangen!

Und wie hier am Kanal, so hat sich anscheinend England auch noch an einer andren Stelle mit seiner aus militärischen Erwägungen heraus verfügten Vereitelung eines Weltverkehrsplans von Bedeutung empfindlich ins eigne Fleisch geschnitten und wenn auch der von der Vereitelung erhoffte Vorteil nicht ausgeblieben ist, so hat er doch gar zu teuer, mit einem um so empfindlicheren militärischen Nachteil erkauft werden müssen, mit dem man nicht gerechnet hatte. Es handelt sich um die englische Verteidigung des Suezkanals gegen den Anmarsch der Türken, um die eisenbahnlose Sinai-Halbinsel und den von den Engländern vereitelten Anschluß zwischen syrischen und ägyptischen Bahnen.

Wiederholt wünschten die Türken einen Seitenzweig ihrer Mekka- oder Hedschasbahn in die Sinai-Halbinsel und womöglich bis nach dem Nilgebiet hinein zu bauen. Zuletzt aber noch vor etwa 1 ½ Jahren haben die englischen Herren Aegyptens sich gegen einen solchen Plan zur Wehr gesetzt. Durchaus richtig urteilte man auf englischer Seite, daß ein türkischer Angriff auf den Suezkanal, wie er nunmehr Tatsache geworden ist, durch eine bis an den Kanal laufende Bahn erheblich erleichtert werden könnte, während die rund 300 km breite, bahnlose Wüste zwischen der Mekkabahn und dem Kanal dem Anmarsch eines großen Heeres ein schwer zu bewältigendes Hindernis in den Weg legen werde. Diese Betrachtungsweise hat jetzt bis zu einem gewissen Grade ihre Richtigkeit erwiesen: das Fehlen der verbindenden Eisenbahn hat den türkischen Angriff auf Aegypten und den türkischen Aufmarsch am Suezkanal empfindlichst verzögert. Hat somit das aus strategischen Gründen durchgesetzte Fehlen der Bahn unzweifelhaft seine Früchte getragen, so hat es dennoch den türkischen Auf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

marsch nicht verhindern können: starke türkische Vortruppen stehen seit Ende Januar am Kanal, dessen Ostufer sie anscheinend ziemlich vollständig beherrschen und das Erscheinen des türkischen Hauptheers am Kanal und im Nilgebiet ist schließlich nur eine Frage der Zeit. — Andrerseits aber läßt sich kaum verkennen, daß das Fehlen der Bahn in der Sinai-Halbinsel der englischen Verteidigung auch wertvolle Trumpfe aus der Hand genommen hat. Es fehlt der Verteidigung das wertvolle Vorgelände, das schützende „Glacis." Ostwärts über den Suezkanal kann die englische Verteidigung nicht hinausgeschoben werden; eine der wichtigsten Verteidigungsstellen, der Kanal selbst, das „Genick Englands", stellt also gleichzeitig die äußerste Grenze des für die Verteidigung geeigneten Geländes dar und der empfindliche Nachteil dieses Sachverhalts äußert sich bereits in dem kaum noch zu bezweifelnden Aufgeben des Ostufers durch die englische Verteidigung, womit den Türken, sobald sie den Angriff auf den Kanal aufnehmen oder die Schiffahrt zu sperren planen, die artilleristische Beherrschung der Wasserstraße preisgegeben ist.

Wäre eine Bahn vorhanden, die die Wüste durchquert und die einen bequemen Nachschub von Munition und Proviant ermöglichte, so hätten aller Voraussicht nach die Engländer ihre vorderste Verteidigungsstellung erheblich weiter ostwärts hinausschieben und damit den Kanal der Erreichung durch feindliche Truppen vorläufig noch entziehen können. Vielleicht wäre dann die vorderste Stellung der Engländer und ihrer Hilfsvölker bis an die ägyptische Grenze, d. h. die Verbindungslinie El Arisch-Akaba vorgeschoben und die Beherrschung der Meere hätte dann in El Arisch und in Akaba eine gute Verbindung mit der Truppe neben dem Rückgrat der Bahn aufrecht zu erhalten gestattet. Dann wäre der türkische Vormarsch sehr viel aussichtsloser gewesen, als er es jetzt ist und in jedem Falle hätte er eine unverhältnismäßig viel längere Zeit gedauert, ohne daß das „Genick Englands" irgendwie gefährdet war, um das sich jetzt anscheinend bald die würgende Schlinge legen wird, vielleicht schon gelegt hat. Jedenfalls scheint auch hier der bisherige Gang der Dinge die Lehre zu enthalten, daß das Vorhandensein der aus militärischen Gründen vereitelten Eisenbahn, wie in Polen und am Aermelkanal, ein wirksameres Verteidigungsmittel gewesen wäre als das Fehlen des Schienenweges.

Sicher wird sich über die Berechtigung dieser Ansicht streiten lassen und es wäre bei der Neuartigkeit der nunmehr eröffneten Gesichtspunkte nicht zu verwundern, wenn in einem späteren Zeitpunkt eine schärfere Ueberprüfung eine teilweise Wandlung der hier vorgetragenen Anschauungen bringen würde. Aber die Hauptsache bleibt bestehen: die Tatsache, daß der Krieg mit seiner Fülle von Erscheinungen, auch der theoretischen Verkehrsforschung und ihrer praktischen Verwertung eine große Fülle neuer, wissenschaftlicher Anregung zufließen lassen wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Auferstehung des Volksideals

Von Catherina Godwin

Der enttäuschte Idealist, der heimlich an seinen wunden Idealen krankt und es im Grunde allen anderen verübelt, daß er seine Ideale so garnicht bei ihnen anbringt und sie stets heimatlos in noch geschwächterem Zustande zu ihm zurückkehren — dieser enttäuschte Idealist erlebt heute die große Stunde neuer Offenbarungswahrheit.

Er, der allmählich zu dem resignierten Schluß gelangte, daß das Ideal nur ein zweckloser Luxus der seelischen Aristokratie sei, nicht verwendbar in der Wirklichkeit, — Hemmung, die jeden Weg ins Alltägliche versperrt — er sieht plötzlich wie eine Vision die Masse der Menschheit von lebendigem Idealismus durchstrahlt auferstehen, er sieht sie begeistert das idealste Opfer für eine Idee darbringen, dessen er selbst mit seinen müden Idealen sich nicht mehr fähig fühlt.

Und zwar erkennt er, daß grade die, denen er rundweg jedes Ideal abgesprochen hätte: jene Kategorie gesunder materieller Realisten, vor denen er längst seine Ideale versteckte und aus Notwehr den Cyniker mimte — ja er erkennt, daß die, die bisher Hauptvertreter seines Weltkummers waren, heute zum größten Teile die Hauptträger des Volksideales sind.

Und trotz aller Zweifel ahnt er: die Menschen haben wirkliche Begeisterung, haben echte Ueberzeugung! Diese persönliche Einfühlung jedes Einzelnen in den großen Zusammenhang, diese heroische Entselbstung, muß eine besondere, innerlich verwandelte und vergeistigte Ursache haben.

Aber dann sagt er sich gleich darauf: — nein!— das ist nur wieder mein falscher Idealismus, den ich in die Leute hineinprojiziere, das ist im Letzten alles viel primitiver: — Instinkt der Arterhaltung — Massensuggestion — Zwang — Kampfgelüste, auf die Tradition unserer Väter hinweisend. — Was versteht denn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eigentlich die breite Menge vom Ideal? Wieviel Prozent von denen, die jetzt draußen stehen, haben überhaupt das Wort „Ideal" in ihrem Lebensprogramm?

Wieviele haben auch nur die leiseste Fühlung zu dem heiligen Streben eines Menschen, dessen ganzes Sein nur ein ewiges Suchen der Verwirklichung des Ideals in der iddeallosen Wirklichkeit ist!

So sitzt er skeptisch herum, liest Zeitungen und Kriegsdepeschen, die Ereignisse strömen über ihn hinweg — er fühlt sich aus der Mitte herausgestoßen und im tiefsten seines Wesens entfremdet und verwirrt.

Und eines frühen Morgens, während es draußen dämmert und eintöniger Regen gegen die Scheiben rieselt, da schreckt er aus dem Schlafe empor, er hört wie schon oftmals schwere rhythmische Schritte an seinem Hause vorüberziehen und eine Stimme singt langsam verhallend: in der Heimat — in der Heimat ... da gibts ein Wiedersehn .....

Im selben Momente wird ihm bewußt: — das ist ja immer noch die eine, die gleiche Stimme, die seit vielen Wochen das gleiche einfache Lied vorüberträgt! — die gleiche Stimme, die immer wieder aus andern jungen Kehlen dringt und deren einstiger Ton nur Gott weiß wo und wie in Qual verstummt ist.

Er stürzt ans Fenster und lehnt sich hinaus und vernimmt noch wie ein Echo in der Ferne: .... es gibt ein Wiedersehn ...

Plötzlich ist es, wie wenn seine eigene Not von ihm wegsinkt, vor ihm ersteht die klare Erkenntnis und er begreift:

Was die Menschen heute alle eint, ist — Das Ideal.

Was mich von den Menschen allen trennt, sind meine privaten Ideale.

Ich habe mich von dem Einheitsideale losgelöst und meine eigenen Wünsche, meinen eigenen Glauben und meine eigene Sehnsucht vereinsamt dem Leben entgegengetragen.

An jeder Straßenecke wartete ich mit meinen Idealen wie ein Hausierer, wartete auf den Partner, der Verständnis für meine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ideale hatte. Ruhelos irrte ich suchend einher und Allen und Allem bot ich wahllos meine Ideale feil.

Bis ich heimkam — erledigt, krank — und mir nur noch der Revolver blieb und das Ideal nicht einmal mehr langte, um ihn abzudrücken.

Und darum stehe ich Lebensmüder hier und l e b e und sie, die Lebensstarken ziehen hinaus und s t e r b e n, weil die gesunden Lebensbejahenden, auch die instinktmäßigen Kämpfer für die ewig neuen, lebensstarken Generationen sind.

Die enttäuschten Idealisten jedoch, reduzierten mit ihrer kranken Seele ihren Leib, Schopenhauers Lehre lag wie ein Schatten der Verneinung über ihrer Kraft und dauernd militäruntauglich stand in ihrem Paß.

Ganze Schichten der Besten, Hochkultiviertesten kannten nur noch den Mut der Einseitigkeit, ihr Ideal war dem Untergangee verfallen, weil sie ihr eigenes Glück und ihr eigenes Ziel von dem Glücke und dem Ziel der Allgemeinheit trennten.

Die großen Massen des Volkes aber hatten noch nicht die Zeit gehabt, ihr Ideal in der Phantasie zu verbrauchen, sie waren noch ursprüngliche, vitale Teile des gewaltigen Triebwerks des Lebens.

Und da die Nation in ihrer Schicksalsstunde alle elementaren Kräfte des Volkes fordert, ersteht auch die junge, die unverbrauchte Kraft zum Ideal im Volke, das Volk tritt ein in — D a s I d e a l — die Menschen fliehen begeistert zueinander und einen sich als lebende Mauer zum Schutze ihres Heimatlands.

Im Garten Eden

Von Ernst Diez (Wien)

Vier Plätze streiten sich um den Rang, einst die Stätte des Paradieses gewesen zu sein: Das wasserreiche Tal des Soghd, des heutigen Sarafschan bei Samargand, dann ein Tal bei Naubandschan, einem Flecken in der südpersischen Provinz Fars, ferner das Gartenland von Damaskus, endlich die Gegend von Gurna am Zusammenfluß des Euphrat und Tigris. Wäre ich heute vor

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Entscheidung gestellt, an welchen der vier Plätze ich mir meine Paradiesvilla bauen wolle, so kämen nur zwei in die engere Wahl. Ich ginge weder in das Gartenland von Damaskus, noch in die Palmenwälder von Gurna; nicht ins erstere, weil die Winter- und selbst die Frühjahrs- und Herbstnächte doch recht kalt sind — auch für Nichtadamiten und nicht an den Tigrisstrand wegen der zu argen Sommerhitze und der Fiebergefahr. Blieben das turkestanische und das südpersische Paradies. Auch da wäre die Entscheidung bald getroffen. Ganz abgesehen von politischen Sympathien böte nur das Tal bei Raubandschan mehr an Schönheit und Annehmlichkeit als die Fruchtebene bei Samargand und käme unserer volkstümlichen Paradiesesvorstellung am nächsten. Denn diese ist doch nicht zu trennen von fruchtbeladenen Orangenbäumen und Dattelpalmen, aber auch nicht von jagdbaren Tieren aller Art. Dies alles vereinigt die Gegend bei Raubandschan. Dazu ist die Luft rein und köstlich, der Himmel ewig blau, der Winter duftet von Narzissen und die Sommerhitze ist trocken und erträglich. Für romantische Ansprüche, die ja mit vorsintflutlichen manches gemeinsam haben, wäre dieses südpersische Paradies wirklich nicht so ohne. Aber heute freilich wählt man nach anderen Gesichtspunkten. Von solchen gingen die Russen aus, als sie das Baumwollparadies bei Samargand mit Beschlag belegten und die Engländer, als sie den Plan einer großartigen Bewässerungsanlage der Euphratebene ins Auge faßte, die das sagenhafte Paradies bei Gurna zu einem modernen Weizenparadies von ungeheurer Ausdehnung machen würde. So gewinnen die in den letzten Wochen wiederholt gemeldeten Kämpfe in den Palmenwäldern von Gurna beinahe symbolischen Charakter.

Es scheint, daß die türkischen Truppen, nachdem sie von den Engländern bis hieher zurückgetrieben worden sind, dem weiteren Vordrängen der Engländer in der Richtung nach Bagdad energisch die Stirne bieten. Es war, wie wir uns erinnern, eine der ersten sichtbaren Folgen des Fetwas vom 14. November 1914, daß türkische Truppen (aus Bagdad oder Basra) den Schatt abwärts operierten, um mit der Zerstörung der Telefunkenstation Fao an der Mündung des Schatt el Arab in den persischen Golf den Engländern einen Lebensnerv abzuschneiden. Als die Zeitungen das Gelingen der Besetzung von Fao durch die Türken meldeten, erwartete ich, daß sie als nächstes Ziel Bender Buschir, den Hauptstützpunkt der Engländer am Golf, das Zentrum der indopersischen Kabel- und Telegraphenleitungen zu erreichen versuchen werden. Damit wären sie in den faktischen Besitz des persischen Golfes gelangt. Aber schon die nächsten Tage brachten die Nachricht von der Verdrängung der Türken aus ihrer vorgeschobenen Stellung und in der Folge hörte man noch mehrmals von für sie nachteiligen Gefechten. Offenbar hatten die Engländer mittlerweile ihre in Buschir ständig garnisonierenden Truppen, ein indisches Infanterieregiment mit Kavallerie, Maschinengewehren und einigen Geschützen — nach Fao übergesetzt, um die Türken zurückzutreiben. Es standen ja für sie große Werte im Spiel. Vor allem die Petroleumleitungen, die aus den Gegenden am oberen Karun nach Mohammerah laufen, in dessen Nähe eine große Raffinerieanlage

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erbaut wurde, sowie ihre Handelsfaktoreien in Muhammerah und Basra. Daraus erklärt sich die energische Abwehr. In Basra soll sich ein englischer Gouverneur im Haus der Hamburger Firma Wönekaus & Cie. niedergelassen haben. Der eine der beiden Chefs des Hauses, der in Basra geblieben war und der auch die Konsulargeschäfte besorgte, wurde gefangen genommen und nach Indien geschickt. So scheinen die Engländer am Schatt zunächst die Herren zu sein. Die gemeldete Zerstörung von einer Teilstrecke der Bagdadbahn aber kann sich in dieser Gegend nur auf die Beschlagnahme des Schienendepots in Maghil oberhalb Basra beziehen, da die Strecke noch nicht über Bagdad herabreicht. Dem weiteren Vorrücken der Engländer von Gurna gegen Baghdad werden sich große Schwierigkeiten entgegenstellen. Infolge der launenhaften Windungen des Tigris brauchen die Flußdampfer für diese Strecke drei Tage. Machen die Araberstämme, die beide Ufergegenden des Flusses dünn bevölkern, mit den Türken, wie anzunehmen ist, gemeinsame Sache, so ist das Vordringen der Engländer auf Schiffen, den teilweise sehr schmalen Tigris aufwärts schlechthin unmöglich. Bekommen sie Verstärkungen aus Indien, so können sie freilich den sumpfigen Landweg einschlagen, laufen jedoch dabei aus mehreren Gründen Gefahr, der völligen Vernichtung preisgegeben zu sein.

Orgelkonzert im Dom

Von Felix Braun

Ich habe ein wunderbares Erlebnis gehabt: ein Orgelkonzert im Dom zu Berlin. An jedem Dienstag finden hier zum Besten der Angehörigen unserer Soldaten Orgelkonzerte statt. Der Eintritt beträgt nur zwanzig Pfennige. Dafür durfte ich von acht bis halb zehn Uhr abends Musik von Johann Sebastian Bach hören.

Sonst in Konzerten überwiegt das Fest die Musik. Der Lichterglanz der Säle, die schönen Kleider der Frauen, die vielen Begegnungen, Grüße und Blicke, all das lenkt die Seele ab und macht es der Kunst schwer. Hier aber sitze ich auf einem Platz in der Kirchenbank in meinem Straßenanzug und neben mir andere Menschen, wie ich gekleidet; fremde, wie ich, nur um der Musik willen gekommen. Man geht nicht von einem Sitz zum andern, der lauteste Gruß ist ein Winken oder Zulächeln: der Dom gebietet Stille. Die riesige Kuppel faßt den Raum trotz seiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weite gewaltig zusammen. Ich kann nicht alle Bankreihen übersehen und doch scheint alles nahe und ist vereint.

Flüstern und Rauschen ... Wir warten auf den ersten Klang. Schon ertönt, gestimmt, die Orgel. Ich sehe sie, herrlich gebreitet, mit blitzenden Pfeifenreihen. Da beginnts in wundervoller Sanftmut. Bernhard Irrgang spielt: „O Lamm Gottes unschuldig." Wann hörte ich je so zu? Ich kann mich nicht entsinnen.

Das Choralvorspiel vertönt. Es kommt die Arie „Erbarme dich, mein Gott, um meiner Zähren willen" aus der Matthäus-Passion. Während ich einen Blick auf die Empore entsende, gewahre ich bei der Brüstung den Violaspieler und die Sängerin. Es ist ganz traumhaft, wie sie hoch oben spielen und singen, dann wieder sich entfernen. Kein Beifall belohnt sie. Im Schweigen des Verhallens gehen die Künstler seltsam vorüber.

Andere Stimmen; andere Instrumente, andere Gestalten. Da erklingt das berühmte Air in der schmelzenden Stimme der Viola d'amore, zwei Arioso aus den Passionen folgen, in einem edlen Baß, und mir fallen auch die wundervollen Verse auf:

Am Abend, da es kühle war,
ward Adams Fallen offenbar.
Am Abend drücket ihn der Heiland nieder;
am Abend kam die Taube wieder
und trug ein Oelblatt in dem Munde.
O schöne Zeit! O Abendstunde!

Eine Passacaglia der Orgel braust tief heran, eine Grotte aus weißen Tönen in ihrem Innern enthüllend, dann wieder in dunklem Golde verrollend. Das Rezitativ und die Arie aus der ergreifenden Kantate: „Herr, so du wilt" läßt wieder die menschliche Stimme sich erheben, dann hat die Violine allein zu spielen und der berühmte Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden" erschallt. Zum Ausgang, ganz leise, die Arie aus der Johannespassion: „Es ist vollbracht"; Viola d'amore klagt mit und die Orgel sagt die Trauer des Himmels aus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir stehen alle auf, ganz still und feierlich, und gehen fort. Wir drängen einander nicht wie nach den Konzerten und Theaterstücken in den Garderoben. Wir gehen im Rhythmus der Klänge hinaus und noch lange gehen wir so hin, auf der Straße, unter dem Himmel, an dem der helle Vollmond steht. Ein Abend voll heiliger Musik ist vergangen: in unsrer Seele weilt er für immer.

Die Garibaldiner in Frankreich

Von Dalmo Carnevali (Rom)

Vielleicht ist es für deutsche Leser nicht ohne Reiz, zu erfahren, was ich neulich selbst für Erfahrungen mit jener abenteuerlichen Truppe machte, die bei allen Kriegen als wenig erbetene Helfer dabei sein müssen. Es ist noch nicht lange her, da war ich in Paris. Dort traf ich damals verschiedene Garibaldiner. Sie wollten in die Heimat zurückkehren, nachdem sie sich für Frankreich geschlagen hatten. Sie kamen aus den Argonnen zurück und machten jetzt Bierreisen — so sagt man ja wohl? — in den Wirtschaften, den Kaffeehäusern und den Klubs, wo Italiener verkehren. Der eigentliche Zweck der Reisen schien zu sein, ihr Elend und ihre Beschwerden zu erzählen. Im Ristorante Arrigoni — einem Raum, der an das Münchener Gusmaroli erinnert — auf dem Boulevard des Italiens kamen sie mir plötzlich in den Weg. Sie sind sehr mitteilsam. Sie zeigen ihr französisches Gestellungsbuch; zeigen auch eine blaue Wollenbinde, die ihren Leib umgürtet, das Erkennungszeichen der Garibaldiner-Legion und zeigen endlich einen Paß mit Namen und Vornamen. Ich frage: Warum seid Ihr zurückgekehrt?

„Wir haben alle genug!“ antworteten sie alle. „In den Argonnen haben sie uns immer in die erste Reihe geschickt. Sie ließen uns die längste Zeit in den Schützengräben bis zu den Knieen im Wasser stehen, ohne uns abzulösen, häufig auch, ohne uns Speise zu schicken. In dieser Art haben wir ganze Tage ohne Essen zugebracht. Wir mußten kämpfen, mußten die Feinde zurückschlagen (?), ohne Schutz vor den Regengüssen, mit zerrissenen Kleidern, oft nüchtern und die Füße immer im Wasser. Wenn der Prozentsatz unserer Toten und Verwundeten sehr stark war, so war noch stärker der Bruchteil von solchen, die infolge der traurigen gesundheitlichen Bedingungen erkrankten oder starben.“

„Und doch“, meinte ich, „hat der General Ricciotti Garibaldi den französischen Zeitungen erklärt, daß er mit Eurer Legion sehr zufrieden sei?“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Das kann nicht wahr sein. Es war gerade das Gegenteil. Wir protestierten fortwährend gegen die unwürdige Behandlung; der Oberst Peppino Garibaldi wurde unser Sprecher bei den Franzosen, und der kommandierende General entschloß sich infolgedessen, uns aus der Schlachtlinie zurückzuziehen. Wären die Zustände materiell und moralisch besser gewesen, so wären wir dageblieben und hätten unzweifelhaft auch an Raum gewonnen (?), obwohl wir allein gegen die Deutschen standen, die doch schon äußerst kriegserfahren, in ihren Maulwurfslöchern gut eingenistet und außerdem mehr als gut ernährt waren."

Also wurde die Legion aufgelöst und die Garibaldiner waren glücklich darüber. Vom ersten Tage an jedoch nach der Auflösung mußten die Freiwilligen dieser Legion Demütigungen und Schmähungen auf sich nehmen. Wie Verbrecher wurden sie befördert, nicht nur ohne Waffen, sondern auch ohne Gepäck. Man behandelte uns in der denkbar grausamsten und verächtlichsten Art und Weise. So kamen wir nach Avignon. „Diese schmutzigen Italiener" — das war noch die höflichste Bezeichnung, mit der wir in Avignon von Männern und Frauen in den Cafés und den Bars begrüßt wurden. Die „Boches", die deutschen Gefangenen, haben in Frankreich eine weit bessere Behandlung gefunden. Mehrere Garibaldiner wurden nicht nur beschimpft, sondern sogar verprügelt. In Avignon, wo die Legion förmlich aufgelöst wurde, bekamen die italienischen Freiwilligen von der französischen Regierung den Bescheid, entweder heimzukehren, oder sich in die Fremdenlegion aufnehmen zu lassen. Nun gab es eine Menge von Garibaldinern, die seit zehn, fünfzehn, ja zwanzig Jahren in Paris wohnten, weil sie sich der Aushebung in der Heimat entzogen hatten, oder weil sie wegen eines Gerichtsurteils freiwillig in die Verbannung gegangen waren. Diese ersuchten um die Erlaubnis, man möchte sie wie bisher frei in Paris wohnen lassen; aber diese Gunst wurde ihnen verweigert. „Entweder schert Euch weg in Euer Vaterland oder tretet in die Fremdenlegion ein" — so war der amtliche Befehl. „Aber wir können ja nicht zurückkehren, da wir doch jenseits der Grenze sofort gepackt würden." „Das geht uns gar nichts an! Trefft Eure Wahl, und zwar schnell! Wenn Ihr nicht zur Fremdenlegion kommt, so bringen wir Euch mit Gewalt zur Grenze!" Dafür also, daß die Unglücklichen ihr Leben in die Schanze schlugen, um Frankreich zu verteidigen, zur Belohnung dafür drohte ihnen entweder der Kerker in Italien, oder die Hölle in der Fremdenlegion. Wenn sie ruhig in Paris geblieben wären, in ihren Wohnungen, bei ihrer Arbeit, in den Läden und Büros, wären sie niemals in einen so scheußlichen Zustand gekommen. Wenn die Garibaldiner vom französischen Militärkommando als Verbrecher behandelt wurden, waren die Avignoneser womöglich noch infamer. Sie behaupten nämlich, daß die Italiener sich verkauft und wie gedungene Räuber aufgeführt hätten. Offenbar glaubte man in Avignon, daß Italien demnächst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Franzosen bekriegen werde: einen anderen Grund kann man wenigstens nicht finden. In jedem Falle haben die Heldenmütigen, oder wenn man will, die Naiven, die sich zu den Garibaldinern gesellten, niemals daran gedacht, aus ihrem Entschluß ein Geschäft zu machen; der Gedanke an einen Gewinn ist ihnen nicht einmal im Traum gekommen. — „Warum seid Ihr überhaupt eingetreten?"

„Es war aus Gefühlsüberschwang. Uns schwebten Ideale vor von einer lateinischen Gemeinbürgschaft, einer Verbrüderung zweier Völker, von Solidarität und Einheit, die nur wir Italiener, aber keineswegs die Franzosen im Herzen trugen. Wir sind grimmig enttäuscht. Heute wissen wir, daß die Garibaldiner für die Franzosen nichts anderes als gekaufte Briganten sind und daß deren Hauptleute als improvisierte Abenteurer galten. Wir werden verflucht."

Eigentlich brauche ich da nichts mehr hinzufügen. Die ganze traurige Sache spricht für sich oder vielmehr gegen sich selber. Auch möchte ich nicht den Anlaß zu einer erhitzten Gegenrede geben. Aber was für Ueberschwenglichkeiten haben wir nicht immer über die „lateinische Schwester" hören müssen! Sicherlich, unsere Nation, die hat schwesterlich gehandelt. Sie erklärte ihre Neutralität. Wäre dies nicht geschehen, hätten die Franzosen an die vier Armeekorps an unserer Grenze aufstellen müssen. Jene Erklärung hatte nun zur Folge, daß besagte Armeekorps sofort gegen Deutschland verwandt werden konnten. Sonst wäre Frankreich augenblicklich von den deutschen Truppen überschwemmt worden und die Deutschen wären bereits seit langer Zeit in Paris. Jetzt erkühnen sich noch die Organe der öffentlichen Meinung in Frankreich, beinahe täglich uns Italienern einen Rat zu erteilen und gute Lehren zu geben, um uns zum Bruch der Neutralität zu veranlassen. Dabei fehlte es nicht an Beleidigungen und Drohungen, mit denen uns die Herren Hervé und Herbette bombardieren. Noch mehr! Vor kurzem war Professor Richet in Italien auf einer Propagandareise. Er bestürmte uns, auf Seite des Dreiverbandes zu kämpfen. Wenn das die lateinische Schwester nicht täte, so würde man Torpedos in die Enge von Gibraltar schicken, die italienischen Handelsschiffe in den Grund bohren und so besagte Schwester aushungern.

Jedoch zur italienischen Legion zurück! Der Oberst Peppino Garibaldi bekam das Kreuz der Ehrenlegion; sein Vater, der General Ricciotti Garibaldi, konnte sich eines begeisterten Empfanges in Paris erfreuen. Das muß jetzt im Lichte einer grausamen Ironie erscheinen. Denn dasselbe Frankreich, das sich als Opfer aufspielt, das es in alle Welt gerufen hat, es kämpfe um die lateinische Zivilisation und um das Nationalitätsprinzip zu verteidigen, es hat den Garibaldinischen Freiwilligen keine Ehren und keinen Sold zuerteilt, wohl aber eine schmähliche Behandlung, die sie zu ewigen Feinden Frankreichs gemacht hat. Es heißt, Peppino habe es sich in den Kopf gesetzt, eine neue Legion zu schaffen. Kein Mensch würde ihm folgen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sterbender Soldat

Nur Sünde hab ich gekannt
Und Einſamkeit,
Mein Herz hat für niemand gebrannt
Seit der Kinderzeit.

Langſam ging mir der Tag
Und die Welt war leer,
Einſamer Stunden Schlag
Klang um mich her.

Heute verblut' ich im Feld
Und bete voll Dank,
Segne die liebe Welt,
Bin nimmer krank.

Er, den ich einſt gekannt,
Gott nickt mir zu,
Tut mir mit feſter Hand
Die Augen zu.

Steht ſtill und wunderbar
Meine Mutter im Feld,
Lang fließt ihr blondes Haar
Ueber mich und die Welt....

Hermann Heſſe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Exstatthalter Thun

Franz Anton, Fürst von Thun und Hohenstein entstammt einer deutsch-tiroler Adelsfamilie, welche seit 1629 reichsgräflich ist.

1847 geboren, gehörte er 1883 bis 1889 der tschechischen Partei des böhmischen Landtages an, war kurze Zeit Oberstthofmeister des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este und 1898 bis 1899 österreichischer Ministerpräsident und nachmaliger Statthalter von Böhmen, als welcher er vor einigen Jahren die erbliche Fürstenwürde verliehen erhielt.

Am 27. März 1915 wurde er von Kaiser Franz Josef über eigenes Ansuchen — wie es heißt — des Statthalterpostens enthoben.

Große Dinge mußten sich ereignen, um diese persona grata beim Kaiser zu kennzeichnen und diesen tschechisch-parteiischen Feudalaristokraten von diesem verantwortungsvollsten Amte zu entfernen.

Thun war eine der markantesten und in Deutschböhmen am besten gehaßten Persönlichkeiten.

Bei einem kürzlich erfolgten Rücktritte eines verdienten Generals hieß es in einer großen österreichischen Zeitung wie folgt: „General X. bat um seine Dienstenthebung nicht aus Gesundheitsrücksichten, sondern weil er tatsächlich krank war und seinem Dienste nicht mehr in altbewährter Frische nachkommen konnte."

Das wird man von Franz Thun beim besten Willen niemals sagen können.

Denn die vor Kurzem in die Oeffentlichkeit gelangte Nachricht von einem schweren Augenleiden des fürstlichen Herrn Statthalters wurde wenige Tage später von ihm selbst anläßlich eines Interviews dementiert und mitgeteilt, daß er binnen Kurzem seinen Amtsgeschäften wieder nachgehen könne und auch derzeit, während seiner Erkrankung, die Oberleitung der Statthalterei in seinen Händen behalte.

Jetzt — mitten im Weltkriege — das Szepter der Statthalterei Böhmens wegen eines persönlich dementierten Augenleidens aus der Hand geben zu müssen, das war für Thun wohl ein harter, unerwarteter Schlag.

Wer die böhmischen Verhältnisse kennt, für den ist es leider kein Wunder mehr, daß dieser Sproß aus altdeutschem Geschlechte Tscheche reinsten Wassers geworden.

Sowohl die Erziehung durch tschechisch-klerikale Geistlichkeit — (in Oesterreich sind nämlich nur die slavischen Klerikalen streng national, während der deutsche Klerus nur in den seltensten Fällen ein kleines Nationalgefühlchen auftreibt) — als auch das gute Beispiel anderer Feudalgeschlechter Böhmens, nicht zuletzt der zum Tschechentume offiziell und vollkommen übergetretenen Schwarzenberge und Schönborns, deren Wiegen in deutschen Landen gestanden, — — — können keine Entschudigung für nationales Renegatentum bilden.

Der Herr Exstatthalter ist Fideikommissbesitzer und Herr auf Schloß Tetschen a. Elbe: auf trotzigem Felsen ragt seit Jahrhunderten der stattliche Schloßbau mit seinem schlanken Glokkenturme am rechten Ufer der Elbe weithin in deutschböhmisches Land.

Den nationalen Bestrebungen Thun's ist es gelungen, das tschechische Element im Bezirke Tetschen in den letzten Jahrzehnten auf 20% zu heben.

Die Beamten der fürstlich Thunschen Herrschaften sind beinahe ausnahmslos Tschechen und amtieren nur ungern und sprachungewandt in der deutschen Sprache!

So ging vom Statthalter selber, der Tschechen und Deutsche einigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sollte, in dem zweisprachigen Böhmen in reindeutscher Gegend die nationale Hetzerei los.

Die Unparteilichkeit der böhmischen Landesregierung ist von Thun zu Grabe getragen worden. Deutsche Zuschriften wurden nur nach Ablauf obligater, schier endloser Aktenstaubmonate erledigt.

Deshalb zum endlichen Abgange Thuns: keinen Grabgesang, sondern ein kräftiges Halleluja! — Wollen wir hoffen, daß er in der Versenkung bleibt und nicht wie andere „Mädchen für Alles — Minister", ich erinnere an den immer und ewig wieder auftauchenden Freiherrn von Gautsch, plötzlich einmal wieder erscheint und sich so zu geben versucht, als ob nichts vorgefallen und er makellos in politischer Integrität dastünde.

Den Ausschlag für Thun's Sturz dürften die außerordentlichen, nirgends anders vorgefallenen Entgleisungen mancher chauvinistischer Führer in Tschechisch-Böhmen gegeben haben, — sonst hätten wir ihn heute noch, diesen fürstlichen Wolf im Schafpelz, der deutschen Sinn und deutsche Sitte seiner Ahnen verleugnet und sich in der — hoffentlich der Vergangenheit angehörenden — slavophilen Aera der Wiener Regierung — der Konjunktur geschickt anpassend — zu den höchsten Ehren empor — gearbeitet hat.

Ob man hoffen darf, in seinem Nachfolger Max Grafen Coudenhove eine Aenderung des Thun'schen Systems zu erleben, bleibt dahingestellt.

Coudenhove ist mit der Tochter des Grafen Eduard Taaffe vermählt, der bekanntlich als Ministerpräsident des liberalen Oesterreichs in den 80er Jahren den unglückseligen Beginn der ärgsten nationalen Streite durch seine überall fehlschlagende nationale Versöhnungspolitik inszenierte.

Aber in so ernsten Zeiten wird wohl alles noch weggespült werden, was nicht den großen Zug mitgeht.

Daß aber Thun enthoben, ist als innerpolitischer Sieg zu feiern.

Wir wollen noch öfters so, auch im inneren Lande, siegen!!

Zdenko von Heintschel

Greifbares aus den Dardanellenkämpfen

Das verkrachte Dardanellenabenteuer stellt sich immer mehr als ein politischer und strategischer Schachzug Englands zur Entlastung Aegyptens heraus. Die Verlegung des Landungskorps von der Flottenoperationsbasis auf das ägyptische Festland zeigt das deutlich.

Lediglich um die Gefahr eines übermächtigen türkisch-arabischen Vormarsches gegen den Suezkanal abzuwenden, wurde mit Hilfe Frankreichs, dem hiefür eine Erweiterung seiner kleinasiatischen Interessensphäre zugesichert worden war, der Zug nach der Dardanellenstraße ausgeheckt und durchgeführt; denn von einer dauernden uneingeschränkten Herrschaft Rußlands über diese wichtige Wasserstraße will weder England noch Frankreich etwas wissen. England hält ja schon durch die Besitznahme der vor dem Dardanellenausgang gelegenen Inseln einen Riegel zur gelegentlichen Wiederabsperrung oder ähnlicher Vorsichtsmaßregeln bereit.

Abgesehen von dem Mangel eines entsprechend starken Landungskorps ist das Unternehmen auch daran verkracht, daß es der eingehenden Vorbereitungsarbeit durch einen geschulten General- und Admiralstab vollständig ermangelte und der Gegner viel zu gering eingeschätzt wurde. Dagegen wurde dem englischen Admiral Lim-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pus, der bis zum Ausbruch des Krieges die Ausbildung der türkischen Marine geleitet hatte, eine viel zu große Kenntnis der Dardanellenstraße zugetraut. Die Tatsache endlich, daß nur bei guter Witterung ausgerückt wurde, läßt einen bedenklichen Schluß zu auf die Wetterfestigkeit und Ausbildung der englischen Marinemannschaft. Was das Schiffsmaterial der Expedition anbelangt, so waren in ihm mit Ausnahme der „Queen Elizabet" allerdings nur alte Kästen vertreten, daß aber dieses hochmoderne englische Großlinienschiff mit seiner starken Panzerung an den wichtigsten Schiffsteilen eine solche Menge schwerer Beschädigungen erlitt, beweist doch, daß sogar die modernsten englischen Schlachtschiffe der Durchschlagskraft der Kruppschen Geschütze nicht gewachsen sind.

Die englischen Gittergeschütze aber haben die schon im japanisch-russischen Kriege gemachten Erfahrungen vollauf bestätigt, wonach bei dem 60.—80. Schusse eine Aufweitung der Rohre nach oben eintritt, wodurch die Präzisionsleistung beeinträchtigt und das Rohr unbrauchbar wird. Die wahnsinnige Munitionsverschwendung, mit welcher die in den Kampf eintretenden Panzerschiffe die türkischen Forts überschütteten, hat sich mit Unbrauchbarwerden einer großen Anzahl Schiffsgeschütze schwersten Kalibers bitter gerächt. Die ganze Armierung, selbst der modernsten Schlachtschiffe hat sich für einen Angriff auf moderne Küstenbefestigungen als unzureichend herausgestellt, da mit den Flachbahngeschützen nur eine Wirkung auf die äußere Umfassung, aber mangels Steilfeuergeschütze keine Wirkung auf das Innere der Werke oder eine Erreichung verdeckter Batterie- oder Torpedolancierstellungen erzielt wird. Diese Erfahrung wird sicherlich in der Schlachtschiffbewaffnung künftighin Aenderungen hervorrufen.

Andrerseits wurde die Wahrnehmung gemacht, daß die Mittelartillerie des Verteidigers, als deren Ziele bisher ausschließlich die nicht gepanzerten Schiffsteile gegolten, recht wohl im Rahmen ihres Wirkungsreiches eine ganz entsprechende Wirkung auch auf die gepanzerten Teile auszuüben vermögen, soweit englische Panzerung und Kruppsche Geschütze mitspielen. Zum Schlusse ist noch der Einführung fahrbarer Küstenbatterien mit Steilfeuergeschützen Erwähnung zu machen, welche von den angreifenden Schiffen nur sehr schwer entdeckt und unter Wirkung genommen werden konnten. Durch diese wird wohl auch eine Reorganisation der Küstenverteidigung veranlaßt werden.

Die Steilfeuergeschütze der Türken im Zusammenhalte mit der gegebenen Möglichkeit, die jeweilige Entfernung bis auf einige Meter genau bestimmen zu können, versetzten dem Angriffsgeschwader den Todesstoß; gegenüber dem türkischen Steilfeuer gab es keine genügende Panzerung mehr; seiner Durchschlagskraft und Wirkungsenergie auf Panzerschiffe ist nur noch der Bombenwurf aus den Luftkreuzern zu vergleichen.

Oberstleutnant a. D. Wochinger

Eine Weltgeschichte

Mitten in dem großen Weltkriege erscheint ein höchst beachtenswertes Buch, das der Verfasser eine Weltgeschichte in einem Bande nennt.*)

*) Männer, Völker und Zeiten. Eine Weltgeschichte in einem Bande. Von Dr. Albrecht Wirth. Mit 16 Bildertafeln und 10 Kartenskizzen im Text. Hamburg, A. Janssen, 1912. 332 S.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man darf dabei nicht an einen Geschichtsauszug nach der Art des vielbenützten Plötz denken, der Tatsachen, Namen und Zahlen zeitgemäß aneinanderreiht. Es ist weder ein Nachschlagebuch noch ein Buch für Schüler, die sich für eine Prüfung vorbereiten wollen. Es ist ein Buch für Männer, die die Geschichte der Welt schon kennen, für die aber eine solche Zusammenfassung des Menschheitsgeschehens einen eigenen Reiz hat. Der bekannte Verfasser ballt die Tatsachen der Geschichte in gedrängte, anschauliche Bilder zusammen, zu denen die Farben durch die Schilderung der Rassen, Züge, Staaten und Persönlichkeiten geliefert werden. Es entstehen dadurch höchst anschauliche Darstellungen ganzer Perioden. Der Verfasser geht vom alten Orient und Griechenland aus, kommt über Rom und die Völkerwanderung zum Papsttum und Kaisertum des Mittelalters, beschreibt den Aufstieg der Nordvölker, schildert das Zeitalter der Revolutionen und des Nationalismus, widmet ein eigenes Kapitel dem Deutschtum und der Türkei, würdigt die Weltkriege der Gegenwart und schließt mit einer Beurteilung der Faktoren der Gegenwart ab. Diese letzten Kapitel sind besonders interessant, da das Buch noch vor dem Ausbruche des Krieges in den Satz gegangen ist. Das Buch ist in einer Zeit wie die heutige geradezu durch die Aufrollung großartiger weltgeschichtlicher Perspektiven anregend und fesselnd, an vielen Stellen überraschend durch die „Fülle der Gesichte." Nicht in allem kann man beistimmen, umsoweniger, als der Verfasser viele seiner Meinungen nicht ausführlich begründen kann, vielmehr sich begnügt, sie auszusprechen. So, wenn er sagt: „Die Griechen des Miltiades und Themistokles sind nicht anders als die Griechen von heute." Doch sind solche Stellen selten. Was er vom Kriege sagt, ohne noch den gegenwärtigen zu ahnen, ist geradezu zeitgemäß. Seine Greuel verkennt er so wenig als irgend jemand, aber er wird durch sie nicht verblendet und weiß: „Kriegsgewalt ist eben auch Kulturgewalt." Gerade der jetzige Krieg belegt die Worte, die er als eine Kennzeichnung des Krieges sagt: „Unerschütterte Charakterfestigkeit, zähe Ausdauer, klagloses Ertragen von Entbehrungen, und bei aller steigenden Erbitterung dennoch zugleich steigende Hochachtung für einander." Daß es so ist, wissen wenigstens die Kämpfenden. Die Kannegießer zu Hause urteilen anders, häufig philisterhaft niedrig.

Selbst solche, die den heutigen Krieg in seiner weltgeschichtlichen Notwendigkeit und Bedeutung nicht nur einfach miterleben, sondern intensiver verstehen lernen wollen, werden, sofern sie nur über allgemeine Geschichtskenntnisse verfügen, dieses Buch mit großem Nutzen lesen. Historiker und Politiker werden es als Feinschmecker würdigen.

Engelbert Pernerstorfer

Langens Kriegsbücher

In der hübschen Kriegsbücher-Serie des Verlags Albert Langen, München, sind wieder ein paar recht gute Novellensammlungen erschienen: Ein Bändchen von Alexander Castell, eines des jungen Arnold Ulitz, Lena Christs Schilderungen der Bayern anno 14/15, ein paar Novellen von Max Beer und zwei Einakter Ludwig Thomas. Im einzelnen sei zu dieser Veröffentlichung bemerkt: Castells Kriegserzählungen „Der Kriegspilot" stehen größtenteils nicht auf der künstlerischen Höhe seiner früheren Novellen. Ihnen fehlt bisweilen das dichterische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herz. Aber sie fesseln doch durch ihre große Kunstfertigkeit und ihre virtuose technische Behandlung ist zu bewundern. Menschlich tiefer greifen die Arbeiten von Arnold Ulitz. Der junge Dichter, der mit dem Bändchen „Die vergessene Wohnung" seine erste Buchveröffentlichung bietet, erfreut im Großen durch die echte Ueberzeugung seines Vortrags, im einzelnen durch die liebevolle, oft ins Bildhafte übersetzte Betrachtung der Dinge. Dabei ist seine Sprache von gutem, rhythmischem Flusse und sie entbehrt nicht den eigenen Klang. Sie findet den rechten Ausdruck für das diesem Dichter eigentümliche lyrische Erfassen banaler Dinge. Als gemütlicher Satiriker führt sich Max Beer durch sein Bändchen „Boches...." ein. Die drei Novellen verspotten Frankreich als die Heimat des berühmten Tartarin von Tarascon, der von Löwenjagden faselt, wenn er einen Esel erlegt hat. Beer schildert die Franzosen als eigensinnige Kinder, die ihren Willen haben wollen und zu diesem Ziele über Verstand und Anstand hinweggehen. Da der Verfasser guten Humor besitzt und in angenehmem Plauderton erzählen kann, gewähren seine Geschichten genußreiche Unterhaltung. Ernster stimmen vielfach die Aufzeichnungen Lena Christs, die nach anekdotischem Material und verbürgten Erzählungen in einem Langen-Büchelchen ihre Kriegsgeschichte des „Bayern anno 14/15" fortsetzt. Die geschickten Darstellungen der begabten Bayerin lesen sich angenehm, und der bald heitere, bald ernste Inhalt wird unzweifelhaft die beabsichtigten Wirkungen der behaglichen Zufriedenheit und Rührung erzielen, der erste Teil der Christ'schen Bayern-Darstellungen hat aber im großen Ganzen einen stärkeren Eindruck auf mich gemacht. Er wirkte, vielleicht weil stärker erlebt, echter und packender. Ludwig Thoma schließlich hat ein Bändchen der Langen'schen Kriegsbücherei mit zwei zeitgemäßen Einaktern gefüllt, auf die ich umso lieber hinweise, als sie (außer den ganz anders gearteten Szenen Carl Hauptmanns) die einzigen bisher geernteten dramatischen Früchte des Krieges sind, denen Wert und künstlerische Bedeutung beizumessen ist. In dem ersten dieser Stücke, „Der erste August" betitelt, wird an den verschiedenen Mitgliedern einer oberbayrischen Bauernfamilie die Stimmung der letzten Kriegsungewißheit gespiegelt und die Wirkung des Mobilisierungsbefehls, der plötzlich die ungeheure Tatsache schafft. Dies gelingt Thoma, dem feinen Kenner bäuerlich-bayrischer Art aufs trefflichste. Schlicht und unsentimental geben sich die Vorgänge, die durch ihr echtes Menschentum aufs tiefste ergreifen. Der andere Einakter, eine Weihnachtsszene aus dem Schützengraben, hat mit seinem Hans Sachs-Ton die breitpackende Wirkung eines Holzschnitts.

Richard Riess

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kathederpatriotismus

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Das deutsche Volk hält sich gut in dem außerordentlichen Zustand dieses merkwürdigen Weltkriegs.

Die deutschen Truppen halten sich ausgezeichnet, wie in Waffen so im Wesen. Sie sind kompakt. Sie stehen „mit Willen" im Feld und im Kampf. Sie nehmen die unerhörtesten Strapazen und die schwersten Opfer als notwendige Leistungen für die Gemeinschaft, für die Ihrigen, für die Heimat auf sich. Sie sind entschlossen, das Vaterland bis zum letzten Kriegstag zu schützen. Sie sind frei von Ueberhebung und ohne Verächtlichkeit gegen den Feind. Jeder weiß, daß der Nebenmann die Front entlang ebensoviel leistet. Keiner hält sich für einen Helden. Das ist die echte Tapferkeit, das ist der schlichte Heroismus der selbstverständlichen Männlichkeit.

Weil das so ist, wozu bedarf es dann deutscher Professorenbücher, die ausposaunen: „Wir sind Helden, wir waren Helden und wir bleiben Helden!" Der Mangel an Selbstlob, Ruhmredigkeit und Dünkel ist eines der Kennzeichen schlichter Helden und gute deutsche Wesensart.

Es ist in diesen neun Monaten mit der Tinte schon viele Ausschweifung getrieben worden und vor allem haben sich Professorenaufsätze als Vorträge oder unmittelbar als Druckenbogen in reichlichem Strom über die deutsche Heimat ergossen. Nur ein Bruchteil davon hat inneren Wert. Die entschlossene Bevölkerung bedarf der Scharfmacherei sowenig als der Belehrung.

Nun fühlt auch Professor Werner Sombart den Drang, wieder etwas drucken zu lassen und sein Buch „Helden und Händler" weist so viele Hauptmängel und Ansteckungsherde auf, daß man an ihm ein Exempel statuieren kann und deshalb darf, weil es der waffentragenden Jugend zugeeignet ist und sie in die Bahnen einer eitlen Selbstgefälligkeit lenken möchte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir geben zur Kennzeichnung die blühendsten Sprüche wieder, wollen aber vorausschicken, daß Herr Professor Sombart sich an einer Stelle seiner Broschüre mit überraschendem Nachdruck gegen jede territoriale Expansion Deutschlands ausspricht und nur der geistigen Expansion das Wort redet. Ob er sie erleichtert, mag der Leser beurteilen.

* * *

Die Mittel der Argumentation erhellen aus der Inhaltsangabe der Abschnitte: 1. „Der Glaubenskrieg"; 2. „Englisches Händlertum"; 3. „Deutsches Heldentum"; 4. „Sendung des deutschen Volks."

Den Auftakt bildet die Behauptung, der Krieg sei ein „Kampf der Weltanschauung", also ein „Glaubenskrieg" zwischen Deutschland und England. Hier verwechselt Sombart „Rivalität" und „Weltanschauung", um sofort dazu überzugehen, England wegen seiner Weltanschauung als minderwertig herunterzureißen unter anderem mit folgenden Kraftsprüchen:

„Die Grundlage alles Engländertums ist ja wohl die unermeßliche geistige Beschränktheit dieses Volks."

Die englische „Unfähigkeit, sich auch nur um Handbreite über die greifbare und alltägliche „Wirklichkeit" zu erheben."

„Ebenfalls von altersher den Engländern eigentümlich ist ihr Dünkel."

„Der infamste Spruch, den je eine Händlerseele hat aussprechen können: handle „gut": „damit es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden", ist der Leitspruch aller Lehren der englischen Ethik geworden. Das „Glück" ist oberstes Ziel des menschlichen Strebens. „Das größte Glück der größten Anzahl", so hat Jeremias Bentham dieses hundsgemeine „Ideal" für ewige Zeiten in Worte geprägt."

„Daß schon die Ideen der Reformation eingeführte Fremdgüter waren, made in Germany, haben sie uns heute noch nicht vergessen. Aber was sie wiederum meisterlich verstanden haben, war die Anpassung ihres soi-disant metaphysischen Bedürfnisses an ihre Händlerinteressen. Der liebe Gott ist in den allgemeinen Geschäftsbetrieb ganz vortrefflich geschickt eingeordnet. Die Engländer sind sogar „tolerant" in religiösen Fragen geworden: das verträgt sich weit besser mit dem Profitmachen und dem Behaglichleben als eine halsstarrige Orthodoxie."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Daß gerade ein strengreligiöses oder, sagen wir lieber, kirchliches Leben nicht vor der Erfüllung mit händlerischem Geiste schützt, dafür liefert ja England, das Stammland dieses Geistes, den besten Beleg. Man kann also sehr wohl jeden Sonntag in die Kirche gehen und doch ein — Händler sein."

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", sind echte und rechte Händlerideale, die nichts anderes bezwecken, als den Individuen bestimmte Vorteile zu verschaffen.

„Kein geistiger Kulturwert kann aus Händlertum erwachsen. Nicht jetzt und nicht in alle Ewigkeit. Aber sie wollen auch keine geistige Kultur."

Und Sombart versteigt sich bis zu dem Schmähwort:

„Die Pöbelart des englischen Gedankens!"

Derartig redet sich ein deutscher Professor, der als Vertreter der deutschen Wissenschaft bei jeder Gelegenheit das Wort ergreift in die blinde Wut hinein. Er, der an anderer Stelle England die Wissenschaftlichkeit abspricht, dokumentiert deutsche Wissenschaftlichkeit durch diese oberflächliche Leidenschaftlichkeit!

Wir Deutsche haben ein Recht gegen die Politik Englands im Jahr 1914/15 und zuvor Klage und Anklage zu erheben. Aber auch mitten im Krieg wollen wir die deutsche Gerechtigkeitsliebe nicht undeutsch verleugnen, und dem Vaterland der Newton, Shakespeare, Bacon, Carlyle, Darwin, Jenner, Spencer den Kultur- und Menschheitswert abstreiten, womit wir nicht England, sondern Deutschland wehe tun. Daß ein Jugendlehrer solch schief gewickelte Urteile, die weder von dem Volk noch von der Wissenschaft in Deutschland geteilt werden, zum Besten gibt, ist nicht minder absonderlich, als daß ein Handelskammersyndikus und Handelshochschullehrer seine patriotische Aufgabe in der Prostitutierung des Handelsgeistes und Händlertums suchen zu sollen glaubt. Er ist sich der komischen Wirkung nicht bewußt, die der Tatsache entspringt, daß der Krieg, den er segnet, weil er die Händler niederwerfen soll, für freie Meere und freien Handel von Deutschland geführt wird.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber die Karikatur, die Professor Sombart von dem Anteil Englands an der Geistesarbeit der Jahrhunderte entwirft, soll nur die Folie bilden, von der sich der deutsche Geist abhebt. Dieser wird und zwar nicht hauptsächlich auf dem Gebiet der Waffen, sondern vor allem auf dem des Geistes, schlechthin als der ausschließliche Menschheitsheldengeist charakterisiert. Die Stichworte sollen wörtlich gegen ihren Autor zeugen:

„Denn um dieses Entweder-Oder handelt es sich ja immer: Händler im Sumpf, den man Kommerzialismus, Mammonismus, Materialismus, Sportismus, Komfortismus oder wie sonst noch benennen mag; oder Held auf der Höhe des Idealismus."

„Aufgabe kann nur diese sein: deutsche Helden zu erziehen. Heldische Männer und heldische Frauen."

„Als das englische Weltreich fertig dastand, in dessen Grenzen alles wahre Menschentum verdorrt war: am Ende des 18. Jahrhunderts: da war im Bereiche des deutschen Wesens der freie, geistig-sittliche Mensch zur Vollendung gelangt: „der reifste Sohn der Zeit."

„Und Friedrich Nietzsche ist nur der letzte Sänger und Seher gewesen, der, vom Himmel hoch dahergekommen, uns die Mär verkündet hat, daß aus uns der Gottessohn geboren werden soll, den er in seiner Sprache den Uebermenschen nannte."

„Und von dem Gesindel der Caféhausliteratur ist gerade Nietzsche, den sie nicht verstanden, und den sie darum ins Gemeine umdeuteten, mißbraucht worden, um sie in ihrem Genußleben und in ihrem Händlergeiste zu bestärken."

„Also Freiheit vor allem von der unerträglichen Sklaverei der öffentlichen Meinung, unter deren Joche die englische Nation seufzt."

„Und möchte vor allem drei Viertel unserer „Intellektuellen", vor allem unserer „Schaffenden" bei dieser Gelegenheit gleich der Teufel holen."

„Und nun möge auch die Technik ihren Eroberungszug ruhig fortsetzen; nun bangen wir uns nicht mehr. Jetzt wissen wir: wozu. Die 42 cm-Mörser, die feldgrauen Uniformen, die bomben-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werfenden und auskundschaftenden Flugapparate, die Unterseeboote haben uns wieder einen Sinn des technischen Fortschritts offenbar gemacht. Auch daß unsere Eisenbahnen so gut funktionierten, haben wir mit einem Male als einen hohen Wert schätzen gelernt, seit sie Hindenburg in 12 Stunden durch Deutschland an die Ostgrenze brachten."

Das ist die Bedrohung des Vaterlandes durch auswärtige Feinde. Sie also gehört notwendig zu dem Idealbilde, das wir uns von dem zukünftigen deutschen Volke machen.

Das Gerede von dem „Zusammengehören" dieser beiden „stammesverwandten" Völker: der Engländer und der Deutschen, wird nun hoffentlich endgültig verstummen.

„Wir müssen auch die letzten Reste des alten Ideals einer fortschreitenden „Menschheits"entwicklung aus unserer Seele austilgen."

„Weshalb es das ist, soll diese kleine Schrift erweisen: weil es sich zur heldischen Weltanschauung bekennt, die allein in dieser Zeit den Gottesgedanken auf Erden in sich schließt."

Nun begreifen wir aber auch, warum uns die andern Völker mit ihrem Haß verfolgen: sie verstehen uns nicht, aber sie empfinden unsere ungeheure geistige Ueberlegenheit. So wurden die Juden im Altertum gehaßt, weil sie die Statthalter Gottes auf Erden waren, solange nur sie die abstrakte Gottesidee in ihren Geist aufgenommen hatten.

„Und sie gingen hocherhobenen Hauptes, mit einem verächtlichen Lächeln auf den Lippen, durch das Völkergewimmel ihrer Zeit, auf das sie von ihrer stolzen Höhe geringschätzig herabsahen."

„So sollen auch wir Deutsche in unserer Zeit durch die Welt gehen, stolz, erhobenen Hauptes, in dem sicheren Gefühl, das Gottesvolk zu sein."

„Deutschland ist der letzte Damm gegen die Schlammflut des Kommerzialismus, der sich über alle andern Völker entweder schon ergossen hat, oder unaufhaltsam zu ergießen im Begriff ist."

„Und halb zivilisierte oder Naturvölker zu erobern, um sie mit deutschem Geiste zu erfüllen, danach steht unser Begehr auch nicht. Eine solche „Germanisierung" ist gar nicht möglich. Der Engländer kann in diesem Sinne allenfalls kolonisieren und fremde Völker mit seinem Geiste erfüllen. Er hat ja keinen. Es sei denn der Krämergeist."

„Heldentum kann man nicht wie Gasleitungen an jede beliebige Stelle der Erde verlegen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Aber auch denen, die der Segnungen einer humanistischen Bildung nicht teilhaftig werden können, wollen wir ein Stück Heldentum mit auf den Weg geben, indem wir sie lehren, daß aller Sinn des Lebens darin besteht, seine Aufgabe zu erfüllen und daß damit der einzelne am Teppiche der Gottheit webe, die sich ihm in der Gestalt seines Volkes offenbart.

„Vor allem müssen wir uns noch immer als einzige Erben des griechischen Volkes wie aller Antike fühlen und müssen ewig eingedenk sein, daß junge Deutsche erziehen freilich heißt, sie mit heldisch-deutschem Geiste erfüllen, daß aber der heldisch-deutsche Geist mit seinen Wurzeln in das Volkstum hineinreicht, aus dem Marathon und Salamis, Homer und Plato geboren wurden."

Von der Höhe dieser kathedralen Erkenntnis kann Professor Sombart stolz wie der Famulus Wagner, der es herrlich weit gebracht zu haben fühlt, ausrufen:

„Im Grunde brauchen wir Deutsche in geistig kultureller Hinsicht niemand!"

Diese Kulminationspunkte führen unmittelbar auf die Höhe und an den Abgrund des Größenwahns. Wenn nicht der gesunde deutsche Geist gestählt wäre, gegen die Verführung solcher Selbstverschmeichelung, dann müßte man diese Art von Jugenderziehung als Versündigung und als Entartung bezeichnen.

Wie? Dieser Chorführer der kleinen Propheten donnert gegen die „Beschränktheit" und predigt sie. Dieser Verkünder des deutschen „Gottessohns" empfiehlt, mit der „Antike" zu wuchern und das Haupt hoch zu tragen, wie die alten Juden, um den Kommerzialismus zu bekämpfen. Er empfiehlt Anlehen beim Geist der Hellenen und der Asiaten im gleichen Atemzug in dem er protzt: „Wir Deutsche brauchen in geistig-kultureller Beziehung niemand," während Sombarts Spruch doch von ihm selbst ausdrücklich dahin erweitert ist: „Wir Deutsche brauchen die alten Juden und Griechen, sonst niemand auf der Welt!" Aber viel schlimmer ist etwas anderes und das ist es, was die Züchtigung unvermeidlich macht.

Dieser Moralprediger klagt England der Todsünde des Dünkels an und zitiert beifallklatschend den alten Venetianer:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Die Engländer sind sehr eingebildet auf sich und ihre Werke, sie glauben gar nicht, daß es auch andere Menschen als sie, oder noch etwas anderes auf der Welt als England gebe."

Aber gerade, weil der Dünkel häßlich ist und dünkelhafte Engländer entwertet, ist die Dünkelhaftigkeit, welche der deutsche Handelshochschullehrer ausdünstet genau ebenso widerwärtig. Sie ist auch direkt undeutsch und wir verbitten uns, von einem unbeauftragten Wortführer in den falschen Geruch des Dünkels gebracht zu werden, durch Redensarten wie die: „Aus uns wird der Gottessohn geboren" oder ausgesucht, wir allein, „Wir Deutsche brauchen in kultureller Beziehung niemand", „Die andern Völker verfolgen uns mit ihrem Haß, weil sie unsere ungeheure geistige Ueberlegenheit empfinden." „Wir Deutsche sollen durch die Welt gehen stolz erhobenen Hauptes, in dem sicheren Gefühl, das Gottesvolk zu sein." Wir allein haben die Wissenschaft, wir allein „den Idealismus, wir allein das Heldentum." Sonst kommen nur noch die Engländer in Betracht. Und diese sind nur „Händler und ihre Grundlage ist unermeßliche geistige Beschränktheit."

Wahrlich, wenn ein Engländer in diesem Sinn und Ton über die Deutschen gesprochen hätte, dann hätte er verdient von seinen Landsleuten abgeschüttelt zu werden, und wenn sie es nicht getan hätten, hätten sie sich selbst das schlimmste Armutszeugnis ausgestellt. Deshalb ist es nötig und verdienstlich, so wie es die deutsche Presse, voran die „Frankfurter Zeitung" getan hat, eine klare Abrechnung mit diesem schiefgewickelten und kompromittierenden Heldenwahn zu halten.

Die unwillkommenen Nebenwirkungen sind näherliegend als man annimmt.

Ich hatte es wie eine Verleumdung empfunden, als das „Journal de Genève" vom 17. November 1914 einem Franzosen, der angeblich lang in Deutschland gelebt hat, nacherzählte: „Die Deutschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glauben fest wie Eisen, sie seien das reinste Volk, das ehrenhafteste, das sittlichste, das ausdauerndste, das mutigste, das staatstreueste, das unterrichtetste, das künstlerischste, das friedliebendste, aber auch das kriegstüchtigste, das arbeitsamste, das wohlhabendste Volk. Darum halten sie sich für berufen zur Oberherrschaft zu Wasser und zu Land. Das sei aber natürlich ein Glück für Europa und den Planeten. Alle Völker von geringerem Wert — und alle sind in diesem Fall — haben sich dem deutschen Gesetz zu unterwerfen, haben sich von Deutschland erziehen, von der deutschen Kultur segnen zu lassen und haben unschätzbare Wohltaten einzuheimsen."

Diese Unterstellung deutscher Selbstüberhebung ist eine glatte Verleumdung; um dies auszusprechen habe ich die Nummer des Journal des Genève zurückgelegt. Und nun, nun hat der Heldenschriftsteller Werner Sombart, der über Proletariat und Juden, Kunstgewerbe und Karl Marx, Kapitalismus und Sozialismus geschrieben und sich in die Englische und 20 andere Sprachen hat übersetzen lassen, also ein deutscher Professor und ein „Schaffender" von internationalem Intellektualismus dem Schweizer Blatt an der französischen Grenze den freventlichen Liebesdienst geleistet, keinen Beweis — denn Deutschland denkt anders — aber den Schein für seine Entstellung der deutschen Geistesverfassung schwarz auf weiß zu geben!

In Wahrheit ist die übergroße Mehrheit des deutschen Volks mitten in dem leidenschaftlichsten und gewaltigsten Weltkrieg, in dem es seine Art und Grenzen siegreich gegen alle seine Gegner verteidigt, frei von Selbstüberschätzung, fähig, die politischen Sünden und die kulturellen Leistungen der anderen Völker gerecht abzuwägen und entschlossen, fremden Dünkel sich als abschreckendes Beispiel dienen zu lassen.

Es ist zweckmäßig, das offen heute schon und nicht erst nach dem Krieg auszusprechen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Amerikanische Neutralität und Waffenlieferung

Von Karl Eugen Schmidt, New-York

Anfang April

Die Presse der Vereinigten Staaten beschäftigt sich seit Monaten mit der Lieferung von Waffen und Munition von Seiten amerikanischer Firmen an England und Frankreich und wird damit bis zum Ende des Krieges nicht zur Ruhe kommen. Der Standpunkt der einzelnen Zeitungen deckt sich dabei ziemlich genau mit den Ansichten, die in ihren Leserkreisen für oder gegen die kriegführenden Mächte herrschen. Während die deutschen Blätter Amerikas ohne Ausnahme die Lieferung direkter Kriegskontrebande an die Feinde des Deutschen Reiches verdammen, bleiben die für England schreibenden anglo-amerikanischen Zeitungen bei der Meinung, daß durch solche Lieferungen die Neutralität nicht verletzt werde.

Dem Buchstaben der internationalen Vereinbarungen gemäß scheinen die amerikanischen Freunde Englands das Recht auf ihrer Seite zu haben. Theoretisch hat ein neutraler Staat die Berechtigung, kriegführenden Mächten zu liefern, was immer diese bei ihm bestellen mögen. Praktisch läuft die Sache allerdings darauf hinaus, daß die amerikanischen Lieferanten ausschließlich gegen uns und für unsere Feinde arbeiten, aber die Amerikaner zucken zu solchen Einwendungen die Achseln und meinen: „Ihr braucht nur bei uns zu bestellen, und Ihr werdet sehen, daß wir Euch ebensogut bedienen wie die Engländer und Franzosen! Ist es etwa unsere Schuld, daß Ihr nicht im Stande seid, Waffen und Munition von den Vereinigten Staaten nach Deutschland zu schaffen? Das geht uns garnichts an. Sorgt dafür, daß die Straße nach Deutschland frei wird, und wir liefern Euch, soviel Ihr nur wünscht und bezahlt!“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und dabei reden sie auch keineswegs die Unwahrheit. Ohne jeden Zweifel würden die nämlichen Industriellen, die jetzt bei England und Frankreich Millionen über Millionen verdienen, mit dem allergrößten Vergnügen auch von uns ebensogroße Summen einstecken, wenn das nur zu machen wäre, selbst wenn ihre Sympathien zu England hinneigen. Denn Sympathien haben mit Geschäft nichts zu tun, und wenn man einwendet, daß die amerikanische Regierung, die ohne Unterlaß beteuert, für die Wiederkehr des Friedens zu beten, durch die Erlaubnis der Waffenlieferung sich selbst ins Gesicht schlägt und den Krieg verlängert, so ist auch darauf die Antwort schnell bereit: „Mit Nichten und im Gegenteil! Je mehr Waffen und Munition wir liefern, desto schneller wird der Krieg beendet sein. Ihr meint immerzu, der Krieg müsse mit der Niederlage der Engländer und Franzosen enden, und hättet Ihr Recht, so wäre unsere Waffenlieferung allerdings eine Verlängerung des Krieges. Wie aber, wenn der Krieg anders ausgehen muß? Wenn nicht Ihr, sondern die Engländer und Franzosen schließlich Sieger bleiben, wie wir es wünschen und hoffen? Dann haben wir doch durch unsere Lieferungen für die Beschleunigung des Sieges und somit für die baldige Wiederkehr des Friedens gearbeitet, und unsere Taten stimmen mit unseren Gebeten überein!"

So sieht der Fall auf der amerikanischen Seite ungefähr aus und davon wird man sie nicht abbringen können. Das Ansinnen der deutsch-amerikanischen Presse und der deutschfreundlichen Mitglieder des Senats und Kongresses, jede Lieferung von Kriegskontrebande zu verbieten, wird von den Freunden Englands ebenso siegreich beantwortet: „Indem wir garnichts verbieten und jeden einzelnen amerikanischen Bürger tun lassen, was ihm behagt, sind wir wahrhaft neutral. Wollten wir alle Lieferungen verbieten, so käme das einer direkten Parteiergreifung für Deutschland und gegen England gleich, sintemale durch die Umstände nur an England und seine Freunde, nicht aber an Deutschland und Oesterreich geliefert werden kann. So wie die Dinge jetzt liegen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verhalten wir uns ganz passiv, also neutral, ein Ausfuhrverbot aber würde uns aktiv auf eine Seite bringen."

Die Befürworter der Waffenlieferungen haben noch andere Argumente, die den Deutschen besonders peinlich berühren. Wenn man sich die amerikanischen Firmen ansieht, die an dem Geschäft beteiligt sind, merkt man nicht ohne schmerzliche Ueberraschung, daß man es dabei durchaus nicht nur mit Anglo-Amerikanern zu tun hat. Bei weitem das umfangreichste Geschäft wird von den Stahlwerken in Bethlehem — diesen friedlichen Namen führt die größte Kanonengießerei der Vereinigten Staaten — im Staate Pennsylvanien gemacht. An der Spitze dieses Stahltrusts stand früher der große Friedensapostel und Menschenfreund Carnegie, hierzulande als der erbarmungsloseste Arbeiteraussauger und Heuchler bekannt. Nach seinem Rücktritt übernahm ein Mann die Leitung, der den guten deutschen Namen Schwab trägt und somit nicht als Anglo-Amerikaner angesprochen werden kann. Damit noch nicht genug, erfahren wir aus dem in finanziellen Angelegenheiten maßgebenden Wall Street Journal, daß zwanzig Prozent der Aktien dieses Unternehmens in deutschen Händen sind, wohl verstanden nicht in deutsch-amerikanischen, sondern in reichsdeutschen Händen. Diese Enthüllung verblüfft uns nur, weil sie in diesen Kriegszeiten kommt. Andernfalls würden wir uns nicht im geringsten darüber wundern, deutsches Geld in irgend einer amerikanischen Unternehmung zu finden. Arbeiteten doch dereinst in Marokko englische, belgische, französische und deutsche Kapitalisten zusammen, um die dortigen Erzlager auszubeuten! Heute entsetzen wir uns darüber, daß deutsches Geld gegen Deutschland arbeitet, daß deutsche Kapitalisten aus Waffenlieferungen an Deutschlands Feinde Gewinn ziehen, aber bei Licht besehen, ist die Sache garnicht so wunderlich.

Es ist auch noch lange nicht das schlimmste, was bei dieser Gelegenheit an den Tag gekommen ist. Während man von mehreren waschecht anglo-amerikanischen Fabrikanten erfahren hat, die Bestellungen der französischen und englischen Regierungen abgewiesen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben, weil sie von solchem „Blut- und Sündengeld" nichts wissen wollen, hat der in Milwaukee erscheinende sozialistische „Leader" die Namen mehrerer Deutschamerikaner genannt, die öffentlich laut und eifrig für die Sache Deutschlands eintreten, während die von ihnen geleiteten Fabriken Patronen, Flinten und anderes Kriegsmaterial für England und Frankreich herstellen. Ja, es kommt noch schlimmer: es gibt in den Vereinigten Staaten Filialen reichsdeutscher Firmen, die sich an diesem Geschäft beteiligen! Hat man da noch das Recht, gegen die merkwürdige Neutralität Onkel Sams zu protestieren, der schließlich keine besondere Veranlassung hat, um unserer schönen Augen willen auf diese gewaltigen Profite zu verzichten? Können wir ihn an den Pranger stellen, wenn unsere eignen Landsleute der Versuchung nicht widerstehen und das englische und französische Geld einstreichen?

Die Hoffnung, daß die amerikanische Regierung sich zu einem Verbot dieser Lieferungen aufschwingen werde, ist also verschwindend klein. Man muß sich schon fast wundern, daß Präsident Wilson so weit gegangen ist, die Lieferung von Unterseebooten zu verbieten, ein Verbot, das natürlich wirkungslos geblieben ist: die betreffenden Fabrikanten liefern jetzt keine fertigen Unterseeboote mehr, sondern sie liefern „Maschinenteile", d. h. einzelne Teile von Unterseebooten, die nach Canada geschafft, in Montreal zusammengesetzt und dann nach England und Frankreich transportiert werden. Die dabei entstehende Verzögerung ist so minimal, daß man ebensogut die fertigen Fahrzeuge liefern könnte: für uns und unsere Feinde kommt es auf eins heraus.

Die wirklichen Freunde der deutschen Sache in den Vereinigten Staaten hoffen nun, daß das englische Verbot allen Handels mit Deutschland den amerikanischen Kaufleuten, Produzenten und Industriellen so empfindlichen Schaden zufügen könnte, daß darüber die Regierung zu energischem Einschreiten gezwungen würde. Man rechnet aus, daß besonders die Baumwollhändler und Produzenten ungezählte Summen verlieren müssen, wenn sie nicht mehr an Deutschland liefern können. Aber England hat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ja gleich erklärt, daß es die für Deutschland bestimmten amerikanischen Waren nicht einfach konfiszieren, sondern ihrem Werte entsprechend bezahlen werde. Tut es das wirklich, so werden die amerikanischen Händler weiter kein Geschrei erheben. Alles, was sie wollen, ist ihr Geld. Ob das nun von England bezahlt wird oder von Deutschland, ist ihnen einerlei.

Etwas anders steht es mit den deutschen Waren, den Farbstoffen und sonstigen Chemikalien, die ausschließlich in Deutschland hergestellt werden, und die in gewissen amerikanischen Industrien durchaus notwendig sind. Der deutsch-amerikanische Kongreßabgeordnete Metz, der als Vertreter der Höchster Farbwerke stark an dieser Frage interessiert ist, meint, daß in wenigen Wochen schon hunderte von amerikanischen Fabriken ihre Tore schließen und hunderttausende von Arbeitern brotlos werden müßten, wenn wirklich keine deutschen Waren mehr herüberkämen. Seiner Ansicht nach könnte und müßte die Washingtoner Regierung mit einem Entweder Oder vor England hintreten: Entweder laßt Ihr unsern Handel mit Deutschland absolut frei und unbehindert, oder wir verbieten jede amerikanische Lieferung an England und Frankreich!

Daß eine solche Drohung alsbald den gewünschten Erfolg hätte, ist im höchsten Grade wahrscheinlich, aber durchaus nicht wahrscheinlich ist, daß Präsident Wilson und sein Minister des Auswärtigen sich zu einem so energischen Schritte gegen England aufraffen werden. Dazu fehlt ihnen erstens das nötige Rückgrat und zweitens der gute Wille. Diese beiden Staatsmänner möchten am liebsten allen unangenehmen Fragen aus dem Wege gehen und mit aller Welt in Frieden und Ruhe leben. Wenn sie sich aber einmal entscheiden müßten, dann wären ihre Sympathien wie die der meisten Anglo-Amerikaner nicht auf der deutschen Seite zu finden. Wie alle Anglo-Amerikaner, sehen Wilson und Bryan das Mutterland der Vereinigten Staaten in England, sie fühlen und denken englisch, wie sie englisch sprechen, und wie die Deutsch-Amerikaner durch die Bande der Verwandtschaft an der alten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heimat festgehalten werden, so fühlen sich die Anglo-Amerikaner als Vettern und Gevatter der Engländer. Im Falle des Staatssekretärs Bryan, der die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten leitet oder leiten sollte, wird diese Tatsache durch den Umstand illustriert, daß sein Schwiegersohn englischer Offizier ist. Von der Washingtoner Regierung ist also nichts gegen England zu erwarten — außer zahmen und nichtssagenden Protesten, die in London nicht den geringsten Eindruck machen werden.

In Deutschland wird man sich mit der Tatsache abfinden müssen, daß die amerikanische Neutralität gegen uns und für England gehandhabt wird. Illusionen darf man sich nicht hingeben, unsere Soldaten werden bis zum Ende des Krieges von amerikanischen Kugeln getötet werden. Wenn wir aber mit den englischen, russischen und französischen Soldaten fertig werden, dann werden uns auch die amerikanischen Kanonen und Flinten nicht unterkriegen — und später wird man wohl auch mit den „Neutralen" deutsch reden können.

Hinter der französischen Front

IV.

Nachdruck und Uebersetzung verboten!

In Nacht und Schnee

Von Max R. Funke-S. Francisco

An der Aisne sagt mir der Winter „Guten Tag!" Unser Auto kommt direkt von Amiens über Compiègne. In dichten Flocken schneit es und wir gleiten wie ein Schlitten über die Schneedecke. Die hohen Pappeln am Wege sehen uns im Schneegestöber wie graue Wachtposten an. Dunkle Wälder tauchen auf und verschwinden in Blitzeseile hinter unserm Rücken. Zwei Franzosengräber im weißen, weichen Schnee!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir nähern uns Pierrefonds. Die wenigen zurückgebliebenen Bewohner stehen teilnahmslos und stumpf vor sich hinblickend in den Straßen und erwecken tiefes Mitleid. Wir kommen der Aisne näher. Das Schneegestöber hört auf und durch die Fetzen des grauen Himmels bahnt sich die Sonne einen Weg. Sie will auch noch etwas vom Schlachtfeld sehen, bevor sie sich zur Ruhe begibt. Soldatengräber, Massengräber! Dann Wald, Hügel und endlich ein Blick ins Weite. Das Tal der Aisne liegt vor uns. Alles verschneit! Und durch dieses weiße Einerlei sucht eine graue Schlange ihren Weg. Es ist die Aisne. Jenseits von ihr hat der Winter Zuckerberge aufgeschüttet. Sie sind nicht süß, denn sie starren in Waffen aus deutschem Stahl. Seit dem 13. September hausen sie — die Feldgrauen — dort in ihren von der Natur ausgezeichnet geschützten Felsenfestungen. Die französische Artillerie muß schweigen und die Franzosen warten geduldig ab, bis die Deutschen sich bequemen aus ihren Adlerhorsten zu gehen. Eine Beschießung dieses Teils erachtet Generalissimus Joffre als eine Vergeudung an Munition, mit welcher heute Frankreich recht haushälterisch zu Werke gehen muß.

Es beginnt kälter zu werden, denn die Sonne hat uns im Westen „Gute Nacht" gewünscht. Der hellrote Abendhimmel geht über unsern Köpfen in ein glasiges gelb über. Südwestlich zittert der schon dunkle Horizont blutrot. Ein Dorf steht in Flammen, um welches heiß gekämpft wird. Die Dämmerung kommt rasch und leise wie immer an solchen Wintertagen.

Unser Ziel ist erreicht. Wir sind in Attichy! Hinterm Ort liegen die Schützengräben der Franzosen, wo wir in einem die nächste Nacht verbringen werden. Unser Führeroffizier, ein äußerst liebenswürdiger Mensch, führt uns an und stellt uns dem Kommandanten des 161. französischen Infanterie-Regimentes vor, welches zur Zeit vor Attichy liegt.

* * *

Die Nacht fällt nieder und am nächtlichen Himmel beginnt der volle, rotlachende Mond aufzusteigen. Ganz langsam! Er ist der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stille Freund aller. Silbern flutet sein Licht übers Schlachtfeld, so hell, daß man weit ins Bereich des Feindes blicken kann. Niemand verläßt heute seinen Graben. Erst wenn der Mond sich anschickt, sich schlafen zu legen und der Nebel aufsteigt, dann heißt es, die Ohren spitzen.

Alle Unterhaltung bricht ab. Man schläft oder man wacht! Der freudige Vollmond rollt wie ein ungeheurer Ball über die hohen Spitzen der Tannen hin, drüben auf den Höhen der Aisne. Dort schlafen und wachen die tapferen Feldgrauen. Und immer höher strebt unser nächtlicher Begleiter dem Zenitpunkte zu, sodaß er schon in die Schützengräben hineinblicken kann. Sein fahles Licht spiegelt sich im Glanze der aufgepflanzten Bajonette. Tief in den Kasematten schnarcht mancher im Traum, andere wieder husten von Zeit zu Zeit, wieder andere erheben sich und zünden ihre Pfeife oder Zigarette an.

Die Nachtkälte legt sich fröstelnd um unsere Glieder und blau reflektiert der glitzernde Schnee im Mondschein. Ein leichter, schneidender Nordwind setzt ein und fährt geheimnisvoll raschelnd durch die dünnen Zweige eines nahen Buchenwaldes. Sonst ist alles still um uns wie in der Wüste. Der Mond springt von Bergspitze zu Bergspitze und die Stunden schleichen im Schneckengang dahin. Wie lang nur die Nacht ist!

Der Mond verschwindet hinter einem Tannenwald und der Schatten taucht alles um uns in Dunkelheit. Nicht auf zehn Schritte kann man seine Umgebung mehr unterscheiden. Gespensterartig ergreift der Nebel alles und hüllt es in ein weißes Tuch. Jetzt ist die Stunde des deutschen Angriffs gekommen! Aber nichts regt sich und das Auge ist in der Schwärze der Nacht wie geblendet. Und in dieser gespensterhaften Ungewißheit soll der Soldat kämpfen, wenn er den Feind auch nicht sieht. Er muß kämpfen und er ist so allein gegen viele Dinge: Schlaf, Kälte, Ruhe, Nacht, Mattigkeit, Einbildung und Geheimnis!

Plötzlich, was ist das, wird die Ruhe noch unheimlicher? Was geht in der tiefen Schwärze vor sich, in der Schwärze, die mysteriös

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor uns liegt. Ohren und Augen schärfen sich und nichts vermögen sie zu erkennen. Ein kurzer Hauch streicht über unsere Köpfe, dann wieder Stille. Alles Sein konzentriert sich von Neuem im Auge und im Ohr. Aber vergebens! Der Puls jagt wie eine anstürmende Truppe durch Nacht und Nebel. Plötzlich knackt es im nahen Wäldchen, wie das Aufschlagen eines Nachtvogels. Dann wieder Stille, Stille, die die Nerven tötet. Den Wald hat aber die Nacht und der Nebel noch im Arm, der Wald, der in Waffen starrt.

Schnarchend recken sich die Franzosenleiber in den Kasematten drunten. Langsam trippelt die frierende Wache den langen Grabengang entlang. Sie ahnen nichts, die Guten! Aber draußen schleicht sich vorsichtig Schritt für Schritt durch den Nebel der Nacht ein deutsches Regiment gegen die französische Front heran.

Eine Wolke deutscher Flintenschüsse faucht über unsere Köpfe. Die Grabenwache antwortet und pufft ihre blauen Bohnen ins Dunkle der Finsternis. Im Halloh erwachen die Schläfer in ihren Kasematten und stürzen sich zu ihren Waffen. Welch Durcheinander! Soldaten setzen noch einmal die Cognac- oder Branntweinflasche an den Mund, um sich Mut anzutrinken, denn ohne Rausch ist auch der tapferste Franzose ein Waschlappen. Die Salven tönen herüber und hinüber und der kleine Buchenwald vor uns, aus dem es wie aus der Hölle blitzt, gibt das Echo wieder.

„C'est bien une attaque — sagt der schmächtige Kommandant zu uns — sie stürmen vor!"

„Sie sind kaum 20 Meter von uns entfernt" — gibt sein Stellvertreter zurück.

„Vielleicht nur fünfzehn — antwortet sein Vorgesetzter — hören Sie, wie ihre Kugeln um unsere Ohren fauchen!"

„Leurs balles sifflent nombreuses!"

„Voilà ihre 77er treten in Tätigkeit und — ruft der Kommandant freudig, fast siegesstrahlend aus — unsere 75er antworten."

„Das wird ernst: La grande musique!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Tirez, tirez! Feu à volonté! läuft kommandierend ein Hauptmann die Schützenlinie entlang.

Gefaßt laden sie, schießen sie, laden und schießen wieder. Und wenn ich an all die vielen tausende von Franzosen denke, die hier einer neben dem andern im Schützengraben wohlverschanzt liegen, so bange ich sehr um die tapferen heranstürmenden Feldgrauen. Zwischen dem Geknatter der Gewehre höre ich ganz deutlich das deutsche Kommando: „Vorwärts!" Aber es war nichts! War es eine Täuschung? Denn plötzlich hört die Schießerei von der deutschen Seite her auf. Und ich erwarte nun den Ansturm der Feldgrauen, nicht ohne Zittern, denn ungern will ich als Berichterstatter in deutsche Hände fallen, weil mir dann der Umweg durch die Schweiz nicht erspart bleiben würde.

„Feu à répétition!" befiehlt der Hauptmann und die Unteroffiziere erteilen diese Order weiter. Doch der erwartete Ansturm kommt nicht; ein neuer Befehl: „Cessez le feu!"

Endlich! Ermüdet sinken die Mannschaften hin, die Kehle trocken, die Hände an den heißen Flintenrohren verbrannt, die Finger zittern und die Augen tränen. Ein jammernswerter Anblick! Wie Säue stürzen sie sich auf die mit zweifelhaftem Wasser gefüllten Behälter und leeren sie aus. Der Typhuskrankheit, die in den französischen Schützengräben so arg krassiert, wird dadurch noch Vorschub geleistet. In meinem deutschen Herzen frage ich bangend: geschieht dies auch in den deutschen Schützengräben. Während des Kampfes verschoß der französische Soldat 200 Patronen. Vier- bis fünftausend Soldaten nahmen an diesem Kampfe teil. Nun heißt es von neuem Flintenreinigen. Die Bajonette werden ebenfalls von dem Fett befreit. Und eine kleine Kolonne ist beauftragt, aus einem von uns 20 Meter entfernten Loch den „Parc de réserve" zu heben. Dort liegt neue Munition, denn man weiß nicht bestimmt, ob die Deutschen einen neuen Ansturm noch vor Tagesgrauen aufnehmen werden. Meine Uhr zeigt halb 3 Uhr morgens. In den Schützengräben wird emsig gearbeitet. Sie wollen den deutschen Ansturm, der sicher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommen wird, gut abschlagen. Aus der Stille der Finsternis der Nacht klingen traurig die Klagen der deutschen Verwundeten und Sterbenden zu uns: „Kamerad, Kamerad! Trinken, trinken!" Wie möchte ich ihnen helfen, den armen Draußenliegenden. Ein roher Franzose schreit ihnen als Trost zu: „Nous verrons cela, quand il fera jour! — Wir werden sehen, wenn es hell wird!"

Die Franzosen haben sich nicht getäuscht. Von neuem beginnen über unsern Köpfen deutsche Kugeln zu pfeifen und das Geknatter kommt von Minute zu Minute immer näher. Diesmal schleichen sie sich nicht lautlos mehr heran, sondern mit dem kräftigen Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles!" stürmen sie uns entgegen. Hell und fest klingt der Trompetenschall, der im Wald sein Echo wieder findet. Ruhig und ernst erwarten die Franzosen den deutschen Ansturm. Ab und zu heben einige von ihnen den Kopf über die Erdbrüstung, um zu sehen, ob sie bald kommen, aber meist bezahlen sie damit ihr Leben.

O welche Minuten! Sie dünken mir zur Ewigkeit! Plötzlich gibt es einen hellen Schein am nächtlichen Himmel und die französische Feuerlinie ist in Sonnenhelle getaucht. Das tut für die Franzosen nicht gut, wenn ihre heimtückischen schwarzen Augen vom glanzvollen Strahl eines deutschen Scheinwerfers getroffen werden. Sie sind geblendet und sollen jetzt noch kämpfen?

„Feu par salves! kommandiert der Hauptmann. Zwischen den Reihen erblicke ich Sanitätsgehilfen, die Binde der Genfer Konvention am Arm, auf die Deutschen schießen.

„Feu à volonté! Feu à répétition! kreischen die Führer.

„Dem Feind müssen wir zuvorkommen! Der Wald da drüben muß gewonnen werden!" sagt ernst der Kommandant.

Das ist ein böser, bitterer Befehl. Den Wald da drüben wollen sie erstürmen!

Ist es Angst, ist es Entschlossenheit, daß sie auf diesen Sturm sich freuen?

Der Major eilt noch einmal durch die Reihen, erteilt kurze Befehle: „Nicht schießen! Bei jedem Halt sich auf den Boden werfen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach jedem Geschoßregen auf und vorwärts, gegen die Maschinengewehre zuerst! Mut, meine Kinder und euern Mund halten bis zum Wald."

Die Krankenträger haben nun auch den letzten Verwundeten aus dem Graben gebracht. Und mit einem Male steht das Regiment dem Sensemann gegenüber, der Wirklichkeit des Todes. Darüber denken sie nicht nach, dazu läßt ihre Phantasie keinen Raum mehr.

„Nicht mehr feuern! En avant à la bajonette! Pour la France!" ruft der Major. Die Gesichter der Franzosen sind blaß, verzerrt. Wie Teufel rennen sie, durch Schnaps betrunken,*) der feldgrauen Menschenmauer entgegen. Ihnen voran der schmächtige Oberst. Sie alle rennen das tolle Rennen des Sieges! Das gewohnte Summen der Kugeln über unsern Köpfen: Die Feldgrauen schießen zu hoch. Hie und da krepieren einige Granaten und dann setzt das rhythmische aber schreckliche taskataska der Maschinengewehre ein.

Die Franzosen liegen platt auf dem Bauch und versuchen weiter kriechend an den Feind heranzukommen. Aber vergebens! Die Reihen lichten sich bedenklich, mancher strauchelt und mancher bleibt stumm liegen. Was für ein Hagel von deutschen Kugeln! Und welch schrecklicher, höllischer Granatentanz in der Nachtluft. Immer wieder fahren sie dahin und sähen dort und da den unerbittlichen Tod. Kriechend und schießend winden sich die Franzosen über den blutigen Schnee, über bereits erkaltete Kameraden.

Verwundete schleppen sich zum Graben oder baddeln sich im Schnee ein; das alles unter einem Geschoßhagel. Groß ist der Tumult der Schlacht, schrecklich der Geruch des Pulvers und des Blutes. Das Donnern der Kanonen, das Platzen der Geschosse und das Keuchen der Kämpfenden wirkt auf die Sinne mehr,

*) Jeder französische Krieger erhält täglich 1 Liter Rotwein und 1/8 Liter Branntwein, Kognak oder Rum ausgehändigt. Obgleich die Heeresleitung den Absinth als Genußmittel verboten hat, so wird er als „Arzneimittel" in die Schützengräben eingeschmuggelt. D. Verf.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie es armselige Worte zu schildern vermögen. Siegen oder sterben ist die Losung beider Parteien. Siegen oder sterben!

Der Wald, der Wald! Er starrt in Waffen. Dort liegen die unsichtbaren Deutschen. Nur die blitzenden Bajonette und das unaufhörlich sprühende Feuer verraten ihre Stellungen, sonst nichts.

Da plötzlich schweigt das Feuer. Deutsche Trompeten blasen zum Sturm. „Auf! Marsch! Marsch! Marsch!" bricht es mit Hurra und Hoch aus dem dunklen Wald hervor. Voran ein Hauptmann, dann zehn, hundert, tausend Feldgraue. — „Hurra!" — „Sprung! Auf! Marsch! Marsch!" — Nichts vermag den deutschen Ansturm zu brechen. Ein furchtbarer Nahkampf beginnt. Mann gegen Mann! ermorden sich unter Flüchen, Wehklagen und Röcheln.

„Zurück! Zurück!" brüllt fliehend der Rest der Franzosen. Blutige Bajonette durchdringen ihre Leiber, Gewehrkolben prasseln wie Keulenschläge über ihre Köpfe. In Blitzeseile vollenden deutsche Bajonette ihr blutiges Werk. Blaß vor Aufregung und Wut, ohnmächtig im Zorn jagt ein Häuflein Rothosen auf Attichy zu.

Ein donnerndes „Hurra der Kaiser!" fliegt aus dem eroberten Graben wie rauschende Wogen zu uns hinüber.

* * *

Im Osten dämmert es licht! Durch die Frostluft des Wintermorgens zieht eine Schar krächzender Raben dem Schlachtfeld zu. Unser Auto rast auf weißer, fester Straße zwischen Waldungen dahin. Dann öffnet sich der Blick und vor uns liegt Soissons im Schnee und Morgenschein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wer ist der schlimmste Drückeberger?

Wer sich seiner Wehrpflicht entzieht? Wer ein Herzleiden simuliert oder sich von seiner Behörde ohne Not reklamieren läßt, oder, wenn sein Jahrgang drankommt, schleunigst eine Heereslieferung übernimmt und dann seine „Unabkömmlichkeit" beweist? O nein, Soldaten haben wir genug, und an den wenigen (Gott sei Dank sind es nur wenige), die nicht mit der ganzen Seele dabei sind, hat der Kaiser nichts verloren.

Oder wer auf seinem Geldsack sitzen bleibt? Sich nicht rührt, noch rückt, trotz den dringendsten „Requisitionen" unserer Verwundeten- oder Jugendkompagnien, die das Agio in Form eines Urlaubs oder einer Schulschwänzung einheimsen? O nein, auf diese paar „Patrioten" ist Herr Havenstein nicht angewiesen; auch ohne sie hat das Deutsche Reich Geld genug und „noch mehr Kredit wie Geld", wie es in dem alten Studentenliede heißt.

Oder wer für die Kriegsanleihe „nichts flüssig hat?" Wer die Rettungsmannschaften, die das Staatsschiff — und ihn selbst mit — durch Not und Gefahr durchsteuern sollen, ohne Proviant läßt? Auch er ist der Schlimmste nicht, eher der Dümmste. Das gute Geschäft, das er nicht macht, machen tausend Andere, und die Sorte Dumme, die eine noch günstigere Anleihe abwarten, werden nachgerade doch alle.

Oder wer Kartoffelvorräte einsperrt und Warenwucher treibt? Auch der könnte sich leicht verrechnet haben, wenn sein leistungsfähigster Abnehmer ihm erst aus dem Stall gezogen wird. Denn so sehr der deutsche Michel auf maßvollen und sachlichen Wettbewerb hält, im Kriege gilt das Wort „Leben und leben lassen" nicht mehr, und die Konkurrenz aus der Zoologie, die alles einschlingen möchte, wird einfach — totgemacht.

Wer also ist der schlimmste, der gefährlichste Drückeberger? Antwort: Wer Boden hat und ihn nicht pflügt! Der Boden gehört schon in Friedenszeiten zu den Gütern, die, wie der Nationalökonom sagt, erstens nicht beliebig vermehrbar, zweitens dem Verderben nicht ausgesetzt sind. Die Kartoffeln müssen schließlich an den Konsumenten kommen, sonst verfaulen sie; aber der Grund und Boden wird nie schlechter. Wird er nicht bestellt, so frißt er kein Geld. Es genügt, daß der fleißige Nachbar in seine Wirtschaft Dünger, Maschinen usw. hineinstecke; am Gewinn nimmt der Faule gleichen Anteil. Der Wert seines Bodens steigt, dieweil er ruhig auf ihm sitzen bleibt. So kommt es, daß wir heute im lieben Deutschen Reich weit mehr Oedland brachliegen haben, als beispielsweise die ganze mit Weizen bestellte Fläche ausmacht.

Im Frieden haben wir diesen Schlendrian mit Rimessen an Amerika, Argentinien und Rußland bezahlt. Im Kriege heißt es vom deutschen Bauer wie vom deutschen Reitersmann: Da tritt kein Anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein. Darum ist Nährpflicht jetzt wichtiger als Wehrpflicht, und Landesverringerung ist Landesverrat. Der Bodenwucher ist heute die sträflichste Drückebergerei, bei der selbst dem Feuilletonisten der Spaß vergehen kann.

Nun hat aber der Boden glücklicherweise noch eine andere Eigenschaft, die ihn von allen übrigen Gütern scharf unterscheidet. Gold kann man im Strumpf verstecken und Wertpapiere im Tresor und Kartoffeln in Kellern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Mieten und seine eigene wertvolle Persönlichkeit hinter dem wärmenden Ofen. Aber der Boden läßt sich nicht verstecken. Darum muß sich leicht feststellen lassen, wie weit den mannigfachen Anregungen seitens der Regierung und der öffentlichen Meinung zur Kultivierung von Oedflächen draußen im Lande entsprochen wird. Hoffentlich sind die Behörden schon dabei, solche „Landesaufnahme" vorzunehmen, die ebenso wichtig ist, wie die vielerlei Bestandsaufnahmen, die uns der Krieg beschert hat. Der Einzelne aber sollte der Regierung helfen. Es wäre eine patriotische Aufgabe für die Pfarrer, Landschullehrer, Aerzte usw., in ihren Sprengeln nach unbebauten Oedländern Umschau zu halten und ihre Beobachtungen einer Zentralstelle in Berlin, etwa dem Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen, zu melden, damit wir schleunigst erfahren, wo die Drückeberger sitzen und welche Flächen noch verfügbar sind. Damit erhielte solche Stelle auch das nötige Material, um etwa gesetzliche Verordnungen anzuregen; denn ohne behördlichen Zwang wird, wie bei der Verbrauchsregelung, so auch bei der Produktionsregelung den verstocktesten Drückebergern nicht beizukommen sein. Um die Paragraphierung mögen sich die Juristen bemühen. Dem Sinne nach aber müßte das Gesetz lauten:

Wer nicht pflügt, der fliegt!

Dr. Benno Jaroslaw

Fixe Dichterlinge

Ich will nicht von jener Legion von Reimern reden, die es nicht über sich bringen können, ihre patriotische Versbegeisterung für sich zu behalten. Diese Versproduktion ist nun einmal eine Kriegsseuche. Sie hat das gute, daß ihr leichter aus dem Wege zu gehen ist, als anderen lebensgefährlichen Seuchen. Man braucht nur alle die Gedichte nicht zu lesen, sei es, daß sie einzeln in Zeitungen und Zeitschriften, sei es, daß sie in Büchern erscheinen. Bei diesen gibt der Name des Herausgebers bisweilen eine Gewähr, sodaß man vermuten kann, daß sie ein gepflegter Geschmack ausgewählt hat. Im allgemeinen greift aber das Publikum nicht besonders gerne nach Gedichtsammlungen. Um so lieber nach Romanen. Besonders wenn sie, wie das schöne Wort heißt, „aktuell" sind. Vor einem solchen Zeitroman möchten diese Zeilen direkt warnen. Der Verfasser heißt Alfred Schirokauer. Er hat vor einigen Jahren einen Lassalleroman geschrieben, der nicht schlecht war und immerhin zur besseren Unterhaltungslektüre gerechnet werden kann. Im Herbst des vorigen Jahres aber hat er einen Roman „Die siebente Großmacht" (Berlin, Oesterheld) auf den Markt geworfen, der darstellen soll, welche Mitschuld die Tagespresse an dem Ausbruch des Krieges gehabt hat. Kein schlechter Vorwurf für einen geschickten Kopf. Aber der Herr Verfasser hat sich die Sache etwas gar zu leicht gemacht. Wir bekommen zwar ein paar Journalisten vorgeführt, die das böse Geschäft der Verhetzung gegen gute Bezahlung leisten, aber den Kern der Geschichte bildet eine alberne Liebesgeschichte, die zwischen einem preußischen Offizier und der Tochter des türkischen Gesandten in Berlin spielt. Eine im übelsten Sinne des Wortes romanhafte Geschichte. Ich warne den Leser vor unnützer Zeitverschwendung. Der Verfasser ist nicht ohne Talent und sollte solche schludrige Dinge nicht schreiben. Der Verlag endlich, der schon so manches gute Buch herausgebracht hat, soll mehr auf seine literarische Reputation schauen.

Engelbert Pernerstorfer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Scheffel

Bei Bonz & Co. in Stuttgart ist eine reichliche Auswahl aus Scheffels Werken in zwei Bänden erschienen, die erste Volksausgabe des Dichters. Man blättert und stößt auf die alten Zeichnungen von Anton Werner und sieht, daß diese Zeichnungen fein und oft geistvoll sind und nimmt vor dieser frühen Leistung des später von uns wenig mehr Geschätzten gerne den Hut ab.

Und dann beginnt man irgendwo zu lesen. Im Trompeter oder Ekkehard, im Gaudeamus oder sonstwo. Und man erinnert sich, daß man einst diese Lieder in verklungenen Jugendnächten mit Begeisterung gesungen hat und daß für die Jugend um und nach 1870 Scheffel neben Geibel der große deutsche Dichter war.

Achtung vor dem Gut der Väter und Achtung vor dem, was uns selber in den Jugendtagen lieb war! Scheffel als Former, als Reimer und Modelleur ist immer erstaunlich, von einer Bravour und Sicherheit, die wir Heutigen in der Dichtung gar nimmer kennen und suchen. Und oft hat er Einfälle, vor denen man freudig betroffen stehen bleibt.

Aber daß einmal mit diesen flotten Bierversen unser Herz geschlagen hat, daß schon unsre Väter sich an der Weisheit des Hidigeigei erfreut haben, das erscheint uns nur noch als ein Kuriosum. Man wirft nicht weg, was man einmal geliebt hat und im Museum muß neben der falschen Renaissance der siebziger und der falschen Gotik der vierziger Jahre, auch der altdeutsche Scheffel seinen Platz haben, einen Platz als Großonkel und geehrtes Bildnis einer verschwundenen Zeit. Aber unsre Söhne werden, so hoffen wir, mit anderen Liedern und unter anderen Zeichen aufwachsen und fröhlich sein und die Studenten, die diesen Krieg mitgemacht haben, werden noch viel rascher als die bisherigen Jahrgänge vollends mit der falschen Männlichkeit des Bier- und Raufburschen und mit der falschen Gefühlswelt der Altdeutschelei aufräumen. Und damit wird auch in der Dichtung das Jahr 1914 ernster nachklingen als das Jahr 1870.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rußland und England in der Weltpolitik

Von Dalmo Carnevali (Rom)

Die Absicht einer Oberherrschaft auf dem Balkan, welche ungerechter und vielleicht ironischer Weise von irgend einer Zeitung Italien zugeschrieben wurde, hat dem Herrn Sazonoff, Minister des Aeußeren in Rußland Anlaß gegeben, einem italienischen Journalisten zu erklären, daß die Türkei, indem sie in den Krieg gegen den — Dreiverband eintrat, die gewaltsame Lösung von seit Jahrhunderten aufgeworfenen Streitfragen beschleunigt hat: „Wir sind angenehm berührt — hat Herr Sazonoff wörtlich gesagt — daß die englische öffentliche Meinung kürzlich mehrere Male eine Form gefunden hat, über diese wichtige Frage ihre sympathische und mit uns übereinstimmende Ansicht kundzutun. Aber für den Augenblick sagen wir, daß wir die Türkei in ihren Erwartungen besiegen müssen; von den Streitfragen, die deren politische und ökonomische Folge sind, werden wir später sprechen, wenn die Geschäfte des Kriegs beendet sind." Diese Erklärung ist im gegenwärtigen politischen Moment von außerordentlicher Wichtigkeit. Die „gewaltsame Lösung der seit Jahrhunderten bestehenden Streitfragen" spiegelt vor allem die Lösung der Fragen über die Dardanellen und Armenien im russischen Sinn wider. Werden die Zustimmungskundgebungen zu der russischen Auffassung eher von der britischen Regierung als von der englischen öffentlichen Meinung kommen? Es scheint, daß es nicht einmal der Minister des Aeußern des Zaren hofft, weil er sich so beeilt hat zu erklären, daß man von den Streitfragen, die die politische und ökonomische Folge der türkischen Niederlage sein werden, später sprechen wird, d. h. „wenn die Geschäfte des Kriegs beendet sein werden." Aus all dem müssen wir die Ueberzeugung gewinnen, daß das

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fehlen eines russisch-englischen Einverständnisses in Bezug auf die Dardanellen der Wahrheit entspricht. Und wir glauben, daß gerade mangels einer Uebereinstimmung die Aktion des Dreiverbandes dazu bestimmt ist, sich in verschiedene und entgegengesetzte Ziele zu spalten und zu verlieren.

Jedoch in Italien und anderen neutralen Ländern gibt es Leute, die sich täuschen, die fest an das Ueberleben des Dreiverbandes und an eine Gemeinsamkeit von Interessen glauben, welche die drei gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn kriegführenden Nationen zum Zusammenhalten bestimmen müßten. Dies ist ein Irrtum der Kurzsichtigkeit und der Perspektive, nur für denjenigen möglich, der die Karte von Europa allein ansieht, der die Kriege nach dem Geiste des vergangenen Jahrhunderts beurteilt, der sie alle in Europa abspielen sah, weil sie der geschichtlichen Phase der Sicherung der Nationalität entsprechen.

Heute sind die Ziele verändert; heute schlagen sich die Völker um die führende Weltstellung, messen sich in Europa, aber suchen den Preis in Afrika und Asien.

Es gibt eine Nation, die bereits den Gipfel ihrer Laufbahn erreicht hat und unerbittlich zum Verfall verdammt ist: es ist England, welches tatsächlich den gegenwärtigen Konflikt gewollt, ihn beschleunigt und ausgedehnt hat. Es ist zusammen mit Frankreich die meist interessierte Macht. Dieser Krieg ist in der Tat der Kampf der alten, reichen Völker, der unrechtmäßigen Besitzer der Welt — und darum Hüter dieser Ordnung — gegen die jungen und starken Völker ohne Handelswege und ohne Meere, die nach Herrschaft und Ländern streben. Es ist also ein revolutionärer, demokratischer Krieg wie jener, welcher darauf zielt, die Herrschaft der Welt, die bis heute im Besitze von Völkern war, die — wie England — nur mehr von ihrer Vergangenheit, von vergangenem Ruhme leben, an Bevölkerungszahl zurückgehen und heroischer Proben unfähig sind, den tätigeren, an Söhnen und Arbeit reicheren Völkern zuzuschieben. Die von England eingeschlagene Politik der letzten Jahre ist die des status quo; ist die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politik der furchtsamen, reichen Leute, die sich nicht zu schlagen wissen, die nichts zu gewinnen und nichts mehr zu verlieren haben und die sich einbilden, den Lauf der Welt aufzuhalten, indem sie eine falsche Würde retten im Namen eines Rechtlichkeitsgefühls, welches einen schlauen Egoismus verbirgt.

Sein unversöhnlicher Feind in Asien ist Rußland. Es ist eine große Macht, die man nicht so leicht durch das Spiel der Diplomatie und die Politik der Kompensationen besiegt — Mittel, die vor 30 Jahren gegen Frankreich wegen der Oberherrschaft im Mittelmeer Wert hatten. Mit diesem Rivalen muß England sich messen und kann es nicht. Es sucht deswegen zu entkommen, irrezuführen und das eigene Schicksal auf andere abzuwälzen. Gegen Rußland hetzte es — es sind jetzt 10 Jahre her — die Japaner und verzögerte so die Orientierung Rußlands, das gezwungen war, nach Europa zu gravitieren und auf Deutschland zu drücken; nachdem es den japanischen Ehrgeiz geweckt, suchte es in Japan eine Vorhut gegen die Vereinigten Staaten. Es war ein Erfolg, aber um welchen Preis! England machte sich von jeder Verantwortlichkeit gegenüber der europäischen Kultur und der weißen Rasse los, indem es die Wiederauferstehung und die Gefahr der gelben Völker beschleunigte. Eine Nation, welche diese Bande sprengt, ist verloren. Da die deutsche Gefahr dringend wurde, wich England im Mittelmeer zurück und verließ sich in dieser Sache auf Frankreich, um den teutonischen Rivalen in den Meeren des Nordens zu überwinden und so Australien und Kanada zu verteidigen. Es scheint ein Sieg zu sein und ist doch nichts anderes als die Geschicklichkeit, einen Mißerfolg zu verschleiern. Aber in Asien beginnt die wirkliche Tragödie. Die von Rußland projektierte transiranische Eisenbahn wird England ins Herz treffen — in Indien. Die transiranische Eisenbahn soll ihren Ausgangspunkt in Baku am Kaspischen Meer haben, von wo sie nach Teheran führen muß; von da aus soll sie nach Bagdad abzweigen, während die Hauptlinie, an Asfahan und Kirman vorüber, Bender Abbas am Per-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sischen Golf erreichen soll; von hier aus wird sie sich längs Ohambra und Karaki hinziehen und die Mündung des Indus erreichen. Dieses großartige Werk wird fast sicher das von Rußland auf dem persischen Markt, durch das Durchgangsverbot für ausländische nach Persien bestimmte Waren auf russischem Gebiet erworbene Monopol aufheben. Aber die Regierung von Petersburg kümmert das wenig. Die transiranische Eisenbahn ist vorwiegend eine militärische, dazu bestimmt, das von England in Indien gegründete, großartige Kolonialreich zu bedrohen. Wenn sie vollendet ist, kann Rußland in 48 Stunden 150 000 Soldaten an die indische Grenze schicken und diese Macht alle 7 Tage zu dreifacher Stärke erheben. Die Verteidigung Indiens wird unmöglich. England weiß das und hat gesucht, diese Gefahr hintanzuhalten durch eine Politik weisen Einverständnisses bezüglich anderer Fragen von geringerer Wichtigkeit. Aber es nützt nichts! Rußland profitiert davon, um Zeit zu gewinnen und die hintangehaltene Gefahr wird um so bestimmter hereinbrechen.

Der gegenwärtige europäische Weltbrand sollte niemand täuschen, sondern die Anschauungen in Bezug auf das Morgen klären. Der Optimismus ist nutzlos gegenüber der unaufschiebbaren Notwendigkeit der Geschichte, nutzlos vor allem die Schönseherei. Der Krieg wird noch nicht zu Ende sein, wenn die englisch-russischen Zwistigkeiten beginnen. Rußland kann auf seine asiatischen Pläne nicht verzichten, auf die lange geschichtliche Tradition, an der sich seine Politik beständig begeistert. Bewundernswert in den Auskunftsmitteln kann England nichts als seinen Verfall verzögern, die entscheidenden Stöße verschieben. Vielleicht wird es am Ende des Krieges Rußland die Durchfahrt durch die Dardanellen bewilligen, aber es gibt niemand, der nicht sieht, wie eine derartige Konzession dazu bestimmt ist, einen neuen Stoß gegen Englands Uebermacht zu See herbeizuführen. Jede Betrachtung der Sachlage führt zur Unvermeidbarkeit des Kampfes zwischen Rußland und England auf dem weiten Eroberungs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Ausdehnungsfeld, Asien und zu einer Minderung des Ansehens Englands, des hundertjährigen Räubers, des grausamen Eroberers, der niemals Mitleid kannte und der im Jahre 1870 die preußischen „Barbaren" anstiftete, Paris zu bombardieren. Und es ist gerecht, daß es so kommt.

England behauptet, viel für die Kultur getan zu haben, aber heute kann man nicht bezweifeln, daß es nichts mehr zu sagen hat. Es hat die Größe der vermögenden kaufmännischen Bürgerschaft gezeigt, die aber gegenüber der Wiedergeburt des heroischen Imperialismus ohnmächtig ist. Die von Grey unter dem Namen des Gleichgewichtes und des status quo eingeschlagene Politik ist die derjenigen, die zur Niederlage bestimmt sind.

Fundamentalgrundsätze der Feldherrnkunst

Von Walter Achilles Korn

Man hört derzeit gar oft das Wort: „Die Feldherrnkunst hat sich völlig verändert." Es ist ein geflügeltes Wort geworden, allein es ist nicht richtig. Allerdings werden heute an die Kriegführung andere Anforderungen als ehedem gestellt; die Kriegsmittel sind andere geworden und die Formen, deren der Führer sich bedient, wechseln in gewisser Hinsicht mit den Kriegsmitteln, allein die Feldherrnkunst an sich hat sich nicht verändert. Ewig ist die Kunst! Die großen Leitmotive derselben sind noch heute so, wie sie zu Zeiten Friedrichs und Napoleons waren und wenn diese Meister zurückgriffen auf Alexander und Cäsar und diese Feldherren zu ihren Vorbildern nahmen, so beweist dies, daß die großen Gedanken jener Männer damals nicht veraltet waren, wie sie es heute noch nicht sind. Freilich ist in technischer und taktischer Beziehung, sowie auf dem Gebiete der kleinen Strategie durch die Fortschritte der Neuzeit ein gewaltiger Umschwung in der Kriegführung eingetreten, aber auf die Durchführung derselben im Großen hat die fortschreitende Entwicklung der Kriegsmittel jenen mächtigen Einfluß nicht, da die hier zur Sprache kommenden Mittel sich ausgleichen, auf beiden Seiten dieselben sind. Derjenige behält auch in dem jetzigen Kriege den Sieg, der die richtige Verwendung der Mittel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Zweck versteht. In der aparten Handhabung des Werkzeugs ruht die Kunst und darin, daß sie uns die Züge der Meisterhand verfolgen läßt, liegt vornehmlich die Bedeutung der Weltkriegsgeschichte.

Eine der stärksten Bürgschaften des Sieges ist das Bewußtsein geistigen Uebergewichts über den Gegner. Der Feldherr muß es beständig in sich fühlen. Nur darf er dabei nicht vergessen, daß dieses Gefühl der Ueberlegenheit in naturgemäßer Steigerung durch den Erfolg zufälliger Verachtung jedes Gegners und damit zu verhängnisvollen Fehlern führen kann. Oder ist es nicht diese aus dem Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit hervorgegangene Geringschätzung des Feindes gewesen, die Friedrich den Großen die Entscheidungsschlacht bei Kolin suchen ließ, war es nicht dieser Uebermut des Erfolges, der Karl XII. auf das Schlachtfeld von Pultava führte, der auch schon Alexander ergriffen hatte, der Napoleon in Moskau zu lange festhielt, der ihm noch am 12. Oktober 1813 von dem Leipziger Schlachtfelde sagen ließ: „Ich werde nur kämpfen, insofern ich es will"; sie werden niemals wagen, mich anzugreifen, der ihn endlich am 18. Juni 1813 hartnäckig den Gedanken des Erscheinens der Preußen abwehren ließ? Friedrich hat sich durch die Ereignisse belehren lassen, er übte nach Kolin Entsagung, dämmte seine Ziele ein. Das Halt indes, das der Kaiser gewordene Napoleon sich selbst hätte zurufen sollen, ist nicht erfolgt. Doch erscheint das Bewußtsein geistigen Uebergewichts nicht als das höchste Erfordernis der Feldherrnkunst. Es muß vielmehr ein Gleichgewicht zwischen Einsicht und Charakter bestehen.

Die göttliche Seite der Feldherrnkunst stellt die Kühnheit dar, die für möglich und erreichbar hält, was der Zaghafte, Unentschlossene und Furchtsame für unmöglich erklärt. Herrgott, was ist nicht schon alles in der Welt von den Zeitgenossen für unmöglich gehalten und durch die Gewalt eines wahrhaft kühnen Feldherrn ausgeführt worden. Alexander bricht aus Mazedonien auf und erobert Asien, ohne hierfür bedeutende Mittel zu besitzen; Hannibal verläßt Spanien, übersteigt die Pyrenäen, durchzieht Gallien, bahnt sich einen Weg über die Alpen. Der Kriegsplan Bonapartes für den Feldzug 1796 wurde von Kellermann für das Machwerk eines Irrsinnigen erklärt, Schérer meinte ironisch, der Verfasser möge doch gefälligst selbst kommen und ihn durchführen. Er hat ihn nicht bloß durchgeführt, sondern alles ist tatsächlich so eingetroffen, wie es der Entwurf vorgesehen hatte. Natürlich: „erst wägen, dann wagen." Den kühnen Feldherren lächelt vor anderen der Erfolg. Sie sind es, die die Blätter der Weltgeschichte mit ihren stolzen Taten füllen, sie schreiben ihrer Zeit die Gesetze vor. Falls sie unterliegen, so geschieht dies, weil sie in vermessener Selbstüberhebung die Grenzen des Möglichen zu überspringen suchen. Uebrigens wird ein kühner Entschluß oftmals unerwartet durch das Glück begünstigt, das indes bei näherer Prüfung kriegsgeschichtlicher Ereignisse keineswegs die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewichtige Rolle spielt, die ihm allgemein zugeschrieben wird. Zumeist haben die Glücksumstände sich ziemlich gleich den beiden Gegnern geboten. Auch derjenige, der letzten Endes der Besiegte ward, hat Augenblicke, Stunden, Tage gehabt, wo seine Sache gut stand und er die Verhältnisse nur entschlossen auszunutzen brauchte, um den Sieg zu erringen. Er aber ließ die Gelegenheit, die bekanntlich nicht wartet, entschlüpfen. Gelang ihm dann bei zu spätem oder unverständigem Handeln nichts mehr, so meinte er, daß er kein Glück gehabt habe. „Fortuna ist ein Weib, wenn ihr sie heut verfehlt, so erwartet nicht, sie morgen wieder zu finden", sagt Napoleon.

Weitaus die größte Zahl aller Mißerfolge und Niederlagen ist eine Folge des mangelnden Verständnisses, Einheitlichkeit in die kriegerische Handlung zu bringen. Das Zusammenwirken der Massen ist schwieriger geworden, aber desto mehr soll hierauf Rücksicht genommen werden. Die Armeen müssen, wie in ihnen die einzelnen Korps, in gewissen Entfernungen von einander bleiben, so daß für die Schlacht, die wie ein Magnet alle einzelnen Teile anziehen soll, alleweil ein konzentrisches Zusammenwirken derselben notwendig wird. Damit treten alle Nachteile der Teilung ein und ihre Gefahren, falls nicht in jedem Augenblick die gegenseitige Unterstützung gewährleistet ist. Diese Garantie zu schaffen, ist die große Kunst des Feldherrn. Man kann auf dem Schlachtfelde nie stark genug sein. Denn bei den heutigen Kriegsmitteln gilt mehr als je das Wort: ein Augenblick vermag alles umzugestalten. Auch wenn der Erfolg wahrscheinlich, man muß ihn ganz gewiß machen, herbeizwingen. Durch die auflösende Wirkung der modernen Feuerwaffen ist die Notwendigkeit noch schärfer hervorgetreten, nicht tropfenweise, sondern mit voller Kraft den Stoß zu führen. Was nicht aus solchem Gusse ist, taugt nichts. Auch der jetzige Krieg illustriert eindrucksvoll diese Tatsache. Ich erinnere nur an die letzte allgemeine Offensive der Franzosen.

Die treibende Kraft der Kriegsmaschine ist die Energie. Je mehr Dampf dort durch letztere hineingelassen wird, um so größer die Schnelligkeit der Bewegung, um so bedeutender ist die Wirkung, desto rascher kann das Ziel erreicht werden. Wird die Triebkraft schwächer, so muß die Bewegung langsamer werden. Sobald dann die Kraft zu wirken aufhört, steht die Maschine still und wirkt gar nicht. Die höchste Energie ist daher die wünschenswerteste. Allein dort wie hier, wer muß die Vorsicht, die Grenze bestimmen; denn allzugroße Anspannung der Kraft zertrümmert die Maschine. Mangel an Energie aber macht sich wie ein Bleigewicht hemmend und lähmend fühlbar. Der neueste Krieg bestätigt dies ebenfalls.

Es ist eine der großen, indes auch schweren Seiten der Kunst, daß man die Festigkeit der Sinnesart besitzen muß, um sein Ziel unverrückt im Auge zu behalten. Zum andern soll man aber die Geschmeidigkeit haben, die Wahl der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wege zum Ziel jederzeit den Umständen anzupassen. Das Ziel ist fest, die Wege verschieden, allein viele Wege führen nach Rom. „Wer das Leben", sagt H. von Kleist, „nicht wie ein Ringer umfaßt hält und tausendgliedrig, nach allen Windungen des Kampfes, nach allen Widerständen, Drücken, Ausweichungen und Reaktionen empfindet und spürt: der wird, was er will, in keinem Gespräch durchsetzen, viel weniger in einer Schlacht." Diese Eigenschaft, muß sie denn nicht angeboren sein? Sicherlich muß sie das und sie soll den Feldherrn in hohem Grade auszeichnen. Denn der Farbenblinde kann nicht Maler sein.

Sobald der Krieg erklärt ist, arbeiten zwei feindliche Gewalten einander entgegen. Jede will ihren Willen durchsetzen; jeder Schritt der einen beschränkt und hindert die andern. Nur diejenige vermag ihr Ziel zu erreichen, der die Kunst versteht, sich die Freiheit des Handelns zu bewahren. Darin gerade beruht die Hauptgröße aller großen Feldherren, Alexanders, Hannibals, Cäsars, Friedrich II. und Napoleons, daß sie verstanden, sich nie von ihren Feinden die Schritte vorschreiben zu lassen, daß sie niemals, selbst in den schwierigsten Lagen nicht, passiv erwarteten, was wohl der Gegner über sie verhängen würde. So hoch schätzten alle großen Männer den Wert der Initiative, daß sie kein Opfer scheuten, dieselbe zu wahren oder wieder zu erlangen, falls sie verloren war. Die Meisterschaft in der Feldherrnkunst ist untrennbar von dem Geheimnis, sich die Initiative zu bewahren. Genug, die Initiative ist eine Tochter der Siegesgöttin und in ewiger Jugend schreitet sie durch die Kriegsgeschichte.

Von weittragender Bedeutung ist in der Feldherrnkunst der geistige Mut. Er besteht namentlich in dem Drang, die Schlachtentscheidung zu suchen. Diese Eigenschaft war es, die Friedrich den Großen so weit über die anderen Heerführer seiner Zeit heraushob. Auch ist dieser Drang immer ein Zeichen selbstvertrauender Geistesstärke.

Einen überaus wichtigen Bestandteil der Feldherrnkunst stellt sodann die Zähigkeit dar. Sie erscheint unentbehrlich zu jedem kriegerischen Erfolge. Die Operationen des Jahres 1814 geben auf beiden Seiten den Beweis, was Zähigkeit vermag. Napoleon eilt nach der Niederlage von La Rothière sogleich wieder dem Feinde entgegen und schlägt ihn bei Champaubert, Montmirail, Chauteau-Thierry und Etorges; dann wendet er sich gegen die Hauptarmee unter Schwarzenberg. Blücher, den der gewaltige Korse unschädlich glaubte, ist bereits drei Tage nach dem großen Mißgeschick, das seine Armee zersprengt hatte, wieder bereit zur Aufnahme der Operationen. Und in dem jetzigen Kriege bleibt demjenigen der Sieg, der mit der denkbar größten Zähigkeit bis zum Schluß den Willen zum Siege hat.

In der Feldherrnkunst ist weiterhin die Seelengröße von außerordentlicher Tragweite. Friedrichs Seelengröße wuchs mit den Jahren. Sie führte zur Rettung, als alles verloren schien, wie nach Kunersdorf. Bonaparte errang in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner üblen Lage vor Mantua einzig durch die Größe seiner Seele einen seiner glänzendsten Siege, wenngleich ihn binnen wenigen Tagen ein herber Schlag nach dem andern getroffen hatte; ohne diese wäre er verloren gewesen. Das ist die Lehre der Weltkriegsgeschichte, daß keine Lage im Kriege so übel ist, wie sie scheint, daß die Seelengröße des Feldherrn noch immer einen Ausweg findet.

Der Schnelligkeit der Operationen und der meist damit verbundenen Ueberraschung dankten die Feldherren aller Zeiten die größte Zahl ihrer Erfolge. Das veni, vidi, vici Cäsars, die Operationen Friedrichs, die ihn in wenigen Wochen von Böhmen auf das Schlachtfeld von Roßbach und wieder zur Schlacht von Leuthen nach Schlesien führten, „die affenartige Behendigkeit" der Preußen im „siebentägigen Kriege" (1866), die Schnelligkeit, die 1870 den Kaiserfang bei Sedan ermöglichte, zeugen davon. Aber die Schnelligkeit stärkt nicht nur den Angriff durch die Vorteile der Ueberraschung, sondern sie stärkt auch die Kraft an sich, daß verhältnismäßig schwache Kräfte starker Uebermacht die Spitze bieten können.

Auch die absichtliche Täuschung des Gegners, um dessen Aufmerksamkeit von entscheidenden Punkten abzulenken, ihn zu falschen Maßregeln, zur Zersplitterung seiner Kräfte zu bestimmen, um ihn dann überraschend mit Ueberlegenheit anzufallen und zu schlagen, spielt in der Feldherrnkunst eine gewichtige Rolle. Die Anwendung dieses Grundprinzips verhalf Hindenburg zu seinen größten Siegen. Dieser Mann ist ein Fallensteller seltenster Art.

Ein Fundamentalgrundsatz der Feldherrnkunst besteht ferner darin, Masse zu bilden und diese auf den entscheidenden Punkt zu führen. Die Wirkung der Masse, ihre richtige Verwendung, dies ist's ebenfalls, was die Kunst zuwege bringen muß. Mit Uebermacht soll man auftreten; dort, wo einem das Zahlenverhältnis eine solche nicht gibt, muß man verstehen, sie sich an entscheidender Stelle zu sichern. Die Wirkung der Masse ist ein wichtigster Faktor der Feldherrnkunst, aber daß diese Massen in Bewegung gesetzt und auf den Punkt, der die Entscheidung bringen soll, zur Verwendung gelangen, ist Arbeit des Geistes. Mithin ist das geistige Element, also der Feldherr, das wahrhaft Siegende. Die Tausende, die unter den Kugeln fallen, hilflos sich gefangen geben, erliegen allerdings der Gewalt des hier stärkeren Feindes, allein der Gedanke des Feldherrn ist es, der die Masse in Tätigkeit brachte. Je größer diese Masse, desto stärker werden die Trägheits- und Reibungswiderstände und um so weiter und großartiger muß infolgedessen der Geist des Feldherrn sein.

Ist die Entscheidung gefallen, der Sieg errungen, so tritt ein Haupterfordernis an die Feldherrnkunst heran: die höchste Ausnutzung des Sieges durch die Verfolgung. Alle Feldherren, die den Krieg energisch führten, haben eine ausgedehnte Verfolgung angestrebt. Napoleon zeigte es bei Jena, bei Regens-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

burg. Blücher, der in seiner ganzen Kriegführung und Verfolgung die höchste Energie anstrebte, tadelte die Kavallerie Yorks, daß sie nach der Schlacht an der Katzbach den Sieg nicht energischer ausgebeutet; er wies grob die Entschuldigung zu großer Erschöpfung zurück, indem er sagte, die Anstrengungen seien groß, indes noch nicht die äußersten gewesen. Es hätte mehr geleistet werden müssen! Dadurch führte er die Verfolgung von Belle-Alliance herbei, die „den letzten Hauch von Mann und Roß" an die Verfolgung setzte. Erst so wird die Entscheidung der Schlacht wirklich zur Entscheidung, denn erst die Verfolgung heimst die Früchte des Sieges ein. In solcher Lage muß der Feldherr die Mattigkeit und den passiven Widerstand von Truppen und Unterführern nicht bloß, sondern noch vielmehr sich selbst zu unmittelbarer Arbeit überwinden.

Zum Schluß noch ein paar Worte über das Verhältnis zwischen Politik und Krieg, das so bedeutungsvoll ist für den Entwurf wie für die Durchführung eines Kriegsplans. Der Krieg ist nur ein Mittel der Politik, das letzte, das sie anwendet, um ihre Zwecke zu erreichen. Aber der Krieg, los gelassen, schreitet auf eigener Bahn einher und die Politik muß seinen Forderungen Rechnung tragen. Es ist falsch, wenn Rücksichten auf die Politik zu sehr auf einen Feldherrn einwirken, denn dann wird nicht erreicht, was der Krieg erreichen will. Allein ebensowenig darf der Krieg den Feldherrn fortreißen, ohne Rücksicht auf die Politik nur die kriegerischen Erfolge einzig und allein zur Richtschnur zu nehmen.

Die Raubfahrt

Von Helene Botsky

Wie man davon soviel Aufhebens machen könne?! sagte die ehemalige Wirtschafterin zu der ältlichen Näherin und dem Fuhrhalter, dem Lenker und Besitzer des Gefährts, mit denen sie die Sitzgelegenheit des Planwagens teilt. Da sie nicht weiß, was es heißt, ein Gewissen haben. Sie meint, die Näherin habe es nun genugsam erörtert, daß es besser sei, Tiere zu schlachten, als verhungern zu lassen. Daß es unsinnig und unrecht sei, Lebensmittel verderben, statt Bedürftigen zugute kommen zu lassen. Wie jammerschade es sei, eine schöne Wohnungseinrichtung ganz und gar der Zer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

störungswut der Russen oder der Verheerung durch Feuer oder Geschütze anheimfallen zu lassen. Daß die Russen weder Nahrungsmittel, noch anderes Nützliches finden dürften, wenn man damit dem Feind nicht Vorschub leisten wolle.

Der Fuhrhalter, der die Raub-Ausfahrt, mit der die Wirtschafterin am ersten und schnellsten einverstanden gewesen, angeregt hat, tut nicht nur so, als habe er nichts und niemand zu fürchten und als stehe ihm ein Recht auf sein Vorhaben zu, sondern er findet es auch in seiner kindischen Verblendetheit, seinem Mangel an rechter Bewußtheit und an Berechnung. Er spricht wenig, während er seine Pferde rasch längst der Chaussee traben läßt; doch lächelt er öfters in einer halb hämisch-pfiffigen, halb kindischen Weise.

Auf dem, von fernem Kanonendonner umgrollten, verlassenen Gutshof, dem Ziel der Ausfahrt, geht es bald rührig her. Die Wirtschafterin schlachtet sofort, mit Leidenschaft, Schweine und Geflügel. Der Fuhrhalter verstaut, mit Gemütsruhe, Getreide, Mehl, Räucherware und sonstiges in seinem Planwagen. Aufgeregt und voller Wollust, ist die Näherin innerhalb der Gutswohnung mit Einheimsen beschäftigt.

„Das sind ja wirkliche Apfelsinenstücke!" ruft sie vor einem Bilde im Eßzimmer aus, und tritt befremdet, fast erschreckt auf das Stillleben zu. Ist das Kunst? fragt es argwöhnisch in ihr, vor der urwüchsigen Kraft, die dieses Blutapfelsinenstillleben ohne ersichtliche Beteiligung an Geist und Seele zur Welt brachte. Das ist Natur! entscheidet sie resolut; und ihr fleischiger Mund, der wie eine Schlucht vor einem Abgrund anmutet, scheint noch größer zu werden. Dieses Bild, das sie fesselt und packt, das ihre eigenen kräftigen Urinstinkte aufscheucht, erweckt in ihr das Empfinden, als stehe sie nackt da... In ihren lederbraunen Wangen erblüht flüchtig, einer köstlich zarten, kurzlebigen Frühlingsblume gleich, ein lieblicher Rosenschimmer keuscher Scham.

Die Schauende erkennt sekundenlang den Grund ihrer Teilnahme an der Raubfahrt. Schaudernd wird sie sich bewußt, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es in ihrem Leben Augenblicke gibt, in denen es ist, als gerate ihr ein wildes Tier unter die Beine, und als müsse sie, mit der Selbstverständlichkeit, mit der Wunderbares im Märchen geschieht, auf dessen Rücken aufsitzen und sich von ihm tragen lassen, gleichviel wohin, ginge es auch in Dickicht und Sumpf. Sie erinnert sich unwillkürlich an jenen Sommerabend im Stadtwäldchen ihrer Heimat, als jenes Tier sie, da damals nicht einmal mehr ganz jung war, in Urtiefen hineinritt. Mit Grauen gedenkt sie des bösen Erwachens, das ihrer Rückkehr daraus gefolgt war. Wie sie sich dann plötzlich aus dem ehrsamen Bürgerstand hatte ausrangiert gefunden. Blitzrasch erlebt sie noch einmal die mannigfache Pein, die sie ihr heftiges Zurückstreben zu rechtlichem Wandel und Ansehen gekostet hatte. Sie erlebt noch einmal all die Demütigungen, die ihr das hartnäckige und vergebliche Bemühen um das Zustandekommen einer Heirat zwischen ihr und jenem Manne einbrachten, mit dem sie sich so unbürgerlich verloren hatte.

Gereizt tritt die Näherin von dem Stillleben fort. Es war nicht ihre Schuld, wenn es zwischen ihr und dem Schmiedesohne zu keiner Heirat gekommen war. Und was ihren Fehltritt anbetraf, den sühnte sie durch das Martyrium der unverehelichten Mutter besserer Stände. Durch all die Plage mit ihrem Kinde. Durch all ihr Darben und Mühen für ihre Tochter, die ihr in allem genau so widerstrebte, wie ihr deren Vater, der roh einfache Schmiedegeselle, widerstrebt hatte.

Das braucht der Mensch! sagt sie sich im Nebenzimmer, vor einem größeren Oelbilde, bei dessen Anblick sie sich gehoben und verbessert fühlt. Das ist Kunst! spricht es kühn in ihr, mit leidenschaftlicher, von Rachsucht geschürter, dankbarer Begeisterung. Was weiß ihr in Kunstdingen unkultivierter Verstand von der geringen Kraft, der wenig eindrucksvollen Individualität, die dieses Bild gestaltete?! Seine flache Geistigkeit, die sie fassen kann, entzückt sie. Reue überfällt sie vor diesem Bilde. Reue um ihrer Vergangenheit und ihres jetzigen Tuns willen, woran der biblische Vorwurf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

desselben, besonders die Christusgestalt darauf, als Hauptursache beteiligt ist. In ihrer läuternden Reue beschließt die Näherin, während sie voller Andacht vor dem Bilde steht, ohne Beute zurückzukehren. Zusammenfahrend hört sie, jemand in fremder, unbeholfener Weise ins Nebenzimmer treten. Mit vor Nervosität verzerrtem Gesicht starrt sie dem Eindringling entgegen.

„A—ch!" ertönt's aus dem weit aufgerissenen Munde der eingetretenen Magd beim Anblick des zusammengehäuften Raubes auf dem Tisch. „A—ch!" wiederholt sie, teils persönlich beschämt über den sich ihr darbietenden dreisten Diebstahl, teils in rein kindischer Verwunderung.

Halb von ehrfürchtiger Scheu befangen, halb mit triumphierender ausbrechender Bosheit, tritt des Gutshofes ehemalige Magd (man entließ sie wegen zunehmender Schwerhörigkeit und kleiner Veruntreuungen) weiter ins Zimmer hinein.

Es stehen sich zwei hysterische und vulkanische Temperamente gegenüber.

Die Haustür sei ja offen, weshalb dürfe sie da nicht hereinkommen?! erwidert die schwerhörige Magd halb naiv, halb höhnisch, auf die immer gereizter gestellte Frage der aufgebrachten Näherin, was sie innerhalb des Gutshauses zu suchen habe.

Bis jetzt sei immer alles verschlossen gewesen. Die Magd äußert es gedehnt, dazu blickt sie mit halb einfältig verlegenem, halb hämisch anzüglichem Lächeln die Näherin an.

Sie hätte es, Gott sei Dank, nicht nötig, ihr irgendwie Rede zu stehen, schreit diese mit vornehmer Großartigkeit der Halbtauben zu, während sie sich mit riesiger Anstrengung zu überlegener Ruhe zwingt.

Die Magd weicht eingeschüchtert nach der Schwelle zurück. Auf dieser wendet sie sich, bereits erholt, wieder um. Ihr kinderblaues Auge fängt verhängnisvoll zu flackern an. Mit den hohen, wilden Sätzen eines gereizten Raubtieres springt sie ins Zimmer zurück und blindlings auf den Gegenstand zu, der ihr am meisten ins Auge sticht, auf den breiten, reich verzierten Goldrahmen des frommen Oelbildes.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Magd reißt das Bild herunter. Als sie damit, unter grellem Gelächter, gegen die Wand schlagen will, bricht ein Urstrom von Wut und Haß aus der vom Leben reichlich getretenen Näherin.

Während die beiden großen, starken, wilden Weiber miteinander wütend um das Bild ringen, widerruft die Näherin in ihrem Innern, mit teuflischem Hohn und Trotz, ihre Absage an das Schlechte.

Weshalb sollte sie die Gute spielen, während es die meisten andern nicht taten?! Fiel ihr garnicht ein! Sie war nicht so dumm! Am liebsten hätte sie es herausgeheult, daß sie nicht so dumm wäre. Daß sie sich nicht immer nur übel mitspielen lassen wolle, daß auch sie andern übel mitspielen werde. Daß auch sie einmal niedertreten, gründlich niedertreten werde. Rachsucht und Habsucht der Näherin wachsen in den Himmel.

In die Hochglut der Empfindungen der beiden Kämpfenden fährt die kühle hämische Art des ins Zimmer tretenden Fuhrhalters wie ein dämpfender Wasserstrahl.

Sie habe auf dem Gutshofe nichts zu suchen, spricht der Fuhrhalter zu der halbtollen Magd. Er und seine Begleiterinnen seien Abgesandte der Gutsherrschaft, für die sie Sachen zu bergen hätten. In einzelnen Sätzen stößt der Fuhrhalter das Gesagte wegwerfend heraus, und spuckt hinterdrein in hohem Bogen aus.

Mit rätselhaftem, hellsichtigem Hohnlächeln auf dem hilflos großen Gesicht steht die Magd da. Steht so eine Weile da. Dann trottet sie, vielsagend den Kopf wiegend, ganz langsam hinaus.

„Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her!..." Frech aufgepflanzt steht die Magd vor dem Gutshause und singt es laut heraus, während aus einem der Wirtschaftsräume das Todesgeschnatter einer Gans zu hören ist. Der Fuhrhalter steckt seinen rot- und spitzbärtigen Kopf zum geöffneten Fenster heraus, um ihr mehr ärgerlich gereizt als beunruhigt mit den Augen zu drohen.

Die Magd läuft, unter wildem Kreischen, auf und davon, als ihr der Fuhrhalter seinen Revolver zeigt. Hinter sicherer Deckung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angelangt, streckt sie ihr frisches Gesicht wieder vor. „A—ch!“ macht sie mit vor den Mund gehaltener Hand, in der Tonart von Kindern einer Schandtat gegenüber. „A—ch!“ wiederholt sie und der Hohn in ihrer Stimme schlägt beinahe schon in Wahnsinn um. Mit der Faust drohend verläßt sie, vor Neid und Rachsucht berstend, den Gutshof.

„Einsperren die freche Diebesbande! Na wartet!“ schreit sie noch in Hörweite des Gutshauses und rennt dann vom Herbststurm wie von großen wilden Flügeln umschlagen, spornstreichs ins Dorf.

Die Näherin schläft schlecht in der Nacht, nachdem sie von der Fahrt im Planwagen derartig reizbar zurückkehrte, daß eine harmlose Meinungsverschiedenheit zwischen ihr und ihrer Tochter sie bis zum Schreikrampfanfall bringen konnte. Kaum eingeschlafen, fährt sie kerzengerade im Bett in die Höhe. Erst blickt sie wild und wirr um sich, dann bleibt ihr entsetzter Blick wie gebannt an der Tür zum Nebenraume haften, als erwartete sie etwas Grausiges von dort. Die Näherin starrt und lauscht. Nichts rührt sich in der Kammer, die ihren Raub einschließt. Allmählich wird es ihr klar, daß es ein Traum war, der sie auffahren machte. Daß ihr soeben Erlebtes sich nur im Traum vollzog.

Im Traum hatte sie Schritte in der Kammer gehört.. Schritte wie von nackten Füßen. Wie elektrisiert war sie im Traum vom Bett an die Tür gesprungen. Wahrhaftig! Da gingen Füße! Unter sich steigerndem Grauen, stand sie lauschend neben der geschlossenen Tür. Schon hatte sie die Tür geöffnet, und den dahinter zum Schutz gegen Kälte, hängenden alten Vorhang um ein Viertel aufgehoben. Da flammte ein blauweises Licht in der Kammer auf, so als drehe jemand den Knopf einer elektrischen Birne an. Das geisterbleiche Licht war samt ihrem erstarrenden Blick, auf zwei nackte Füße gefallen... Die Näherin fühlt, wie sich ihr bei dieser Erinnerung die Haare auf dem Kopfe aufrichten. Auf zwei Füße war ihr Blick gefallen, die sich, wie auf dem gestohlenen Christusbilde, von unter einem kornblauen Gewand, zum Schreiten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hervorhoben. Geraume Zeit vergeht, bis die Näherin sich so weit beruhigt hat, daß sie sich wieder niederlegen kann.

Die Näherin bewegt sich unruhig im Schlafe. Nun träumt sie, sie gehe durch ihre Straße. An deren Ende angelangt, sieht sie das altmodische kleine Giebelhaus, dessen Dachwohnung sie inne hat, voller Qualm. Sie stürzt ins Haus, um Wichtigstes zu bergen. In ihrer Kammer springen Flammen wie rote Quellen aus den Dielen. Gleich durstigen Zungen nach Wasser, so fahren die Feuerflammen nach den gestohlenen Gegenständen. Ihr Hausrat will zusammenstürzen ...

„Vernichtung!" Erwachend wiederholt sich die Näherin das Wort, das sie sich soeben im Schlafe gesagt hat. Sie wiederholt es sich, voller Erschütterung, ahnend, daß ihr Traum ein Symbol für Kommendes bedeutete, ahnend, daß ihrer mühsam errungenen, mühsam behaupteten bürgerlichen Existenz Vernichtung drohte.

Klar wie nie zuvor erkennt sie, was sie sich in langen dornenvollen Jahren an Stellung zusammengezimmert hat, erkennt ihre Stellung als geistige Autorität in ihrer kleinbürgerlichen Stadtgegend. Sie lächelt unwillkürlich ein wenig, daran denkend, wie sie sich ihre geistige Ueberlegenheit beileibe nicht merken lassen durfte. Wie konnte man auch auf die Ansichten einer armen Näherin offenkundig etwas geben?! Die vom rauhen Leben klug und demütig gemachte sagt es sich ohne sonderliche Bitterkeit.

Sie sieht ihre derbe Tochter auf Abwege geraten, falls sie der kleine Handwerker, mit dem sie das Mädchen mit Mühe und Not verlobt hatte, im Stich lassen sollte. Falls der enge, simple Mensch, der zu ihrer beschränkten und ungebildeten Tochter paßte, sie bei der Mutter Verhaftung im Stich lassen sollte. Denn daß ihr Verhaftung droht, wird der schlaflos Daliegenden allmählich immer mehr zur Gewißheit.

Eines Tages steht die Vergeltung in Gestalt eines Geheimpolizisten vor ihr.

Die Näherin hat die Entdeckung des Diebstahls tagtäglich erwartet. Ja, förmlich herbeigesehnt, um aus der qualvollen Unge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wißheit herauszukommen. Auch sehnte sie sich immer leidenschaftlicher danach, zu sühnen. Sie hat sich inzwischen auch auf eine kluge Verteidigung vorbereitet.

Als der Näherin das wilde Tier diesmal unter die Beine geriet, hätte es sich mit ihr auf die Fensterbank geschwungen und wäre mit ihr auf die Straße heruntergesetzt, wenn es der Kriminalbeamte nicht rechtzeitig daran gehindert hätte.

Die Näherin muß sich zum Ausgang fertig machen. In ihrer würdigen Kleinbürgerdamenkleidung, deren Gediegenheit nicht im ganz richtigen Verhältnisse zu der Größe ihrer Einnahmen stand — der hierbei fehlende Teil war auf kleine Unregelmäßigkeiten bei der Lebenshandhabung zurückzuführen, die im allgemeinen helldunkel, gleichwie Rembrandt'sche Bilder war —, in ihrer gediegenen Kleinbürgerdamenkleidung muß sie, an der Seite des Polizeibeamten, ihrer Haft entgegenschreiten.

Während sie, schwerfällig vor Scham und Vernichtetheit und von bitterer Reue verheert, mit gesenktem Kopf, neben dem Polizisten durch die Straßen geht, fällt ihr jener Traum ein: ihr Haus voller Qualm. In ihrer Kammer eine Feuerspringflut um die gestohlenen Gegenstände herum. Ihr Hausrat im Zusammenstürzen. Vernichtung!

Auch ihr anderer Traum fällt ihr auf ihrem Wege zum Gefängnis ein. Die nackten Füße, die sich in geisterbleichem Licht von unter einem kornblauen Gewand schreitend hervorhoben. Ihr entgegenschreitend hervorhoben.

Was der Näherin damals, in ihrem starren Entsetzen, gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist, oder was sie damals nicht hat empfinden können, sie empfindet es jetzt. Sie empfindet die eigentümliche Bezauberung, die von jenen Füßen für sie ausging. Das ziehende Locken. Das zu sprechen schien: Komm her zu mir! Ich will dir den Weg weisen.

Wie ein Versprechen aus der Ferne vernimmt sie es. Wie eine Verheißung auf Erlösung von ihrer bösen Besessenheit.

Ein fanatischer Hunger nach Sühne und Läuterung überkommt die Verhaftete.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieg und Mitleid

Von Hermann Gottschalk

Wir leben in einem Zeitalter des Handelns. In Sehnsucht schwelgen wie das Mittelalter, in weiser Betrachtung stillestehen wie unsre Klassikerzeit, das ist nicht unser Teil. Zwar beschäftigen sich Leute genug mit Gebäuden der Sehnsucht, Zukunftglauben, sozialer und kultureller Prophetie aller Art, aber der Krieg hat sie mit seinen wunden, schweren Tatsachen so gründlich mattgesetzt, daß die künftig wieder aufgenommene Friedenspartie manchen zum Gegenwartmenschen geheilt wiederfinden wird. Und ebenfalls fehlt es nicht an Einzelnen, die im Fluten der Zeitstimmungen sich die Kraft der überlegenen Betrachtung bewahren, aber das Zeitalter des Handelns frägt auch nach ihnen nicht. Wenn es überhaupt Erklärungen annimmt, so will es nur solche haben, die es rechtfertigen. Und da der Mensch doch nicht ausschließlich das Werkzeug seiner sich erfüllenden Zeit ist, sondern ein moralisch empfindendes Wesen, das sich selber wenigstens einen bestimmenden Anteil an seinen Handlungen zuschreibt, so will er auch nachträglich wissen, warum er so und nicht anders gehandelt hat. Zum Beispiel, warum nach neunzehnhundert Jahren christlicher Entwicklung, nach neunzehnhundert Jahren voll blutiger Opfer für die Mitleidslehre dieser Krieg ausbrechen mußte, der an Mitleidslosigkeit (soweit es die Kampfmittel betrifft) jeden vorausgegangenen überschattet.

Unser Zeitalter erfüllt gerade die Voraussetzung am wenigsten, die für die Betätigung des Mitleids die erste ist. Es ist kein Zeitalter der menschlichen Nähe. Der Mensch ist nicht allein des Menschen Bruder und die Brüderlichkeit nicht der Zweck und Inhalt der heutigen Kultur. Stärker als die Bande des Bluts, des Gefühls, der Sympathie und Gesinnung sind die gemeinsamen Zwecke, denen wir uns unterwerfen. Das Vaterland im Ganzen, seine Einrichtungen im Einzelnen, Gesetze, Sitten, die Werke der Wissenschaft, Volkswirtschaft und Technik mit ihrer unerbittlichen Berufsteilung machen den Menschen aus einem Herrn über sich selbst zum Diener der Allgemeinheit. Aus einem Vollzieher seiner Gefühle zu einem Werkzeug unpersönlicher Kräfte. Die Allgemeinheit wiederum hat kein einheitliches Ziel. Ihre Ziele sind vielfältig und wandelbar. Wenn wir auch jetzt im Kriege das Ziel der nationalen Selbstbehauptung über alles setzen, so wird ein gesicherter Friede die hundert zurückgesetzten Ziele des Fort- und Rückschrittes auf allen Gebieten wieder zum In- und Gegeneinander-Arbeiten kommen lassen, und jeder Einzelne wird gezwungen sein, seinen Platz von vorher wieder einzunehmen. Und mancher,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der vordem das Besinnen nicht zu seiner Sache machte, wird dann mit Verwunderung sehen, wie viel mehr Zwang die Verhältnisse seinen sittlichen Gefühlen antun, als es die eiserne Zucht des mörderischen Felddienstes getan. Um wieviel eher er draußen zwischen Blut und Feuer hat Mensch unter Menschen sein dürfen, als jetzt wieder im Dienste seines Friedensberufs. Und dann wird er sich nicht mehr wundern, wie dieser mitleidslose Krieg trotz aller „Kultur" hat kommen können.

Weder die Wissenschaft, noch die Technik, noch die gesamte übrige Zeitkultur, die sich ihrer bedient oder ihnen unterwirft, trägt einen moralischen Endzweck in sich. Sondern ihr Zweck ist, die Fähigkeiten des menschlichen Verstandes zu ihren höchsten Möglichkeiten zu entwickeln. Und darum ist es der Wissenschaft und Technik auch vollkommen gleichgültig, ob ihre Resultate zum Aufbau oder zur Zerstörung führen, ob sie Leid oder Freude bringen, ob sie dem Frieden oder dem Kriege dienen, sie wollen nur in jedem Falle das höchstmögliche in ihrer Art hervorbringen. Der Krieg ist nicht nur das Werk völkischer Eifersucht, er ist auch ein Konkurrenzaustrag der geistig-technischen Kräfte. Eine Folge ihrer Entwicklung. Schlagen sie die gräßlichen Kriegswunden, so tun sie es nicht um Liebe und Haß; und heilen sie sie wieder, so tun sie es nicht um des Mitleids willen, sondern in beiden Fällen ist der menschliche Geistes-Ehrgeiz, das denkbar Aeußerste zu tun, die treibende Kraft. Wären sie Diener der Mitleidsmoral, so würden sie lieber die Wunden nicht schlagen. Und sie hätten bei ihrer Allherrschaft Kraft genug, den Krieg zu verhindern. All das eigentlich Große, das unsere Zeit trägt und bewegt, bis zur erfüllten Sehnsucht des Fliegenkönnens hinauf, ist ein gigantisches Messen der Kräfte, das den Stoff der Begeisterung in sich selber trägt und wohl den einzelnen Menschen entzündet und steigert, aber ihn und sein Glück durchaus nicht zum Ziel hat.

Man darf dem Bankerott, den die Mitleidslehre durch den Krieg erfuhr, ruhig ins Auge sehen. Er wird die praktikablen Moralbegriffe, die ja seit Entstehen des Menschengeschlechts noch niemals zum Stillstand gekommen sind, auch weiter umwälzen helfen. Sie werden nicht besser, nicht schlechter werden, sich nur den veränderten Lebenstatsachen anpassen. Goethe und Bismarck, so verschieden sonst, haben uns diese innere Realpolitik gelehrt. Jener betrachtend und auf sich selber angewandt, dieser handelnd und in allgemeine Zwecke hinausgeführt. Namentlich (und das darf man schon jetzt als Segen des großen Krieges preisen) wird einmal wieder für lange Zeit der anmaßende pädagogische Zeigefinger verschwinden, der der Menschheit Entwicklungsziele vorschreiben und ihr sagen will, was sie zu tun und zu lassen hat. Das deutsche Volk hat sich in den letzten Jahrzehnten viel zu sehr mit dem beschäftigt, was sein „soll", statt mit dem, was ist. Jetzt erhält es ein neues Sein, ein wirkliches Schicksal, an dem sich das nationale Leben berichtigen kann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es gibt keine größere Ueberhebung, als dem uns von Ewigkeit an innewohnenden moralischen Bewußtsein (das immer wieder neu geboren wird, wie unser Leib) Entwicklungstendenzen unterzuschieben und daraufhin die Verhältnisse ändern zu wollen. Sind wir etwa moralischer, als die Germanen vom Jahre Eins? Wird heute weniger gelogen, betrogen, zerstört und gemordet? Was die Verhältnisse ändert, sind immer allgemeine, unpersönliche Kräfte; teils in der Entwicklung der Vorstellungswelt, teils von außen wirkende höhere Bestimmungskräfte, deren Art und Ziel uns ewig verborgen bleibt. Die scheinbar stattfindende moralische Entwicklung ist lediglich eine fortschreitende Anpassung der gleichbleibenden moralischen Konstitution an die veränderten Umstände. Daher kommt es auch, daß die Moralisten mit ihren Forderungen immer zu spät kommen, weil sie die Aenderung des moralischen Verhaltens für die Ursache der äußeren Lebensumstände ansehen, während sie die Wirkung ist. Und daß die Moralisten immer enttäuscht werden. Wir können das Woher und Wohin unsres moralischen Bewußtseins so wenig bestimmen, wie das unsres Lebens oder andrer Ewigkeitsdinge. Wir können nur gehorsam sein. Ebensowenig können wir von unsrer heutigen geistig-technischen Kultur sagen, warum wir sie treiben, sondern nur, daß wir sie treiben, oder noch richtiger: daß sie uns treibt. Wohin? Nun eben bis zur Grenze unsres geistigen Vermögens. Und unser ganzes Wissenkönnen dieser Grenze wird uns einst von der Erfahrung gelehrt werden, niemals von irgendwelchen sittlichen Voraussetzungen. Das sind doch Tatsachen, denen sich entgegenzustemmen nur dogmatischer Voreingenommenheit einfallen kann. Der einzige ursächliche Zusammenhang, der die Wissenschaft-Kultur (wie jede andere) mit unsrer inneren Sittlichkeit verbindet, ist die Freude des Menschen an sich selbst.

Aber ist das nicht höchste Moral? Die Entdeckerfreude des sterblichen Geschöpfes, das mit Andacht und Erstaunen immer weitere Grenzen seines Lebens, immer größere Bereiche der Ewigkeit sich öffnen sieht? Diese Freude ist ja gerade die höchste und umfassendste Hingabe an die höheren Mächte, mag sie sich nach welcher Seite des Menschseins auch immer wenden. Gerade sie verhindert uns am wenigsten, zugleich nach allen Seiten Mensch zu sein, ohne dogmatische Beengung, sei es als geistiges oder religiöses, als moralisches oder natürliches Wesen. Während jede Einseitigkeit, auch die moralische, das tut. Die einseitige Mitleidsmoral hindert uns, das Sittliche in allem Menschenwerk anzuerkennen (Tolstoi) und zwingt uns, unser eigenes Müssen zu verachten. Sünde zu sehen, wo wir ewigen Mächten Gehorsam leisten. Die Allseitigkeit dieses Gehorsams hebt doch unser Mitleid nicht auf? Das Mitleid ist ewig und wird nicht größer, nicht geringer, nicht mächtiger und nicht schwächer werden, wie auch das äußere Schicksal mit der Menschheit umspringen mag.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Darlehenskassen auch für Schriftsteller

Ein Vorschlag

Die allgemein und schnell entstandenen Kriegsdarlehenskassen erweisen sich als eine der besten und sinnreichsten der volkswirtschaftlichen Maßregeln, die durch den Krieg notwendig geworden sind. Kaufleuten und Gewerbetreibenden bedeutet sie eine große Erleichterung, oft eine Wohltat. Nur müßte ihr Wirkungskreis weiter gezogen werden und auch jene Stände des klaren Nutzens teilhaftig werden lassen, die dem Gesetze nach nicht zu den Gewerbetreibenden gehören. Ich denke hier zunächst an die Schriftsteller.

In der Ortsgruppe München des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller wurde kürzlich die Anregung vorgebracht, die Kassen des Verbandes sollten armen Schriftstellern, die schnell der fälligen Honorare bei Zeitungen bedürftig sind, auf das Annahmeakzept hin die kleineren oder größeren Summen vorstrecken. Das ginge immerhin, wenn die betreffenden Kassen das nötige Geld zu diesen Darlehen überflüssig hätten. Sind sie aber doch so schon durch die nötigen Unterstützungen sehr in Anspruch genommen, sodaß selbst die vom bayrischen Ministerium genehmigte Landeslotterie zugunsten notleidender Schriftsteller mit ihrem Ertrag nur ein stets offenes Loch stopft. Ich glaube nun, daß die Darlehen auf Annahmeakzepte für Artikel sich auf einer weit breiteren und sogar bequemen Basis durchführen lassen, und zwar von Reichswegen. Es sind soviel Notgesetze gemacht worden und es ist so leicht, jetzt durch einen Zusatz zu den Verordnungen, nach denen die Kriegsdarlehenskassen arbeiten müssen, vielen Schriftstellern eine große Erleichterung zu schaffen. Einfach so: der Schriftsteller erhält schon durchweg von den Zeitungen oder Zeitschriften die Annahmeerklärung über diesen oder jenen Artikel. Das Honorar aber empfängt er, auch von den größten Verlagshäusern, gewohnheitsmäßig und nach den bisher obwaltenden Prinzipien der betreffenden Verleger erst nach Abdruck, also oftmals Monate nachher. Nun wäre es natürlich das Schönste, daß alle Verleger sich dahin einigten, die Verpflichtung zur sofortigen Zahlung bei Annahme einzugehen. Da das vorläufig nicht durchführbar erscheint, muß man mit den gegebenen Tatsachen rechnen. Die Tatsache aber ist eben so, daß der Tagesschriftsteller, der häufig aus der Not des Augenblicks und für den Augenblick einen Artikel geschrieben hat, einige Tage später zwar das rechtsgültige Akzept einer Redaktion und damit des Verlagshauses in Händen hat, jedoch keinen Pfennig Geld. Akzepte haben sonst im Kreditwesen Geldeswert. Warum nicht auch in diesem Fall! Die Annahmeakzepte erhielten sofort realisierbaren Geldeswert, wenn die Darlehenskassen befugt würden, auf diese doch ganz sicheren Akzepte bekannter und meist gut akkreditierter Verlagshäuser hin den entsprechenden Betrag auszuzahlen. Die Redaktionen brauchten ihrer Annahmeerklärung nur ein geschäftsmäßiges Formular unterzulegen und, wie sie es schon häufig tun, den festen oder den Minimum-Betrag für den angenommenen Artikel angeben. Dann hat der Schriftsteller ein kreditgültiges Akzept in Händen und die Darlehenskasse, die zur Belehnung verpflichtet wird, hat die denkbar größte Sicherheit, die kaufmännisch geboten werden kann.

Die Bemühung beider Teile kann nicht sonderlich groß sein, auf keinen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fall so groß, daß sie gegenüber dem auf der Hand liegenden Vorteil der Schriftsteller ins Gewicht fiele. Häufig kann die Bemühung der Darlehenskassen noch verkleinert werden: in solchen Städten, wo Schriftstellerverbände existieren, könnten die öffentlichen Kassen einen bestimmten Betrag jenen Verbänden monatlich zur vierwöchentlichen oder vierteljährlichen Abrechnung überlassen, natürlich gegen die Sicherheit der einlaufenden und belehnten Honorarakzepte. Dann braucht die öffentliche Kasse nicht bei jedem Honorar von zwanzig Mark die verschiedenen Formalitäten erfüllen.

Ueberhaupt dürfte das Verfahren bei solchen Darlehen sich vielleicht noch vereinfachen oder in der Praxis eine andere Form annehmen. Aber es kommt nicht auf die Form an, die eben Volkswirtschaftler und Gesetzesgeber zu finden haben, sondern auf die offen ruhende Möglichkeit, armen Schriftstellern zu helfen, o h n e d a ß d a s e i n e n P f e n n i g k o s t e t. Wir wollen garnicht die großen und gewiß berechtigten Worte gebrauchen, von der Verpflichtung des Staates durch eine besondere Art von Notstandsarbeiten auch den Geistigen des Volkes zu helfen. Zeigen wir hier nur den einen Weg, sachlich, kaufmännisch. Dann wird wohl ohne weiteres die Pflicht klar, ihn zu beschreiten. Diese Worte seien ein Ruf!

Dr. Joachim Friedenthal (München).

Vom Geist Rußlands

Wer sich mit dem Wesen des russischen Geistes vertraut machen möchte, der geht am besten denselben Weg, den Karl Nötzel in seinem ausgezeichneten Buche „Das heutige Rußland" einschlägt (bei Georg Müller). Er folgt nämlich, um den Menschen Rußlands in einem konkreten Typ hinstellen zu können, dem Leben und den Schriften Tolstois. Nie ist dieser Russe für uns interessanter und lesenswerter gewesen als heute; es sei an die große Ausgabe der Werke Tolstois bei Eugen Diederichs erinnert. Bei Tolstoi finden wir alles, was Rußland uns zu geben hat und alles, was Rußland von uns trennt. Er ist als Dichter und als Charakter voll der genialen Intuition und Unmittelbarkeit, die wir bei den großen Russen bewundern; und er ist als Lehrer, Prophet und Reformer voll jener russischen Denkfehler, die zum Teil auf Anlage, zum Teil auf mangelhafter und höchst einseitiger Kenntnis westlicher Systeme und westlichen Geistes beruhen. So können wir an Tolstoi alles das studieren, was uns die großen russischen Dichter lieb macht, und alles das, was wir an den Russen als fremd, feindlich, wild und hoffnungslos empfinden. Und als besten Führer durch diese Welt seltsamer Widersprüche empfehle ich das schöne, redliche, reinlich gedachte und reinlich gearbeitete Werk von Nötzel.

Mögen wir über die politische Zukunft so oder so denken, eine neue Auseinandersetzung mit dem Geist Rußlands haben wir unbedingt nötig. Wir brauchen Klarheit über das, was uns im Russen so fremd und zuwider ist und wir brauchen sie auch über das, was wir an den russischen Dichtern so sehr lieben und verehren.

Da finden wir in Tolstoi dem Dichter die reine, gütige Liebe des Künstlers zur ganzen Welt, zugleich die speziell russische Liebe tiefsten Mitleids mit dem ungeheuren sozialen Elend des Volkes. Und bei Tolstoi dem Denker finden wir jenen Fanatismus und geistigen Hochmut, der sich selbst der Welt zum Gesetz stellen möchte, samt jener Oberflächlichkeit der Studien und der Beweisführung, welche nicht etwa

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf geistiger Unredlichkeit beruht, sondern auf einer alten Verachtung des echten Russen für das wissenschaftliche Denken Westeuropas.

Hier liegt unsere Aufgabe klar. Hier haben wir Rußland nichts zu danken, haben Unrecht und Beleidigung von ihm erlitten, sehen die edelsten Ergebnisse westlicher Geisteskultur von ihm bedroht. Hier gilt es, Rußland zu besiegen, Rußland abzuwehren, Rußland als Barbaren zu erkennen.

Aber dafür leuchtet uns aus den russischen Dichtern eine Liebestiefe, eine Kraft des Leidens, der Geduld, der Güte entgegen, welche wir nie wieder vergessen oder gar verachten dürfen. Hier ist ein Stück alten Christentums, alter aus Leid geborener Seelenpflege und Seelenkenntnis gegeben, an dem wir zu lernen haben, mehr als von jedem anderen Volk Europas.

Je reiner und ehrlicher wir es tun, desto stärker werden wir sein, das feindliche, das gefährliche Rußland zu besiegen. Hermann Hesse

Jahresgabe des Frauenbundes

zur Ehrung rheinländischer Dichter

Krieg hin, Krieg her: der Frauenbund ehrt seine Dichter doch; nur ein wenig später als sonst kam die alljährliche Jahresgabe ins Haus. Doppelt freudig begrüßt, weil das Ehrenhonorar möglicherweise einem unter den wenigen in den in Kriegszeit besonders schlaffen Beutel gefallen, die da außerstande, die Poesie allzeit und sehr der Zeit gemäß zu kommandieren, wie das bei meinen Zeitgenossen so der Brauch, drum sie in diesem Kriege lachen konnten des Worts der Alten: Inter arma, silent musae. Ob nun in Robert Walser, dem diesmal Geehrten, ein Kriegsbedürftiger gestützt wurde, stehe dahin; jedenfalls aber zählt er zu den wenigen, die es noch immer nicht verstehen, das mitbekommene Kapital des Geistes gewinnbringend anzulegen auf dem Markt der Literatur gleich einem gewiegten und gewitzigten Kaufmanne. Des sind die kleinen Dichtungen, die der Frauenbund sich wählte und für die der Kurt Wolff Verlag in Leipzig von Karl Walser (einem Bruder des Dichters) einen wahrhaft symbolischen Einband zeichnen ließ, ein Beweis. Es ist kein anderer denn Robert Walser selbst, der da auf einer Bank im Schatten eines Baumes sitzt, und, die Hände hintern Kopf gebracht, hinausträumend die kleinen Dichtungen in Prosa ersinnt, die im Buche nachzulesen man freundlichst eingeladen ist. Diese kleine Dichtungen in Prosa, beinah hundert an der Zahl, sind so recht die Kinder eines Sinnierers und Träumers, eines Menschen, der Welt und Weltgetriebe am liebsten beschaulich genießt, und dem jedwede eigne Betriebsamkeit sehr zuwider ist. Der Tanz ums goldne Kalb, dieser fluchwürdigste und folgenschwerste aller Tänze, hat hier aufgehört, wie überhaupt alles Jagen und Hasten nach irdischem Besitz. „Ich bin, um es offen zu sagen," schreibt der arme und junge, stellenlose Handelsbeflissene Wenzel im Namen Robert Walsers, „ein Chinese, will sagen, ein Mensch, den alles, was klein und bescheiden ist, schön und lieblich anmutet, und dem alles Große und Vielerforderliche fürchterlich und entsetzlich ist." Nur das Bedürfnis, sich wohl zu fühlen, kennt Wenzel, „die Leidenschaft, es weit in der Welt zu bringen," ist ihm unbekannt, und darum fragt er bei einer großen Handelsfirma an, ob in deren weitläufigen Räumen nicht ein Stellchen mit der Verpflichtung frei ist, geringfügige Obliegenheiten zu erfüllen. Ja, alles

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jagen und Hasten und aller Tanz ums goldne Kalb hat hier aufgehört, aber auch: das Begrübeln und Durchgründenwollen des Weltalls mit dem Ich als Mittelpunkt. Der Prometheusfunke ist gelöscht, das Fortstreben ist gewesen und kein dunkler Drang bringt mehr um die Freundlichkeiten des Daseins und um den gesunden Schlaf. Soll ich nun wünschen, daß sich Sauerteig senke hinein in Robert Walsers Brust, damit es darin gäre, weil das Fortstreben das Beste, das Göttliche im Menschen ist? oder soll ich verkünden: ihm laß uns folgen in den paradiesischen Zustand der Zufriedenheit, der Wunschlosigkeit, der stillen Freude am Gegebenen, denn es ist ja doch kein Glück dabei, immer mehr zu wollen und immer weiter! Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust: Ihr habt ganz recht getan, einen solchen zu ehren, . . . lobt die Seele, die da alles nichtig glaubt, den Frauen vom Frauenbund entgegen; und: warum gabt Ihr diesen, der da bereits den Himmel auf Erden besitzt und ließet seinetwegen einen durchfallen in der Wahl, dessen Inneres zuviel des Sauerteiges hat, der darum abseits steht und an sich, an der Welt und an seinem reichen, eigenartigen Können verzweifelt, . . . tadelt und zürnt die Seele, die da alles wichtig nimmt.

Aber auch Robert Walser wäre durchgefallen, wenn, ja wenn der Krieg zwei Monate früher in die Welt gekommen wäre; nun man ihn einmal geladen, mußte man ihn allerdings auch fahren. Doch den Mitgliedern des Vorstandes schien es nicht zeitgemäß, den Frauen vom Frauenbund einen Träumer ins Haus zu senden, der leidenschaftslos und beschaulich zuzusehen vermag, wie Gottes Wasser über Gottes Erde fließt. Sie glaubten (wie auf einem der Jahresgabe beigelegten Waschzettel zu lesen ist) durch den Krieg „auch die rein künstlerischen Interessen neu orientiert", und fügten darum über die Köpfe einer kritischen Lesekommission und einer hochvermögenden Generalversammlung hinweg der Jahresgabe einen kleinen Eulenberg als Gratiszugabe bei. Höchst überflüssigerweise, weil nur der Markt künstlerischer Interessen, nicht aber die rein künstlerischen Interessen selbst neu orientiert sind. „Statt Taten", statt eigener anderer Taten anno 1914 will Herbert Eulenberg seinen bleichsüchtigen Einakter von dem nach Kunersdorf kriegs- und auch königsmüden, sich aber am Vertrauen seiner Generale wieder aufrichtenden alten Fritzen eingeschätzt wissen. Stolz lieb ich mir den Spanier. Und doch: dieser Spanier ist mir nicht stolz genug. Der wahre Dichter nämlich, der fühlt, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß er stets und immer seinem Lande dient, braucht also nie in sich den Verlegenheitsdrang zu spüren, dies eigens und besonders kundzugeben. Verlegenheitsdrang? Daß mir Gott meinen kritischen Verstand auch fürder bewahre, damit ich auch fortab rein künstlerische Interessen von Marktinteressen zu scheiden vermag und zu sondern. Willi Dünwald

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27.
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leopold l'Africain und der Kongo

Von Ulrich Rauscher

Die Geschichte des leopoldinischen, des belgischen Kongos beginnt mit einem Brief des belgischen Königs an die Großmächte, der folgenden Satz enthielt: „Diese Kongoexpeditionen dienen einem ausgesprochenen zivilisatorischen und christlichen Zweck: die Sklaverei in Afrika zu vernichten, das Dunkel aufzuklären, das noch über diesem Erdteil liegt. Die Naturschätze festzustellen, die unerschöpflich scheinen, kurz die Güter der Zivilisation auch Afrika zu erschließen. Das ist das Ziel dieses modernen Kreuzzuges!"

Dies etwas unmotivierte „kurz", das die Güter der Zivilisation in so enge Beziehung mit den Naturschätzen brachte, hätte stilistisch empfindsame Gemüter schon im Jahr 1876 mißtrauisch machen können. Aber vielleicht war der König Leopold damals noch nicht entdeckt, vielleicht glaubte man dem herrlichen Namen, unter dem im gleichen Jahr sich die Kongofreunde im Brüsseler Schloß organisierten: „Internationale Vereinigung zur Erforschung und Zivilisierung von Zentralafrika." Ein gewisser Höhepunkt des Schwindels läßt sich nicht lange aufrechterhalten, seine Träger können die Hochspannung nicht ertragen; auch die Kongofreunde litten unter dem Gegensatz ihrer traktätchenhaften Firma und den ersten Zehntausenden geschlachteter Neger: schon im Jahr 1878 warfen sie den lieben Gott aus der Firma und beschränkten sich auf ihre wissenschaftlichen Sehnsüchte; nun hießen sie „Studiengesellschaft für den oberen Kongo." 1882 hatte sich die Rentabilität der zu zivilisierenden und studierenden Afrikagegend so herrlich herausgestellt, daß nun auch das letzte Mäntelchen fallen konnte: es erschien einfach und schlicht die „Internationale Kongo-Gesellschaft", bis Anfang 1885 der erstaunten Welt zum ersten Male gezeigt wurde, auch das Gottesgnadentum und der Absolutismus seien fähig, ins Handelsregister eingetragen zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden: König Leopold hatte sich, im Namen der letzten Kongobilanz, zum Souverän des unabhängigen Kongostaats ernannt! Da konnte die Konkurrenz nicht mehr mit.

Der Kongo war ein Privatunternehmen des Königs; den Humbug mit Staat und Souverän hatte der Kluge lediglich inszeniert, weil er wußte, mit dem Wettbewerb ausländischer Kaufleute sei nicht zu spaßen, mit den Großmächten aber jede Düpierung zu erzielen, wenn man sie nur diplomatisch und staatsrechtlich frisiert. War er aber erst Souverän, so konnte er andere Spekulanten, dank seinem fürstlichen Recht, hinauswerfen, ob in der Berliner Kongo-Akte noch so schön von Handelsfreiheit und dem Verbot jeden Monopols die Rede war. Der Kongo war 23 Jahre lang Leopolds Privatunternehmen, aber es geht nicht an, Belgien völlig von dem freizusprechen, was sich 23 Jahre lang im Kongo ereignete. Der Staat Belgien war von vornherein am Erträgnis der Menschenschlächterei dort unten beteiligt; er wurde mehr und mehr der Gläubiger seines Schwesterstaats und war seit dem Jahr 1889 der offiziell eingesetzte Erbe des Kongos. Ueber 100 Kongogesellschaften scheffelten das Blutgeld nach Belgien und Unzählige, Geldleute, Parlamentarier, Industrielle, Politiker steckten mehr oder minder geheim einen jährlichen Scheck des unabhängigen Staats in die Taschen. Die Bestechung ist kaum je so in großem Stil betrieben worden, wie von seiten der Kongoregierung, die die merkwürdigsten Anstellungen erfand, um das Zartgefühl der zu Bestechenden zu schonen. Der belgische Staat und die belgischen Einzelpersonen haben vergnügt eingesackt, auch in einer Zeit, wo die ganze Welt von dem Völkermord am Kongo widerhallte, und haben dafür ihren Teil der Schuld zu tragen, die sich 20 Jahre lang aufhäufte, ohne daß in Belgien ein verantwortungsvoller Mensch einen Finger rührte; bis endlich der europäische Abscheu (besonders die Engländer waren damals weit entfernt, die Belgier ein edles Volk zu nennen) zur Entsendung einer Untersuchungskommission zwang und deren erschreckender Bericht die Annexion des Kongos durch den belgischen Staat beschleunigte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich kann nur nach anderen Berichten wieder berichten. Ein Bild des heutigen Belgiens — eine Kalkulation des künftigen — wäre sehr unvollständig, nach der kommerziellen und menschlichen Seite, wenn nicht ein Umriß davon gegeben würde, wie von Brüssel aus Erforschung und Zivilisation nach Afrika getragen wurden. Wie es sich rentierte — obwohl der bedauernswerte Kongostaat andauernd belgische und andere Anleihen aufnehmen mußte, weil nämlich der König das Kapital so schnell wie möglich amortisieren wollte und außerdem schon 1890 einen Vertrag mit Belgien geschlossen hatte, wonach dieses nach 10 Jahren den Kongo annektieren konnte, dann aber seine Forderungen erloschen, die gepumpten 30 Millionen also restlos in die Tasche des Königs flossen — wie sich das Geschäft rentierte, soll eine Tabelle zeigen, von der Josef Hofmiller nach Sir Roger Casements Bericht in einem englischen Weißbuch berichtet:

Produktionswert:

Der Korb Reingummi 1 Pfund 1 Schilling 8 Pence.
7 Kilo Gummi (Arbeitsertrag von drei Männern) 2 Pfund.
Gibt, da alle 14 Tage sich das Geschäft wiederholt, $26 \times 2 = 52$ Pfund jährlich.

Bezahlung des Eingeborenen:

Ein Messer im Wert von 6 Pence, wenn man 100 Prozent Transportkosten rechnet.
Waren an sich im Wert unter 1 Schilling; Ortswert 1 Sh. 10 Pence.
Waren im Höchstwerte von 24—25 Schilling; Ortswert 2 Pfund 7 Schilling 8 Pence.

Dazu kamen allerdings noch die Ausgaben für Patronen (ein Kongofürst gab allein in drei Jahren 72 000 Stück „für Gummigewinnung" aus), eine gerechtfertigte Ausgabe, wie die Tatsache zeigt, daß die Kongoneger in 4 Jahren um 120 Millionen Mark für Gummi geprellt wurden. Die Gummigewinnung war überhaupt so einfach wie möglich. Man führte für die Eingeborenen einfach Zwangsarbeit ein (nicht nur von Staats- sondern auch von Privatgesellschaftswegen), trug ihnen auf, jährlich eine bestimmte Menge Gummi zu liefern und bezahlte sie in der oben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erwähnten Weise. Da die Gummimenge ein wenig zu reichlich bemessen war und die Eingeborenen bei der beaufsichtigten Arbeit Gefahr liefen, sich für ein Versehen 100 Stockhiebe und für vorzeitige Erschöpfung eine Patronenkugel zuzuziehen, so entstand eine allgemeine Flucht vor solcher Zivilisation in die Urwälder. Dagegen suchte sich der unabhängige Kongostaat dadurch zu sichern, daß er die Schwarzen in Zwangsansiedlungen trieb, ihnen für gewisse Zeiten ihre Weiber entzog und ihnen durch einige Hungertage die Wahrheit des Worts bewies, das der belgische Ministerpräsident 1903 in der Kammer sprach: „Die Eingeborenen haben auf nichts Anspruch; alles, was ihnen gegeben wird, ist ein wahrer Gotteslohn!" Dafür waren sie auch die einzigen Schwarzen, die einen veritablen weißen König hatten. Nützten diese Maßnahmen alle nichts, gingen die Unbekehrbaren dennoch durch, so versuchte man, solche Gelüste dadurch zu ersticken, daß ausgedehnte Menschenjagden (unter Mitwirkung geschickter Menschenfresser) veranstaltet, die Pflichtvergessenen abgeschossen und den Behörden Leopolds jeweils ihre rechte Hand als Beweisstück zu den Akten gebracht wurde. Als all diese Greuel europa-notorisch wurden, ließ der König erklären, dies Handabhacken sei eine längst bekannte liebenswürdige Schwäche der Eingeborenen. Aber Edmund D. Morel, einer der besten Kongokenner, erklärt (wieder nach Hofmiller): „Nein, ich behaupte das mit voller Ueberzeugung: Diese Praktiken, das Heimbringen solcher Trophäen als Zeichen kriegerischer Resultate, waren unbekannt, bis die (belgische) Politik der ‚moralischen und materiellen Regeneration' eingeführt wurde!" Das war die mit belgischen Staatsmitteln betriebene Eingeborenenpolitik in der „plus grande Belgique!"

Die Berliner Kongo-Akte hatte vereinbart, daß im konventionellen Kongobecken unbedingte Handelsfreiheit herrschen müsse, unter Ausschluß aller Handelsmonopole oder -privilegien. König Leopold ließ sich das nicht zweimal sagen. Wie er die in derselben Akte verlangte Aufhebung der Sklaverei dadurch erzielte, daß er das Système du travail forcé einführte, so bekundete er seine Ab-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neigung gegen Monopole durch Schaffung dreier Zonen. In der ersten und größten hatte nur der Staat — beileibe keine Handelsgesellschaft; hier war Leopold der kaufmännische König, nicht der Königliche Kaufmann — das Recht, Elfenbein und Kautschuk zu gewinnen. Er ließ es zwar durch — man kommt um das Wort nicht herum — privilegierte Gesellschaften ausüben, aber die repräsentierten eben in diesem Fall den Staat. In der zweiten Zone, doppelt so groß wie Belgien (der ganze Kongo ist 76mal größer als Belgien), war der Handel frei, gänzlich und völlig frei, so wie es in Berlin ausgemacht worden war. Die dritte Zone endlich war für den Handel ohne weitere Begründung gesperrt. Um aber ein für alle Male sicher zu sein, daß nicht doch irgendwer sich irgendwo festsetzen könnte, hatte Leopold schon 1885 gesetzlich verordnet: „Alles herrenlose Land gehört dem Staat!" Es wurde zwar theoretisch festgestellt, daß das von Eingeborenen besetzte Land nicht als herrenlos gelten solle; das wollte im Kongostaat der Zwangsansiedlungen und Menschenjagden wohl noch weniger heißen, als die Berliner Kongo-Akte. Und noch viel weniger, als im Jahre 1902 das herrenlose Land in einen Umfang von 252 000 Kilometern einfach als Kongoland erklärt wurde! Das alles ließen sich die Großmächte in lächelnder Nachsicht gefallen. Man versteht die Möglichkeit der leopoldinischen Kongogreuel erst recht, wenn man sieht, unter welch genauem Ausschluß der Oeffentlichkeit, sozusagen innerhalb der vier Wände des Königs, sie vor sich gingen.

Aber der König war nicht nur Kaufmann, er war auch Landesvater und zwar nicht nur absoluter, sondern auch konstitutioneller. Im Jahr 1889, als die Rentabilität auf die Dauer noch nicht so ganz fest stand, ergriff ihn der begreifliche Wunsch, seinem geliebten Volk einen Beweis landesväterlicher Huld zu geben, und so setzte er es testamentarisch zu seinem Erben ein, an all seinem Souveränitätsrechten im Kongo und allen mit ihnen verbundenen Besitztümern und Vorteilen. Darauf pumpte er sein geliebtes Volk ein Jahr später um 25 Millionen an und erlaubte ihm dafür,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter Verzicht auf diese Summe und vor allem auf Zinsen, ihn nach zehn Jahren bei lebendigem Leib zu beerben. Fünf Jahre später, 1895, brauchte der unglückliche Kongostaat, dessen Verdienste allmählich in die Milliarden gingen, der aber immer auf dem letzten Loch pfiff, eine neue Anleihe und Belgien gab wiederum fast 7 Millionen zu den gleichen Bedingungen. Der König bot dafür wiederum die Annexion an, Belgien wollte ganz gern, weil der Kongostaat sich verpflichtet hatte, keine anderweitigen Darlehen aufzunehmen, es aber dennoch vergnügt tat — aber die Regierung (am Ende der freundlich anbietende König?) entschied sich schließlich gegen die Annexion. Als aber 1901 der Termin gekommen war, wo Belgien sich in den Besitz des Kongos vertragsmäßig hätte setzen können, da wollte auf einmal der Landesvater und Erblasser nicht mehr! Das Parlament stellte die Rechte Belgiens auf den Kongo fest, bestand aber nicht auf sofortiger Ausübung. Jahre vergingen, bis die Greuel derart zum Himmel stanken, daß Abhilfe unumgänglich schien; die Untersuchungskommission wurde entsandt, erstattete ihren erschreckenden Bericht und das Parlament sah kein anderes Mittel, hier zu helfen, als durch Uebernahme der Kolonie. Aber siehe da, der König hatte Vertrag und Darlehen von 1890 und 1895 vergessen und wies mit der Bitterkeit des enttäuschten Wohltäters auf sein Testament, als die einzige Quelle belgischen Anspruchs. Ja, er „präzisierte" den testamentarischen Ausdruck von „allen seinen Souveränitätsrechten im Kongo und allen mit ihnen verbundenen Besitztümern und Vorteilen" dahin, daß erstens die den Eingeborenen zuerteilten Grundstücke, sowie die Unterstützungen philantropischer und religiöser Gesellschaften zu respektieren seien (welch schlichte Frömmigkeit und Liebe auch zum schwarzen Menschenbruder!), ebenso aber auch die „Domaine nationale" und das Kronland! Das war stark. Der Umfang des Kronlands ist bereits erwähnt und der Umfang der Domaine nationale? Sie umfaßte alle in staatlicher Regie stehende Liegenschaften und Minen und war am selben Tage erfunden worden, an dem sie zum erstenmal als leopoldi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nisches Reservatrecht und zur Einschränkung der belgischen Testamentsansprüche ans Licht trat. Das war den Belgiern und ihrem Parlament zu viel. Sie hatten alle Kongogreuel in echter landeskindlicher Treue ertragen und als Vandervelde 1900 die gemordeten und geschändeten Neger vor ihnen auftürmte, hatten sie sich ergriffen, aber gefaßt die Nase zugehalten. Jetzt nahmen die Greuel buchmäßige Form an und außerdem war man Gläubiger für 32 Millionen. Nun begann der Kampf, wie er unwürdiger wohl noch nie zwischen einem König und seinem Volk geführt worden ist. Man mache sich klar: 1889 feierliches, uneingeschränktes Testament; 1890 und 1895 uneingeschränkter Vertrag, verbunden mit zweimaligem Darlehen; 1903 Enthüllung der Greuel, ohne daß das Parlament Abhilfe geschaffen hätte; 1906 plötzliche, einseitig vom König vorgenommene Einschränkung des Testaments, gänzliches Vergessen der zwei Verträge und nun Eingreifen des Parlaments. Die Sache war so brenzlich, daß der König einen kleinen Rückzug antrat und die geforderte Respektierung der Domaine nationale und des Kronguts als seines Privatbesitzes durch den Ministerpräsidenten als recommandations solonnelles, feierliche Empfehlungen (zugunsten seines Geldbeutels) erklären ließ. Man verhandelte weiter, aber trotz der Erklärung, seine ursprünglichen Forderungen seien nur seinem treuen Volk feierlich ans Herz gelegte Empfehlungen, bestand der König auf dem Krongut. Bis — nun bis das Land ihm sein Testament in barem Gelde lombardierte und das landesväterliche Geschenk mit folgenden Summen bezahlte: 1. Zahlung von 45½ Millionen für die vom Krongut in Belgien (Ostende, Laeken usw.) unternommenen Prachtbauten; 2. Zahlung von 50 Millionen an den König, als Dank für die an ihm im Kongo gebrachten Opfer!; 3. Gewährung einer jährlichen Rente von 120 000 Franken an den Thronfolger Albert und von 75 000 Franken an die Prinzessin Clementine; 4. 60 000 Franken jährlich für die Verwalter des Kronguts; 5. 75 000 Franken für die Missionare von Scheut; 6. 400 000 Franken jährlich für die Unterhaltung der Kolonial-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammlungen in Laeken. Unter der Bedingung dieser Zahlungen wandte der König, wie sein letzter Wille sagt, „seinem geliebten Volk die Früchte seines Werks zu." Wahrhaftig, der einzige Mensch, der sogar noch mit seinem Testament ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht hat; ein Jahr nach dieser Prellung starb er und hätte dann dem geliebten Volk den Kongo, wofür es nun im ganzen 132 Millionen Kapital und 735 000 Franken jährlicher Rente gezahlt hatte, kostenlos überlassen müssen.

Nun ist der Kongo belgisch. Aber ein Kongo, der entvölkert, ausgebeutet, unendlich entwertet ist. Solang Belgien nur Gläubiger und Erbe war, konnte es das vereinfachte Rechensystem nach abgehackten Händen und ähnlichem dulden. Nach der Annexion ging es nicht mehr so recht. So mußte vor allem die Zwangsarbeit, die Leopold in nationalökonomischen Anfällen für eine Steuerart erklärt hatte, abgeschafft werden; heute zahlt der Kongoneger eine Geldsteuer und zwar 5—12 Franken jährlich, es sei denn, er habe mehrere Weiber, die pro Kopf 2 Franken extra kosten. Der Freihandel wurde, wenigstens in Verfügungen, gefördert und so der privaten Initiative ein größerer Spielraum gegeben. Allerdings haben diese Maßnahmen, besonders der Verzicht auf staatlich organisierte Ausbeutung der Naturschätze, das Budget der Kolonie mehr als geschwächt, trotz der sicher anzunehmenden Ersparnis an Patronen. Einst betrugen die Einnahmen aus der famosen Domaine nationale 17 Millionen; nach deren Aufhebung sind sie verschwunden. Das Budget ist durch die Zahlungen an den König, die dazuhin teilweise nur dem Heimatstaat, nicht der Kolonie zugute kommen, schwer belastet und wies 1913 40 Millionen Einnahmen und 50 Millionen Ausgaben auf, also ein Defizit von 10 Millionen. Die zivilisatorischen und christlichen Erfolge des modernen Kreuzzugs rächen sich schwer. In einer klimatischen Lage, die jede weiße Ansiedlung verbietet, von der Schlafkrankheit verseucht, ohne genügendes Menschenmaterial — und dazuhin noch 23 Jahre Leopold l'Africain — das kann auch die von Natur aus reichste Kolonie entwerten!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ob Belgien imstande gewesen wäre, den Kongo auf die alte Höhe zu bringen — wer weiß? Aber eins war ihm seit dem 26. August 1908 noch schwerer, wenn nicht unmöglich geworden: neutral zu bleiben! Es ist eine leider wenig bekannte Tatsache, daß Belgien schon 1884, wo es noch gar nicht Besitzer des Kongostaats war, mit Frankreich einen Vertrag schloß, der diesem ein Vorkaufsrecht auf den Kongo einräumte; dieser Vertrag wurde 1908 nach der Annexion erneuert. Ein Staat, der Kolonialpolitik treibt, also eine außereuropäische Machtpolitik; ein Staat, der mit einem andern einen Vertrag über einen essentiellen Bestandteil seines Gebietes abschließt, zu ungunsten der andern Garantiemächte seiner Neutralität — der hat diese eben wie eine lästige Fessel abgestreift. Das gerade macht die Schweiz, neben ihrer tatsächlichen Kraft, wahrhaft neutral, daß sie außerhalb ihres Gebietes keine Interessen zu verfechten hat, die sie in die Expansionspolitik der Großmächte verwickeln könnten. Alles fällt in das gleiche Jahrfünft: Heeresreform, Festungsbau, Kolonialerwerb. Die Tatsachen verkehrten sich völlig in ihr Gegenteil, während Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit sich forterbten, um endlich von den Tatsachen erschlagen zu werden.

*

Von Ulrich Rauscher erscheint demnächst bei S. Hirzel in Leipzig die Sammlung seiner politischen und wirtschaftlichen Studien über Belgien unter dem Titel „Belgien heute und morgen." (Broschiert 2 Mk.).

Kinderuniformen

Von Stefan Großmann

Diesen Augenblick habe ich mit eigenen Augen gesehen:

Eine junge Frau war vom so und sovielten Weg ins Kriegsministerium, zum Roten Kreuz, durch einige Spitäler, in denen Kameraden ihres vermißten Mannes lagen, mit der Gewißheit heimgekehrt, daß er t o t sei. Einige Soldaten, die ihn fallen gesehen, Soldaten, die seinen starren Leib gefühlt, gaben übereinstimmend Kunde. Nun war es klar, warum seit September keine Nachricht mehr gekommen war.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich sah die junge Frau mit kleinen Schritten lautlos und willenlos nach Hause gehen. In der Allee des Berliner Vorortes, in dem sie wohnt und zufällig auch ich, spielten gerade acht oder neun Jungen. Was anders als Krieg? Sie rannten über einen weiten Bauplatz, mit Stöcken, Kindersäbeln, Holzlatten bewaffnet, fast jedem saß eine preußische Soldatenmütze auf dem Kopf. Einer trug auch eine Fahne voran, und das Siegergeheul, das Geklapper und der Janitscharengesang der kleinen Bengel dröhnte durch die stille Vorstadt. Unter den Jungen war auch der Sohn der jungen Frau.

Als er seine Mutter auf dem Heimweg erblickte, stürzte er mit seinem Spielzeugsäbel herbei, setzte ihn der Mutter auf den Rock und schrie: „Nieder mit dem Engländer!"

Die Mutter machte ein Gesicht, das zu dem Spiel nicht paßte.

Da wisperte ihr der Bub zu: „Mutter, du mußt den Feind machen! Ich stürze mich über dich und steche dich nieder. Natürlich nur zum Spaß."

Aber die Mutter konnte heute am Kriegspielen nicht teilnehmen.

„Gib die Soldatenmütze herunter!"

Auch den Säbel mußte der Junge ablegen. Es lag eine ganz außergewöhnliche Strenge in den leise gesagten Befehlen der Mutter. Kinder haben aber noch ein ursprünglich zartes Gefühl für das Unerwartete. Als die Mutter sagte: „Ich will diese Soldatenspielerei nicht haben", da spürte er, daß nur ein besonderes Ereignis der Mutter mit einemmal einen so bestimmten Willen und Widerwillen eingegeben haben konnte. Er ging ins Kinderzimmer und räumte Soldatenmütze und Säbel ganz weit hinten ein, hinter die Baukasten, Bären und Bilderbücher.

So ermattet war die Mutter, daß dieser Satz gegen die Soldatenspielerei schon ihre stärkste Zusammenfassung und Auflehnung bedeutete. Aber in der nächsten Woche gab es bei den Kriegsspielen der Buben in meiner Straße einen Jungen weniger.

Die Frau konnte den Sohn des in der Schlacht Gefallenen nicht mit einer Soldatenkappe sehen. Sie erschrak, als sie ihn das erste Mal wieder mit einem Kindersäbel herumfuchteln sah, und sie rief mit einer Energie, die das Erstaunen und die Folgsamkeit des Kindes hervorrief: „Niemehr sollst du mit diesen Soldatensachen herumlaufen!"

Ich würde die kleine Begebenheit nicht erzählen, wenn ich sie nicht für typisch und für ein Zeitsymptom von Bedeutung hielte. Es werden ja jetzt nicht wenig triviale und unnötige Kriegsgeschichten erzählt. Diese da ist erwähnenswert, weil sie ein Erwachen kennzeichnet, das noch tausend Male wiederholt werden wird. Es wird die Stunde kommen, wo wir uns von der Monomanie dieser Tage erholen werden und unsere Kinder nicht mehr mit Säbel und Tschako werden spielen lassen wollen. Sogar in Berlin werden Kinder wieder in Kinder-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kleidchen gehen, sanfteren Kinderspielen hingegeben. Diese Militarisierung der Sieben- und Achtjährigen ist vielen Pädagogen, auch sehr ernsten Militärs, und gerade ihnen, keineswegs erwünscht.

Kein Offizier kann in Berlin über die Straße gehen, ohne daß an jeder zweiten Ecke ein Dreikäsehoch mit blauer Mütze stramm steht und salutiert. Man sieht hunderte, tausende sechs-siebenjährige Jungen in vollkommen reglementsmäßiger Ausstattung auf der Straße herumlaufen, salutieren, Säbel aus der Scheide reißen, kommandieren, unter Hurrarufen und „Deutschland, Deutschland über alles" vorstürzen, kurz: das militärische Schauspiel bis ins Kleinste, gelegentlich sogar bis in die Kasernenhofblüten, imitieren! Das hat ernste Leute so verdrossen, daß vor einigen Tagen in Berlin ein offizielles Verbot dieser Kinderuniformen herausgegeben wurde. Wer in der Nähe einer Schule wohnt, weiß von dieser Kinderbesessenheit, denn auch die achtjährigen Mädels haben jetzt Säbel umgeschnallt und sind kleine Kriegsfurien, Einiges zu erzählen. Verwunderlich ist das alles natürlich nicht. Erstens sind ja Kinder die kleinen Affen der Erwachsenen, dann sehen und hören sie in der Schule, wie viele Lehrer im Felde stehen, und allein schon die Abwesenheit der gewohnten Lehrer macht den Krieg bei den Kindern zu einer großen, einer herrlichen Sache!.... Schließlich hat man den Kindermilitarismus im Anfang nicht weiter beachtet oder ihn sogar begünstigt. Hat doch kürzlich erst der sozialistische Abgeordnete Konrad Häniſch im preußischen Abgeordnetenhaus ein Wort zu Gunsten der militärischen Erziehung der Jugend gesagt. Hoffentlich hat er dabei wenigstens nicht an die sieben- und achtjährigen Jungen gedacht! Es genügt, denke ich, ein späteres Alter, um der deutschen Jugend das Gefühl für Zucht, Drill und Subordination beizubringen. Die Uniformierung der Knirpse wäre ein Zeichen von Monomanie. Nun, gerade die Uebertreibung führt zur Korrektur. Eine gesunde Selbstbesinnung beginnt sich anzubahnen.

Das Verbot der Kinderuniformen ist ein Anfang! Keiner wird, wenn er Gewissen hat, sein Kind zur Wehrlosigkeit, zur unbedingten Friedfertigkeit erziehen wollen. Das Jahrhundert des Kindes wird von anderer Härte sein, als die gute alte Tante Ellen Key sich träumen ließ! Aber man möchte doch ein ganz junges, biegsames Pflänzchen nicht schon mit dem Tornister der militärischen Zucht behängen. Die erste Tugend, die wir in den Kindern großziehen wollen, ist die Tugend der Verantwortlichkeit. Die wird, finde ich, in der großen deutschen Wandervogelbewegung bis zum sechzehnten, siebzehnten Jahr besser gezüchtet als im Drill der militärischen Kinderbataillone. Die Buben und Mädchen, die hier an Wochenschluß mit Proviant und Zelten ausmarschieren, über Land wandern, draußen ihren Vorrat aufessen, im Freien schlafen und Montags heimkehren, lernen durch Erfahrung, wie viel sie sich an körperlichen Leistungen zumuten dürfen und wo die Grenzen ihrer Kraft sind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Kenntnis der eigenen Fähigkeiten ist die Voraussetzung eigener Verantwortlichkeit. Schließlich bestätigen auch alle Fachleute für körperliche Erziehung, also vor allem die schwedischen Gymnasten, daß ein System bestimmter Leibesübungen, ergänzt durch freie Spiele, Schwimmen und Sport, dem Werden des Kinderkörpers ungleich bedeutungsvoller sind, als Schießübungen, Exerzieren und Gewehrgriffe, die gewiß zu ihrer Zeit nützlich sein mögen. Kein deutscher Offizier hat geleugnet, daß die ursprünglich nur sportlich erzogenen Engländer sich sehr schnell in erstaunlich gute Soldaten verwandelt haben. Es hat ihnen sogar — militärisch — nicht geschadet, daß sie erst mit fünf- oder sechsundzwanzig Jahren zum erstenmal einen Soldatenrock angezogen haben.

Und schließlich: Wir wollen unsere Kinder nicht nur für den Krieg, wir wollen sie doch auch für den Frieden und sogar — dergleichen sagt man in Deutschland jetzt nur halblaut — in erster Linie für den Frieden erziehen.

Also, keinen Militarismus der Kinder! Sie werden, glaube ich, dereinst bessere Soldaten abgeben, wenn man ihnen in der Jugend einfach gestattet, glückliche Kinder zu sein!

Hedwig Wangel liest aus der Bibel vor

Von Felix Braun

Zu der Abendstunde von sechs bis sieben Uhr hält Hedwig Wangel jeden Mittwoch in dem kleinen Harmoniumsaal der Steglitzerstraße in Berlin eine Bibelvorlesung ab. Die ganze Bibel, beide Testamente, soll Wort für Wort vorgelesen werden. Der Eintritt ist frei; was gegeben wird, kommt den Soldaten zu gute.

Der Saal ist nicht zu dicht besetzt. Es sind fast nur Frauen, die gekommen sind, das heilige Wort zu hören. Der ernste Raum berührt den Eintretenden mit stiller Feierlichkeit. In der Mitte des Podiums wartet ein großer Lehnstuhl neben einem kleinen Tisch, auf dem eine Lampe mit mildem Lichte scheint. Links seitwärts steht ein Harmonium. Es ist ganz still. Knapp vor Beginn erdröhnt der Boden unter schweren Männerschritten: Soldaten sind eingetreten, von frommen Schwestern geführt; sie setzen sich in die rückwärtigen Reihen. Die elektrischen Lichter strahlen auf.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da hat sich die Podiumtüre geöffnet und zwei Frauen sind erschienen. Die eine setzt sich in den Lehnstuhl, ein kleines Buch in der Hand. Die andere schreitet zum Harmonium vor. Es ist Paula Simon-Horlitz. Goldene Klänge erwachen, schwellen, verhallen.

Während des Spieles sitzt Hedwig Wangel, das Haupt gesenkt, still da. Ueber ihrem Sitze sind in goldenem Rahmen drei Sprüche in weithin sichtbaren Lettern angebracht. Der oberste lautet: „Dein Wort ist nichts denn Wahrheit"; die beiden anderen zur Rechten und zur Linken sagen: „Die Wahrheit wird euch frei machen" und: „Ich bin die Wahrheit."

Hedwig Wangel schlägt ihre kleine Bibel auf und beginnt, zu lesen. Eine liebe Frauenstimme ist es. Sie hält bei der Geschichte Abrahams, als die drei Engel zu ihm kommen und von ihm gelabt werden. Ganz schlicht wird die heilige Sage wieder gesagt. Allmählich aber erscheint das neue Licht über den Worten. Wie alles gegenwärtig wird, Gestalt und Landschaft, die Engel und der verborgene dunkle und gewaltige Gott. Die Furcht Abrahams, ihn anzusprechen, zittert in der leisen Frauenstimme; die Bitte, Sodom und Gomorrha um fünfzig, um vierzig, um zehn Gerechter willen zu erhalten, entschwebt dem angstvollen Munde der Barmherzigkeit. Und die Stimme, die sich kaum hier und da erhebt oder senkt, stellt Alles dar: Das Schreckliche und das Wilde, den Untergang und die Versöhnung. Die frevlerischen Städte werden vernichtet und Lot und seine Töchter gehen allein hervor. In der Nacht auf dem Berge werden die Mädchen zu Volksmüttern: das Entsetzliche der Blutschuld wird gesühnt von dem erhabenen Willen, fruchtbar zu sein. Wundervoll geht Bild auf Bild vorüber: Abimelech, der Sara raubt und dem Gott im Traume erscheint und ihm die Frau des Propheten verbietet; Abraham, wie er Bäume pflanzt; Hagar in der Wüste, Ismael und der Engel. Aber nichts erschien so voll Gegenwart wie der Opfergang zum Berge Moria: wie da die dünnere Stimme des Knaben fragt, wo denn das Schaf zum Brandopfer wäre, da doch Holz und Feuer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bereit sei. Und Abrahams Schmerz und Ueberwindung seines väterlichen Herzens, wie bebte das in der kaum bewegten Stimme der lesenden Frau mit! Aber dann, stark und froh, das Engelwort, das Einhalt gebietet, als der Arm mit dem Messer schon erhoben ist. Erschüttert, lauschten wir und ganz entrückt. Der Glaube siegt. Hedwig Wangel schweigt. Das Harmonium ertönt wieder.

Dann wird aus dem Neuen Testament gelesen. Evangelium Matthäi, Kapitel acht: Jesus als Heiland. Und wieder ist die Gestalt da, die göttliche, die Häuser und die Landschaft, der Sturm auf dem Meere und die Tiefe des Todes, aus der die Kraft des Erweckers das versunkene Leben heraufzieht. Der tiefe Glaube ist es, der die Welt errettet. So oft die Lesende zu solchen Stellen kam, lächelte sie. Sie schloß mit den Versen: „Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende."

Sie schweigt. Das Harmonium setzt ein. Das Haupt gesenkt, sitzt Hedwig Wangel still da, unter den drei Sprüchen der Wahrheit in den goldenen Rahmen.

Zum letzten Male verklingen die Töne. Hedwig Wangel steht auf und sagt zu uns: „Auf Wiedersehen." Und diese Worte rühren noch tiefer als alles Vernommene. Denn daß die Bibel heilig ist, das wissen wir ja von Kindheit an; daß aber ein Mensch heilig ist, das ward uns selten beschieden. Aus einem gläubigen Herzen mit gläubigen Lippen ward uns das Wort des Glaubens gespendet. Und dies ist, erkennen wir, auch der Urgrund der Kunst. Denn Kunst kann nirgend sonst werden als vom Glauben aus und kann nie anders sein als dienend. Die Bildhauer der Kathedralen und Johann Sebastian Bach bezeugen dies wie die Propheten des Alten Testaments und die griechischen Tragiker. Und niemals hat ein Schauspieler oder Rezitator ein reineres Bild aus Worten vollbracht wie hier, nur glaubend, nur dienend, Hedwig Wangel.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus den Tagebuchblättern eines Unverwirrten

Von Otto Pick

Wer, ohne die kindischen Boykottierungsvorschläge gewisser Romanverfasser zu beachten, in diesen Monaten weiterhin seine Lieblingsbücher gelesen hat, der wird — sofern ihm Literatur und Dichtkunst Herzenssache sind — gewiß des öftern bereits die unvergeßlichen Tagebuchaufzeichnungen der Brüder Edmond und Jules de Goncourt aufgeschlagen haben. Die deutsche Ausgabe umfaßt eine beschränkte Auswahl von Notizen aus den Jahren 1851—1895. Mit dem Tode Jules, des regsamen und vielleicht bedeutenderen der beiden Brüder, schließen die Betrachtungen rein literarischer Art. Edmond setzt das Tagebuch zwar in der ursprünglichen Form fort, doch da bricht der Krieg aus und der ausgezeichnete Schilderer, als welchen wir den Dichter der „Brüder Zemganno" und der „Faustin" noch heute bewundern, beginnt zwischen die reizvollen Notizen persönlich-literarischer Natur andre Anmerkungen einzufügen, die auch das deutsche Publikum des Weltkriegsjahrs durch ihre Lebendigkeit und Vorurteilslosigkeit fesseln werden.

Am 3. September schildert Goncourt den Anblick, welchen Paris unter dem vernichtenden Eindruck der Nachricht von der Niederlage Mac-Mahons und der Gefangennahme Napoleons bietet: „Wer kann die Niedergeschlagenheit, die sich auf den Gesichtern malt, schildern, dieses planlose Kommen und Gehen auf dem Asphalt der Straßen, das Gedränge der Menge um das Stadthaus, das Bestürmen der Kioske, die vielen Zeitungsleser vor jeder Gaslaterne, die angstvollen Besprechungen der Portiers und Krämer auf den Türschwellen und das niedergeschmetterte Aussehen der Frauen, die man allein und ohne ihre Männer sieht! Dann die Schreie der Entrüstung unter dem Volk, der Zorn, die Bestürzung der mit dem Rufe: Absetzung! Es lebe Trochu! umherziehenden Scharen! Kurz, das zügellose Schauspiel einer Nation, die entschlossen ist, sich durch all die lächerlichen Hilfsmittel revolutionärer Epochen zu retten."

Und drei Tage später notiert Edmond Denkwürdiges:

... „Renan erhebt den Kopf von seinem Teller und sagt: Bei allen meinen Studien war ich immer betroffen von der Ueberlegenheit des Verstandes und der Arbeit der Deutschen. Es ist nicht erstaunlich, daß sie in der Kriegskunst, die eigentlich eine untergeordnete, aber komplizierte Kunst ist, diese Ueberlegenheit erlangt haben, die ich in allen Dingen bei ihnen konstatiere und die ich, wie gesagt, studiert habe ... Ja, meine Herren, die Deutschen sind eine hochstehende Rasse."

Anders Victor Hugo, der am 7. November zu Goncourt äußert: „Wir werden uns eines Tages erheben. Wir dürfen nicht untergehen. Die Welt kann den verabscheuungswürdigen Germanismus nicht ertragen. In vier oder fünf Jahren werden wir Genugtuung haben!" ... Goncourt setzt diese Auslas-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sungen ohne Kommentar hin. Der Krieg interessiert vor allem den vortrefflichen Schriftsteller, der er ist: „Jede Kanone hat ihren eignen Klang, ihren Timbre, ihren schnarrenden, zischenden, trocknen und schmetternden Widerhall. Ich bin dahin gelangt, mit Sicherheit die Kanonen vom Mont-Valérien und Issy von den Geschützen von Point-du-Jour und der Batterie Montmartre zu unterscheiden."

Hungersnot und Elend ergreifen von Paris Besitz. Die Sachlichkeit, mit welcher Goncourt die entsetzliche Teuerung, alle Qualen dieser Tage schildert, wird nur durch das Erschütternde gewisser Einschaltungen übertroffen, so z. B., wenn der Dichter an die Leiden der armen Soldaten denkt, die auf dem eisigen feuchten Boden schlafen müssen, oder an die Verwundeten, denen die Kälte den Rest gibt ...

Am 30. Dezember ein offenes Wort gegen die Regierung, „diesen Trochu, der mit so vollkommenen Verteidigungsmitteln, mit einer Armee von 500 000 Mann, ohne eine Schlacht, ohne irgendeinen Vorteil, ohne die geringste Waffentat, sogar ohne einen großen unglücklichen Kampf, kurz ohne irgend etwas Intelligentes, Kühnes oder Heroisches zu unternehmen, diese Verteidigung zur allererbärmlichsten und unrühmlichsten macht, von der die Geschichte zu melden weiß, eine Tat, die mit der größten Deutlichkeit die militärische Erbärmlichkeit des gegenwärtigen Frankreich beweist!"

Am 27. Juli 1871 eine Notiz, deren Selbstverständlichkeit von manchem französischen Autor unsrer Tage gern bestritten werden würde: „Die Oberin des Hospitals sagte meiner Cousine, daß die preußischen Offiziere für ihre kranken und verwunderen Soldaten geradezu mütterliche Sorgfalt hätten."

Damit wäre der Inhalt der Aufzeichnungen während des Kriegsjahrs angedeutet. Weiterblätternd findet man noch einige Stellen, die heute gewiß tiefere Bedeutung gewonnen haben werden. So, am 14. März 1882: „Gambetta entwickelt mit großer Beredsamkeit Skobeleffs Idee, alle kriegerischen Völkerschaften Asiens auf Deutschland zu werfen und dieses Deutschland unter dem Ansturm dieser unzähligen streifenden Horden, die den Krieg noch um des Beutemachens willen betreiben, zu zermalmen ..."

Bezeichnendes über englisches Wesen sagt folgende Anmerkung aus: „Der englische Dichter Wilde erzählte mir heute, der einzige Engländer, der Balzac gelesen hat, sei gegenwärtig Swinburne." Unvergeßlich aber bleibt folgende Anekdote:

„Ein Engländer besucht Renan. „Herr Renan?" „Zu dienen, mein Herr."

„Nun, Herr Renan, Sie wissen vielleicht, ob in der Bibel steht, daß der Hase ein Wiederkäuer ist."

„Meines Wissens nicht, nein, mein Herr. Aber wir wollen sehen."

Und Renan nimmt eine hebräische Bibel, sucht unter den Gesetzen Mosis nach und findet folgenden Satz: „Du sollst den Hasen nicht essen, weil er wiederkäuet."

„Sie haben vollkommen recht. Die Bibel sagt, daß der Hase ein Wiederkäuer ist."

„Ah, ich sein sehr zufrieden", erwidert der Engländer, der sehr mangelhaft französisch spricht, „ich nicht sein ein Astronom, nicht ein Geologe. Die Dinge,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die ich nicht weiß, gehen mich nichts an. Ich sein ein Naturforscher. Also weil die Bibel sagt, daß der Hase ein Wiederkäuer ist, und das sein ein Irrtum, ist die Bibel kein göttlich inspiriertes Buch. Ah, ich sein sehr zufrieden!"

Und dabei schreitet er aus der Türe, von seiner Bibelgläubigkeit völlig kuriert. Das ist wirklich echt englisch."

— —

Im Jahre 1916 soll das Manuskript der Tagebücher, das Edmond de Goncourt der Pariser Nationalbibliothek vermacht hat, entsiegelt und veröffentlicht werden. Es steht zu hoffen, daß auch deutsche Leser Gelegenheit haben werden, in künftigen Friedenstagen die Aufzeichnungen eines Dichters zu genießen, der als Mensch wie als Schriftsteller unsre Achtung verdient.

Trauer

Frau in Trauer, Frau ohne Klagen.
Was dein Mund verschweigt, hör dein Herz ich schlagen.
Weh, das kein Wort benennt,
Deine und meine Seele verbrennt.

Einziger, den dein Schoß geboren,
Blühender Erbe, zu Lust erkoren,
Bleicht nun dahingemäht!
Schnitter Krieg mäht, wo er niemals gesät.

Frau ohne Klagen,
Wer kann dir Tröstliches sagen?

Wo ist der blaue Sommer seiner Augensterne,
Glück der Jugend, Glück versunkener Ferne?
Wald ergrünt, und die Jahreszeiten
Werden wieder wie lächelnde Tänzer schreiten,
Städte aufrauschen am Abend, Werkhämmer stampfen,
Auf den freundlichen Strömen Schiffe dampfen, —
Aber uns ist das Leben zerrissen.
Unselig bohrt Wurm Erinnern und Wissen,
Alles, was war,
Liegt verschüttet unter dem blutigen Jahr.
Alles, was war, ist nicht mehr wahr,
Alles, was wird, ist von Haß verwirrt.
Wie ein beraubter Vogel das Mutterherz schwirrt.

Frau in Trauer, Frau ohne Schlummer,
Schwarz ist dein Haupt umschleiert von Kummer.

Frau mit den gütigen, ratlosen Händen,
Wann wird dir Gott seine Engel senden,
Daß sie, Leuchtende, vor dich treten
Und mit dir beten?

Camill Hoffmann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufgaben des Finanzkapitals

Es heißt, die Engländer haben mit der Amalgamated Copper Co., einer der größten Kupfergesellschaften der Vereinigten Staaten, ein Abkommen getroffen, das ihnen nicht nur die Kontrolle der Kupferproduktion dieses Unternehmens, sondern der gesamten nordamerikanischen Kupfererzeugung sichere. Deutsche Fachleute zweifeln, daß ein Vertrag von so ungeheurer Tragweite zu Stande kommen könne. Er würde die Selbstenteignung der Amerikaner auf einem ihrer wichtigsten Erzeugungsgebiete bedeuten und würde ein für alle Mal den Vereinigten Staaten die Börsenmacht am Kupfermarkte nehmen. Höchstens handelt es sich, so meint man, um eine partielle Belegung der amerikanischen Kupferproduktion während des Krieges, um eine Sperrung, die wir nicht zu fürchten brauchen, da wir Kupfer und Ersatzmetalle in Hülle und Fülle haben. In einem solchen Falle würden die Engländer nur ihren Zahlungssaldo noch weiter verschlechtern, da sie ja sicherlich ein erhebliches Agio zu zahlen hätten.

Wie dem aber auch sei, der Vorgang beweist, daß das Finanzkapital unserer Feinde einen heftigen Krieg gegen uns führen will. Man konnte das, abgesehen von den lauten Fanfaren, an den Organisationsbemühungen erkennen, die dem Dreiverbande eine ständige Uebermacht auf dem Weltmarkte sichern sollen. Es braucht uns vor solchen Versuchen aus vielen Gründen nicht bange zu werden. Die Wirtschaftsgeschichte richtet sich nach der Erwerbskraft und nicht nach Konventionen, nach der Zahlkraft und nicht nach den Machtbeteuerungen eines Trios, in dem zwei Mitglieder mehr oder weniger konkursreif sind. Dennoch sind wir verpflichtet, gegen verbundene Böswilligkeiten und Gehässigkeiten uns zu organisieren. Das vor dem Kriege leider gescheiterte Problem eines Bündnisses der deutschen Exportinteressenten muß wieder aufgenommen und noch weitzügiger, als früher beabsichtigt, gelöst werden. Wir müssen geschlossen unsere Abnehmermacht geltend machen, wir müssen für einen besseren Handelsausgleich zu unseren Gunsten sorgen. Darunter braucht die Gegenseitigkeit, die wir nicht wie jene verkennen, nicht zu leiden. Aber wir können auf unsere Kaufkraft pochen und wir können ferner unsere Käufe mehr als bisher nach den eigenen Produktionsfähigkeiten bemessen. Wir haben also eine Organisation nötig, die nicht nur die Absatzmöglichkeiten, sondern auch die Einfuhrbedürfnisse überblickt und regelt. Sie wäre im Stande, durch eine großzügige Handhabung der Gegenseitigkeit, uns bestehende Absatzgebiete zu sichern und neue zu erschließen. Hinter ihr müßte aber das Finanzkapital stehen, dessen Weltmarktkraft wir früher leider nur allzuwenig begriffen haben. Wenn das Ausland unser Geld will, so sollte es auch Garantien dafür geben. Wir brauchen eine Produktionssperre gegen uns nicht zu dulden. Halten wird die Börsen und die Taschen zu, so werden sie sich hüten, uns beliebige Brocken zuzuweisen. Wir haben Milliarden ins Ausland gegeben, wir haben die exotischsten Papiere ans Herz gedrückt, aber wir haben nicht mehr dafür verlangt als eine regelmäßige Zinszahlung und einige Provisionen. Wir haben uns von den Vereinigten Staaten ein undurchsichtiges Handelsprovisorium gefallen lassen, während an unseren Effektenmärkten jede leichte Risikoaktie von drüben willkommen geheißen wurde. Wir haben Monopolisierungsversuche fremden Kapitals in Deutschland geduldet, während unsere An-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lagen im Auslande nie die Selbständigkeit der anderen bedrohten. Wir sind viel zu bescheiden gewesen. Hätten andere unsere Solvenz gehabt, so wären sie mit der Faust gekommen. Das deutsche Finanzkapital muß der Schirmherr und der Pionier des deutschen Außenhandels sein. Dazu bedarf es eines Systems, eines bewußten Zusammenarbeitens. Das Finanzkapital kann in Zukunft nicht mehr wahllos und rücksichtslos sich an die Fremde vergeben, es muß sich nach einem vorbedachten Plane darbieten, nach einem Plane, der nicht nur den Wünschen der Einzelfirmen, sondern auch dem Bedarf der deutschen Volkswirtschaft und der deutschen Politik entspricht. Es kann nicht sein, daß sie sich ferner noch an uns bereichern, ohne uns dauernde Gegenwerte und Sicherheiten zu gewährleisten. Deutschland wird in Zukunft der begehrteste Gläubiger sein. Es muß in dieser Eigenschaft vorsichtig verfahren, nicht nur Abzahlungen, sondern Aequivalente höherer Art verlangen. Dieser Krieg beweist mir, daß eine weitsichtige Handhabung des deutschen Finanzkapitals die Nation vor Krisen und Kriegen bewahren kann. Dr. Alfons Goldschmidt

Wirtschaftsnöte des Dreiverbandes

Als man den Russen die Dardanellenöffnung versprach, transportierten exportbedürftige Kaufleute riesige Mengen Lebensmittel nach den Häfen des Schwarzen Meeres, wo schon die England verpfändeten Getreidebestände lagen. Hoffentlich sind die Stapel gut gegen Wettereinflüsse geschützt, denn sie werden bis zum Schluß des Krieges liegen bleiben. Wenn die Russen nicht ein brauchbares Konservierungsverfahren für verderbliche Massengüter erfinden, so wird die Fäulnis der Waren bald so groß sein, wie die der russischen Beamten- und Kriegslieferantenspekulation, von der wir jetzt so erbauliche Dinge hören. Es ist eine eigene Wirtschaft in dem weiten Reiche mit dem rechnungsmäßigen Agrarüberfluß. Sie haben auch nicht die Spur einer wirksamen Verteilungsorganisation. Während an der einen Stelle des Landes sich Getreideberge häufen, haben breite Striche Hunger. Das Reich mit dem ausgeprägtesten Merkantilismus im Frieden, mit den Eisenbahnsubventionen und Industrieaufzüchtungen von anno Tobak hat nichts von einer zentralisierenden und wieder dezentralisierenden Fähigkeit. Sie haben von anderen den Wirtschaftsgeist gepumpt und glaubten schon nach kurzer Pacht selbständig zu sein. Nun haben sie kein Geld, einen schäbigen Kredit, keine Organisation und ein Riesenfiasko. Wer wagt es, nach Kriegsschluß die Reorganisation dieser Wirtschaftsruine zu finanzieren? Kein Land hat allein die Mittel dazu. Man müßte schon eine Gläubigerkontrolle einrichten. Das wäre dann der Erfolg der Separationshetzer, die Rußland schon als goldenen Riesen sahen.

*

Der französische Arbeitsminister mogelt mit der Beschäftigungsstatistik, aber wir lassen uns nicht bemogeln. Er läßt einfach bei der Arbeitsumfrage die Eingezogenen weg. So erhält er ein Prozentverhältnis, das sich auf dem Papiere recht hübsch ausnimmt, das aber nicht stimmt. Ferner kann er gezwungenermaßen die Gegenden nicht berücksichtigen, welche wir besetzt haben. Es ist verständlich, daß er einen Ersatz in einer neuartigen Vergleichsmethode sucht, aber mit dieser Methode mag er benebelte oder geduckte Presseleute sei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nes Landes fangen, wir fallen darauf nicht herein. Im ersten Quartal 1915 hatte Frankreich ein Einfuhrminus gegen die gleiche Zeit des Vorjahres von 36% und ein Ausfuhrminus von 60%, obwohl die Weltmarktspreise sehr wesentlich gestiegen sind. Die Ausfuhr sank in drei Monaten um 972 Millionen Franken, die Einfuhr um 810 Millionen Franken. Die Kaufkraft und die Lieferungskraft Frankreichs sind also sehr geschwächt. Bei dieser Schwächung spielte der Wegfall des Einkaufs und des Verkaufs der von uns okkupierten Gebiete gewiß keine geringe Rolle. Wenn die Franzosen sich über ihre Handelsfreiheit im Kriege freuen, so können wir von unserem Standpunkte ihnen diese Freude gewiß gönnen.

*

Die berühmte englische Zahlungsbilanz ist aus dem Gleichgewicht geraten. Großbritannien erhält kleine Quantitäten zu hohen Preisen, sodaß der Einfuhrwert steigt, während die Gesamtmenge des Importes zurückgeht. Andererseits sinkt der Ausfuhrwert ständig, obwohl die Preise gut sind. Der Saldo muß also immer schlechter werden. Im März betrug die Ausfuhr über 180 Millionen Mark weniger als in dem gleichen Monat 1914. Auf den Saldo aber kommt es bei Schluß des Krieges an. Wenn die Engländer mit ihren Verbündeten schon die Wirtschaftswelt unter Ausschluß Deutschlands verteilen, so können wir ruhig abwarten, ob sie die Kraft zur Durchführung einer solchen Kühnheit haben. Ich denke, sie haben vorläufig genug zu tun, Verlorenes wieder zu holen. Ja, wenn die Projekte Gold wären!

Dr. Alfons Goldschmidt

Die Juden Russisch-Polens

„Judentum ist keine Religion, sondern ein Unglück." Wenn Heine für das Judentum Russisch-Polens dieses Motto geprägt hätte, so wäre die Fassung präziser gewesen, wie irgend eine wissenschaftliche Formulierung; nichts kann den Zustand der russisch-polnischen Juden, ihre Lage in der jetzigen Kriegskonstellation besser versinnbildlichen, als dieses Wort. Man hauste gegen diese Nachkömmlinge deutscher Juden wie im Mittelalter. Die Russen lassen, wenn ihr Zorn ein Ventil braucht, zur Abwechslung Juden hängen, vertreiben, berauben; die vordringenden Deutschen finden in den Juden Freunde; das ist historisch und gefühlsmäßig begründet.

Alle Juden Russisch-Polens sprechen in irgend einer Art Deutsch. Alle Juden Rußlands — sie stammen ja von deutschen Juden, die im Mittelalter bei uns vertrieben wurden, ab — haben ihre Muttersprache aus der Zeit, die Jahrhunderte zurückliegt, sich erhalten.

Der dort allgemein übliche Jargon ist kein lächerliches Kauderwelsch; er ist eine richtige Sprache; es ist das Deutsch, welches damals Umgangssprache war, als man die Juden des Landes verwies, wo sie dann im gastfreien Polen, später Rußland, ein neues Heim fanden. Nur ist im Laufe der Jahrhunderte dieses Mittelhochdeutsch nach einer bestimmten Richtung hin weitergebildet worden; nach einer andren, als die ist, in der sich unsere deutsche Sprache umwandelte; jüdische, polnische und russische Bestandteile kamen hinzu; manche Laute und manche Formen blieben so, wie sie vor Jahrhunderten gewesen; deshalb ist also der Jargon eigentlich ein deutscher, bereicherter Dialekt. Die Folge ist, daß alle Jargonjuden deutsch ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stehen, ferner daß sich unser deutsches Ohr nach kurzer Zeit an das erst scheinbar schlimme Kauderwelsch gewöhnt. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß der Jargon Zeitungen als sein Sprachrohr besitzt; manche von ihnen erscheinen in einer Auflage von ca. 100 000; es gibt eine tiefe, schwermütige Jargonpoesie, Moris Rosenfeld, ein nach Newyork ausgewanderter Schneider, ist der Hauptvertreter; man hat Jargonromane, Dramen, Theater usw.

Man wird verstehen, daß die Jargonjuden sich den Deutschen nahe fühlen; sie haben von Rußland auch nichts wie Bedrückungen, Erpressungen und Pogrome zu erwarten. Ihre Kinder können zu ca. 3 Prozent studieren, d. h. 3 Prozent der christlichen Belegschaft einer Universität dürfen dort jüdisch sein. Beamte und Offiziere können nicht aus dem Judentum hervorgehen.

Der Krieg nun hat den russisch-polnischen Juden mit verdoppelter Deutlichkeit erwiesen, wie sehr sie ein Spielball russischer Machtgelüste sind.

Man beschuldigte sie sofort, daß sie mit den Deutschen gemeinsame Sache machten; man sagte ihnen nach, sie verrieten den Deutschen die russischen Stellungen, man behauptete, sie ließen sogar von ihren Häusern Telephonanlagen in die deutschen Stäbe und Quartiere legen, um Nachrichten zu übermitteln.

In Radom hängten die Russen einfach die drei angesehensten jüdischen Gemeindemitglieder auf, als sie nach dem deutschen Rückzug wieder in die Stadt kamen; ohne Kriegsgericht, ohne weitere Umstände; in Lopuszna hat man die ganze Gemeinde unter lächerlichen Beschuldigungen vertrieben; Alt und Jung, Kranke und Gesunde; ebenso verfuhr man in Krasozyn und vielen andren Orten; man schlug und erschlug Juden wie wilde Tiere. Die Polen selbst, die man fälschlich für Freunde Deutschlands passieren läßt, hielten mit den russischen Soldaten gleichen Schritt; sie machten ihrem Groll gegen ihre Nachbarn, gegen ihre längstverhaßten jüdischen Nebenmenschen tatkräftig Luft.

Sie sprechen allgemein davon, daß man alle Juden in Polen hängen würde, wenn die Russen jetzt noch einmal zurückkehren sollten; russische Offiziere gaben dieser den Polen sympathischen Anschauung wiederholt Ausdruck. Die Polen Russisch-Polens sind auf keinen Fall Anhänger des deutschen Gedankens; von einigen Schwärmern abgesehen, die noch großpolnische Ideen propagieren, ist die Masse russenfreundlich und steht mit den polnischen Juden wegen deren vermeintlichen Deutschfreundlichkeit fortwährend auf Kriegsfuß; man verhöhnte die Juden, als die Deutschen sich zurückzogen; man sagte ihnen: „Da fliehen ja Eure Freunde"; und als die Deutschen zurückkamen, knirschte man den Juden mit versteckter Wut zu: „Jetzt sind sie wieder da, Eure deutschen Freunde!"

Diese armen gehetzten Menschen sind wie ein Puffer zwischen den Nationen. Die Russen und Polen bringen ihnen Haß entgegen; die Deutschen sehen in den vielfach mit Kaftan und Peies ausgestatteten Orthodoxen Witzblattfiguren und Objekte des Spottes, der Verachtung und des Hohns.

Es gibt eine Menge polnisch-jüdische Oertchen und Städtchen Russisch-Polens, wo die Juden in der Mehrzahl sind; darunter reiche und betriebsame Leute; aber sie sind verschüchtert durch die Qualen der Jahrhunderte, durch die Aengste, welche auf ihnen lasten.

Gewerbe und Handwerkertätigkeit sind in Polen bei den Juden; Schneider, Schuster, Glaser, Schlosser usw.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind Juden; und alle sprechen sie Deutsch und hängen an Deutschland.

Sie haben Tradition und Historie; sie ist deutsch; sie lesen vielfach deutsche Zeitungen und Bücher; sie sind voll von Bewunderung für Deutschland; sie stellen ein deutsches Kulturelement dar, das in Millionen Einzelindividuen für die deutsche Zukunft enorm wertvoll sein wird, wenn man es entsprechend zu verwenden versteht.

Manches heiße Gebet für deutschen Waffensieg ist zum Himmel gestiegen, welches nicht aus deutschem Munde hier in Rußland kam.

Auch sind die Juden Russisch-Polens die einzigen, welche wissen, daß England Schuld an diesem Kriege trägt. Sie glauben die Lügenmeldungen der Russen nicht und wissen den moralischen Schwächezustand der Moskowiter genau einzuschätzen; sie melden die ungeheuren Verluste der Russen und von den verrotteten Zuständen im Offizierskorps des Zaren; „die deutschen Offiziere studieren stets die Karten (Generalstabskarten)," sagen sie; die russischen aber liegen bis 12 im Bett, trinken und sind ungebildet. Außerdem ist die russische Armee kampfmüde; Reserven sind zwar noch vorhanden, aber alt und schlecht ausgebildet. „Der Sieg Deutschlands stehe fest und müsse kommen."

So und so ähnlich lauten die Reden.

Ein Kulturelement deutschen Willens wartet auf Befreiung und Mitarbeit ....

Dr. Spier (München)
z. Zt. im Felde

Graf Eduard Keyserling

Zu des Dichters sechzigstem Geburtstage (15. Mai)

„Seltsam! Da glaubt man, man sei mit einem andern schmerzhaft fest verbunden, sei ihm ganz nah, und dann geht ein jeder seinen Weg und weiß nicht, was in dem andern vorgegangen ist. Höchstens grüßt einer den andern aus seiner Einsamkeit heraus!" Der Mann, der diese ergreifenden Worte geschrieben hat, ist solch ein Einsamer. Einer, der viel gelitten hat, aber auch Einer, von den Wenigen, die das Leiden nicht verbitterte, sondern alles verstehen lehrte. Ein lächelnder Skeptiker mit einem Herzen voll Güte. Einer, der das Leben inbrünstig liebt, vielleicht gerade, weil es ihm so viel Leid brachte. Und Einer, der mit dem Tode auf Du und Du steht, weil er ihm mehr als einmal ins dunkle Auge geschaut hat.

Man redet heutzutage so viel von Heimatkunst. Wenn das Wort irgend einen Sinn hat, so hier, wo von dem Lebenswerke Keyserlings gesprochen wird. Land und Leute zwischen Weichsel und Düna sind seine dichterische Domäne. Er ist mit ihnen verwachsen wie die adligen Gutsherrn, die er schildert, mit der Scholle, die von ihrem Pfluge gestreift wird, und wie die Mariellen, die im Heu überm Kuhstall ihre Buben erwarten. Er lächelt zwar über die Wichtigtuerei, die Beschränktheit und das Vorurteil der einen und die Unarten der andern; aber die Liebe, mit der er sich mit ihren kleinen und großen Schicksalen beschäftigt, verrät zur Genüge, daß er sich als Fleisch von ihrem Fleische und Geist von ihrem Geiste fühlt. Nur daß er über sie hinausgewachsen ist und gleichsam wie ein abgeschiedener Geist zugleich als Mitwisser und Ueberwinder auf das, was war, zurückschaut. Und dabei ruht sein klares Auge mit einem mit Schadenfreude gemischten Wohlgefallen auf den alten Herrensitzen, in denen, in die warme Watte jahrhundertelanger Tradition gewickelt, die würdigen Herren und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damen von Geschlecht zu Geschlecht geduldig sitzen und warten, bis eines nach dem andern abbröckelt, und wo die jungen Komtessen sich hinaussehnen ins brausende Leben und, wenn sie den Flug wagen, wie noch nicht flügge Nesthäkchen, zu Boden fallen. Er weiß auch, warum es so kommen muß. „Ein Stubenmädchen, das zum Stallknecht schleicht und sich verführen läßt, weiß, was es will. Aber was wir da erziehen, das sind kleine berauschte Gespenster, die vor Verlangen zittern, draußen umzugehen, und, wenn sie herauskommen, nicht atmen können."

Es ist die alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu

könnte man mit Heinrich Heine sagen, wenn man das halbe Dutzend Keyserlingscher Novellen durchblättert. Bald ist es ein junges unerfahrenes Ding, das hinausmöchte, wie die wehrlose Billy in den „Bunten Herzen", die zu ihrem schönen Polen in den Wald hinausläuft, bald ein heißblütiges Weib, das an einen ältlichen oder kranken Gatten gefesselt ist, wie die Baronin Carola auf „Dumala" oder Claudia in „Seine Liebeserfahrung." Bald steht ein Mann zwischen zwei Frauen, wie in „Beate und Marile", bald ein Weib zwischen zwei Männern, wie Carola in „Dumala" zwischen dem kalten Genüßling Baron Kast und dem liebestrunkenen Pastor Werner oder Claudia zwischen dem schüchternen Herrn von Brühlen und dem Draufgänger Baron Spall. Aber wie einzig sind die Schicksale all dieser verschiedenen Personen! Gerade wie die Personen selbst. Sie tragen alle einen verwandtschaftlichen Zug, sodaß man sie aus der Ferne verwechseln könnte. Aber tritt man näher, so schwindet diese Aehnlichkeit mehr und mehr und man fühlt, daß jede von ihnen nu. einmal da ist wie das Blatt am Baumr Woher die zwingende Wirklichkeit dieser poetischen Geschöpfe?

Keyserling ist durch die Schule des Naturalismus gegangen. Als er zum ersten Mal vor die Oeffentlichkeit trat, schrie alles in Deutschland nach Natur und Wirklichkeit. Und seine ersten Arbeiten „Rosa Herz" und „Die dritte Stiege" gehaben sich noch ganz als echte Kinder ihrer Zeit. Es fehlt ihnen, wenn ich so sagen darf, die vornehme Gebärde der späteren Werke. Aber welche stille künstlerische Arbeit liegt auch dazwischen! Keyserling ist kein Vielschreiber. Er hat uns niemals mit den trüben Offenbarungen seiner Pubertätsjahre belästigt. Er wartete still, bis er zum Künstler herangereift war. Schon in seinen Dramen „Frühlingsopfer" und den viel späteren „Peter Havel", die leider von unseren Theaterleitern viel zu wenig berücksichtigt werden, war die bewegte Handlung von einer zarten St.mmungslyrik getragen, die weit über bloße Wirklichkeitsschnüffelei hinausweist, und die unerbittliche Strenge, mit der der armen Ortin und dem gutmütigen Peter Havel alle Wege ins Leben zurück einer nach dem andern verrammelt werden, verriet den geborenen Tragiker — und das in einer Zeit, wo sonst die Menschen im Drama am Zufall starben.

Aber welch ein Aufstieg von da bis zu den erzählenden Meisterwerken des Dichters „Beate und Marile", „Schwüle Tage", „Dumala", „Bunte Herzen" und — das Letzte und vielleicht Schönste, was der Dichter schrieb — „Abendliche Häuser." Hier lebt und atmet alles in der wechselnden Beleuchtung des Augenblicks — nicht nur die Menschen, sondern Haus und Hof, Garten und Park, Wiese und Wald. Im Getäfel des Hauses, wo die alten Herren sitzen, raschelt die Maus. „Nichts zu machen! Der alte Kasten will zusam-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

menfallen, fängt an zu sprechen, wie ein altes Weib. Aber es lohnt sich nicht mehr, etwas dafür zu tun." Und der Wald draußen begleitet im Wechsel der Jahreszeiten mit Brausen und Flüstern wie eine mächtige Orgel die großen und kleinen Schicksale der Komtessen und pirschenden Barone. Man kann solche Dinge nur leise andeuten. Das Wie der großen Kunst ist unsagbar. Man müßte denn die alte Bauernregel der Kunst wiederholen, daß der Dichter es macht wie der erste Mensch, wenn er die Sprache erfindet. Jedes Wort ist ihm noch oder, besser gesagt, wieder Bild. Das trifft bei Keyserling zu. Darum ist er auch mit den Worten so sparsam, um nicht ein Bild durch das andere zu verwischen. Seine Sprachkultur erinnert oft an Conrad Ferdinand Meyer. Nur daß er vor dem Schweizerischen Dichter den malerischen Impressionismus seiner Worte voraus hat. Und wie die ganze Umwelt Symbol wird und die seelischen Wandlungen der Menschen widerspiegelt, so müssen die Menschen dadurch, daß man sie mit ihren Ebenbildern oder Gegenstücken zusammenstellt, sich selbst kommentieren. So hat die wehrlose Lilly, die bei Nacht ihrem Polen in den Wald nachläuft, gleich zwei lebendige Warnungstafeln zur Seite, ihre Schwester, die geschiedene Fürstin Katakasianopulos, die auf ein ähnliches Abenteuer mit einem Griechen zurückblickt und die Bienenzüchterstochter Lina, deren gesegneter Leib — allerdings erst post festum — der jungen Komtesse zeigt, was aus ihr geworden wäre, wenn sie sich nicht bei Zeiten aus dem Staub gemacht hätte.

Doch genug der Andeutungen. Wer diese Novellen liest, für den sind sie überflüssig. Und für die Andern habe ich sie nicht niedergeschrieben. Wenn ich eine dieser Geschichten aufschlage, ist es mir immer, als sähe ich ein schönes leuchtendes Abendrot. Und ich danke dem Dichter, der mir diesen Anblick vergönnte. Und zugleich habe ich das Gefühl, einen Abend in der Gesellschaft eines geistvollen und gütigen Menschen verbracht zu haben.

Edgar Steiger

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Japan und Amerika

Von Professor Dr. J. Riegelsberger

Die japanischen Forderungen in China, die ganz unverblümt die politische und wirtschaftliche Abhängigkeit des Reiches der Mitte von Japan bezwecken und japanische Treibereien in Mexiko haben die Stellung Japans zu den Vereinigten Staaten in den Mittelpunkt des Interesses gerückt.

Amerika hat im Jahre 1854 Japan aus seiner feudalen Ruhe erweckt und allen Nationen erschlossen. In den nächsten Jahrzehnten waren die amerikanisch-japanischen Beziehungen die denkbar besten und Amerika hat wesentliche Verdienste um die Einführung der westlichen Kultur im Lande des Sonnenaufgangs. Die erste Trübung erfuhren die Beziehungen beider Länder, als sich die Vereinigten Staaten 1898 Hawai und die Philippinen angliederten. Diese Gebiete betrachtete Japan nach ihrer Lage und Bevölkerung als ihm von der Vorsehung aufgespartes und bald fälliges Erbe, nachdem es mit der Erwerbung von Formosa nach dem chinesisch-japanischen Krieg 1895 in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten war. Japan war aber zu klug, sich seine Verstimmung gegen die Union sonderlich anmerken zu lassen. Es brauchte nämlich die amerikanische Freundschaft und das amerikanische Geld notwendig für seine nächsten Pläne in China. „Offene Tür und Unverletzbarkeit Chinas" waren von allem Anfang an unverrückt in den amerikanisch-chinesischen Beziehungen der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Als Amerika neben seiner überwiegenden Ausfuhr an Agrarprodukten auch die Erzeugnisse seiner sich immer mehr entwickelnden Industrie im Ausland unterzubringen suchte, fand es in China das geeignetste, von den anderen Industriestaaten handelspolitisch noch nicht eroberte Absatzgebiet. Im Wettbewerb mit den europäischen Industriestaaten hat es die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nähe des Seeweges voraus. Daß China ein unabhängiges, ungeteiltes Reich blieb, war daher der Grundpfeiler in der amerikanischen Politik. Denn bei einer Auflösung Chinas in Einflußsphären oder gar bei einer Aufteilung Chinas kann von einer „offenen Tür" nicht mehr die Rede sein, da der Handel der Flagge folgt. Mit großem Mißbehagen sah daher Amerika die „Pachtungen" der europäischen Großmächte in China 1898. Als Rußland den Boxeraufstand 1900 als willkommene Gelegenheit benutzte, sich in der Mandschurei häuslich niederzulassen und seine Wühlarbeit in Korea begann, sah Amerika im Japaner den gegebenen Mann, der für die offene Tür und den friedlichen Wettbewerb aller Nationen in China mit den Waffen einzutreten willens war. Ausgerüstet mit englischem und amerikanischem Gelde, gestützt auf das Bündnis mit England und auf die amerikanische Freundschaft zog Japan 1904 in den mandschurischen Kampf mit Rußland. Klugerweise versäumte Japan nicht, heuchlerisch aller Welt zu verkünden, es ziehe nur für „die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit Chinas und Koreas" ins Feld. Nach englischer und amerikanischer Rechnung sollten sich beide Gegner blutige Köpfe holen. Die überraschenden Siege der Japaner und ihre Absichten in China und Korea machten die Amerikaner stutzig. Sie sahen noch während des Krieges ein, daß die Russen durch die Japaner aus China hinauswerfen den Teufel mit Belzebub austreiben hieß. Im stillen Einverständnis mit England lud daher der amerikanische Präsident zu Friedensunterhandlungen nach Portsmouth ein. So wenig Japan Deutschland die bewaffnete Intervention im Frieden von Shimonoseki 1895 je vergessen hat, so wenig wird es je Amerika diese moralische Intervention verzeihen. Widerwillig und zähneknirschend folgte Japan diesem Rufe nur, weil es vom englischen und amerikanischen Kredit abhing. Als in Tokio bekannt wurde, daß die erhoffte große russische Kriegsentschädigung ausblieb, machte sich eine große Erregung gegen Amerika bemerkbar. Der damals gerade in Japan anwesende amerikanische Eisenbahnmagnat Harriman wurde auf einer Spazierfahrt mit Steinen beworfen und die erschreckten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

amerikanischen Reisenden in Tokio verließen angesichts der Revolten in Tokio schleunigst die Hauptstadt. Die Festsetzung Japans in China, die vorläufige Schutzherrschaft und spätere Einverleibung Koreas mußten die amerikanisch-japanischen Beziehungen notwendig verschlechtern. Scharf zugespitzt wurden diese Beziehungen in den folgenden Jahren durch die Einwanderungsfrage. Das äußerst dicht bevölkerte China kann als japanische Siedlung nicht in Betracht kommen. Korea kann neben der stetig zunehmenden einheimischen Bevölkerung japanische Einwanderer nur in beschränktem Maße aufnehmen. Das kinderreiche Japan hat aber jährlich einen starken Prozentsatz überschüssiger Bevölkerung, die das eigene Land nicht zu ernähren vermag. So floß der japanische Einwanderungsstrom nach den Vereinigten Staaten. Die Feindseligkeit der amerikanischen Weststaaten gegen die gelben Einwanderer, die außer in wirtschaftlichen Ursachen hauptsächlich im Rassengegensatz begründet ist, setzte es in Washington durch, daß die japanische Einwanderung ganz gewaltig eingeschränkt und den Japanern der Landerwerb verwehrt wurde. Seitdem strömen die japanischen Einwanderer nach Mittel- und Südamerika. Aber in ihrem Selbstbewußtsein und überschwenglichen Nationalgefühl finden die Japaner diese Behandlung ihrer Söhne unerträglich und werden nicht ruhen, bis die japanischen Einwanderer in der Union dieselben Rechte genießen wie die weißen. Einstweilen forderte Japan die japanische Einwanderung im romanischen Amerika und suchte dort seinen Einfluß auf Kosten der Vereinigten Staaten zur Geltung zu bringen. Auf dem Boden dieser Politik ist auch die Lieblingstheorie der Japaner erwachsen, sie seien die Nachkommen der Ureinwohner von Mexiko, der Azteken. Ob ethnologisch und anthropologisch haltbar oder nicht, jedenfalls wird diese Abstammungslehre vom Katheder der Universität Tokio herunter vertreten. Sie weist die Japaner auf Amerika, sich dort ein Siedlungsgebiet zu erzwingen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Japan in den mexikanischen Wirren mexikanischen Rebellenführern den Rücken steifte gegen ein etwaiges Eingreifen der Union, die sich auch als-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bald zaghaft zurückzog. So entlegen die Schauplätze, Mexiko und China, sind, auf denen sich die japanische Politik gleichzeitig betätigt, so unverkennbar ist das einheitliche Ziel, die Vorherrschaft Japans in Asien und im Stillen Ozean im Widerstreit mit den Vereinigten Staaten. Die Nachrichten über das japanische Vorgehen in Mexiko lauten unsicher und widersprechend. Es ist wahrscheinlicher, daß Japan sich dort ein zunächst bescheideneres Ziel setzt und vorerst von der Erwerbung eines Flottenstützpunktes absieht. Aber sein Auftreten in Mexiko hat immerhin den doppelten Zweck, die Union von China abzulenken und in Amerika zu beschäftigen und andererseits durch die drohende Verletzung der Monroe-Doktrin auf die Vereinigten Staaten einen Druck auszuüben, die japanischen Einwanderer in der Union den weißen völlig gleichzustellen. Amerika ist nämlich die einzige Großmacht, die beim allgemeinen Völkerringen noch die Hände frei hat, auf die deshalb das ohnmächtige China hilfesuchend die Blicke richtet. Mit seinen unbegrenzten Forderungen in China, die einer Schutzherrschaft über dieses Land gleichkommen, schlägt Japan der Union die „offene Tür" in China rücksichtslos vor der Nase zu. Das unglückliche China befindet sich den maßlosen japanischen Forderungen gegenüber in einer fürchterlichen Zwangslage. Nimmt es die japanischen Forderungen an, so ist seine politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit begraben; lehnt es sie ab, so bricht Japan ganz sicher freventlich einen Krieg vom Zaun und nimmt sich mit Waffengewalt noch viel mehr als seine jetzigen Forderungen enthalten. Die japanischen Treibereien in Mexiko sind genau zu bewerten wie die geheuchelten Freundlichkeiten Japans gegen Deutschland seit dem Falle von Tsingtau. Sie sind ein deutlicher Wink Japans an seine Verbündeten und an Amerika, sein maßloses Vorgehen in China nicht zu behindern.

Deutschland kann der weiteren politischen Entwicklung im fernen Osten in aller Ruhe entgegensehen. Wenn der erste Raubzug Japans in diesem Kriege uns traf, so kommt jetzt für Japans Verbündete und Amerika die Kehrseite der Medaille. Gewiß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden deutsche wirtschaftliche Interessen in China schwer geschädigt, viel mehr aber die unserer Feinde und ihrer Munitionslieferanten Amerika. Japan redet eine nicht mißzuverstehende Sprache und bringt seine in Europa festgelegten Verbündeten und Amerika in die allergrößte Verlegenheit. Es verbittet sich jede Intervention, woher sie auch kommen möge. So wenig wir uns durch die von Japan für Deutschland geheuchelte Freundschaft betören lassen dürfen, so sehr können andererseits realistische Erwägungen uns gegebenenfalls veranlassen, bei der weiteren Entwicklung der politischen Lage im Osten Japan genau so als Figur auf unserem politischen Schachbrett zu benutzen, wie es Japan mit uns vor hat. Möglicherweise kann gerade die politische Lage im Osten ohne unser Zutun die unermeßlichen amerikanischen Munitionslieferungen an unsere Feinde unterbinden. — Bitter rächt sich schon heute die Unterlassungssünde Amerikas, als es gegen den geplanten Raubzug Japans gegen Kiautschou nicht rechtzeitigen Protest einlegte und ihn verhütete. Wie ich in meiner Broschüre „Japan und Deutschland und die japanische Gefahr für China, Amerika und Europa" (Winterscher Verlag, Heidelberg), schon im Oktober letzten Jahres ausführte, war die Eroberung Kiautschous nur eine Etappe in der unersättlichen japanischen Expansion in China und mußte dort den Stein ins Rollen bringen. Der frühere Präsident Taft hat uns kürzlich das Rätsel gelöst über Amerikas schwächliches Verhalten gegen Japan und über die völlige Preisgabe seines obersten politischen Grundsatzes der „offenen Tür" in China. Amerika ist nicht kriegsbereit, es fühlt sich Japan nicht gewachsen. Das Sprichwort „Viel Geschrei und wenig Wolle" hat für Amerika immer Geltung gehabt. Die Japaner sind die besten Spione der Welt. Sie kennen die Achillesverse Amerikas genau. Daher ihr rasches und entschlossenes Auftreten in China, bevor die Selbstzerfleischung der europäischen Staaten ein Ende nimmt. Sie scheuen sich nicht, Amerika in Mexiko die Zähne zu zeigen, wenn Amerika Miene machen sollte, ihre Zirkel in China zu stören. Japan hat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Flotte bei seinen Unternehmungen gegen China nicht nötig; sie kann gegebenenfalls gegen die Union in Amerika Verwendung finden. Präsident Wilson und Staatssekretär Bryan sind nicht die Männer, von denen man einen mannhaften Entschluß erwarten darf, der drohenden japanischen Gefahr vorzubeugen. Die Union treibt eine Vogelstraußpolitik. Wenn Amerika auf Dankbarkeit rechnet, weil es alljährlich mehrere hundert japanische Studenten ausbildet, so kann ihm das japanische Verhalten gegen Deutschland als warnendes Beispiel dienen. Wenn die Union erklärt, daß der Große Ozean genügend Raum hat für den friedlichen Wettbewerb zweier Völker, so muß man ihr entgegenhalten, daß das Weltmeer noch viel größer ist und doch nicht Platz genug hatte für den friedlichen Wettbewerb von England und Deutschland. Daß die Vereinigten Staaten auf den Stillen Ozean sehr großen Wert legen, zeigt die Angliederung von Hawai und den Philippinen, der Erwerb der Insel Guam in den Marianen und der Samoainsel Tutuila und vor allem das Weltwunder der Technik, der Panamakanal. Wenn die Union im Begriff steht, mit den Niederlanden einen Schutzvertrag zur gegenseitigen Gewährleistung ihres Kolonialbesitzes abzuschließen, so ist nur die Angst vor Japan der Vater des Gedankens. Aber papierene Verträge werden dem japanischen Ausdehnungsdrang nach den Philippinen und Holländisch-Indien kein Hindernis bieten. Die Wegnahme dieser Inseln durch das ländergierige Japan ist nur eine Frage der Zeit. Wie will Amerika diesen Besitz halten gegen Japan, das ein großes, kriegstüchtiges Landheer an der Basis hat und dessen Ehrgeiz dahin zielt, seine Flotte zur stärksten im Osten zu machen, um in den chinesisch-indischen Gewässern und im Stillen Ozean das Meer zu beherrschen? Das große, nach deutschem Muster eingerichtete Landheer sichert Japan vor jeder feindlichen Landung. Die japanische Flottenmannschaft ist der amerikanischen entschieden überlegen. Japan weiß nur zu gut, daß es billige Lorbeeren waren, welche die amerikanische Flotte im amerikanisch-spanischen Kriege einheimste. Es wäre lächerlich, noch lange einen Vergleich anstellen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu wollen zwischen dem Heere des Mikado und dem amerikanischen Söldnerheere. — Es gehört keine große Prophetengabe dazu, das Ziel des japanischen Imperialismus klar zu erkennen; es ist die Vorherrschaft Japans in Asien und im Stillen Ozean. Die eroberten deutschen Südseeinseln, Marianen, Karolinen und Marschallinseln sollen den gelben Söhnen Dai Nippons als Brücke nach Australien und Amerika dienen. — Die führenden Männer Amerikas gehen zwar trotz der drohenden schweren japanischen Gefahr jeder Verwicklung mit Japan ängstlich aus dem Wege. Aber die Weltgeschichte geht ihren ehernen Schritt. Trotz dieses „mutigen" Zurückweichens der Union werden die ehrgeizigen, eroberungslustigen Japaner früher oder später eine Entscheidung um die Vorherrschaft im Stillen Ozean mit dem Sternenbanner herbeiführen.

Invalidenheime?

Von Dr. Franz A. R. Jung

Chefarzt des amerikan. Roten Kreuz-Lazaretts München

Der Krieg schreitet weiter; im Verhältnis zu seiner Länge steht der veränderte Charakter der Verwundungen und Krankheiten, für die wir jetzt in unserem Lazarett zu sorgen haben. Die Wunden, die nicht glatt geheilt sind, bedürfen langer Pflege ihrer Fisteln; hier sind durch Verwachsungen und Zusammenziehungen Arme und Beine teilweise oder ganz in ihren Bewegungen gehemmt, dort sind die Nerven durchschossen gewesen und Lähmungen haben eingesetzt. In einer zweiten Gruppe fehlen Finger oder Zehen; der Ober- oder Unterkiefer ist verletzt gewesen und verursacht eine Gesichtsentstellung; ein Bein ist um 10 cm kürzer geworden und ist halb steif; ein Arm ist in rechtwinkeliger Stellung fixiert und wird nie wieder mobil. Dazu kommt die 3. Klasse, die der allerschlimmsten; ein oder zwei Beine sind amputiert, ebenso Arme; Augen sind verloren; Beine und Arme zugleich haben abgenommen werden müssen.

Je mehr somit die Folgen der Wunden in den Vordergrund treten, desto energischer drängte sich wohl allen die Frage auf: Was soll daraus werden?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Während des Januar wurden denn auch in München von Privaten Pläne gemacht, Invalidenheime zu gründen. Berechtigterweise wurde von erfahrener Seite darauf hingewiesen, daß hier sofort eine Zentralisation nötig sei und daß am besten wohl der Staat die Sache in die Hand nähme, dem alle Angebote und Gaben zu diesem Zwecke zu übermachen wären. Am 9. Februar fand im Staatsministerium des Innern zu dem Behufe eine Sitzung statt.

Inzwischen ist man von anderer Seite schon tatkräftig vorgegangen und hat die zunächst vorliegenden Fragen zu lösen gesucht. Wie in vielen Städten Deutschlands, bildete sich auch in München eine Beratungsstelle für Invalide. Ein Bericht darüber findet sich in den Münchener Neuesten Nachrichten vom 4. Februar. Zuerst meldeten sich erstaunlicherweise nur 24 Verwundete, um Rat zu erhalten. Dies ist eine sehr kleine Zahl, wenn ich bedenke, daß ich unter 50 Verwundeten 4 Beinlose und 1 Armlosen habe und 5 mit schweren Beinschädigungen. Mit frohem Herzen kann ich berichten, daß die Leute förmlich ihren ganzen Habitus änderten, als die Idee einen Halt an ihnen gewann, daß sie selber ihre Zukunft schaffen könnten und daß ihnen hier sachkundige, fachmännische Hilfe angeboten wurde. Ein Beinleidender, der früher Gärtner war, schreibt jetzt an der Schreibmaschine, die ein anderer Verwundeter zur Verfügung stellte. Der Holzknecht ohne Bein übt seine harten Finger gleichfalls im Schreiben und auch an der Maschine. Der Einarmige lernt linkshändig schreiben. Kaum hat das ein anderer Armleidender erfahren, meldet er sich auch schon zum Linkshänder-Kurs. Und wie sie hörten, daß man natürlich auch mit der linken Hand an der Maschine arbeiten könne, da war die Freude groß. Die Melancholie des 22jährigen Einarmigen begann zum erstenmal etwas zu weichen und die äußerst langsam heilenden Wunden dieser Traurigen begannen schneller zu heilen.

Als erster Satz ergab sich mir: die leitenden Aerzte müssen den Invaliden auseinandersetzen, daß es verfehlt ist und nicht der deutschen Manneswürde, der Selbstachtung entspricht, sich auf Renten allein zu verlassen.

Herr Professor Kiendl, Direktor der Gewerbeschule, ist hier der Leiter der zu machenden Einrichtungen. Uns hier im Amerikanischen Lazarett ist der Vorsitzende der Studentischen Arbeitervorbildungskurse, Herr stud. phil. Fritz Beck, zuerteilt worden, um unsere Leute zu unterrichten. Herr Beck hatte die große Güte, mir die leitenden Grundgedanken beim Umlernen mitzuteilen:

1. Erhalte alles in der alten Beschäftigung, was noch auf Grund der Verletzung erhalten werden kann.
2. Warne alle gegen die Schreiberbeschäftigung, die überfüllt sein wird.
3. Beachte, zu welcher Beschäftigung sich der Verwundete eignet und zu welcher er Zuneigung hat, zugleich aber auch, welche Ausbildung er genossen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich kann nur sagen, daß soweit der Anfang dieser Bestrebungen einen großartigen Erfolg bei unseren Leuten zu verzeichnen hat.

Die Erfahrung, die ich nun in Amerika mit Invalidenheimen gemacht habe, bestimmen mich ganz entschieden, meine Meinung gegen die Einführung dieser Anstalten zu äußern, wenigstens in einem so großen Maßstabe, wie es dort geschah.

Zunächst einige statistische Zahlen:

Stehendes Heer	4 744	Offiziere
	84 810	Mann
Hospital corps	3 500	„
Eingeborene Schützen auf den Philippinen	180	Offiziere
	5 732	Mann
	98 966	
Nationalgarde: Miliz	9 142	Offiziere
	112 710	Mann
Personal der Marine	49 000	„

1861—65 führte Amerika den Bürgerkrieg; ein Ueberlebender heutzutage würde also ca. 70 Jahre alt sein. Man sollte annehmen, daß nur noch ein verschwindend kleiner Bruchteil der Kriegsteilnehmer am Leben sei.

Statt dessen bezahlt die Regierung heute pro anno 160 Millionen Dollar, also mehr als 640 Millionen Mark Pensionen. Die Aufrechterhaltung der kleinen

amerikanischen Armee kostet	422	Millionen	Mark
der Flotte	594	„	„
der deutschen Flotte	467	„	„
des deutschen Heeres	1008	„	„

Jetzt nach 50 Jahren zahlt also Amerika an Pensionen mehr, als die Aufrechterhaltung seiner eigenen Flotte erfordert und vielmehr als uns unsere deutsche Flotte jährlich kostet. Dazu hat noch viel beigetragen, daß die Wahlstimmen der Invaliden durch für sie immer günstigere Gesetze beeinflußt werden sollten. Das erst vor 2 Jahren eingeführte letzte Invaliden-Gesetz bestimmte 1 Dollar a day (ein Dollar pro die) als Norm. Das würde bedeuten, daß zur Zeit noch an 438 356 Leute täglich ein Dollar ausgezahlt wird. Ganz so viele sind es natürlich nicht, aber doch ist die Zahl noch erschrecklich hoch. Es stellte sich nämlich die bewiesene Tatsache heraus, daß viele alte Invaliden hochbejahrt wieder sich mit jüngeren Frauen verheirateten und ruhig im Invalidenhaus wohnen blieben, während die Frau in der Stadt wohnte. Starb dann der alte Herr bald, so mußte nun der Staat der jungen Witwe für ihre lange Lebenszeit die Pension bezahlen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ueber das ganze Land verteilt finden wir in Amerika mehrere Dutzend soldiers—homes, Soldatenheime. In den größeren Städten sind es enorme Prachtbauten, mit 10—20 Häusern, mit Kirche, Konzerthalle, Krankenhaus, kleinem Warenhaus ꝛc. In Washington werden dort z. B. regelmäßig auch Militärkonzerte abgehalten. Ein prächtiger Park umgibt gewöhnlich die Häuserkomplexe. In der Nähe von Los Angeles, Californien, besuchte ich die Anstalt, die an einer ideal schönen Stelle gelegen ist. Das Klima ist das mildeste, was man sich denken kann, mit den geringgradigsten Temperaturschwankungen der Erde. Ich fand dort sogar ein großartiges Vogelhaus mit den schönsten Tigerfinken und buntfarbigen tropischen Vögeln. Wir Besucher waren einfach voller Bewunderung all der Pracht. Doch was war die Antwort, die uns die Invaliden gaben? „Ja, das sähen sie nun alle Tage; es wäre immer dasselbe. Immer dasselbe schöne Wetter und dieselben schönen Vögel." Den gleichen Eindruck machten die Invaliden fast aller Institute: mißvergnügt, unzufrieden, durchaus nicht mehr anerkennend, was der Staat für sie tat. Selbstmorde sind gar nicht so selten; auch Trunksucht reißt leicht ein. Sie haben eben absolut keine Sorgen mehr; sie brauchen nicht zu arbeiten, wenn sie nicht wollen, sie haben im Lauf der Jahre auch den Sinn für Arbeit verloren und sind nur Nörgler geworden. Es ist eine große Seltenheit unter ihnen, einen freundlichen alten Mann zu finden oder einem Lächeln zu begegnen. Ganz abgesehen von den abnormen Kosten, die diese Invalidenheime verursachen, verfehlen sie ihren Zweck: glückliche Gefühle in der Seele des alten Kriegers zu schaffen.

Nach meiner Erfahrung sollten die Heime nur aufnehmen:

1. Allerschwerste Krüppel, z. B. mit Verlust beider Augen und Arme; d. h. also Leute, denen es wirklich unmöglich ist, eine Beschäftigung zu finden und die keine Pflege für ihre Defizite haben.
2. Zeitweise, für 1 oder 2 Jahre, auch einfachere Krüppel, die im Heim das Umlernen betreiben sollen. Das Heim soll ihnen nur in ihrer momentanen größten Notlage die Basis für ihre spätere Existenz schaffen. Sie betreten das Heim mit der Abmachung, daß es unter allen Umständen nur zeitweise ist.
3. In allen Kriegerheimen muß Gelegenheit zur Arbeit gegeben werden und der Ehrgeiz der Leute, sich wenigstens teilweise selbst zu unterhalten, muß durch alle möglichen geeigneten Mittel geweckt werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Venus und das Schwert

Von Dr Erich Wulf

Fahl und gelb wie eine Quitte hatte die Sonne den kurzen Tag über in den schneeschwangeren Wolkenschleiern gehangen und die Schlachtgefilde Polens mit einem messingfarbenen Schein überspreitet. Jetzt versank sie, überschnitten von den aufsprudelnden Schrapnells, in den Horizont. Ekler hoben sich die fettig glänzenden Schwärme der Krähen — sie wurden in dem Maße fetter, wie die Bevölkerung elender aussah — von dem Abendhimmel und der bläulich weißen Schneedecke ab. Wie es völlig dunkel geworden war, fuhren unsere Automobile, die hundertfünfzig Kilometer und mehr des holprigen Weges an diesem Tage heruntergewürgt hatten, über das sogenannte Pflaster einer jener menschlichen Ansiedlungen in Russisch-Polen, die hier „Städte" genannt werden. Auf dem „Marktplatz" — er glich eher einem zerstampften Pferdepferch nach einem Wolkenbruche — machten wir Halt. Die Mannschaften luden ihre Gewehre, gossen kaltes Wasser auf die erhitzten und rauchenden Motore, zündeten die Scheinwerfer an und kurbelten die Wagen wieder an. So schnell wie möglich wollten wir diesen Ort verlassen. Schon hob der Kolonnenführer neben mir die Hand, um das Kommando zur Abfahrt zu geben, da tauchte plötzlich in dem grellen Licht unseres Wagens ein blutjunges, rosiges Mädchen auf.

Ihre braunen Augen schwammen in einem feuchten Schimmer, schwarz wie Ebenholz war ihr Haar und ihre vollgerundeten Wangen so flaumig und rot und so verlockend wie die Sonnenseite eines gereiften Pfirsichs. Mit fliegendem Atem trat sie an unsere Wagentür, richtete ihre kindlich vertrauenden Augen auf uns und flehte uns an, sie doch nach Ujazd mitzunehmen. Dort war sie zu Hause und eines Kaufmanns Töchterlein. Hier, in diesem schrecklichen Ort, habe sie einen Auftrag ihres Vaters ausführen müssen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„O mein Gott, es ist schon so dunkel und der Weg so schmutzig und weit." Auf Deutsch, aber mit stolpernder Zunge stieß sie ihre Worte hervor.

Wir zögerten noch und blickten, halb erstaunt und halb belustigt auf das sich bittend wölbende Mündchen. Da löste sich drüben von den Kanonen mit dumpfem Krachen eine Salve. Sie zuckte zusammen.

„Ach, meine Mutter liebes wartet auf mich, hat solche Angst ..." Ihre Augen füllten sich mit Tränen ...

Sie saß zwischen uns und wiegte sich, wenn der Wagen in den Löchern des Weges sprang, behaglich in den federnden Polstern des 60pferdestärkigen Automobils. Stolz huschte es über ihr Gesicht, wenn auf das energisch gebietende Signal unserer Hupe die gebrechlichen, von struppigen Kleppern gezogenen Wägelchen die, sich biegend unter der Last ihrer zehn Insassen, durch den Schmutz der Straße krebsten, uns hastig Platz machten und weit, weit zurückblieben.

Ihr Kleidchen war dünn und sie fror in dem scharfen Zug. Wir bedeckten sie mit einem Pelz und zogen ihn soweit über ihr Gesicht, daß gerade noch die Augen darüber hinwegblicken konnten.

„Nun, Jessika, hast du keine Angst, so ganz allein und nachts mit uns zu fahren?" „Oo", kicherte sie vergnügt, „deutsche Soldaten sein gute Mann."

Sie schwärmt auch sonst für die Deutschen. Sie liest gern deutsche Bücher, die bekommt sie aber nur selten und schwer, und sie bittet uns, ihr später mal welche zu schicken. Und sie nennt uns ihre Adresse. Dann müssen wir ihr sagen, von wo wir sind, und ihr Mündchen bleibt offen stehen, und sie sieht mich an mit heiligem Staunen, als sie hört „aus Berlin."

Da versank der Wagen in ein Loch, und wir wurden durcheinandergeschüttelt, daß Jessikas rosig-flaumige Wangen unsere stachligen Backen fast streifte und ihr Atem uns berührte. „O mein Gott, mein Gott", seufzte sie und lachte. Und sie hielt still wie ein Schäfchen bei der Schür, während wir sie auf dem Sitz ins rechte Gleichgewicht brachten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und sie wird immer lebendiger. Spricht überlegen, mit verächtlich verzogenem Mund, von den Russen. „Wenn sie einmal drei Deutsche gefangen genommen haben, dann führen sie die wie in einem Triumphzug durch die Städte und Dörfer, ganz langsam und durch die Hauptstraßen, und sie blicken um sich wie Bärenführer, die auf zufliegende Münzen warten. Aber wenn sie herdenweise von den Deutschen gefangen genommen werden, dann möchten sie am liebsten in großem Bogen um die Städte herumgehen, und dann heben sie nicht den Blick auf." Schmeichelnd fragt sie dann meinen geharnischten Begleiter, ob sie nicht einmal das Eiserne Kreuz auf seiner Brust anfassen dürfe.

Der Weg machte eine scharfe Biegung und die Scheinwerfer unseres Wagens sandten ihr Licht auf das Feld. Beschienen für einen Augenblick einen Pferdekadaver, an dem verluderte, herrenlose Hunde zerrten. Aufgestört durch das grelle Licht hoben sie ihre besudelten Schnauzen scheu empor. Nicht weit davon saß im Schlamm am Wegesrand ein menschliches Etwas, in Lumpen gehüllt, das hier scheinbar verendete.

Jessikas Augen sahen nichts von alledem. Sie waren ganz in sich gekehrt und leuchteten, wie in den Anblick eines Meeres von Wonne und Seligkeit versunken. Sie hatte jedem von uns unter dem warmen Pelz ihre Hand gegeben, eine zarte Hand mit feinen schlanken Fingern. Schweigend fuhren wir so dahin, und mir kam ein Mythus in den Sinn, ein alter, bis in die Urgeschichte der Menschheit reichend, und doch jung wie das Blut, das in dieser feinen Mädchenhand zuckte, und neu wie die Gegenwart, die uns umfing. Die Geschichte von Mars, dem wilden Kriegsgott, der mit festgezogenem Helm und gehüllt in seinen stählernen Panzer mit brennendem Verlangen zum Kampfgetümmel eilt. Ihm begegnet Venus, die holde; sie lädt ihn ein, im kühlen Tale zu verziehen. Er widerstrebt, aber schmeichelnd zieht sie ihn zu sich hernieder auf das schwellende Mooslager. Sie löst ihm den schweren Panzer und den Helm, aus dem Amoretten emporflattern, und beide verweilen im Tal, bis das Erschallen der Kriegsdrommete

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Kriegsgott aufschreckt und aus den Armen der Venus reißt. „Nachtquartier?", flüstert Jessika Venus zu dem Marsjünger neben ihr, „o, ich habe in Ujazd eine Tante und die hat ein schönes Zimmer mit reinbezogenen Betten. Und meine Tante wohnt allein und —"

Der Weg hatte uns auf eine Anhöhe geführt. Vor unseren Augen schlug am Horizont eine Feuerlohe empor. Leuchtet uns Hymens Fackel in ein Brautgemach voran? — Dort drüben wehren sich die Russen mit dem Mute todwunder Eber und Tomaszow brennt!

* * *

Der Durst quälte uns, als wir spät abends in Ujazd eintrafen. Unser Dolmetscher stellte jeden Einheimischen, der noch des Weges kam und nahm ihn in ein hochnotpeinliches Verhör, ob und wo man hier noch ein Glas Bier trinken könne. Keiner vermochte es zu sagen; jeder sah uns verständnislos an und atmete erleichtert auf, wenn er mit beschleunigten Schritten von dannen durfte. Schon wollten wir uns mit ungestilltem Durst in unsere Quartiere begeben, da glomm plötzlich aus dem Dunkel einer Gasse ein Licht vor uns auf. Unstät und tänzelnd kam es immer näher auf uns zu, bis schließlich ein schwarzhaariges Mägdelein mit kleiner einen Blendlaterne uns in das Gesicht leuchtete. „Wollen Soldaten Bier trinken?" Freilich, das wollten wir. „Dann kommen Sie mit!" sprach sie und zwinkerte uns mit den Augen zu, ungeschickt und ungeübt wie ein Kind, das den Großen eine Miene nachahmt.

Sie ging uns voran durch enge Gassen, über einen von Gerümpel erfüllten Hof, auf einer wackligen Treppe und ließ uns eintreten in eine niedrige Stube. In deren Mitte stand ein Tisch, und auf diesem eine dünne, blasse Kerze. Sie vermochte die Dunkelheit nur bis zum Rande des Tisches notdürftig zurückzuscheuchen und wohl deshalb drängte sich um den Tisch Schulter an Schulter die ganze Familie. In drei Generationen. Ein graubärtiger Patriarch mit Schläfenlocken und seine zwei Söhne, der eine rotblond und der andere rabenschwarz, seine Schwiegertöchter,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angetan mit knallroten Blusen, deren Schwestern und ein Enkel des Alten. Sie alle hatten die Ellenbogen auf den Tisch gelegt und streckten die Schultern und den Kopf nach der dünnen blassen Kerze, als wollten sie von deren magerem Licht möglichst viel profitieren.

Für uns wurde an dem dicht besetzten Tisch noch etwas Platz gemacht und mit freundlichem Lächeln und viel Schaum schenkte uns der Patriarch helles Bier in kleinen Wassergläsern ein. Das Auge hatte sich inzwischen an das Halbdunkel gewöhnt und unterschied auf einem Sofa im Hintergrund des Zimmers drei deutsche Grenadiere. Von riesigen Gliedmassen, die Stiefel beklebt mit dicken Lehmkrusten, auf dem Kopf den graubezogenen Helm und auf dem Rücken den zum Bersten vollgepfropften Tornister. Ihre an den frostigen Wind gewöhnten Gesichter glühten von der warmen Stubenluft. Umso schärfer blitzten ihre Augen; sie hatten von dem monatelangen Spähen nach entlegenen, winzigen Zielen einen bohrenden Blick. Sie hielten in ihren riesigen Händen die kleinen Wassergläser und schwiegen.

Da ertönte von der gegenüberliegenden Wand das durchdringende Schreien eines Säuglings. Richtig, da stand — grau in grau — ein Bett, aus dessen Kissen wohl das Schreien kommen mochte. Nun raschelte es auch in dem Bett und schlaftrunken fuhr ein vielleicht sechsjähriges Mädchen auf, ergriff einen runden Gegenstand, den Säugling und rollte ihn tuschelnd hin und her, wie eine Köchin Nudeln rollt. Aber der Säugling schrie immer lauter, bis der rotblonde Vater sich erhob, sein jüngstes Kind in die Arme nahm und es in den Schlaf wiegte. Der Alte erzählte dann von der hohen Kontribution, die von den Russen seiner Gemeinde auferlegt worden war und dankte dem Himmel für den Sieg der Deutschen, während die Frauen den Kaufpreis meiner wollenen Handschuhe abschätzten, aus ihren Spinden buntgewirkte Tücher, mit denen sie handelten, hervorholten und sie uns anpriesen.

Da wurde die Tür geklinkt, alle Augen wandten sich erwartungsvoll dahin und herein trat ein neuer Gast. Ein strahlender Jüng-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ling im stumpfen Grau seiner Kriegsrüstung. Zwischen den kühn blitzenden Augen sprang eine edel geschwungene Nase hervor. Unter dem Helm quoll ihm, von der Schere lang verschont, üppig das braune Haar hervor. So wirkte er wie ein jugendlicher Stürmer aus den Freiheitskriegen. Und am Ledergurt, neben dem kurzen Stahl, den er als Bajonett so oft in Feindesblut getaucht haben mochte, trug er einen Offiziersdegen und der hatte einen kunstvoll gearbeiteten Korb.

Er trank das Glas, das ihm der Jude reichte, mit einem langen Zuge aus und setzte es ab und stellte es auf den Tisch mit dem frohen Schwung des Knappen, der aus der purpurnen Finsternis der Todesgefahr emporgetaucht war zum sonnigen Leben. „Es freue sich, wer da atmet im rosigsten Licht!" Schweigend hörte er den andern zu, aber funkelnd blickte der Löwe auf dem Knauf des Degens über den Tischrand. Verwundert blickten wir darauf, endlich tat ein Grenadier die erlösende Frage.

Da löste der junge Krieger den Degen von seinem Gurt und nahm ihn in beide Hände. „Dies ist der Degen meines Hauptmanns!" kam es mit einer feierlichen Rührung über seine Lippen. „Ich lag neben ihm im Hagel der Granaten schon den dritten Tag. Da traf ihn ein Geschoß und zerfetzte ihm beide Beine. Er war leichenblaß geworden, aber noch gab er weiter seine Befehle. Als es ihm finster vor den Augen wurde und er sein Ende nahen fühlte, nahm er seinen Degen ab, reichte ihn mir zu und sprach mit gebrechender Kraft: „Nimm hier meinen Degen! Er war ein Ehrengeschenk meines Regiments. Mit Ehren hab ich ihn im Frieden getragen und siegreich hier im Felde. Bring ihn meiner Frau nach Berlin und bestelle ihr, mein kleiner Sohn, mein einziger, soll einst mit diesem Degen sein Vaterland verteidigen, wie ich es verteidigt habe — —." Als er dies gesagt hatte, legte er sein Haupt über und war tot. Jetzt fahre ich nach meiner Heimat für wenige Tage. Ich komme über Berlin und will den Degen meines Hauptmanns seiner Frau überbringen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Noch immer hielt der Soldat den Degen erhoben in beiden Händen. Zornige Blitze schien der Löwe aus seinen Augen zu sprühen und eine Stille war in dem niedrigen Gemach, als ob die Geister der Gefallenen von der Wahlstatt dort drüben durch das Zimmer schwebten.

„Wünscht der Herr Soldat noch ein Glas Bier?" fragte geschäftig der Wirt. Wir dankten, zahlten und gingen.

Der Nachgeborene

Behutsam schreite, du liebe Mutter.
Mit kleinen Füßen geh ich zur Seite. —

Wir kommen aus Wüsten, du liebe Mutter,
So menschenfernen, so tief in Schmerzen,
Daß Menschengedanken den Weg nicht finden. —

Wo zwischen Bergen das Schicksal schmiedet,
In felsiger Esse es Masten zerknickt
Zu Scheitholz im Feuer, lebendiges Leben
Auf Gluten schmeidet, zum Ambos hebt
Und schmiedet und formt mit gezielten Schlägen,
Da kommen wir her, du liebe Mutter,
Aus Schicksalswerkstatt, du jung und ich jünger.

Du jung und ich jünger, so laß uns ausgehn
Auf Menschenwegen im Menschentreiben —
Du jung und ich jünger — und unverlierbar
Im Ohr und im Herzen das Wissen; das Wissen
Um jene Werkstatt, du liebe Mutter,
Daß wer uns streift im Tagesgewimmel,
Die Kraft verspürt und die tiefe Milde
Von dem, der ferne aus Bergen herkommt,
Wo Menschengedanken den Weg nicht finden.

Beate Bonus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zum Fremdwörterkrieg

Der Kampf gegen die deutscher Leistungsfähigkeit unwürdige Ausländerei, gegen den unbegründeten und lächerlichen Gebrauch von Fremdwörtern im deutschen Handel und Wandel hat zweifellos eine tiefere Berechtigung, da der Mißbrauch, deutschen Erzeugnissen durch eine fremdsprechliche Bezeichnung einen Qualitätsvorzug anhängen zu wollen, eine Herabsetzung des eigenen Schaffens bedeutet und auch mitbeigetragen hat, die falsche Einwertung Deutschlands im Ausland zu verstärken. Dieser Reinigungsprozeß darf jedoch nicht ausschließlich von Philologen und Schulgelehrten durchgeführt werden, soll er nicht praktisch unbrauchbare, verkünstelte Formen und Ausdrücke zeitigen und damit bei allen vaterländischen Absichten — wieder in Lächerlichkeiten verfallen, wie sie vor dem Krieg in entgegengesetzter Richtung gang und gäbe waren. Da müssen Stimmen aus erzeugenden und Handel treibenden Kreisen mit gehört werden. Auch behördliche Eingriffe, wie sie jetzt in Berlin auf dem Gebiet der Fremdausdrücke stattfinden, müßten sich auf die allergröbsten Unfuge in öffentlichen Anschlägen, Firmenschildern ꝛc. beschränken, da die Versuchung zu naheliegt, hierbei das Kind mit dem Bad auszugießen und später selbst belächelte Abschaffungen und Verbote wieder richtig stellen zu müssen.

Von den ungemein zahlreichen Fremdwörtern, die der Deutsche ebenso wie der Franzose und Engländer, klassischen, toten Sprachen entnommen hat und die oft von der großen Allgemeinheit leichter (weil der Gebrauch eines todsprachigen Wortes berechtigt fremder klingt), in der Form, wie sie eine lebende Sprache anwendet, gebraucht werden, ganz abgesehen, zeigt schon das Beispiel, daß die Sprachenpolizei Aufschriften in Kaufläden, wie On parle français oder English spoken abschaffen will, daß in der Sache weit über das Ziel geschossen wird. Deutschland beabsichtigt ganz gewiß nicht, nach erfolgreichem Krieg eine chinesische Mauer um sein Gebiet zu ziehen, Fremden den Zutritt zu verbieten oder zu erschweren und die Kenntnis von Fremdsprachen als vaterländisches Verbrechen zu erklären. Das gerade Gegenteil liegt im deutschen Sinn und Interesse Deutschlands, das dann seine Weltstellung erst recht auszubauen haben wird. Wenn ein Verkaufsgeschäft ankündet, daß seine Angestellten Käufer anderer Länder in deren Muttersprache bedienen können, ist das ein Vorzug, den keine Behörde das Recht haben sollte, ihm vorwegzunehmen.

Es gibt gewiß eine große Anzahl von brauchbaren deutschen Ausdrücken für gewerbliche Tätigkeiten, wie der Schneider es für Tailleur oder Tailor ist, auch genießbare, verständliche deutsche Bezeichnungen für Speisen und Getränke, die bisher nur in französischen Küchen- und englischen Kellerworten verlangt und gereicht wurden (obwohl es zweifellos Gerüchte reinfranzösischen Ursprungs gibt, die in der Uebertragung nicht nur eine sprachliche Unmöglichkeit, sondern auch einen Widersinn bedeuten) — und gibt ebenso tadelnswerte Mißbräuche im Tageswandel, bei welchen die deutsche Sprache mit vollem Unrecht zu Gunsten anderer zurückgesetzt wird. Aber sinnlose Ausrottung wäre wahrlich nicht am Platz.

So werden sich gewisse französische Bezeichnungen — ohne Schaden für uns — erhalten, die an eigene historische Erinnerungen anknüpfen und die durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

übertriebenen Uebertragungseifer einfach verloren gingen.

Wir können ein Sanssouci nicht in ein Ohnesorg übersetzen, weil damit eine uns kostbare, historische Vorstellung abhanden käme. Nicht einmal den Orden pour le mérite, der sich doch sinngemäß übertragen ließe, möchten wir in dieser fremdsprachigen Form missen. Und so mit tausend und abertausend Worten, denen geschichtliche Unterbegriffe deutscher Bedeutung anhängen.

Mäßigung und Beschränkung auf tatsächlichen Mißbrauch sind daher auch auf diesem Gebiet sehr zu empfehlen.

v. S.

Die literarische Cholera des Krieges

Unausbleiblich für die Zeit nach dem Krieg ist eine Hochflut von literarischen Neuerscheinungen. Jene, welche schon vorher literarisch produzierten, sind, soweit sie nicht im Felde stehen, augenblicklich nicht untätig und werden dann mit ihren Werken herauskommen, außerdem aber wird jeder, der nur halbwegs vermag Gedanken schriftlich auf Papier zu fixieren, sich berufen fühlen, von seinen Kriegserlebnissen zu berichten, was ja zum Teil schon jetzt in Feldpostbriefen geschieht. Die Verleger und Buchhändler können sich freuen. Aber diese zu erwartende Ueberproduktion an Kriegsliteratur ist eine Gefahr und zwar sowohl für die Kunst als auch für das kaufende Publikum und nicht zu mindest für den der Nachwelt bleibenden Eindruck unsrer Zeit, ihrer Ziele und Gesinnungen.

Wie war das doch zu Kriegsbeginn? Eine Million Kriegsgedichte wurden verfaßt. Es war zu entschuldigen, man war im Taumel der Mobilisierungstage und der ersten Siege. Nicht die schlechtesten Verse kamen aus dem Volke und keineswegs die besten von den Dichtern, deren Namen Klang haben. Aber lächerlich war es, wenn junge Mädchen in den bereitwilligst geöffneten Spalten von Tagesblättern und Zeitschriften, jubelten: nun ist er da, der Krieg, den wir so lange ersehnt, wir werden hinausziehen .... und so weiter. Es zuckte einem in der Hand beim Lesen solcher Verse, auch wenn man zufällig nichts von den siebzehneinhalb Lenzen der betreffenden Dame wußte. Wenn man aber alte Schöpse dem Krieg als solchen zujubeln hörte, nur um der zwanzig Mark willen, die für optimistische Gedichte gezahlt wurden, so konnte man Tobsuchtsanfälle vor Wut bekommen. Als ob Krieg nicht hieße: Blutvergießen, Menschentöten und -verstümmeln, Abschiedsweh und Vernichtung von Existenzen, Untergang von Familien, Zerstörung von Lebensglück, Sorge und Qual. Als ob das dumme Mädel, dessen Leben sorgsam behütet von Papa und Mama und eng bezirkt von Jour und Tennispartie, Kaffeeklatsch und Tanzkränzchen, geruhig dahinfließt, sich nicht hinter Mamas Schürze versteckt hätte, wenn der Krieg leibhaftig ihm begegnet wäre, den es so jubelnd begrüßt hat. Als ob der alte Schöps nicht das Zittern bekommen hätte beim ersten Kanonenschuß.

Das aber ist das Charakteristische für unsere Zeit, jeder muß reden, Stellung nehmen, eine Meinung haben. Da aber dem Meinunghaben heute durch die Zensur enge Grenzen gezogen sind, beziehungsweise das Meinunghaben nur in einer bestimmten Richtung sich bewegen darf, nämlich in der der Bewunderung des Krieges (und da das Schweigen so schwer ist), so erstarrt die Geste, die zu Anfang des Krieges aus achtenswerten Im-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pulsen geboren war, zur Unnatur, zur Schablone. Und diese Schablone wird nun mißbraucht von allen Schreibenden und allen Zeitungen. Alle wollen sie leben und alle wollen sie Geld verdienen. Unsichtbar doch gefühlt steht auf jeder Zeitung: kauf' mein Blattel lieber Leser. Zu diesem Zweck muß dem Leser das Goderl gekratzt werden, man kommt ihm entgegen, indem man ihm Angenehmes und Leichtverdauliches vorsetzt und man engagiert Strobl und Konsorten und läßt von ihnen eine Himbeersauce über Krieg und Kriegsgeschrei, Tod und Sterben, Jammer und Elend fabrizieren. Wie schön ist der Krieg durch ihre Brille gesehen, laßt mich hinaus in diesen gemütlichen Krieg. Wie spassig ist da ein Gefecht, wie amüsant eine Schlacht, wie komfortabel das Kampieren in den Schützengräben, wie angenehm ist es verwundet zu werden oder gar zu sterben. Vorhang fällt und die Toten stehen wieder auf, verneigen sich dankend für den Applaus ..... Was ich jetzt gesagt habe, ist mein ehrlicher Eindruck nach der Lektüre von ungefähr hundert solcher Kriegsnovellen und Feuilletons und wenn in hundert Zeitungsblättern dasselbe steht, noch dazu von „Dichtern" unterschrieben, so wird es wohl wahr sein. Die Nachwelt wird unbedingt daran glauben und das simple Gemüt tut es schon heute. Was ist diesen Schmierern dieser Krieg: ein Mittel, um Geld zu verdienen und weiter nichts und die Zeitungen züchten diese Kitschproduktion, in dem sie sie drukken. Ich verstehe schön gefärbte Zeitungsberichte über schwere verlustreiche Kämpfe unter dem Gesichtswinkel der Massenpsychologie und -suggestion und ich finde sie voll berechtigt, aber die kitschigen Gedichte, Feuilletons und Novellen, von den künftigen Romanen zu schweigen, finde ich verwerflich. Wenn eine Million Gedichte, Novellen, Feuilletons gedruckt werden, die alle auf dieselbe Tonart gestimmt sind, so heißt das den Kitsch als Kunstprinzip ausrufen, ihn als Kunstform und Kunstmittel sanktionieren, denn 99 ½ % der genannten Zahl sind platte Nachahmung und die ewige Wiederkunft gleicher Erscheinungen „unter dem Strich", der für viele Leute das Gebiet der Kunst begrenzt, bestimmt für sie auch den Begriff der Kunst „über den Krieg." Aber wir leben doch um des Himmels willen nicht bloß für heute, es werden doch noch Zeiten kommen, denen die Kunst wieder mehr am Herzen liegen wird als der unseren und in derem Interesse sollen Warnungstafeln ausgesteckt werden: genug mit dem Kitsch! Vom Kriege sprechen die Berichte der obersten Heeresleitung. Sie sind einfach vollendet, sie sagen dem Klugen Alles und orientieren den Dummen, während jene Kitschiers bloß darauf ausgehen, den Dummen zu belügen. Sie sind der festumrissene Schlachtenbericht, dessen klassische Ausprägung der Schrei des marathonischen Läufers auf dem Marktplatz zu Athen ist. Das Kunstwerk vom Krieg zu schaffen überlasse man den Künstlern. Und hier muß strenge gesiebt werden. Das echte Kunstwerk ist immer ein Brevier der Welt. Ton, Wort, Pinselstrich sie sollen ganze Komplexe von Erinnerungen wecken, Erlebtes zu Bewußtsein bringen und Erleben lehren. Das Kunstwerk entsteht aus dem Leben und wirkt auf diese Weise auf das Leben. Immer hat der echte Künstler nach der Erkenntnis des Urphänomens gerungen, den Typus zu fassen gesucht. Goethe. (Die Entwicklung dieses Gedankens krönt die Möglichkeit, daß zwei Künstler der Idee nach vollständig gleiche Werke schaffen, die die Form bloß von einander unter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheidet.) So werden die gewaltigen führenden Linien der Begebenheiten zu Tage treten, befreit vom verhüllenden Ballast des Ueberflüssigen. Die Gesetze der Kunst gleichen volltönenden Glockenklängen. Manchen Leuten wird schwindeln vor ihren großen Schwingungen, sie ziehen das Zierliche dem Gewaltigen vor, Biskuit dem Marmor vor. Sie sagen „hübsch" lieber als „schön." „Schön" läßt sich erschüttert begreifen, nicht kollegial betasten wie „hübsch." Hübsch und Kitsch ist aber in dem gegebenen Falle identisch. Hier darf man dem Publikum nicht entgegenkommen oder gar nachlaufen und die Kitschfabrikanten unterstützen, denn der Krieg ist keine Gaude, sondern eine höchst ernste Sache und als diese muß er mit jedem Wort über ihn hingestellt werden, will man die sittliche Wandlung durch ihn bewirkt sehen, von der so viel gefaselt wird. Der Künstler wird bloß in großen Linien den Schrecken des Krieges darzustellen vermögen, denn hübsch, wahrhaftig hübsch ist der Krieg nicht. Der Kitschier stellt ihn hin als einen Zustand, der erst so recht die Kultur eines Volkes zur Geltung bringt, als ein an sich existenzberechtigtes Ereignis, als Hetz. Dann bitte könnte man ja den ewigen Krieg proklamieren, die Militärlieferanten werden sicherlich nicht nein sagen. Ich aber glaube, daß jeder Krieg an sich ein Verbrechen an der Menschheit ist und daß die Größe der Sittlichkeit eines Volkes sich n u r darin zeigt, wie intensiv es trachtet, den Krieg zu vermeiden, beziehungsweise durch ihn hindurch zum Frieden zu gelangen.

Die Idee der brüderlichen Vereintheit im Kampfe um Menschlichkeit und Kultur wird genügen, Oesterreichs und Deutschlands Kampf zur heroischen Tat zu stempeln. Laßt deshalb nur getrost die Künstler von der Furchtbarkeit des Krieges sprechen und je furchtbarer ihr Bild sein wird, desto größer werden Deutschland und Oesterreich dastehen, denn sie kämpfen ja für den Frieden.

Aber gibt es eine solche Solidarität des Publikums, der Verleger und der Redakteure, die Schmierer auszuschalten und den Krieg auch literarisch zur Heiligen Sache zu machen? Gibt es gegen diese literarische Cholera keinen Schutz, so dürfen wir dem Nachher mit Grausen entgegensehen.

Felix Langer

Arbeit, — nicht Almosen

War bei diesem Krieg von der Vernichtung von Kulturwerten die Rede, geschah es zumeist, wenn es sich um Geschaffenes handelte, weniger dachte man daran, daß es auch die Schaffenden betraf. So sehr man die Zerstörung von Kulturwerken bejammerte, so wenig oder verhältnismäßig wenig beachtete man, daß auch die dem Untergange preisgegeben, in deren Wissen und Können die Wiedergeburt des Zerstörten ruhte. Nicht nur, daß die geistigen Arbeiter materiell durch den Krieg lahmgelegt wurden, — denn wer wollte wohl angesichts der furchtbaren Ereignisse von ihrem Schaffen etwas wissen, — auch ihr Schaffen selbst war beeinträchtigt durch die Lähmung, die von der Katastrophe ausging.

Zunächst war es die Panik, die der Kriegsausbruch verursachte und dann das nahezu krampfhafte Festhalten an der Idee des Einschränkens, das die geistigen Arbeitskräfte in den Hintergrund treten ließ. Als das Erwerbsleben längst wieder eingesetzt hatte, hielt man sie trotzdem weiter zurück, weil — nun weil es eben auch so ging und es billiger war. Statt der Arbeit, der segensreichen, bot man dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beschäftigungslosen geistigen Arbeitertum Wohltaten, die natürlich keinen Ersatz bieten konnten, denn die Lasten der geistigen Arbeiter sind infolge ihrer Stellung und ihrer Lebensführung viel zu hohe, als daß sie durch Almosen gedeckt werden können. Man mag wohl einwenden, daß die schwachen Kräfte, die eben eine solche Krise nicht durchhalten können, wie es das Naturgesetz gebietet, nicht zum Schaden der beruflichen Allgemeinheit abgestoßen werden. Das trifft hier nicht zu. Auch die Großen und Starken sind davon arg mitgenommen, und es ist zu bedenken, daß in den Kreisen der geistig Schaffenden die Kraft und die Stärke, das Wissen und Können des Einzelnen nicht immer nach seinen materiellen Erfolgen zu werten ist.

Hat aber die Allgemeinheit ein berechtigtes Interesse daran, die geistige Arbeiterschaft in ihrer Schaffenskraft erhalten zu sehen, so hat sie auch die Pflicht, das ihrige hinzu zu tun. Es ist wesentlich, daß die geistige Kraft nicht erlahme, wesentlich weil sie sich auf Alle überträgt, die sich an den Früchten ihrer Arbeit laben und weil sie sich dann nach dem Friedensschluß leichter entfaltet.

Ohne weiteres ist zuzugeben, daß die Beschaffung von Beschäftigung für die geistigen Arbeiter auf Schwierigkeiten stößt, aber es gilt, diese Schwierigkeiten zu überwinden, denn Wertvolles steht auf dem Spiel. So wird seitens der Verleger auf die Zensur verwiesen werden, die jetzt während des Krieges meist Alles, was druckwert ist, der Oeffentlichkeit zugänglich macht. Sind aber deshalb die Arbeiten minder gut? Sind sie vielleicht nicht gerade deshalb wertvoll, weil sie jetzt, in dieser Zeit, unter dem Eindruck der Geschehnisse zu Papier gebracht wurden? Legen sie nicht gerade deshalb von der jetzt herrschenden eigentlichen Stimmung beredtes Zeugnis ab, das für spätere Zeiten von Interesse ist? Wenn sich doch nur ein Verlegerkonsortium fände, das alle diese Arbeiten, die aus diesen oder jenen Gründen zur Zeit nicht veröffentlicht werden können, ankauft, um sie später erscheinen zu lassen, so wäre dies eine große Hilfe für das Schriftstellertum und für die Verleger selbst ein lukratives Geschäft. Es braucht wohl nicht bekannt zu werden, daß es sich ausschließlich um wirklich brauchbare Arbeiten handeln müßte. Für Pfuscher sollte so wenig Abnahme stattfinden, wie es sonst auch in Friedenszeiten nicht der Fall ist. Man wird hierauf das Stereotyp zu hören bekommen: Wir sind ohnedies mit Material überlastet. Mit Verlaub! Gutes wertvolles Material ist immer zu verwenden. Aber es ist gewiß leichter, alle Arbeiten mit dem Hinweis auf den Krieg zurückzuweisen oder sie zu anderen Honorarsätzen zu erwerben. Wenn, aber wenn demgegenüber eine Solidaraktion aller geistigen Arbeiter Platz greifen würde? Schon im Interesse der Erhaltung des Burgfriedens müßte dies verhindert werden.

Die *wahre* Kunst ist frei und läßt sich nicht befehlen, daß sie im Augenblick in — „Feldgrau" erscheine. Nicht jedem ist es gegeben, in diesen Farbenton seine Werke zu kleiden. Die das nicht können, sind oft die schlechtesten nicht. Jedenfalls sind sie zu achten, daß sie lieber darben, als eine Farbe zu bekennen, die nicht ihre Farbe ist. Würde es in diesem Falle ja doch nur ein schmutziges Grau werden.

Den eigentlichen Malern, die mit der Palette schaffen, geht es nicht besser. Um leben und ihrer dringendsten Verpflichtung nachkommen zu können, verkaufen sie ihre Werke zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schleuderpreisen. Sie werden gezwungen hierzu. Wer kauft jetzt während des Krieges Bilder? Das ist der deutschen Kunst und nicht nur der Künste auch des starken, deutschen Wirtschaftslebens unwürdig. Und unklug ist es seitens der Kunsthändler. Leicht sind die Preise für Kunstwerke herabgedrückt, aber nur schwer, unendlich schwer sind sie wieder auf die Höhe gebracht. Der Nutzen für das Kunsthändlertum liegt auf der Hand, wenn sich ein Konsortium findet, das gute, wirklich gute Werke ankauft und bereit ist, die Preise zu fordern und zu erzielen, die für Wertvolles erzielt werden müssen. Hand in Hand mit den Künstlern könnte dies geschehen, die sich ihrerseits verpflichten müßten, nur an das Konsortium ihre Werke abzugeben. Aber es ist keine Kunst, die Notlage der Künstler auszunützen, die Werke für einen Spottpreis in die Hände des Publikums gelangen zu lassen und auf diese Weise die Kunst zu ruinieren.

Niemand kann wissen, wie lange der Krieg dauert. „Rast ich, so rost ich." So manches Musikinstrument mag schon dem Verrosten nahe sein, so manchem Sänger der Ton in der Kehle stecken geblieben sein. Ist das nötig? Bei aller Achtung vor dem Bestreben, jetzt keine allzu große Lustigkeit aufkommen zu lassen, muß doch anerkannt werden, daß auch die Musiker leben wollen. Und ist Musik, wirklich gute, den Zeitverhältnissen entsprechende Musik k e i n Verdienst? Gewiß finden Konzerte statt, aber ihre Zahl ist gering und nur sogenannte namhafte Künstler kommen zu Worte. Warum? Auch die Andern haben ein Recht darauf gehört zu werden. Man schaffe Konzerte in allen Gegenden einer großen Stadt, damit es nicht einer kleinen Tagereise bedarf, hinzugelangen. Man lasse sie in den Städten der Provinz stattfinden, aber immer sei es zu den niedrigsten Eintrittspreisen, nicht aber in Form von Wohltätigkeitskonzerten.

Arbeit, nicht Almosen biete man den geistigen Arbeitern! Wir sind in der Welt als Barbaren verschrieen. Nun sorgen wir dafür, daß dieses Geschrei von dem Ruf übertönt wird, daß wir die Kunst und das geistige Schaffen trotz des Krieges aufrecht erhalten und sie nicht zu Grunde gehen lassen. Alfred Birnbaum

Apologie des Krieges

Daß ein großer Teil unserer Intellektuellen sich durch den Krieg seine respektiven Weltanschauungen hat umwerfen lassen, war nicht allzu bedenklich. Bedenklicher war die Frage, ob der Geist unsres Volkes, der Geist unsrer Jugend vor allem, dem Erlebnis gewachsen sein werde, ob nicht das Erlebnis zum Rausch, der Erfolg zum Zauber, die Zukunft zur seelischen Gefahr werden könne. Kurz, ob es nicht ähnlich gehen könne wie anno siebzig.

Aus den Reihen derer, die wir als Sprecher unserer geistigen Jugend betrachten können und von denen viele im Felde stehen, manche schon gefallen sind, aus den Reihen junger Künstler, Dichter, Studenten, haben wir inzwischen manches Wort vernommen, das uns beruhigt und mit tiefen Hoffnungen erfüllt. Und nun ist auch eine Stimme laut geworden, die Stimme eines Daheimgebliebenen, eines Denkers und Schriftstellers, dem es ein Lebensbedürfnis war, das seelische Erlebnis dieses Krieges geistig auszudeuten und überhaupt sich eine Philosophie des Krieges aufzubauen. „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg" von Max Scheler (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig) ist nichts

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anderes als die Bejahung des Krieges durch den Geist der deutschen Jugend. Die Bejahung des Krieges überhaupt, nicht als eines notwendigen Uebels, sondern als einer lebendigen Kraft und die Bejahung dieses Krieges im Besonderen, vor allem die Bejahung des Krieges gegen England. Daß es sich hier nicht um Konkurrenz und Firmenschilder, um Prozente und Kurse handelt, sondern um Tieferes, um eine Katastrophe des entseelten Kapitalismus englischer Herkunft und daß von diesem Feind geheime Vorposten bei uns seit Langem im eigenen Lande und Volke stehen. mit denen wir ebenso innig und deutlich abrechnen müssen wie mit den Vettern auf der Insel drüben, das ist nirgends so klar, nirgends so wohlfundamentiert, nirgends so warm und herzlich ausgesprochen worden wie in diesem Werk eines Begeisterten, dem der Ausbruch des Krieges ein erlösendes Gewitter und einen ersten Blitz in die Nebel eines öden Utilitarismus bedeutete.

Scheler ist nicht nur Deutscher, er ist Christ und Europäer und er bricht eine tapfere Lanze für ein Christentum, das mit Heldentum vereinbar ist und für ein Europa, das mehr als eine Versicherungsgründung für materielle Interessen sein müßte.

Dieses schöne, begeisterte Buch (man lasse sich durch kleine Schwierigkeiten und durch einige nicht ganz leicht verdauliche Sätze ja nicht abschrecken!), dies liebenswerte, geistesjunge Buch ist eine Gewähr dafür, daß in Deutschland Wille und Fähigkeit da sind, den tiefern Sinn dieses Krieges zu erfassen, ihm diesen Sinn zu geben. Es ist eine Jugend da, welche um keinen Preis, auch nicht um den eines wohlfeilen Friedens, dieses Erlebnisses wieder unwürdig werden will. Der Sprecher dieser Jugend sieht überall die positive Seite des Krieges, er ist ihm Wecker, Sichtbarmacher unsichtbarer Strahlen, Förderer der Liebe nicht nur zwischen den Volksgenossen, sondern für die Zukunft auch unter den Nationen, er ist ihm Gewitter und Zuchtrute, Reiniger und Durchglüher und so allein wollen und dürfen wir zur Zeit den Krieg ansehen und erleben. Kein Daheimgebliebener hat aus der Sehnsucht seiner körperlichen Passivität, aus dem tiefen Drang zu vollstem, innigstem Miterleben heraus dem Vaterlande ein schöneres Geschenk und Opfer dargebracht als Max Scheler mit seinem Kriegsbuche. Es ist das Buch eines Philosophen, aber nicht ein Buch für Philosophen.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verfehlte Friedensbemühungen

Von Georg Gothein, M. d. R.

Der Bund für Organisierung menschlichen Fortschritts gibt in Bern eine zweisprachige Zeitschrift „Die Menschheit", „La voix de l'Humanité" heraus, welche der Herbeiführung einer Verständigung der Kriegführenden dienen soll. Sie hat in den letzten Wochen durch bekannte politische Persönlichkeiten, namentlich von Anhängern der pazifistischen Bewegung die Fragen beantworten lassen: „Gilt es, den wechselseitigen Völkerhaß zu bekämpfen?" und „Ist es zulässig, daß der künftige Friede die Annexion irgend eines Landes gegen den Willen seiner Bewohner sanktioniere?"

Erstere wird im deutschen Teil der Zeitschrift gestellt; die Antworten stammen von Deutschen und Schweizern. Man kann mit lebhafter Befriedigung konstatieren, daß sie ohne Ausnahme sich mit Energie gegen den Völkerhaß wenden; nicht nur aus moralischen oder religiösen Gründen, sondern zum Teil auch aus sehr praktischen wirtschaftlichen Erwägungen, so u. a. die Sekretärin des Bundes „Neues Vaterland", Frau Lilli Jannasoh.

Einen um so weniger erfreulichen Eindruck machen die Antworten auf die im französischen Teil der Zeitschrift gestellte zweite Frage. Sie rühren ganz überwiegend von Franzosen, einige wenige von Schweizern her. Deutsche scheinen mit Ausnahme Eduard Bernsteins und Vogtherrs zu ihrer Beantwortung nicht aufgefordert worden zu sein; wenigstens sind in den mir vorliegenden Nummern 26—39 nur diese enthalten. Die Herausgeber scheinen selbst recht wenig Freude an den Antworten zu haben, denn schon in Nr. 27 verwahren sie sich dagegen, für deren Inhalt irgendwie verantwortlich gemacht zu werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als Erster figuriert der frühere Senator Alfred Raquet-Paris, seiner politischen Richtung nach Sozialdemokrat. Natürlich verneint er die gestellte Frage kategorisch und mit guten Gründen. Aber er macht eine Ausnahme — Elsaß und Lothringen; „denn die haben nach ihm niemals aufgehört, französisch zu sein. Sie bleiben es und brauchen deshalb nicht befragt zu werden. Sie zu befragen, hieße einer verbrecherischen Tat das Recht zu erkennen, juristische Folgen zu zeitigen. Man würde an dem Verbrechen mitschuldig werden, indem man es amnestierte."

Daneben erklärt der frühere Senator, daß die Franzosen das Recht und die Pflicht hätten, die Schleifung aller deutschen Festungen auf dem linken Rheinufer zu verlangen. Stillschweigend setzt er voraus, daß die französischen armiert bleiben.

Auf denselben Ton ist die Antwort des Professors an der Pariser Universität Charles Gide gestimmt. Ihm genügt es, daß offiziell erklärt ist, daß Elsaß-Lothringen eine Ausnahme vom Prinzip mache, weil es sich dabei nicht um eine „Annexion", sondern um eine „Restitution" handle. Ludwig XIV. nannte so etwas „reunions" Wiedervereinigung, obgleich das Elsaß niemals vorher mit Frankreich vereinigt gewesen war. Gide fügt hinzu, daß man den Begriff der Restitution „auch auf Schleswig-Holstein und vielleicht auch noch auf andere Provinzen anwenden müsse." Im Uebrigen verkennt er keineswegs die Schwierigkeiten einer Abstimmung der Bevölkerung über die von ihr gewünschte Staatszugehörigkeit.

„Wann soll sie stattfinden? Vor der Annexion, wenn die Bevölkerung noch unter der Hand des Feindes ist, oder nach ihr, wenn sie in die Hände der Sieger übergegangen ist? Und wer soll abstimmen dürfen? Wie soll es gemacht werden, wo Unterdrückte und Unterdrücker sich gemischt finden? Wie soll die Abstimmung organisiert werden, wo die Bevölkerung niemals eine Wahlurne gesehen hat?"

Da ist der Professor der Geschichte an der Universität Clermont-Ferrand, Herr Desdevises du Dezert weniger ängstlich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 08:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er zitiert zunächst einen Satz aus „Groß-Deutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950" von Thormann-Berlin.

„Die deutsche Flagge wird über 86 Millionen Deutschen wehen und diese werden ein von 130 Millionen Europäern bewohntes Gebiet beherrschen. In diesem großen Gebiet werden allein die Deutschen die politischen Rechte ausüben; sie allein werden in Heer und Flotte dienen; sie allein Land erwerben dürfen. Sie werden wie im Mittelalter im Herrenvolk sein, das einfach bestimmt, welche untergeordneten Arbeiten von den ihrer Herrschaft unterworfenen Völkern verrichtet werden."

Ich weiß nicht, ob es überhaupt diesen Herrn Thormann gibt und wenn, ob er so etwas geschrieben hat. Wenn ja, wäre es dringend notwendig, ihn ärztlich untersuchen zu lassen. Aber jedenfalls ist es von Professor Desdevises du Dezert mehr als naiv, eine solche Aeußerung eines völlig unbekannten Skribenten als die politischen Absichten des deutschen Volkes auszugeben, das deshalb „im Interesse des Weltfriedens entwaffnet werden müsse."

Herr Desdevises stellt sich damit wirklich auf das geistige und politische Niveau des Herrn Thormann.

Er fährt dann fort:

„Nehmen wir an, daß Deutschland genötigt werde, Posen abzutreten, um Polen zu vergrößern, Schleswig an Dänemark zurück zu geben und Elsaß-Lothringen an Frankreich. Die Volksabstimung wird in diesen drei Fällen nicht zulässig sein, weil die Wünsche dieser drei Länder Allen völlig bekannt sind. Man wird kein Unrecht tun, wenn man sie Deutschland wegnimmt, wie man dem Diebe nicht Unrecht tut, wenn man ihn zwingt, die gestohlenen Sachen herauszugeben."

Wenn Oesterreich seine polnischen, rumänischen, serbischen und italienischen Provinzen verliert, wenn selbst Böhmen, Mähren und Kroatien sich dem Joch der österreichischen Bureaukratie und der madjarischen Aristokratie entziehen, wer wird über Beraubung und Ungerechtigkeit schreien können? Diesen Ländern würde die Volksabstimmung zu empfehlen sein."

Nun die Wünsche Schleswigs sind uns ebenso bekannt, wie die Posens. Wäre noch der geringste Zweifel, so wäre er durch die Begeisterung gelöst worden, mit dem sich unsere Polen in diesem Kampf auf die Seite Deutschlands gegen Rußland gestellt haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ueber die Elsaß-Lothringens hat der auf Grund des besten Wahlrechts gewählte Landtag soeben eine eindrucksvolle Kundgebung erlassen, die Professor Desdevises die nötige Aufklärung verschaffen könnte, wenn sein derzeitiger Zustand ihn für eine solche fähig machte.

Die Antwort Romain Rolland's des Verfassers von Jean Christophe ist ein begeistertes Bekenntnis zu dem Recht der Völker und aller unterdrückten Nationalitäten, Klassen und Rassen, über sich selbst zu entscheiden. „Wer dieses Recht verletzt, sei von Allen als Feind angesehen." Wenn Rolland sich dabei energisch gegen Lasson wendet, so kann ihm darin nur voll beigestimmt werden. Aber Rolland ist Schweizer; wenigstens wohnt er in Genf.

Fernand Mazade, Autor des „Cortegé des dieux" verneint auch die gestellte Frage, aber „nur für die Länder, die nicht Länder der Barbarei und der Gewalt sind, deren Einwohner zerstörungswütig, blutdürstig sind und Sitten haben, welche nicht für zivilisierte Völker gefährlich sind". Er knüpft daran die Frage: „Haben die Hunnen, die Vandalen, die Caraiben das Recht auf eine Herrschaft? Verdienen sie eine Souveränität? Ist es zulässig, daß das Eigentum des Verräters, des Brandstifters, des Mörders und des Diebes konfisziert werde?"

Die Landsleute des Herrn Mazade werden kaum im Zweifel sein, auf wen sich diese Ausdrücke beziehen sollen.

Wesentlich gebildeter drückt sich der Professor Georges Renard vom Collége de France aus; er verkennt nicht Schwierigkeiten, die sich ergeben, wo verschiedene Nationalitäten mit auseinander gehenden Wünschen vermischt wohnen. Aber „wo solche Mischbevölkerung wie in Elsaß-Lothringen, Schleswig, den polnischen Landesteilen Preußens durch die mehr oder minder erzwungene Abwanderung der ursprünglichen Bewohner und dem gewollt beförderten Zuströmen von Beamten und Einwanderern künstlich entstanden ist, da sollen die Staatsverträge, durch die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solche Provinzen gewaltsam gegen ihren Willen den früher zugehörigen Staaten entrissen worden sind, rein und einfach zerrissen werden". — Also auch er ist de facto gegen das Recht der Bevölkerung der genannten Provinzen, über ihre Staatszugehörigkeit gehört zu werden.

Elie Gounelle, Direktor der Revue „Soziales Christentum" zu Paris tritt prinzipiell auch für die demokratischen und pazifistischen Forderungen des Selbstbestimmungsrechts der Bevölkerung ein; nur erscheint es ihm für „Frankreich unmöglich, Elsaß-Lothringens Bevölkerung erneut zu befragen, als ob 44 Jahre ihr Herz geändert hätten. Aber wenn man sie wirklich früge, wann sollte man die Abstimmung vornehmen? Gleich nach dem Krieg oder 44 Jahre später? Der siegreiche Staat wird zu seinem Vorteil die Zeit dafür aussuchen. — Wer soll die Abstimmung vorbereiten? Frankreich oder Deutschland? Die siegreiche oder die besiegte Macht? Die Neutralen? Elsaß-Lothringen selbst und allein? Wer garantiert letzterenfalls die freie unbeeinflußte Abstimmung? — Wer soll abstimmen dürfen? Die, die nach 1871 durch den Zwang der Verhältnisse im Lande geblieben sind, oder die, welche aus Patriotismus und Pflichtgefühl ausgewandert sind? Soll man abstimmen lassen die Furchtsamen, die ein halbes Jahrhundert der Annexion unter das Joch gebeugt hat. Man müßte vor Allem die ins Elsaß seit 1871 eingewanderten Deutschen entfernen, die in unsern Augen kein Recht haben, mit über das Geschick des alten elsässischen Landes zu entscheiden. Nach Gounelles Ansicht würde „ein Jahr französischer Okkupation genügen, um dem Elsaß die Freiheit des Worts, des Gedankens und des Gefühls wieder zu geben. Aber werden die Völker sich vor dem unter französischer Herrschaft erfolgten elsässischen Votum beugen?" Gounelle kommt daher zu dem Schluß, daß es „richtiger sei, das Schicksal der Waffen und nicht den pazifistischen Gedanken entscheiden zu lassen, weil es keine Erdenmacht gibt, die zwischen den Kriegführenden richten und ihr Urteil durchzusetzen vermöchte, wenn es der Gruppe der Sieger mißfallen sollte."

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der frühere Abgeordnete Camille Sabatier erklärt: „ob eine Abstimmung stattfinden soll, ist eine Familienangelegenheit zwischen Elsässern und Franzosen, die weder Europa noch das internationale Recht etwas angeht, sondern die ausschließlich durch ein französisches Gesetz zu regeln wäre. Die eingewanderten Deutschen können Deutsche bleiben, wenn sie es wollen und sich den französischen Gesetzen unterwerfen, aber es ist unzulässig, sie über die Zugehörigkeit von Elsaß zu hören; nur die angestammten Elsaß-Lothringer dürfen das."

Den früheren Präfekten von Rankin Scie-Ton-Fa und den Gründer der Liga für moralische Erziehung M. Js. Polako darf man wohl nicht als Franzosen ansprechen. Der Gerechtigkeit halber sei erwähnt, daß sie sich ohne Einschränkung für das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung, d. h. gegen Annexionen aussprechen, die im Widerspruch zum Willen der Einwohner erfolgen.

Die wirklichen Franzosen — das ist das Resultat der Umfrage — wollen ausnahmslos keine Abstimmung der elsaß-lothringischen Bevölkerung über ihre Staatszugehörigkeit zu Deutschland oder Frankreich, im Falle es letzterem gelingen sollte. Elsaß-Lothringen zu erobern. Nahezu Alle verwerfen sie auch für Schleswig, Posen und für die österreichisch-ungarischen Gebiete.

Sie finden damit auch bei französischen Schweizern Zustimmung.

Maurice Milliond, Professor der Sozialwissenschaften an der Universität Lausanne hält die gestellte Frage für unangebracht. „Weil der eine der Kriegführenden, obgleich er den Vertrag, welcher Belgien neutralisierte und durch den er selbst Garant des Vertrages geworden war und obgleich er die Haager Konvention unterzeichnet hatte, Beides mit Füßen getreten hat; weil er es in seinem Interesse fand, wird er sie auch in Zukunft nicht beobachten, wenn er den Sieg davon trägt."

Professor Vetter in Bern schließlich will in allen umstrittenen Landesteilen, also im flämischen wie im wallonischen Belgien, in Elsaß-Lothringen, im polnischen Preußen, im italienischen Trentino wie in Triest, im deutschen wie im rumänischen Siebenbürgen, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bevölkerung Bezirk für Bezirk zu entscheiden lassen, wie sich ihr zukünftiges Schicksal gestalten soll.

* * *

Diese Aeußerungen muten uns Deutsche — angesichts der militärischen Lage — recht seltsam an. Die Franzosen tun, als ob sie Elsaß-Lothringen erobert hätten, als ob Deutschland von den Ententemächten völlig niedergerungen wäre, während sie doch von ersterem nur verschwindend wenige Quadratkilometer besetzt halten, die in keinem Vergleich stehen zu den gewaltigen Strecken der wertvollsten Teile Frankreichs und fast ganz Belgiens, in denen wir so festen Fuß gefaßt haben, daß die von ihnen mit Engländern und Belgiern seit 7 Monaten gebrachten blutigen Opfer uns keinen Schritt zurückgedrängt haben; und im Osten stehen wir tief in Feindesland, kein Russe anders denn als Gefangener auf deutschem Boden. Rund 850 000 Gefangene sind in unsern Händen und wirtschaftlich hat Deutschland eine Widerstandskraft entwickelt, die der militärischen mindestens ebenbürtig ist. Nur infolge einer unerhört wahrheitswidrigen Berichterstattung können die Franzosen sich in den Gedanken wiegen, daß es den Mächten der Triple-Entente gelingen würde, Deutschland Teile seines heutigen Gebietes zu entreißen.

Aber abgesehen davon ist der Gedankengang, der sich aus den Ausführungen dieser „pazifistischen" Kreise widerspiegelt, ein höchst unlogischer und gefährlicher. Zunächst die einseitige Verneinung des historisch Gewordenen und der tatsächlichen Macht- und Besitzverhältnisse. Schließlich sind doch alle heutigen Staatswesen mehr oder minder auf kriegerischem Wege und durch die kriegerischen Ergebnisse festlegende Friedensschlüsse entstanden, ohne daß die Bevölkerung über ihre Staatszugehörigkeit befragt worden wäre. Selbst die Bevölkerung von Antwerpen ist nur gezwungen an Belgien gekommen. Das ist gewiß ethisch nicht zu rechtfertigen und ich vertrete durchaus die pazifistische Forderung, eine Bevölkerung nicht gegen ihren Willen einem andern Staatswesen anzugliedern. Aber auch wer — wie ich — dem Ideal des nationalen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staates anhängt, kann nicht die Augen davor verschließen, daß die Staatswesen nicht ausschließlich nach der Sprachzugehörigkeit gebildet werden können. Für Grenzschutz, Verwaltungstätigkeit, Verkehrs- und Zollwesen braucht ein Staat auch natürliche, geographische Grenzen, die sich nicht immer mit denen der Sprachgebiete decken. Pflicht des Staates gegen seine fremdsprachigen Angehörigen ist es, sie in der Pflege ihrer Kulturgüter — in erster Linie der Sprache — nicht zu stören, sondern zu unterstützen. Ich bin der Letzte, der bestreiten würde, daß in Deutschland schwer dagegen gesündigt worden ist, ebenso in Ungarn. Aber es ist die große Errungenschaft dieses Krieges, daß ein solcher Rückfall in nationalistische Unduldsamkeit bei uns und dort unmöglich geworden ist.

Und sind wir denn auf diesem Gebiet allein Sünder? Was hat England den Iren gegenüber, was hat Serbien den bulgarischen Mazedoniern, was vor Allem Rußland den Polen, Ukrainern, Finnen, Deutschen, Juden, Türken gegenüber — ja allen von ihm aufgesogenen Völkern, die nicht Großrussen sind — für Sünden auf dem Gewissen! Da sind die unseren — und ich schätze sie wahrhaftig nicht gering ein — doch Kinderspiel dagegen. Ist es auch nur Einem der französischen oder schweizer Beantworter eingefallen, zu verlangen, daß Polen, Finnen, Rumänen, Ukrainer und Türken in Rußland über ihre Staatszugehörigkeit gehört werden sollen! Und haben nicht die Ersteren viele Jahrhunderte lang ein selbständiges nationales Staatswesen gebildet, das doch auch erst 1830 gegen den Willen des Volkes mit Gewalt seiner Selbständigkeit beraubt worden ist. Mit der Logik, die sie auf Elsaß-Lothringen anwenden, müßten sie zu dem Schluß kommen, der Wille des polnischen Volkes in Russisch-Polen ist durch wiederholte Volksaufstände klar zum Ausdruck gebracht; es bedarf keiner Abstimmung. Das Resultat dieses Krieges muß die Wiederherstellung des selbständigen Königreichs Polen, wie es der Wiener Kongreß beschlossen hatte, aber ohne Personalunion mit Rußland

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein. Nach ihrer Logik müßte Finnland an Schweden, Bessarabien an Rumänien zurückgegeben werden. Warum ziehen die französischen Pazifisten nicht diese Konsequenzen? Nur weil die Kriegspsychose ihr Denken verwirrt hat?

Es ist noch kein Jahr her, daß Sembat, der heut dem französischen Ministerium angehört, ein Buch veröffentlichte, in dem er forderte: „endgültigen Verzicht auf Elsaß-Lothringen, da es ein Irrtum sei, daß seine Bewohner die Wiedervereinigung mit Frankreich wünschten; schon aus wirtschaftlichen Gründen wollten sie zum deutschen Zollgebiet gehören." Für die wahren Friedensfreunde, die die Annäherung Deutschlands und Frankreichs ernsthaft erstrebten, war hüben wie drüben die elsaß-lothringische Frage eine innerdeutsche Angelegenheit.

Wir Deutsche könnten ja damit sehr zufrieden sein, daß selbst die französischen Pazifisten den Elsaß-Lothringern — für den Fall, daß Frankreich Sieger werde — nicht einmal das Recht der Abstimmung über ihre Staatszugehörigkeit zugestehen. Sie müssen dem Resultat dieser Abstimmung doch recht wenig Vertrauen entgegenbringen. Und wie muß diese Haltung auf die Elsaß-Lothringer wirken! Müssen sie sich nicht sagen: Unsere Wünsche, unsere Bedürfnisse sind den Franzosen gleichgültig, ihnen kommt es nicht auf unsere Menschenrechte an, sondern nur auf ihre Revanche, auf einen Machtzuwachs. Nichts könnte geeigneter sein, etwa noch vorhandene französische Sympathien in Elsaß-Lothringen völlig zu ertöten, als daß selbst die Pazifisten unter den Franzosen ihm im Fall der Eroberung nicht das Recht, gehört zu werden, zugestehen wollen. Nichts schlägt dem pazifistischen Gedanken schroffer ins Gesicht, als diese Haltung französischer Pazifisten; nichts ist mehr geeignet, ihn zu diskreditieren.

Und haben sich denn diese Herren gar nicht gesagt, daß ihre Haltung Wasser auf die Mühle der annexionslustigen Parteien in Deutschland sein muß! Das ist die Wirkung der Umfrage, die von deutscher pazifistischer Seite am Lebhaftesten beklagt wird. Herr Professor Broda, dessen ehrlichen Bestrebungen, die Verständigung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und den Frieden zwischen beiden Völkern anzubahnen, ich vollste Anerkennung entgegenbringe, hat mit dieser Umfrage, der von ihm erstrebten Sache, einen schlechten Dienst erwiesen, weil er nicht mit der Kriegspsyche der Franzosen gerechnet hat. Je eher er sie schließt, um so besser, denn sie dient nicht dem Frieden, sondern nur der weiteren Verbitterung. Es ist furchtbar, aber erst das Weißbluten, die totale Erschöpfung wird den Franzosen das Begriffsvermögen für die realen Tatsachen und das Gefühl für Gerechtigkeit auch dem Feind gegenüber wiedergeben.

Briefe aus Kriegstagen

Ausgewählt von Ilse Linden

Anselm Feuerbach

An seine Mutter. (Ungefähr September).

Rom, Sonntag 1870.

. . . . . Du brauchst mir vom Kriegstheater, wie sie es nennen, nichts mehr zu telegraphieren, ich habe absolut kein Interesse mehr dafür, so leid es mir tut. — — Ich selbst arbeite ruhig weiter . . . . —

*

An seine Mutter. Rom, Donnerstag 1870.

Liebe Mutter!

Ich habe heute freie Zeit und will ausführlich schreiben und bitte ich, diesem Briefe Aufmerksamkeit zu schenken. Habe die Güte, mir die Einnahme von Paris umgehend zu telegraphieren, damit ich der erste bin, der die Fahne herausstreckt.

Es geht mir ganz ausgezeichnet, ich sitze, eine Rose vor mir im Wasserglas, in meinen bekannten Zimmern, die so angenehm zum Denken sind. . . . . .

. . . . . .

Und was die Herren Deutschen an mit gesündigt, soll man mir nicht ansehen, sondern ich will meine Stellung, die ich nun einmal hier habe, da mich alle gern sehn, dazu benutzen, ordentlich zu repräsentieren. . . . . .

. . . . . .

Noch zwei Jahre, und ich kann alle meine Ideale hinstellen. Unkrepierte Bomben aufheben, kann nur ein deutscher Professor.

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rom — Sonntag (Dezember 1870).

Liebe Mutter!

. . . . . .

. . . Daß Du eine gemäßigte Lazarettätigkeit fortsetzest, finde ich ganz in der Ordnung, es ist ehrenvoll, und verhindert hilfreiche Tätigkeit die so peinlichen Nebengedanken, an denen unsere Zeit reich ist. Ich weiß es von m. Arbeit, wie heilsam sie ist. Ich habe in letzter Zeit an völligem Lebensüberdruß wahrhaft gelitten und mich oft gefragt, warum ich mir nicht alle sechs Läufe in den Bauch schieße, da man hier trotz des Säbelgerasseis und Sporengeklirres dieses abgeschmackten Italieners der Sicherheit halber abends den Revolver tragen muß. . . . . .

. . . . . Es freut mich Deine angesehene Stellung, es paßt für Dich und hält Dich aufrecht, mich freut es, daß diese Hundenation ihr Teil hat, und es wird die Zeit kommen, wo man einsieht, daß man Franzosen, um anständig leben zu können, gar nicht nötig hat . . . . . .

. . . . . Ich habe Hoffnung für die Größe Deutschlands, eine Nation, wo Bücher über den linken Ellenbogen eines Heuschrecken geschrieben werden, muß Hoffnung haben. Der gute Joachim hat lange genug Bachsche Fugen gekratzt, jetzt kann er getrost auskratzen — usw. usw. —

*

Rom, 5. Februar 1871.

. . . . . Sprich mir nicht mehr von der Größe unserer Zeit, noch vom neuen Leben zu mir, der ich seit zwanzig Jahren neues Leben gebracht habe. Wir sind in Rom und nicht in der Providenzkirche. Die Größe der Zeit: im Frieden Kotillon, im Krieg Lazarett. Die Ungebildeten spielen Meyerbeer, die Gebildeten Bach, daß die Katzen vom Dache fallen. Ich bin ärgerlich und müde.

*

J. V. v. Scheffel

An Emma Heim.

Karlsruhe, 5. August 1870.

. . . . . Nach der Kriegserklärung war hier große Verblüffung. Dann Besorgnis plötzlicher Ueberrumpelung. Alle Häuser verproviantierten sich. Schon am 17. waren meine beiden Diener einberufen und ich mit dem lahmen Carl ganz allein. Dann war alles still, aber Nacht um Nacht hörte der Pfiff der Lokomotive nicht auf und große Truppenzüge eilten in die Pfalz . . . .

. . . . . Im Hause habe ich gottlob eine tüchtige Haushälterin und eine gute Kindsfrau. Diese beiden alten Weiber bilden die Garnison.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mir sind so viel Aufgaben des ordinären Lebens zugewiesen, zugleich so bittere Creditlosigkeit und Geldmangel, daß ich keine Stimmung der Kriegsbegeisterung und Siegesfreude ermögliche; ich nehme den Tag wie Gott ihn gibt. Im Gartenhaus ist Strohlager für Einquartierte, in den oberen schönen Zimmern sind Betten für Blessierte . . . . . .

*

An Emma Heim.

Karlsruhe, 16. September 1870.

. . . . . Hier außen hat man bald kein Recht mehr zu existieren, wenn man nicht Soldat oder Arzt oder Lazarettgehilfe ist. Das Denken und Sprechen der Menschen ist: Schlacht, Blessierte, Gefangene, Transporte, Paris erobern, Straßburg kapitulieren sehen usw. In der Nähe Straßburgs versammeln sich die Neugierigen mit Operngucken, als ob die Beschießung einer deutschen Stadt und die Iffezheimer Sportrennen von ehedem das gleiche Schauspiel wären . . . . . Da ich kein Freund des unausbleiblichen Soldatenstaates bin, freut mich selbst der riesige Erfolg und die todesverachtende Bravour unserer Heere nur mäßig (!) . . . . . .

*

An Emma Heim.

Karlsruhe, 7. Januar 1871.

. . . . . Hier wird den Frauen immer neue Arbeit angesonnen; es ist aber auch herzzerreißend, die armen Blessierten mit erfrorenen Füßen weinend vor Kälte ankommen zu sehen . . . . . .

. . . . Bei mir geht es leidlich, aber die ordinären Aufgaben und Sorgen des Tages lähmen die Schwingen des Geistes. . . . . .

*

An Emma Heim.

Karlsruhe, 19. Februar 1871.

. . . . . Hier ist noch immer Krieg und Kriegsbeendigung das Gespräch des Menschen. Jetzt sind sie ganz illuminationswütig und werden vor den zurückkehrenden „Helden" alleruntertänigst in Bewunderung ersterben. Die Damen ersetzen durch einen glänzenden gewaltig ausgestatteten Bazar für die Verwundeten die sonst üblichen Winterunterhaltungen. Ich fühle mich — trotz aller Siege und Erfolge — oft eher in einer gedrückten als gehobenen Stimmung . . . . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Josef Joachim

An seine Frau.

Salzburg, 22. Juli 1870.

. . . . . Mir ist's bei aller Schönheit Salzburgs doch gar hart, nicht in Berlin zu sein in dieser gewaltigen Zeit. Viel mehr werdet Ihr zwar auch nicht erfahren, aber man will doch mit Gleichgesinnten leben! Die Thronrede des Königs kenne ich schon seit mehreren Tagen; man muß den braven alten Herrn doch lieb haben. Er tut seine Schuldigkeit gehörig und ohne Prunk. Aengstigen tue ich mich vorläufig für die 3 preußischen Panzerschiffe, die in der Nordsee irgendwo herumschwimmen müssen . . . . . .

*

An Ernst Rudorff.

Salzburg, 15. August 1870.

. . . . . Mir ist der Gedanke tröstlich, daß Preußens Kraft es erlaubt, unter seinem Schutze die Kunst auch während des Krieges zu pflegen . . . . . .

*

An seine Frau.

London, 17. Februar 1870.

. . . . . Hier hat man Gelegenheit genug, sich als Anhänger Bismarcks zu ärgern — sie werden's schon mit der Zeit lernen müssen, sich an seine und an Deutschlands Größe zu gewöhnen. Es ist schließlich doch nur Neid, daß wir es wagen, ohne Erlaubnis von Alliierten auf unsere Faust zu einer imponierenden Stellung anzuwachsen. Vor Moltkes unfehlbarem Handwerk mit seinen Erfolgen haben sie Respekt; aber nun sollten wir hübsch bescheiden vor Paris umkehren, um das Gefühl des Franzosen zu schonen! Hol' sie der Guckguck mit ihrem Gewäsch!!

*

Hoffmann von Fallersleben

An Th. Ebeling in Hamburg.

Schloß Corvey, 12. August 1870.

. . . . . Erfreulicher wäre mir dagegen, wenn jetzt endlich einmal mein Lied „Deutschland, Deutschland über alles" zu allgemeiner Geltung gelangte, also das würde, was es jetzt endlich sein kann, ein Lied für ganz Deutschland! . . . . Die Arndtsche Singgeographie hat ja nun endlich ihren Kreislauf vollendet, auch das Oesterreich, an Ehren und an Siegen reich — ging!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wissen Sie auch, was die Franzosen darüber denken? In der Militärdebatte im Dezember 1867 zitierte der Deputierte Liégeard mein Lied und behauptete, eine Nation, die ein solches Lied singen könne, zeige einen „Mangel an Bescheidenheit." Ach! wären wir den Franzosen gegenüber doch nur immer unbescheiden gewesen!

Die Haydnsche Melodie ist nicht übertroffen worden, und das ist mir lieb: es muß Eine Melodie von einem Ende Deutschlands bis zum andern gesungen werden, nämlich vom Volke . . . . . .

*

Hans von Bülow

An Eugen Spitzweg.

Berlin, 28. Juli 1870.

„Es kommt Einem jetzt jeder Privatverkehr inopportun vor: Die individuelle Existenz hat zur Zeit quasi keine Berechtigung. Schreiben ist auch eine Art Parlamentarismus und welche Zunge, welche Hand darf jetzt noch ihr Unwesen treiben? —"

*

An Frau Jessie Laussot.

28. Juli 1870.

„O Frankreich — Du neues Spanien! Wirst vom ersten Violinpult an's letzte Bratschenpult gesetzt — was sage ich — übernimmst den Triangelpart in einer Mozart'schen Symphonie! . . . . . .

. . . . . Mein politisches Glaubensbekenntnis: „Vom „Standpunkte" der Kulturgeschichte kann ich mich nur innigst freuen über das bevorstehende Ende des — demi-monde. . . . . .

Die Tüchtigkeit der preußischen Organisation ist bewundernswert. Wenn sie nur anständigere Volkshymnen hätten! Ihr „Heil Dir im Siegerkranz", d. h. god save the Queen (mother) — dieser kosmopolitische Nationalgesang — die Schweiz brüllt auf gleiche Töne „Heil Dir Helvetia" — und das weißbierduftige „Ich bin ein Preuße", endlich der überaus populäre Pariser Einzugsmarsch — als dessen ungenannten Verfasser sie die Stirn haben, Beethoven zu nennen — martyrisieren meine Ohren entsetzlich. Von letzterem behaupte ich, daß es der Urcancan ist, und daß somit die Gallier auch diese Errungenschaft der „Neuzeitkunst" den Deutschen zu verdanken haben. — Sehr beängstigt werde ich durch die widersprechenden Nachrichten über Italiens Neutralität. Ich hätte Lust, in eine Armee einzutreten, die gleichmäßig gegen alle Friedensstörer rechts und links einhiebe. —"

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An Frau Jessie Laussot.

Berlin, 1. August 1870.

„Sie haben unrecht, mich für antideutsch zu halten. Theoretisch bin ich sehr vaterländisch — praktisch möchte ich es zu sein nicht genötigt werden. . . . .

Wissen Sie — nun Sie sehen es, daß mich die Hitze vollständig kretinisiert. Ich vermag weder zu denken noch meine Gedankenlosigkeit verständlich zu Papier zu bringen. Vielleicht ist's auch die Folge des übermäßigen Zeitungsgenusses — aber wie soll man der Versuchung widerstehen, jedes Extrablatt zu kaufen? Nicht ungestraft flaniert man im Narrenhause." —

*

An Eugen Spitzweg.

August 1870.

„Ja, ja: Blut und Eisen hilft allein zum Werke; Bier und Druckerschwärze konnten's nicht. — Welcher Loge unser Bismarck! Daß Preußen, nachdem es im 66 sein Spieltalent bewiesen, auch im 30 et 40 Glück haben würde, unterlag ebenfalls keinem Zweifel. Seit Nikolsburg wurde das Stück ja ununterbrochen vorbereitet; Machiavell . . . . . siehe Preußen." . . . . . .

*

Detlev von Liliencron

3. août 1870.

. . . . . Ich komme soeben von einem Requisitions-Commando zurück; etwas Schreckliches. Witwen umklammern Kniee; das letzte Heu, die letzte Kuh wird genommen; Kinder heulen; der gemeine Soldat wird zum Tier; zuletzt dumpfe Verzweiflung oder, wie ich es schon erlebt, ein Wutausbruch mit Zerschmeißen und Zerreißen von Allem, was noch im Hause ist. Dies, l. guter Louis, sind die Hauptzüge einer Requirierung. Mais c'est la guerre! . . . . . Dieses enorme Lügengewebe, in dem Talikao Paris umgarnt hält! Ist es denkbar, daß so etwas noch passieren kann in unserer Zeit! — Lieber, Guter, alle poetischen, ich möchte fast sagen, alle menschlichen Gefühle schweigen, — und doch noch zuweilen in stiller Nacht, d. h. bis jetzt bei Regen und Sturm, wenn wir auf unserem Strohlager liegen, „dann denk' ich an mein fernes Lieb" usw.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die „Schmachtenden" im Görzischen

Von A. Mailly

Es ist geradezu unglaublich, was für eine Vorstellung über die Bevölkerungsverhältnisse nach Nationen im Küstenland im allgemeinen herrschen. Der wurmende Irredentismus hat es verstanden, im Laufe der letzten Jahre, besonders in italienischen, französischen und englischen Tagesblättern zu verbreiten, daß ganz Küstenland von einer rein italienischen Bevölkerung bewohnt wird und nicht genug an dem, als ein Volk zu bezeichnen, daß irredentistisch fühlt und „nach einer Erlösung schmachtet", wie gewisse politische Poeten mit Vorliebe betonen. Daß sich die Dinge so verhalten, glaubt man größtenteils im Auslande.

Da ich jahrzehntelang im Küstenlande gelebt habe, genau die Triester- und Istrianerverhältnisse, sowie die Gesinnung der Bevölkerung auch genau kenne, finde ich es als Pflicht, über die Nationalitätenverhältnisse, sowie über ihr „Schmachten" aufzuklären.

Vor allem sei betont, daß der sogenannte Irredentismus nur in Triest und in einigen istrianischen Küstenstädten von zumeist halbwüchsigen Burschen und von wenigen Propagandaemissären unterhalten wird. Der Triestiner ist Kaufmann, hat noch etwas Ererbtes von jenem Kosmopolitismus, der in allen Freihäfen zu finden ist und besitzt natürlich die Rasseneigentümlichkeit des Romanen, daß er leicht zu Temperament kommt, im Augenblicke sich für alles in Begeisterung entflammt und schließlich zur Ueberlegung seines zu jähen Urteiles und einer überflüssigen Begeisterung kommt. Denn der Triester ist von Haus aus intelligent und besitzt einen sehr gesunden Sinn. Ist er einmal in Jahren, dann heiratet er und wird ein lieber und sorgender Familienvater, dem seine Familie und sein Geschäft wohl der einzige Ideenkreis ist. Aehnlich steht es in den anderen Küstenstädten. So kommt es auch, daß der berühmte Irredentismus zumeist die Jugend beherrscht. Den Demonstrationsmob rechnet man nicht hinzu, da man ihn für alle denkbaren Parteien gewinnen kann. Das hat sich speziell in Triest wiederholt gezeigt.

In Görz-Gradiska weiß man kaum etwas vom Irredentismus. Es existiert wohl eine nationale Sympathie für den Regno, aber der Görzer ist österreichischer Patriot von jeher gewesen. Er ist sogar stolz ein solcher zu sein. Selbst die Grenzbevölkerung ist patriotisch gestimmt und ich kann mich gut erinnern, daß in der Gegend von Brazzano und Cormons wiederholt politische Raufereien zwischen Oesterreichern und Italienern stattgefunden haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anwesend einheimische Bevölkerung nach den Umgangssprachen (1910).

Länder	Deutsch	Böhm.-Mähr.-Slovakisch	Polnisch	Ruthenisch	Slovenisch	Serbisch-Kroatisch	Italienisch	Rumänisch	Magyarisch	Zusammen
Triest . .	11 856	565	157	33	56 916	2 403	118 959	11	13	190 313
Görz und Gradiska	4 486	317	105	103	154 564	186	90 119	7	6	249 893
Istrien . .	12 735	1 807	255	43	55 134	168 184	147 417	883	5	386 463

(NB. Getreue Abschrift aus dem Stat. Handbuch der Zentralkommission 1914.)

Die Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik nach Nationen im Küstenlande*) beweisen im übrigen, daß die Italiener im Verhältnisse zu den Slaven in Minderheit sind. Dabei ist zu bemerken, daß die Italiener der Grafschaft Görz und Gradiska größtenteils Friauler (Furlaner) sind und selbst die in der Stadt Görz lebenden Italiener einen Dialekt und kaum zur Not das reine Italienisch beherrschen, ein Umstand, der übrigens in der stockitalienischen Stadt Triest ja auch zur Geltung kommt.

In Görz und Gradiska leben über 154 000 Slaven und kaum 90 000 Italiener (eigentlich Friauler). Die slavische Nation beherrscht das ganze Gebiet ober Görz, dann den Osten der Stadt, zum Teil Görz selbst und bis hinunter in der Luftlinie nach Duino. In Görz und südwestlich der Stadt leben die Friauler, ein Landvolk, das das sogenannte „Schmachten" D'Annuncios kaum je kennen dürfte. Wer diese Leute genau studiert hat, muß über die poetischen politischen Ergüsse der Irredenta geradezu lachen.

Es bleiben mithin nur noch die Slaven (Slovenen) übrig, die das ganze Grenzgebiet bis hinunter in Brazzano beherrschen. Die Slovenen sind bekanntlich wackere Oesterreicher und es ist daher eine alberne Phrase der Irre-

*) „Oesterr. statist. Handbuch" XXXII. Jahrh. K. K. statist. Zentralkommission (Wien 1914).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denta, von vitalsten nationalen Interessen in der Grafschaft Görz zu sprechen, in einem Lande, wo es — streng genommen — keine echten Italiener gibt und wo ein biederes Volk lebt, das österreichisch fühlt und handelt. Ganz dieselben Gefühle kann man den Friaulern in der „Basse" nachsagen. Und wer anderer Meinung ist, der kennt eben nicht die Verhältnisse in der Grafschaft Görz und Gradiska. Dasselbe gilt für das Triester Territorialgebiet und für das Innere von Istrien.

Märchen lassen sich leicht konstruieren, besonders seitens einer Weltpresse, die von London — und nicht von Rom aus geleitet wird ...

Morgen nach dem Marsch

Rasch Feuer jetzt! Wo Feuer ist, ist Heimat!
Es braucht kein Zelt, nur dürres Holz, das brennt.
Und dicht heran, der Funke springt ins Herz,
Springt ohne Sprungbrett, der lebendige Funke.

Wo kam das her, da dient uns ja ein Kind,
Braune Zigeunerin, im Winter nackt,
Und schön im Schmutz, kaum fünfzehn Jahre alt.
Doch daß sie Weib ist, plaudert frech ihr Auge
Und plaudert laut. Die knabenhafte Brust
Reckt ihren Dorn dem lieben Feuer zu.
Sie bringt uns Schnaps, doch heißern Trunk zu reichen
Ist sehr bereit und überrot ihr Mund.

Die Leute sehens wohl und schaun vorüber.
Krieg war ein Spiel einst, heißts, und lasterlachend!
Nein, Krieg ist Christenpflicht, Befehl und Opfer!
Krieg ist das ernste Herz nach letzter Beichte.
Sie buhlen nicht, die Männer, mit dem Krieg.

Berthold Viertel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schöne Frühlingsnacht

So demutvoll sah ich die Nacht noch nie,
von Glanz und Frieden mild umschlossen,
in gleichgestimmter Harmonie.

Des Lebens frische Quellen flossen
in unruhvollem Wechselgang,
den lauen Wind als wandernden Genossen.

Bis alle Welt, wie Lob und Dank,
trotz Blut und Glut verflammter Stunden,
in rauschenden Akkorden sang.

Da löste sich, was trüb gebunden
und tags in herben Fesseln schrie
und hat sich endlich heimgefunden.

Und wurde Sinn und Melodie,
trotzdem mit dumpfen Paukentönen
in Ferne eine Schlacht aufschrie ...

Man Barthel, Musketier

Die strategische Bedeutung der Schweiz

Die strategische Bedeutung der Alpenländer hat in der Kriegsgeschichte wiederholt eine starke Rolle gespielt.

Diese ungeheuren Gebirgszitadellen flankieren die längs ihrer Flüsse vordringenden Operationen und unterbrechen eine direkte Verbindung. Wem ihr Besitz gesichert ist, dem geben sie Anlehnung der Flanken; wem dieser Besitz nicht angehört, den nötigen sie gegebenenfalls zu umständlicher Deckung, sowie zur Zersplitterung der Kraft. Das letzte große Beispiel gab Napoleon:

Er versammelt 1800 ein Heer von 40 000 Mann bei Dijon, marschiert durch die Schweiz, steigt über den großen St. Bernhard in Melas Rücken und gewinnt durch eine einzige Schlacht (Marengo) alles wieder zurück, was ein ganzer schlachtenreicher Feldzug genommen hatte.

Wenn unsere Gegner jetzt die Neutralität der Schweiz respektieren, geschieht dies nur deshalb, weil die Eroberung dieses Landes mit ungeheueren Schwierigkeiten verknüpft ist. Die Schweiz hat sich darauf auch immer vorbereitet und enorm viel getan, um sich im Notfall mit Waffengewalt durchsetzen zu können.

Das Territorium der Eidgenossenschaft besteht aus den Alpen, dem Jura und der Schweizer Hochebene. Die Alpen, die den größten Teil einnehmen, sind nur von wenigen fahr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

baren Straßen durchzogen, sie sind äußerst arm an Hilfsquellen jedweder Art, bieten dem Marsch, der Unterkunft und Verpflegung, die einzig auf den Nachschub angewiesen ist, die größten Schwierigkeiten, sie beengen ferner die Freiheit der strategischen Bewegungen, gestatten nirgendwo die Entwicklung größerer Massen. Der Jura ist im großen und ganzen ein rauhes, ausgenommen seine niedrigen westlichen Ketten, wenig bevölkertes und auch dort, wo die Ortschaften dichter gesät sind, wie im Birs-Tale usw., armes Mittelgebirge, das sich ebenfalls für die Verwendung größerer Heereskörper wenig eignet. Doch ist der Jura aus dem Rhonetal zu umgehen. Die schweizerische Hochebene aber stellt einen Landstrich zwischen dem Genfer- und dem Bodensee dar, der westlich und nördlich durch den Jura, den Rhein und den Bodensee, südlich und südöstlich indessen durch den Genfer See und die Zentralalpen begrenzt wird.

Ein Gebirgsland wie die Schweiz kann mit geringen Kräften gegen große Uebermacht erfolgreich verteidigt werden. Ich gehe wohl nicht fehl mit der Annahme, daß die Kräfte des Angreifers zu denen des Verteidigers sich wie 3:1 verhalten. Die Vorteile des letzteren liegen überwiegend in der ungeheueren Stärke der modernen Defensive, in der leichteren Bewegung, sowie in der bequemeren Verpflegung. Freilich, es muß die Verteidigung sich als Defensiv-Offensive darstellen, die im richtigen Augenblick von der einen Methode des Kämpfens zu der anderen übergeht. Sie ist, wie wir ja bereits in dem gegenwärtigen Kriege gesehen haben, eine sehr wirksame Form, während die reine Defensive fast immer unterliegt. Einzelnen Positionen wohnt eine dermaßen große Verteidigungskraft inne, daß Unternehmungen des Gegners an ihnen völlig ins Stocken geraten können. Hohe Aussichtspunkte bieten den Schweizern außerdem Gelegenheit, bequemen Einblick in die Marschkolonnen des Feindes zu gewinnen. Ueberdies ist der Nachteil höchst belangreich, den der Angreifer mit der Hindurchführung seiner rückwärtigen Verbindungen durch das Gebirge in den Kauf nehmen müßte. Wichtige Abschnitte, viele Punkte an den rückwärtigen Verbindungen, hätte der Angreifer immer besetzt zu halten, Trains sind dauernd zu schützen, Kavallerie ist wenig oder gar nicht verwendbar. Auch würden das rauhe Gebirgsklima sowie der Mangel an Unterkünften hohe Krankenziffern bringen.

Die Befestigungen aber, die die Schweiz angelegt hat, gewähren dem eigenen Heere Rückhalt, sie unterstützen unmittelbar die Operationen, vermögen im Rücken des offensiv vordringenden Gegners zu wirken, bieten weiterhin Schutz gegen Verfolgung. Selbst wenn die schweizerische Armee sich nach dem Gotthard zurückgezogen hat, bestehen für sie noch allerlei Möglichkeiten zu erfolgreichen Manövern. Was den Gotthard angeht, so ist dieser Punkt zu einem ganz selbständigen Verteidigungsabschnitt gemacht worden. Es besteht dort ein Bollwerk, das nach ganz modernen Gesichtspunkten eingerichtet ward. Alle an dem Bergstocke unmittelbar einmündende Wege sind durch starke selbständige Werke gesperrt. Unter dem Schutze dieses befestigten Raumes, der dem Angreifer nirgends die Entwicklung von Uebermacht gestattet, vermag die schweizerische Armee kräftige, überraschende und täuschende Ausfälle gegen den Feind zu bewerkstelligen, der dadurch in seinen Operationen unsicher gemacht, gelähmt, gehemmt und endlich vermittelst einer allge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meinen Offensive zum Rückzuge gebracht werden könnte.

Kurzum: es würde ohne Zweifel sehr viel Zeit, Kraft und Geschicklichkeit dazu gehören, sich zum Herrn des schweizerischen Gebirgslandes zu machen. Und würden die heutigen Schweizer nicht für ihre Freiheit fechten wie ihre Altvordern bei Sempach und bei Murten? Walter Achilles Korn

Die Nationalisierung des Kredits

Nur wenige haben bisher den Kredit als nationales Instrument begriffen. Die meisten sahen in ihm einen Jäger nach dem Zwischengewinn, ein Mittel der egoistischen Bereicherung. Während gegen alle Weltumfassungsdogmen die Nationen ihre Eigenart, ihre Volksabgrenzung, immer schärfer betonten, glaubte man noch an eine internationale Mission des Kredits und machte grundsätzlich keinen Unterschied zwischen der heimischen Anlage und der Unterbringung in der Fremde. Man sah lediglich das Geschäftsfördernde und war gleichgültig gegen die Anforderungen einer Entwicklung, die politisch schon zu einer gewissen Reife gediehen war. Wie die Oberflächlichen noch an die Möglichkeit einer Völkerverbrüderung glaubten, so dichteten die Theoretiker des Weltkredits dem Leihkapital eine universelle Heimat an, eine internationale Verquickung, die nicht gestört werden könnte. Man meinte, das vom Kredit über die ganze Erde getragene materielle Interesse wäre so stark, daß es eine Explosion des Nationalitätengrundsatzes unter allen Umständen verhindern würde. Man überschätzte die amalgamierende Kraft des Kredits. So erlebte man bei Ausbruch des Krieges Enttäuschungen, die nicht selten komisch wirkten. Die Praktiker und Wissenschaftler des Kredits standen vor nationalen Abschließungen, die sie nie für möglich gehalten hatten, sie sahen, daß die Länder sich wirtschaftlich und finanziell auf sich selbst stellten und eine weitere Dehnung ihrer materiellen Ansprüche und Pflichten nur insoweit duldeten, als sie innerhalb der Bündnisse blieb, die aber für die einzelnen Staaten auch nichts anderes waren als eine Betonung ihrer nationalen Existenz. So ist der Kredit gewaltsam in den Kreis nationaler Wünsche zurückgedämmt worden. Das gibt zu denken und legt die Frage nahe, ob man dieses Selbstgenügen, dieses Bevorzugen der Interessen des eigenen Landes, nicht auch nach dem Kriege pflegen soll.

Die Frage ist meines Erachtens unbedingt zu bejahen. Wir wissen heute, daß selbst ein kräftiges Anstemmen gegen die nationale Entwicklung vorläufig den erträumten Internationalismus, den Kuß der ganzen Welt, nicht erwirken wird. Vielleicht wird man dauerhaftere Garantien für den Frieden schaffen, aber mit Ewigkeiten rechnet nur der Idealpolitiker, der mit seiner These von der Güte des Menschen und ihrer harmonisierenden Wirkung über die Eckigkeiten des Lebens luftig und kühn hinwegspringt. Wir Beschwerten glauben nicht an ein passives Duldertum innerhalb der brutalen Aktivität des Menschengewimmels, wir meinen viel mehr, die Nationen haben einen Schutzcharakter und die Völker bilden deshalb Einheiten, weil sie instinktiv die Stärke der Geschlossenheit nach außen empfinden. Ist dem aber so, so hat auch das Materielle die Pflicht, sich in seiner Volksbasis zu verwurzeln und alles, was es in die Fremde unternimmt, mit Rücksicht auf den Boden, dem es entsprossen ist, zu tun. Will sagen, das Leihkapital muß in Zukunft bei seiner internationalen Betätigung von nationalen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grundsätzen beherrscht sein, es muß aus der Wahllosigkeit des Taschenegoismus in ein System bewußter Verteilung zu Gunsten des eigenen Landes überführt werden. Es heißt, nicht nur mit Worten eine Nationalwirtschaft des deutschen Kredits zu betreiben, man muß vielmehr im Einklang mit den nationalpolitischen Wünschen des Landes das Kapital dahin leiten, wo es nicht nur den höchsten Nutzen materieller Art, sondern auch die besten Sicherungen nationaler Art erringen kann. Daß derartige Erfolge möglich sind, wird jeder Volkswirtschaftler leicht an den Mißerfolgen erkennen können, die hoffentlich nur eine vergangene Zeit kennzeichnen. Wohl verstanden wird hier keine einseitige Abschließung gepredigt, ich bin mir der Notwendigkeit eines Ineinanderwirkens der internationalen Kapitalinteressen sehr bewußt, meine aber, man brauche die Gegenseitigkeit nicht zu schädigen, wenn man die Interessen seines Landes bewußt wahrnimmt. Wir haben gesehen, daß das internationale Kapital nur so lange der Nation nützt, als der Friede besteht, im Augenblick einer Kriegskrise dient das Hingegebene den Feinden. Diese Wirkung ist naturgemäß niemals völlig zu vermeiden, aber ein vernünftiges System der Darleihung an das Ausland kann sie hinausschieben und mildern. Obwohl man glaubte, die werbende Macht des Geldes schon allzuhoch eingeschätzt zu haben, hat man seine höchste Kraft noch gar nicht erkannt. Die Dinge, die sich kurz vor dem Kriege abspielten, die nationalwirtschaftlichen Hetzereien der Dreiverbandsländer, waren krampfhafter Art. Es besteht die Möglichkeit, durch eine zielbewußte, großzügige und weitherzige Betonung des Nationalitätsprinzips auf dem Kreditgebiete solche Explosionen zu vermeiden oder sie doch zu völkergeschichtlichen Seltenheiten zu machen. Es ist meines Erachtens an der Zeit, ein derartiges System der Verteilung deutschen Geldes in deutschem Sinne vorzubereiten. Die Organisationskraft ist vorhanden, der Wille zur Unterordnung muß sich haltbar erweisen oder gesetzlich erzwungen werden. Wir sind reich genug, die Bestimmer unserer Wünsche zu spielen. Wir haben kein Recht, mit den Arbeitswerten des Volkes ohne Rücksicht auf das Volk zu verfahren. Je mehr die Nation ihr Erworbenes wenigen Centralen zuführt, um so übersichtlicher werden die Darleihungsmöglichkeiten und um so leichter wird die Verteilung. Erst kommen wir, dann kommen wir nochmals und dann kommen wir immer wieder bis in alle Ewigkeit. Das Goldstück, das nicht, von vaterländischer Absicht gestoßen, in die Welt rollt, ist nicht wert, im Vaterlande erarbeitet zu sein.

Dr. Alfons Goldschmidt

Goethe's Erzählungen

Mit einem höchst gedankenvollen Vorwort von Paul Ernst hat der Verlag Bruno Cassirer in Berlin die „Novellen und Märchen" Goethe's in einem wunderschönen Bande für Freunde seiner Bücher herausgegeben. Paul Ernst erinnert besorgt daran, wie oft Goethes Läßlichkeit von schlechten Dilettanten zum Vorbild oder doch zur Entschuldigung gebraucht wurde. Er sieht die größte Gefahr der deutschen Dichtung in der Neigung zum Dilettantismus, in der Unterschätzung der bewußten formenden Arbeit, in der Ueberschätzung des Persönlichen, Momentanen, des Einfalls, der Stimmung. Damit leuchtet er freilich in eine finstre Ecke unsrer Kunst, und ich kann mir denken, mit was für Gefühlen dieser Verehrer und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pfleger des Willens zur strengen Form die Erzeugnisse unsrer Jüngsten lesen mag, in welchen überall die Zuckungen des Augenblicks herrschen und jede Erinnerung an eine Formüberlieferung mit Fanatismus getilgt wird.

Da indessen diese jüngste Dichtung (man denke an Werfel, Stadler, Trakl) in all ihrer Biderstürmerei Kräfte und Strebungen zeigt, deren Lebendigkeit und Wirkungsmöglichkeit unbestreitbar ist, muß es doch wohl im deutschen Wesen eine ernsthafte Kraft geben, welche dem Formwillen widerstrebt — eine Kraft, nicht bloß eine Trägheit. Wie in Goethe das Zuwarten das krampflose Schwimmen in dem, was die Tage brachten, ebensoviel Kraft als Läßlichkeit bedeutete.

In Goethes Novellen sieht Paul Ernst ein Zeugnis für den Meister Goethe, für den nicht läßlichen, nicht dilettantischen Goethe. Man kann, wenn man von der anderen Seite herkommt, in der geschliffenen Form der Neuen Melusine und andrer Stücke auch lediglich auf ein gelegentliches Spiel schließen, worin Goethe sich mit den Mustern Voltaire, Diderot, auch Wieland zu messen ein Gelüst verspürte und man kann, etwa in der „Novelle", gerade wieder von einem Hinauswachsen des Stoffes über die Form sprechen, von einem auf einengende Formung verzichtenden Staunen vor dem Göttlichen.

So oder so, die Erzählungen Goethes sind jedenfalls eine merkwürdige Sonderwelt und Provinz im Werke Goethes. Mir sind die schönsten von ihnen, vor allem die „Novelle" und das „Märchen", immer wie in einem magischen Lichte erschienen, Spiel mit der Form zu heiligster Verehrung des nicht zu Formenden aufblühend, seltsame, seltene Gegenstücke höchster europäischer Dichtung zu den ähnlich magischen Gebilden der Chinesen, womit ich für mich etwas unendlich Hohes und Feines sagen will.

Aber der Krieg? Aber was sollen wir heute mit Märchen anfangen? Ja ist es wirklich nötig, auch Goethe jenen Verlegerzettel in die Hand zu geben, der uns ernsthaft darüber aufklärt, daß gerade in dieser ernsten Zeit eine solche Lektüre — —. Nein, das bleibe uns erspart. Dies Buch ist nicht zeitgemäß, weil gelegentlich der Krieg darin vorkommt oder weil Goethe ein großer Deutscher war; es ist zeitgemäß und wird es immer sein, weil es eben bessere Bücher nicht gibt. Hermann Hesse

Albert Weisgerber †

Vor der wahllosen Massenhaftigkeit des Kriegstodes scheut man sich fast, von einzelnen zu reden. Denn in der letzten Hingabe an das eine Ziel wurden sie alle sich gleich, und alles Lob, alle Klage, die dem einen gilt, wird fast zum Vorwurf.

Doch soll hier der Name des Leutnants und Kompagnieführers Weisgerber aufgeschrieben werden, der vor Ypern fiel. Ich weiß nicht, was er im Felde geleistet hat und mit welchen Gedanken er im Kriege stand; man hat ihn rasch befördert und er war gewiß in allen Stücken tüchtig; als wir uns kennen lernten, es sind eben zwölf Jahre, steckte er gerade in einer blauen Uniform und er war gerne Soldat gewesen.

Das malende junge München verliert in ihm seine vielleicht schöpferischste Kraft. Wo er kunstpolitisch stand, ist dabei völlig gleichgültig — wenn sein Name auch schließlich programmatisch zu werden begann, seine Kunst war es ganz und gar nicht. Das Theoretische, mit dem er sich gelegentlich quälte, war die Bemühung um die eigene Klärung, nicht die Sucht nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunstgesetzen — gings an die Arbeit, warf er das Buchwissen weg und war nur und durchaus Maler.

Ehe er sich ganz der Farbe hingab, einer blühenden weichen Farbe, zeichnete er um des bürgerlichen Daseins willen, fleißig Karikaturen. Er hatte einen breiten, groben Strich, gefüllte Flächen, einen grotesken Plakatstil — viele von diesen Blättern sind ganz lustig und überraschend. Aber er stöhnte gelegentlich darunter, wenn etwas rasch fertig werden sollte — denn er war im Grunde, bei aller „Flottheit", mit der sich die Werke gaben, ein sehr fleißiger und kritischer Arbeiter. Diese Zeit des Zeichnens mit dem Ziel einer straffen Deutlichkeit blieb jedoch immerdar fruchtbar, auch als er an die großen Staffeleibilder heranging.

Denn bei den Kompositionen, für die ihm gelegentlich religiöse oder mythologische Stoffe dienten, gab er im Ausdruck immer das Letzte, in der Spannung, in der Bewegung. Die Bildkomposition beschäftigte ihn sehr stark, aber nicht als eine Angelegenheit systematischer Flächenlehre, sondern er entwickelte sie von innen her, vom bewegten Menschen und seinem Verhältnis zum Raum. Das Starke, Gesteigerte und Unvergeßliche, das Unmittelbare und nie Stilisierte seiner großen Bilder kommt aus dieser Art an die Dinge heranzugehen.

Eine Zeitlang galt er als einer der begabtesten jüngeren „Impressionisten", dann als ein Vorkämpfer der „Expressionisten." Das Ungenügende aller dieser Schlagworte wird an seinem Werk besonders deutlich. Er ist aus Stucks Klasse hervorgegangen, ein Schüler der Franzosen geworden. Sein erster Pariser Aufenthalt hat geradezu revolutionär bei ihm gewirkt und seine bisherige Art des Arbeitens aufs tiefste erschüttert. Ich war damals mit ihm einige Wochen zusammen und wir liefen gemeinsam zu Durand Ruel, Duret u. s. f., vor die Bilder von Delacroix, Manet, Cézanne. Er war durch alle diese Begegnungen aufs höchste beunruhigt, aber schließlich ist er mehr als einer dieser Eindrücke Herr geworden. Sie gaben ihm Anregung, nicht mehr.

Denn schließlich entwickelte Weisgerber seine Kunst durchaus aus seiner unbefangenen und frischen Persönlichkeit heraus. Die Franzosen gingen in ihm unter, nicht er in ihnen. Die Kraft seiner Empfindung und seiner Phantasie, das Mutige und manchmal Kecke seiner Erfindung, die Ausweitung seiner immer reicheren Farbigkeit — das alles blieb stets durchaus persönlich, nie Schule, nie Schablone, immer eigenwillig mit dem Untergrund eines ernsthaften und soliden Fleißes.

Man denkt an dies halb getane Werk, an dieses frische, blauäugige, liebenswerte Menschentum, das jetzt neben den Ungezählten vernichtet ist. Es fehlt der Mut zur Klage, es bleibt die Wehmut um ein Stück verlorene Hoffnung und gestorbener eigener Jugend. Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Italien!

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Lieber tun als bereuen, als nicht tun und bereuen" sagt Machiavelli und seine Landsleute handeln darnach. Sie werden bereuen und dann werden sie ihren Dante nachschlagen und im 121. Vers des 5. Buchs der Hölle lesen:

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

Italien zeigt sich seiner Großmachtsstellung nicht gewachsen, vergißt blind, undankbar und treulos den Wert der Rückendeckung, die ihm vom Dreibund gewährt wurde und den politischen wie den wirtschaftlichen Aufstieg erleichterte. Italien fing nicht erst im 20. Jahrhundert an zu kokettieren und „Extratouren zu tanzen". La donna è mobile. Dieser Lebenswandel führt zum Fall und zum Verbrechen. Italien setzt Oesterreich den Revolver nicht auf die Brust, sondern auf den Rücken und hatte doch am 7. Dezember 1912 auf dem Altar des Dreibunds Treue bis zum 9. Juli 1920 geschworen, zum Dank für die Selbstverleugnung, mit dem dieser Italiens lybischen Raub geduldet hatte.

Italien war maßlos verwöhnt durch den Zwang, den die Spannung zwischen Deutschland und den Westmächten beiden Teilen auferlegte. Aber auch so ist die Versündigung Italiens an seiner Vergangenheit, Gegenwart und auch an seiner Zukunft unbegreiflich groß. Der Fehler wird grotesk durch die Morgengabe, die Oesterreich auf dem Präsentierteller angeboten hat. Nun macht, verführt durch den Wahn, das Angebot beweise militärische Schwäche, irregeleitet von unfähigen oder gewissenlosen Staatsmännern und berauscht von dem Impressionismus der Phrase,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Italien sein eigenes Grenzgebiet und den geliebten Landstrich, den es friedlich hätte haben können, zum Schauplatz des mörderischen Kriegs.

Man muß das Land so lieben, wie alle Mitarbeiter des „März" es lieben, um unsern ehrlichen Schmerz über die selbstmörderische Politik Italiens zu verstehen. Sie hätten sich den von niemand angetasteten Frieden bewahren und bei staatsmännischer Größe und Kraft den Krieg Europas einem raschen und würdigen Ende entgegenführen können, statt dessen handeln sie wie wütende Kinder! Auch ihre Regie war kindlich, wie Giolitti, dieser einzige Kopf, aufdecken, aber nicht rückgängig machen konnte.

Mitte Mai verkündet die offiziöse „Agenzia Stefani", das Ministerium hat S. M. dem König seine Demission unterbreitet, weil es nicht einmütig in Beziehung auf den Krieg ist. Zur selben Zeit erklären 300 Deputierte und 150 Senatoren dem Kriegsgegner Giolitti ihr Vertrauen und fünf Tage hernach ist das uneinige Ministerium plötzlich kriegseinig, die Zeitungen pfeifen Giolitti aus und lassen, Hand in Hand mit den Sendlingen Englands, Frankreichs, Rußlands und Montenegros die künstlich aufgepeitschte Straße brüllen. Das Parlament verzagt und versagt, der Enkel, des Re galantuomo ist eingeschüchtert, daß, wenn d'Azeglio zu seinem Großvater gesagt hat: „Die Geschichte zählt so wenig Könige, die Ehrenmänner sind, daß es eine schöne Aufgabe wäre, jetzt die Reihe zu beginnen", damit die Pflicht begründet ist, die Reihe fortzusetzen. Povero re, povero popolo, sie sind beide die Verführten und wir fühlen diesen Appell an unser Mitleiden. Die verantwortlichen Schwächlinge sind die starken Männer des Ministeriums, dieses Organs der Verantwortlichkeit.

An dem Mangel eines verantwortlichen Organs hat sich das alte Rom zerrieben. Senatus populusque romanus, Consulu, Tribunen und Triumvirn, kannten kein verantwortliches Ministerium. Dasjenige des Herrn Salandra hat mit einer Leichtfertigkeit gehandelt, die das Gegenteil von Verantwortlichkeits-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gefühl ist. Es hat auf sich, auf die Krone und auf das italienische Volk den Makel höchster Illoyalität geladen. Kein Erfolg kann diese Hinterhältigkeit verwischen und jeder Mißerfolg wird sie im eigenen Land predigen.

Oesterreich-Ungarn und Deutschland sind an dem, was in Italien geschehen muß, unverantwortlich. Das schlechte Gewissen Italiens sprach aus dem Mangel einer Kriegserklärung an Deutschland und die Türkei, zugleich mit der an Oesterreich. Damit ist in täppischer Weise zugegeben, daß kein Grund zum Krieg gegen Deutschland und die Türkei vorliegt; aber auch das ist falsches Spiel und schlechte Bühnenkunst. Denn Italien hat sich am 25. April 1915 und durch einen geheimen Vorvertrag vom 3. April 1914 an England und Frankreich verpflichtet, ihnen Hilfe zu bringen. Also ist Italien rettungslos gezwungen, gegen Deutschland und die Türkei Krieg zu führen und wagt dies nur nicht, vor dem eigenen Volk Wort zu haben.

Italien hat geheime Verträge mit dem Dreiverband und auch der Dreibundsvertrag ist geheim gehalten worden.

In der Geheimheit der Staatsverträge liegt ein besonderer Fluch und Schaden, ein Element der Unsicherheit und der Unehrlichkeit gegen das eigene Volk. Auch Deutschland hätte schon lange wissen müssen, was in dem Dreibundsvertrag steht, vereinbart oder nicht vereinbart ist. Ich habe das längst bedauert und noch im März 1915 den Staatssekretär v. Jagow angefragt, ob er den Vertrag nicht der Budgetkommission mitteilen könne. Er erklärte, es nicht tun zu können. Ich habe die Anregung in der Reichskanzlei jetzt erneuert und hoffe, daß der Vertrag publiziert ist, ehe diese Zeilen gedruckt sind. Ich hoffe noch viel mehr, daß dem künftigen Europa der verwirrende und Mißtrauen und Hinterhalt stiftende Schaden von Geheimverträgen erspart sein wird. Denn die Fehler der Vergangenheit rächen sich grausam und nicht bloß in Italien.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kriegsbereitschaft Italiens

Von Walter Achilles Korn

Gleich nach dem Ausbruch des jetzigen Krieges begann in Italien ein eifriges Kriegsrüsten. Es galt zunächst die Lücken auszufüllen, die aus dem Feldzuge in Lybien entstanden waren. Sie machten sich im höchsten Grade fühlbar. Italiens militärische Kräfte waren überspannt, ja sie sind gewissermaßen aufgebraucht gewesen. Daher geht man wohl nicht in der Annahme fehl, daß es namentlich die Schwächen und Lücken im Heere waren, die Italien von einem früheren Eingreifen in den Weltkrieg abhielten.

Mit der Ernennung des Generals Cardona zum Chef des Generalstabes der Armee an Stelle des verstorbenen Generals Pollio wurden dann die Rüstungen bedeutend gesteigert. Cardona gilt in seinem Heimatlande als ein sehr befähigter Militär, von dem man sich Wunderdinge verspricht. Er ist der Sohn des berühmten Generals Raffaele Cardona, der im Krimkriege Schulter an Schulter mit Franzosen und Briten gegen die Russen gefochten, den Kabylenkrieg mitgemacht und sich den Orden der Ehrenlegion erkämpft hat.

Gegenwärtig ist Italien imstande, 12 Armeekorps zu je 38 000 Mann, 3 Kavallerie-Divisionen, sowie eine Anzahl anderer, außerhalb des Korpsverbandes stehende Truppenkörper aufzustellen. Die Gesamtstärke dieser Formationen beträgt 660 000 Mann.

Hinzu treten als zweite Linie 12 Divisionen und einige selbstständige Truppenverbände, die auf 250 000 Mann zu veranschlagen sind.

In dritter Linie stehen 450 000 Landwehrtruppen bereit.

Ferner kommt der Landsturm in Betracht, der sich aber einer genauen Berechnung entzieht. Ueberhaupt wird man bei der Beurteilung der italienischen Kriegsstärke guttun, anzunehmen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß Italien ein größeres Heer unter die Waffen zu rufen vermag, als dies schlechthin angenommen wird. Die Schätzungen, wie sie in militärischen Handbüchern zu finden sind, haben während des gegenwärtigen Krieges insgesamt Schiffbruch gelitten.

Italien hat augenblicklich bereits den Höchststand seiner Kriegsbereitschaft erreicht: die am 15. Januar einberufenen Rekruten des Jahrganges 95 sind ausgebildet, alle Männer bis zum 39. Jahre stehen unter den Waffen, der Mangel an Kompagnieführern und Subalternoffizieren ist zum Ausgleich gebracht worden. Freilich, ob der große Mangel an Unteroffizieren wirksam behoben werden konnte, bleibt ein Fragezeichen. Auch meinen kundige Thebaner, daß die Disziplin im italienischen Heere nicht die beste sei. Viele Soldaten ziehen mit Widerwillen in den Krieg. Mancher Offizier hält diesen Angriffskrieg für überflüssig, der einen Raubzug darstellt, dem die moralische Basis fehlt.

Die Infanterie gliedert sich in die eigentliche Infanterie, in die Bersaglieri und die Alpini. Letztere sind die Gebirgstruppen des Heeres. Sie bestehen aus 8 Regimentern mit 26 Bataillonen und dürften mit unseren Verbündeten zuerst in Berührung kommen. Die eigentliche Infanterie hat eine Gesamtstärke von 312 Bataillonen (96 Regimenter) aufzuweisen, die Bersaglieri sind in 12 Regimenter gegliedert, von denen das 4. Bataillon eine Radfahrertruppe ist. Die Bersaglieri beziehen ihren Ersatz aus dem ganzen Lande, sie sind eine Kerntruppe. Die Infanterie ist mit dem 6,5 Millimeter-Repetiergewehr Modell 91, System Mannlicher-Cano mit Säbelbajonett ausgerüstet. Die Offiziere führen eine automatische Pistole.

Die Artillerie besteht aus 12 Korps-Artillerie-Regimentern, 24 Divisions-Artillerie-Regimentern, 8 reitenden Batterien, 39 Gebirgsbatterien und 20 Haubitzbatterien.

Die Kavallerie gliedert sich in 29 Regimenter zu je 5 Eskadrons.

Mit der Armee hat man die disponiblen Mannschaften der Carabinierie (Gendarmerie) und das Finanzwachkorps vereinigt. Sie stellen eine selbständige Truppengattung dar, die nach mili-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tärischen Gesichtspunkten organisiert ist. Die „Carabinieri reale" hat im Frieden eine Kopfstärke von 645 Offizieren und 23 000 Mann aufzuweisen.

Kriegsmaterial und Munitionsvorräte, teilweise aus England bezogen, sollen in Hülle und Fülle vorhanden sein. Doch muß betont werden, daß die italienische Armee bislang in bezug auf das Pferdematerial völlig auf die Einfuhr österreichisch-ungarischer Tiere angewiesen war, da die heimische Pferdezucht nur kleine Gäule zu erzeugen vermag, die für Reit- und Artilleriezwecke unbrauchbar sind. Dies könnte sich im Verlauf des Krieges überaus fühlbar machen.

Die gesamte Alpengrenze Italiens im Osten, Norden und Westen ist durch Sperrbefestigungen geschützt, Venedig ward nach der Landseite, wie nach der Seeseite stark befestigt. Was die Sperrbefestigungen anlangt, so sehen wir das Chiesatal bei Rocca d'Anfo und das Etschtal bei Rivoli-Ceraino durch Werke gesichert, die in den Fels eingebaut sind. In den Dolomiten sperren Befestigungen den Anmarsch des Feindes in den Tälern des Astico, der Brenta und der Piave. Folgen wir dem Lauf dieses Flusses, so gelangen wir zu den starken Forts bei Pieve di Cadore und Vigo. Sie sollen die Täler der Piave und des Tagliamento bereits im oberen Flußlauf decken. Zur Sperrung des Tagliamento besteht ein Werk bei Ospetaletto. Bei Forni-Avoltri sind Befestigungen errichtet worden, die alle aus dem Gailtale über das Tilliacherjoch und den Plöckenpaß kommenden Wege sperren. Bei Pontebba hat man Geschützenplacements angelegt. Bei Chiusaforte befindet sich ein permanentes Fort zur Sicherung der Fella- und Raccolanatäler. Zur Sperrung der fahrbaren Wege aus dem Isonzotale dient je ein Werk bei Stupizza, Cividale, Monzane und Lastisana. So eine Sperre besteht zumeist aus einem Werk im Tal, sowie aus einem Kampfwerk, das dominierend angelegt ist.

Die Festungen Verona, Mantua, Legnago und Peschiera gewähren eine starke Stütze für den Aufmarsch. Ein Vormarsch gegen Bozen, sowie gegen Villach mag im Plan der italienischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heeresleitung liegen. Auch ist ein Vordringen auf Triest in Ansatz zu bringen. Weiterhin liegt eine Landung der Italiener im österreichisch-ungarischen Küstenlande im Bereich der Möglichkeit, um den gegen Rußland operierenden deutsch-österreichischen Armeen über Karlstadt in den Rücken zu kommen. Der Dolchstoß von rückwärts gehört ja zu der beliebtesten Kampfart des Südens. Landungen an der albanischen Küste sind wahrscheinlich. Außerdem ist mit einem Auftreten im Gebiet der Dardanellen und in Kleinasien zu rechnen. Und wird Italien die Neutralität der Schweiz achten? Welche Maßnahmen gegen derartige Unternehmungen zu treffen sind, kann aus Gründen nicht erörtert werden, die klar zutage liegen.

Bei alldem weiß der Historiker, daß Italien aus eigener Kraft noch niemals einen Krieg gewonnen hat. Anno 1859 verdankte es seine Siege den Franzosen, 1866 konnte es nur mit preußischer Hilfe neue Gebietsteile ergattern. Damals wurden bekanntlich die Italiener bei Custozza von den Oesterreichern schwer aufs Haupt geschlagen. Der Sieg von Königgrätz hat aber alles wieder eingerenkt, er entschied auch für Italien. Die jetzigen Bundesgenossen Italiens wollen indes viel nehmen, sie werden aber nichts geben können, selbst wenn sie es wollten, was jedoch auch noch fraglich erscheint. Solche Versprechungen sind, wie die Dinge liegen, für die Katz. Italien befindet sich in den Krallen seiner Freunde. Der Feldzug am Roten Meer endete bei Adua mit einer schweren Niederlage für die italienischen Waffen. In Lybien aber vermochten die Italiener erstaunlich schwer vorwärts zu kommen, wenngleich sie es bloß mit halbnackten Arabern und schlecht ausgerüsteten türkischen Truppen zu tun hatten, die ohnedies weitaus in der Minderzahl waren. Der Feldzug in Lybien kostete Italien mehr als 100 000 Mann. Es ist bis heute noch nicht gelungen, das Hinterland der neuen Provinz zu erobern.

Was die italienische Flotte angeht, so besteht sie aus 12 Linienschiffen, darunter 4 Dreadnoughts mit je 13 30,5 Zentimeterkanonen, ferner aus 8 Panzerkreuzern, 32 Zerstörern,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

68 Torpedobooten, sowie 20 Unterseebooten. Die vorgesehene Flottenbemannung von 40 000 Mann dürfte erreicht sein. Die Hauptflottenstützpunkte sind die Kriegshäfen von Venedig, Tarent und Spezia. Der Oberbefehl liegt in den Händen des Herzogs der Abruzzen, der seine Flagge auf dem „Conte de Cavour" gehißt hat. Weiterhin ward eine ganz neue Verwendung der Admirale festgesetzt. Nach dem „Esercito Italiano" herrscht in den leitenden Kreisen der Marine ein hohes Selbstvertrauen.

Der kriegerische Geist des italienischen Heeres und der Flotte darf zuvörderst nicht dem Zweifel unterliegen. Was aber wird, falls Niederlagen eintreten und die Stimmung, die im italienischen Charakter eine so gewichtige Rolle spielt, umschlägt? Nun, wir wollen's ruhig abwarten.

So steht denn die Welt vor einem neuen Abschnitt des gewaltigen Völkerringens. Es ist keine Kleinigkeit, daß jetzt auch die letzte europäische Großmacht gegen den Zweibund in die Schranken tritt. Allein wir halten gemeinsam durch, nehmen ruhig auf unsere Schultern, was kommt. Es überrascht uns nichts, es mag geschehen, was geschehen soll. Die Kraft des Zweibunds wächst mit seinen Aufgaben.

Die egyptische Frage und Lybien

Von Dalmo Carnevali (Rom).

Ein dreibundfreundlicher italienischer Publizist, der in der letzten Zeit mehrfach im „März" sich gegen die Bestrebungen des Dreiverbands wenden konnte, hat uns vor einigen Wochen einen Artikel über die tripolitanische Frage gesandt. Wir glauben, daß seine Auslassungen, die durch den Krieg teilweise überholt sind, auch jetzt noch auf Interesse rechnen dürfen. Die Redaktion.

nglands Bestrebungen sind darauf gerichtet, Europa zu überzeugen, daß sein egyptischer Handstreich nichts anderes als eine nur die innere Politik Englands betreffende Handlung sei, der wenig Bedeutung beizumessen sei, da sie nur aus Sicherheitsgründen notwendig erschien, wie etwa eine Maßregel der Kolonialpolizei.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieses erklärt vielleicht auch die Tatsache, daß sich die englischen Blätter beinahe passiv gegenüber diesem Eingriff verhielten. Wir Italiener können ihn schwer vom gleichen Standpunkte aus betrachten. Der langsame Uebergang Egyptens in einen englischen Vasallenstaat hat eben eine zu große internationale Bedeutung, als daß man ihn übersehen könnte. In Italien machte die ganze englische Aktion bisher wenig Eindruck, und wenn sich jemand dafür erwärmte, so bewunderte er nur die Energie und Umsicht der englischen Nation. Denkt man jedoch darüber nach, so findet man, daß die Festigung der englischen Macht in Egypten eine große Gefahr für Italien bedeutet, um so mehr jetzt, da Egypten endgültig einer europäischen Großmacht gehört und unsere lybische Kolonie von zwei Seiten von europäischen Mächten umschlossen ist: im Westen vom englischen Egypten, im Osten und Süden von Tunis und den französischen Besitzungen in der Sahara.

Italien ist Nachbar zweier Mächte (Frankreichs und Englands), die in letzter Zeit immer in Uebereinstimmung vorgingen, und die zu viele gemeinsame Interessen im Mittelmeer haben, als daß Italien ohne jede Sorge leben könnte. Man kann, ohne Lärm zu erregen, behaupten, daß, sobald Italien seine afrikanischen Interessen etwas vernachlässigt, Lybien, das so fest in diesen ausgedehnten englischen und französischen Besitzungen eingezwängt ist, für Italien seines Wertes verloren gehen wird.

Man darf aber nicht vergessen, daß England immer gegen unsere Besitzergreifung von Lybien war, wie es ja auch unser Hauptwidersacher in der Streitfrage im Aegäischen Meere wurde. Jetzt hört man aber allzuoft von der traditionellen Freundschaft Englands reden.

Während der ersten Jahre des Dreibundes nahm ja England eine freundschaftliche Haltung uns Italienern gegenüber ein, weil wir einigen seiner Interessen gerade gelegen kamen. Die englische Freundschaft, die sich 1860 zu bestätigen schien, erscheint uns erst in ihrem wahren Lichte in den politischen Briefen, die seinerzeit die beiden englischen Gesandten in Neapel und Turin an Lord Russell richteten, und die erst vor kurzem bekannt wurden. Bis zum 18. Mai 1860 waren diese wie auch Palmerston und Russell durchaus nicht für die Einigung Italiens eingenommen.

In einem an Russell gerichteten Briefe vom 31. Mai heißt es u. a.: „Es ist nicht die Sympathie für Italien, es ist die Wahrung der englischen Interessen, die mich unter den jetzt herrschenden Verhältnissen zu der Lösung führen, die uns am wenigsten schadet, nämlich zur Einigung Italiens".

Englands Politik ist seit jener Zeit, da sie unsere Mitwirkung in Egypten wünschte, und seit dem Feldzug von Assabs keine freundschaftliche mehr gewesen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seit dem Augenblick, da England die Ueberzeugung gewann, daß wir mit der Besetzung Lybiens sein Nachbar würden, gehört seine „traditionelle Freundschaft" der Geschichte an, wurde sie zu einem Stück Vergangenheit.

Und als es Wirklichkeit wurde und wir mit dem Vorhaben hingingen, uns dort dauernd niederzulassen, da nahm uns England sicher nicht mit Liebe als Nachbar auf. Es wird kaum notwendig sein, die Erinnerung an unsere Kämpfe mit den sogenannten Empörern Cyrenaikas heraufzubeschwören.

Wir müssen uns vor allem davon überzeugen, daß unsere Interessen im Mittelmeer gar nicht parallel mit denen Englands laufen. Die Phrase von der traditionellen englischen Freundschaft ist eben längst leeres Geschwätz geworden: denn Dinge und Zeiten haben sich geändert.

Ich möchte daran erinnern, daß damals, als Oesterreich-Ungarn Bosnien und die Herzegowina annektierte, und sie unter einem gewissen Zwang besetzt hatte, die italienische Presse dagegen einen wütenden Federkrieg führte, wie gegen eine Störung des Gleichgewichts auf dem Balkan zum Schaden Italiens. Sie übersah damals hartnäckig, daß Oesterreich-Ungarn mit der Nichtbesetzung Novibazars eine nicht zu verachtende Entschädigung gegeben hatte.

Jetzt, da England Egypten unterworfen hat, stehen wir wirklich vor einer Gleichgewichtsstörung im Mittelmeer.

Die französische Regierung hat den Termin für die Verhandlungen der französisch-italienischen Kommission, die vor ungefähr zwei Jahren zur Festsetzung der lybisch-tunesischen Grenze eingesetzt wurde, neuerdings wieder aufschieben lassen. Ein großer Teil der italienischen Blätter hat diese Meldung mit recht auffallender Knappheit gebracht, als ob es sich hier um ein belangloses Ereignis handelte. Manches Blatt sogar, vor allem das Organ der nationalistischen Partei „Idea Nazionale", das vorzeiten gegen die Pariser Regierung recht kriegerische Töne anzustimmen pflegte, fügt der Meldung die Bemerkung bei, es herrsche betreffs der italienischen Grenzfrage das beste Einvernehmen mit der Regentschaft von Tunis. Trotz dieser beruhigenden Versicherung ist in der Politik Frankreichs seit der Annektierung Lybiens keine Aenderung eingetreten.

Frankreich macht immer noch die größten Anstrengungen, um Lybien sowohl im Osten wie im Süden abzusperren, den Handel in Tripolis lahmzulegen und nach Tunesien abzuleiten. Daß die Dinge immer noch so liegen, wird sogar bestätigt in der „Dépêche coloniale", dem offiziösen Blatt des französischen Kolonialministeriums: „Was sollen wir Franzosen denn tun gegen den italienischen Größenwahn? Die Grenze ohne weiteres besetzen. Dann werden die Italiener, falls sie nach den Grenzen unseres Gebietes vorrücken wollen, unsere Flagge und unsere Soldaten antreffen. Es handelt sich eben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darum, ob wir nicht gewillt sind, auf unser gutes Recht Verzicht zu leisten und den italienischen Invasionsgelüsten bis zum Tschad-See Tür und Tor zu öffnen". Solch ein herrischer Ton kann niemand wundernehmen, der über die zahlreichen Fälle der Mißachtung italienischer Rechte, die sich die französische Regierung in letzter Zeit hat zuschulden kommen lassen, nachzudenken die Mühe gibt, ich meine die Besetzung von Tunis, die Befestigung von Biserta, die Beschimpfung der italienischen Flagge, die in Aigues-Mortes hingemordeten italienischen Untertanen, die dem Feinde während des abessinischen Feldzuges mit Waffen und Geld gewährte Unterstützung. Jedem sind außerdem noch in frischer Erinnerung die Rede vom Marineminister Pelletan in Bastia und ebenso die berüchtigten Auslassungen Poincarés gelegentlich des Zwischenfalls der „Manouba" und „Carthage" sowie die Einfuhr von Lebensmitteln und Waffen über die tunesische Grenze nach Lybien. Dazu kommen, um Italien zur Aufgabe der Neutralität zu bewegen, die Drohungen des Herrn Herbette und vor allem die des Prof. Richet, der auf seiner zu Propagandazwecken unternommenen Rundreise auszusprechen wagte, es sei für den Dreiverband überaus leicht, die Italiener durch Aushungern zu gewinnen: man brauche nur ein paar Torpedoboote nach Gibraltar zu schicken!

Was jedoch die Italiener, die sich der wirklichen Interessen ihres Landes bewußt sind, am meisten überrascht, ist, daß die „Idea Nazionale" ihre Bemerkungen über den Aufschub der Verhandlungen der französisch-italienischen Grenz-Kommission mit den Worten schloß: „nichts von Belang". Wir wissen wohl, daß gegenwärtig unter denjenigen, die Italiens Mittun an der Seite des Dreiverbandes mit brennender Ungeduld herbeisehnen, auch die „Idea Nazionale" sich befindet.

Diese Patrioten, die in der „lateinischen Schwester" immer noch die große Wohltäterin zu sehen glauben, sollten doch allen Schimpf und Schaden, den Frankreich ihrem Lande zugefügt, nicht so ganz außer Acht lassen. Die italienische Presse kann sich einer solchen Prüfung wahrlich nicht entziehen. sie erinnert sich nur zu gut an die berühmten Worte vom August 1870: „Mieux vaudrait les Prussiens à Paris, que les Italiens à Rome."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der neue Feind

Von Theodor Heuß

Eben vor einem Jahre, Ende Mai 1914, saßen wir einen langen Abend zusammen in einem alten römischen Palazzo, ein paar deutsche Schriftsteller, Wissenschaftler, Künstler, italienische Gelehrte, Dichter, Publizisten. Man erledigte die Vorarbeit einer Vereinsgründung, die von Italienern vorgeschlagen worden und aus der in Rom eine deutsch-römische Geselligkeit geistiger Art entstehen sollte. Der Name wurde festgestellt: La casa di Goethe — in Goethes römischem Wohnhaus sollten Lesezimmer und dergleichen geschaffen werden. Die Besprechungen hatten den Reiz des Unpathetischen — man redete sehr wenig von Völkerverständigung, sah die politischen und kulturellen Voraussetzungen als gegeben und suchte nur eine Form, in der diese allgemeinen Dinge des Verhältnisses der beiden Nationen und Kulturen intimer und menschlicher werden könnten. Unter den Italienern wurde der Gedanke vor allem von dem greisen humanistischen Dichter Domenico Gnoli und dem Professor für Germanistik in Rom, G. A. Borgese, getragen. Gnoli ist kürzlich gestorben, nachdem er noch uneingeschüchtert für Deutschland geworben hatte; Borgese ist abgeschwenkt und schreibt im mailänder Corriere boshafte Artikel gegen den deutschen Geist.

Vielleicht gibt es keine unzeitgemäßere Erinnerung als diese. Aber während jetzt der unanständigste Krieg begonnen hat in der Kette der internationalen Verwicklungen, denken wir uns in die Lage der Männer in Italien, die das Wort Deutschland nur mit Dankbarkeit und Ehrfurcht aussprechen und die jetzt, verscheucht und verängstigt, in tiefer Scham die Politik Sonninos als die schlimmste Entehrung des italienischen Namens erleben. Auch sie müssen jetzt den Sieg ihrer heimatlichen Waffen wünschen — aber mit welchen Empfindungen gehen sie in den Krieg? Sollen jene Hunderttausende von Arbeitern, denen Deutschland eine bessere Nährmutter war als die karge Heimat, die Vernichtung ihrer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebensgrundlage wünschen, jene gewerblichen Kreise, die auf deutscher Kapitalsunterlage das neue Italien schaffen konnten.

Selten mag der Ausbruch eines Krieges ein Volk in solcher inneren Verwirrung angetroffen haben, als sie jetzt Italien durchwühlt. Diese Zwiespältigkeit ist, mag die Kriegspsychose noch so lebendig wirken, die erste große Niederlage Italiens, von der sie sich schwer ganz erholen kann.

Es ist sehr bezeichnend, in welcher Weise die innere Lage Italiens bei uns empfunden wird. Italien ist von der Mehrzahl der Deutschen besser gekannt als die Länder unserer übrigen Feinde, und der Italiener ist der Ausländer, der am zahlreichsten bei uns im Reiche sitzt. Dadurch weiß man einigermaßen, woran man ist. Freilich ist das Italien, das viele von uns besitzen, nicht von dieser Welt: es ist ein Land ohne Soldaten, ohne Parteien, ohne Volkswirtschaft, aber voll Tempel und Kirchen, Skulpturen und Gemälden, Geschichte und Geistigkeit. Ein Land, das durch diesen Krieg gar nicht gestreift wird, das von den meisten durchwandert wird, sozusagen im volkslosen Raum, an der Hand von Goethe, Burckhardt, Grimm. Aber dieser kleine italienische Arbeiter, der so genügsam, fleißig und bescheiden zwischen uns drin sitzt, den man zuerst mit Mißtrauen, dann mit wohlwollendem Gewähren deutsches Geld verdienen und ersparen sah, war in seiner Art ein Werber von Freundlichkeit. Wenn jetzt unsere Empfindungen Italien gegenüber aufs tiefste verletzt sind, so wird nicht jenes Land des Geistes getrübt (das wir zumeist besser kennen als der Italiener), so denken wir nicht an die breite Masse dieses Volkes, sondern Zorn und Verachtung richtet sich gegen jene Gruppen, die den Verrat zur nationalen Heldentat erhoben und die Gemeinheit ihrer Empfindung durch wüsten Lärm überschrieen.

Daß die Antwort auf das Verhalten der italienischen Regierung nur der Entschluß zur r ü c k s i c h t s l o s e s t e n, vollkommensten militärischen Niederwerfung sein kann, ist selbstverständlich — die Italiener werden den Krieg, nach dem das Cafe Aragno brüllte, in der furchtbarsten Gewalt kennen lernen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fast größer noch als die Unanständigkeit der italienischen Regierung ist ihre Dummheit. Mit der ethischen Bewertung wollen wir uns nicht zu sehr beschweren — die Entrüstung ist ein zu billiger Artikel und im Preis gesunken. Viel überwältigender ist die Kurzsichtigkeit, mit der sich die italienischen Staatsmänner von der Entente in die Hände nehmen ließen. Sie haben Italiens Selbständigkeit als Mittelmeermacht geliefert, ganz gleichgültig, wie dieser Krieg ausgeht. Das ist heute schon die schlimmste Folge dieses Schrittes, auch für uns, daß Englands Mittelmeerstellung ziemlich unerschüttert bleiben wird, die vielleicht durch eine andere Entscheidung Italiens hätte umgestürzt werden können. Daß Italien jetzt vom größeren Körper sich anziehen ließ, wird es später in die Isolierung stoßen. Und dann, indem Sonnino Crispis Erbschaft verspielte, wird niemand mehr Vertrauen und Achtung zur Verfügung haben.

Wir verkennen nicht, daß der Eintritt Italiens in das Bündnis gegen die Zentralmächte militärisch unsere Gegner stärkt, aber politisch bedeutet sein Hinzutritt die Vermehrung der Reibungsflächen in diesem Kreise. Das ist in der serbisch-adriatischen Frage schon ganz offenbar, wo Rußland und Serbien vor den Kopf gestoßen werden sollen. Wir haben heute ja schon den Zustand, daß die Ententegenossen sich ein wenig mißtrauisch betrachten, daß der Bruder nicht zu sehr siege (das Mißtrauen war bisher immer überflüssig, denn der Fall wurde nie praktisch); aber gerade Italiens Hinzutritt steigert dies alles. Während sie gegen uns kämpfen, führen sie einen eigenen Kampf untereinander, denn das Kriegstheater ist ja so groß geworden, daß alle weltpolitischen Interessen aufgewühlt sind und das Gerede von der Niederzwingung des deutschen Militarismus als dem Ziel des Krieges zu einem fernen matten Echo verklungen ist.

In Oesterreich-Ungarn steigt die Erinnerung an Radetzky und Custozza empor, die Alpenländer, denen der Russe und Serbe so fern waren, führen diesen Krieg als ihren Krieg. Sein Ausgang wird ein Italien im wirtschaftlichen Bankerott und in politischer frierender Einsamkeit und Schwäche sehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kampf um die Adria

Von Richard Charmatz, Wien

Man kann nur fühlen, man kann nicht sagen, wie schmachvoll Italien an Oesterreich-Ungarn gehandelt hat. Die Sprache tönt zu matt, um die Schändlichkeit zum Ausdrucke zu bringen. Alle bösen Beispiele der Geschichte scheinen unbedeutend, wenn man sie zum Vergleiche heranzieht. Doch jede Schuld findet ihre Strafe und die sieghaften Schwerter der beiden verbündeten Armeen werden die tückische Beleidigung des Rechtes, die fluchwürdige Verleugnung der guten Sitte, die grimmige Verhöhnung von Treu und Glauben sühnen. Aber während man in der Habsburgermonarchie die aufwallende Erbitterung nicht anders als im heiligen Verlangen nach Vergeltung bekunden kann, spielen die Italiener noch mit irreführenden Redensarten, suchen sie das nie zu Verzeihende zu rechtfertigen. Kläglich wie ihr Vorgehen ist auch ihre kniffige Verteidigung. Doch die dreisten Lügen, die sich in schwachen, urteilslosen Köpfen fast als Wahrheit festsetzen wollen, dürfen nicht unwidersprochen bleiben. Das Laster soll vor den sehenden Augen in seiner abstoßenden Nacktheit dastehen.

Oesterreich-Ungarn wird die Verletzung des Dreibundvertrages vorgeworfen. Allein dem Strafzuge der Habsburgermonarchie nach Serbien ist der Krieg Italiens gegen die Türkei vorausgegangen, der eine Sünde gegen jenen Geist war, den man heute in Rom feierlich anruft. Als die k. und k. Truppen den Boden des unruhestiftenden Königreichs betraten, gab die Wiener Regierung das Versprechen, die Unabhängigkeit Serbiens zu schonen. Dagegen setzten sich die Italiener in den letzten Monaten in Albanien so fest, daß nichts den ernsten Entschluß augenfällig machte am andern Ufer der Adria nur vorübergehend Aufenthalt zu nehmen. Die nationalen Hetzer jenseits der Alpen glauben und erzählen, man hätte den Krieg gegen ihr Vaterland in Wien mehr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mals erwogen. Wenn auch die eine oder andere Persönlichkeit solchen Gedanken zeitweilig zugänglich war, niemals wurde der feste Wille, den Frieden zu erhalten, in seiner durchschlagenden Kraft erschüttert. In Italien jedoch forderten die Irredentisten unausgesetzt zur Zerreißung Oesterreich-Ungarns auf und manches Ministerium fand nicht den Mut, ihre begehrliche Stimme zu dämpfen.

König Viktor Emanuel III. versicherte Kaiser Franz Josef noch im August 1914 seiner Sympathie und sein Kabinett suchte die Habsburgermonarchie mit Vertrauen zu erfüllen. Am 4. Mai aber besann man sich, daß die Kriegserklärung gegen Serbien, die im Juli erfolgt war, von Italien mißbilligt werden müsse; man zerriß den Dreibundvertrag wie ein gleichgültiges Stück Papier. Die Abmachungen, die dem Königreiche durch 33 Jahre Frieden gebracht und zur Blüte verholfen haben, verpflichteten sein Heer, sich den Armeen der beiden Zentralmächte anzuschließen. Diese Bestimmung ließ Italien unerfüllt; dagegen griff es nach dem Artikel VII, um dessen willkürliche Auslegung für die Begründung maßloser Forderungen zu verwenden. Oesterreich-Ungarn zeigte Geduld, Selbstverleugnung und Entgegenkommen. Aber jenseits der Alpen drängte man zum Kriege gegen den Bundesgenossen, gegen den nachsichtigen Freund in schweren Zeiten. Das Ministerium Salandra, das sich längst im Herzen und Gewissen der Dreimächtegruppe hingegeben hatte, tat, als würde es von der öffentlichen Meinung geschoben werden; in Wirklichkeit jedoch ließ es das Volk geflissentlich auf Abwege bringen. Die Schamlosigkeit war gewollt, nicht aufgezwungen.

Mit Spannung hatte man in Oesterreich-Ungarn die Kriegserklärung erwartet. Welche Gründe würde Italien geltend machen? Nun, das Königreich überfiel den langjährigen Bundesgenossen, weil dies die „nationalen Aspirationen" geboten. Besehen wir uns das Argument etwas genauer! Es reicht zur Not aus, um die Ansprüche auf den italienischen Teil von Südtirol zu stützen. Garibaldi, der das Ferne oft nah wähnte, der sich selbst und seine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leistungsfähigkeit allzusehr überschätzte, stellt in seinen Schriften den Vormarsch im Jahre 1866 so dar, als hätte er die Eroberung des Trentino verbürgt. Gewiß, die Dinge verhielten sich anders. Immerhin haben die Irredentisten Welschtirol stets heiß begehrt, und der italienische Botschafter in Paris, Graf Nigra, erklärte im Jahre 1866, daß ohne die Angliederung dieses Gebietes an die Apenninenhalbinsel die Freundschaft zwischen der Habsburgermonarchie und Italien undenkbar sei. Was man Jahrzehnte vergeblich erstrebt hatte, sollte nun ohne Schwertstreich, trotz der Beschränkung auf die Neutralität, dem italienischen Volke in den Schoß fallen. Oesterreich-Ungarn wollte auf das Trentino verzichten. Aber die römische Regierung forderte die Grenze, die das Dipartimento dell'alto Adige im Jahre 1810 erhalten hatte, als Napoleon die Länder eigenwillig verteilte. Kerndeutsche Bezirke sollten an Italien fallen; das herrliche Bozen, wo Walther von der Vogelweide ein herb-wuchtiges Denkmal hat, wurde verlangt. Schon vor einem Jahrhundert löste die Zuweisung deutschen Bodens an Italien heftige Bedenken aus, und ein bayrischer Beamter — Deutschtirol gehörte damals zu Bayern — äußerte die berechtigte Vermutung, daß Napoleon nur darnach strebe, die Grenzen Italiens bis zum Brenner vorzuschieben. Läßt sich die Unterjochung der deutschen Bewohner mit den „nationalen Aspirationen" der Italiener erklären, im Sinne des Nationalitätenprinzips deuten?

Noch augenfälliger wird die wahre Absicht der römischen Regierung, wenn man die Forderungen überprüft, die sie am 11. April an die Habsburgermonarchie stellte. Die Grenzberichtigung am Isonzo, zu der sich Oesterreich-Ungarn auch verstand, fällt noch unter den angeführten Anspruchstitel. Indes, schon die Vorschläge in Bezug auf Triest weisen eine andere Richtung; die gleiche Orientierung bietet das Verlangen nach der Preisgabe der dalmatinischen Inselgruppe und nach der Zurückdrängung der Habsburgermonarchie aus Albanien. Uebrigens hat die Regierung Salandra-Sonnino ihre geheimsten Wünsche nur angedeutet, nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgesprochen. Das Ziel ist erst von dem ehemaligen Finanzminister Luzzatti abgesteckt worden. Es kann kurz als die vollständige, von keiner Seite beschränkte Herrschaft Italiens auf dem Adriatischen Meere gekennzeichnet werden.

Die Adriaküste, die zu Oesterreich-Ungarn gehört, wird der Hauptsache nach nicht von Italienern sondern von Slawen bewohnt. In Dalmatien verschwinden die Romanen förmlich in der slawischen Masse, in Istrien sind sie von altersher in der Minderheit und in Triest wächst die Zahl der Slowenen von Jahr zu Jahr. Auch in Görz hat dieser Volksstamm das Uebergewicht. Das Nationalitätenprinzip gibt also den Italienern kein Recht, ihre Hände nach diesen Gebieten auszustrecken. Was die römische Regierung als „nationale Aspirationen" bezeichnet, ist demnach nichts anderes als ein schrankenloser Imperialismus, der nicht durch Kraft siegen, sondern durch Treulosigkeit und durch frevelhafte Ausnützung der Bedrängnis eines Bundesgenossen vorwärts dringen will.

In den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war Italien von dem Verlangen erfüllt, im Mittelländischen Meere zu Macht und Ansehen emporzusteigen, sich durch die Erwerbung von Tunis in Afrika niederzulassen. Die Franzosen kamen jedoch zuvor und das Königreich hatte bloß das Nachsehen. Gekränkt, fast verzweifelt warb es um die Gunst der zwei Kaiserreiche und es fand freundliche Aufnahme. Aber den französischen Diplomaten, den geheimen und sichtbaren Einflüssen, die von Paris aus wirkten, gelang es, die Italiener schließlich von ihrem natürlichsten und wichtigsten Betätigungsfeld abzulenken und ihre Sehnsucht nach der Adria zu drängen. Seit der Reise König Humberts nach St. Petersburg im Jahre 1877 wurde Albanien zunächst schüchtern von Rom aus ins Auge gefaßt und später immer mehr als Land der Zukunft betrachtet. Die Balkanpolitik begann Italien stärker zu interessieren; argwöhnisch verfolgte man Oesterreich-Ungarns Unternehmungen. Hatten die Irredentisten früher zunächst das Trentino mit der Seele gesucht, so wurde nun die Stellung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Habsburgermonarchie an der Adria mehr und mehr in den Kreis leidenschaftlicher Erörterungen gezogen. Der französische Botschafter in Rom Camille Barrère feierte Triumphe; er pfiff und die andern tanzten nach seiner Melodie. Wohl konnte Italien Tripolis besetzen, aber seine falsche, lediglich von der Nebenbuhlerschaft gegen Oesterreich-Ungarn geleitete Politik hob die Macht Frankreichs und Englands im Mittelländischen Meere. Der Freund galt als Feind, der Staat ohne ausgreifenden Ehrgeiz wurde mit Argwohn umgeben; die Dreimächtegruppe aber, die für Italien allein gefährlich werden konnte, blieb in ihren für das Königreich so nachteiligen Bestrebungen anerkannt.

Die Adria soll italienisch sein! Das Königreich knüpft an die Ueberlieferungen der alten Republik Venedig an, will die meerbeherrschende Politik der Lagunenstadt fortsetzen. Aber die Dogen ließen sich nicht von nationalen Erwägungen sondern von krassen Machtgelüsten leiten; sie kämpften gegen das Haus Habsburg ebenso wie gegen Genua und Pisa im 13. Jahrhundert. Der italienische Imperialismus regt sich, doch seine Begehrlichkeit trifft die Lebensinteressen Oesterreich-Ungarns. Die Habsburgermonarchie kann sich nicht vom Meere abdrängen lassen, ohne sich ihrer wichtigsten Glieder zu entäußern und ihre wirtschaftliche Selbstständigkeit preiszugeben. Seit dem 14. Jahrhundert führt die Linie ihrer Entwicklung zur Adria hin, seit dem 18. Jahrhundert sucht sie von Triest aus mit der Welt in unmittelbarer Berührung zu stehen: als Käufer und Verkäufer, als Großstaat. Napoleon I. versuchte, Oesterreich in Fesseln zu legen, vom Meere loszulösen und dadurch für immer zu einem innerlich geschwächten, widerstandsunfähigen Werkzeuge seiner Willkür herabzuwürdigen. Mit Zentnerschwere lastete der Friede von Schönbrunn auf der Brust jedes Bürgers. Er lähmte die Tatkraft, verschloß alle Quellen des Glücks und schnitt alle Möglichkeiten des Emporkommens ab. Doch das Joch wurde bald abgeschüttelt, die Freiheit zurückgewonnen, die Adria wieder mit Innigkeit umfangen. Im großen Völkerkriege von 1813 entschied sich die Zukunft der Habsburgermonarchie.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Napoleon handelte als Feind Oesterreichs. Italien ist jedoch bis zum 4. Mai 1915 der Bundesgenosse gewesen und das Königreich hat nur aufgehört, der Gefährte zu sein, weil es den Vertrag ohne Kündigungsrecht schnöde brach. Jetzt aber will es die Fesseln auferlegen, die der Weltbeherrscher in seinem Cäsarenwahnsinn schmiedete.

Der Krieg gegen Italien gibt dem gewaltigen Kampfe der Habsburgermonarchie erst die volle Weihe, denn er ist ein Krieg auf Leben oder Tod, auf Sein oder Nichtsein. Es heißt zu gewinnen oder unterzugehen, ein drittes gibt es nicht. Dank der treuen Bundesbrüderschaft mit dem Deutschen Reiche, dank der herrlichen Waffentaten der verbündeten Armeen ist Rußlands Riesenheer zusammengebrochen — trotz seiner ziffernmäßigen Uebermacht. Gestählt in der harten Schule des Krieges, an Erfahrungen reicher, zu den höchsten Opfern bereit, voll Begierde, den erbärmlichsten Verrat der Geschichte zu rächen, ziehen nun die österreichisch-ungarischen und die reichsdeutschen Truppen gegen einen neuen und zwar den kläglichsten Feind. Um ihre Fahnen strahlt das Recht, wie in ihren Herzen der Wunsch glüht, sich der großen Ueberlieferungen eines Radetzky würdig zu erweisen.

Italien hat an einen Ueberfall der beiden von Feinden bedrohten, mehr als dreißigjährigen Bundesgenossen gedacht, es soll die Freveltat mit blutigen Köpfen bezahlen!!

Gabriele d'Annunzio

Von Friedrich Markus Huebner

Der Name dieses Dichters steht heute in derselben Glorie wie fünfzig Jahre vordem der des Garibaldi. Aber Garibaldi kam von unten, er war Mann des Volkes, seine Kriegführung, sein Ideal von Italiens Einheit, alles hat den Anstrich des Rassigen, Schweren, Bäuerlich-Vernunftgemäßen. Wie romantisch sich das Kostüm gibt, in das seine Unternehmungen einzukleiden ihm die Zeit vorschrieb — nüchtern und einfältig war letzthin das Ziel, auf das er lossteuerte. d'Annunzio hingegen? Er kommt aus Paris, von den Genüssen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Frau, aus den Räuschen der Phantasie und des Spracheschmiedens. Das Volk, noch eben, nahm ihn je nachdem als Hans-Narr oder Schubiak. Keiner, der nicht Klatsch herumtrug über seine Großmannssucht, seine Launen, seine Kaufmannsroutine. Dies freilich läßt man ihm: Er ist ein Dichter — un gran artista. Und man zitiert seine Prosa, seine Verse, wann immer vor einem Sonnenuntergang auf der Lagune Venedigs, beim Anblick einer schönen etruskischen Henkelvase oder sonst in einer besonderen Stunde die Seele in Erhebung versetzt wird. Einen wirklichen und allgemeinen Zugang zum Volk haben seine Werke darum keineswegs gefunden.

Dieser ungewisse, verfeinerte, schillernde Charakter verläßt heute seinen Elfenbeinturm, von wo er zwar schon früher vaterländische Hymnen herabrief — aber sozusagen bloß, weil er sich in einer neuen poetischen Gattung bewähren wollte — verläßt ihn und steigt wie er ist ins Gewühl der Gasse und der politischen Machenschaften. Ist er ausgerüstet mit den Tugenden der Vorgänger, jenem Geschlechte der Garibaldi, Cavour, König Emanuel? Zwingt ihn das Schicksal? Kommt er als Held, der sein Werk so liebt, daß er es will mit jeder Untat und mit jedem Wunder opfernder Selbstvergessenheit? Ach, er hat, fürchten wir, nur dies: Seine Wortkunst und die Machtbegierde einer instinktlosen Geistigkeit .....

Die italienische Jugend hielt wenig auf ihn. Die Gemäßigteren um Prezzolini und das Florentiner Wochenblatt: la Voce sowohl wie die Radikalen ein Papini, Marinetti usw. bezeichneten ihn geradezu als Typus gehirnlicher Verlotterung und literarischen Snobismus! Die italienische Erneuerung des Futurismus dachte man sich im strikten Gegensatze wie zu Benedetto Croce, dem Philosophen, so zu d'Annunzio, dem Dichterfürsten. Es hieß aufräumen mit dieser Haltung des Alles-verstehen- und des Alles-gutheißen-Könnens. Der lateinische Genius festigt und findet sich neu in den Vorschriften bewußten Nationalgefühls, in der Entwicklung turnerischer, sportlicher, industrieller Tatenlust, in der Abkehr aus Empfindelei und Dichtung einfach zum Greifbaren, zur Wirklichkeit. Nun, man darf nicht den Anschluß verpassen! Und so wird auch d'Annunzio jetzt ein Lobpreiser des Praktischen; der Träumer und Bildner probiert es als Handelnder, Leidenschaftlicher, Zerstörender. Er erntet, was die moralische Minderheit der Futuristen, verlacht und mühsam, aussäte. Er ist behend und ewig jung und das Volk jubelt ihm zu, weil er seinem dunklen Drange zwar nicht das Ethos aber die Geste schenkt. Und besitzt als Tugenden doch nur seine Wortkunst und die Machtbegierde seiner instinktlosen Gestigkeit.

Denn er ist nicht ein Bernhard Shaw, dem noch bei seinen eisigsten Paradoxen ein Dämon aus alter vulkanischer Zeit die Hand führt; er ist kein Maurice Barrès, der, nachträglich immerhin, aus tiefem völkischen Gewissensanteil seinen Franzosen die frühere Siegesgewohnheit vorführt und sie aufpeitscht;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er ist, um es wünschenswert einfach zu sagen, ein neugieriger Literat und friedeloser Paria der Höhe. Das Volk, das ihm früher gleichgültig war und das Volkswohl, damit zu beschäftigen er sonst lächerlichen Sozialpolitikern überließ, diese beiden Inhalte ergreift er stürmisch, weil er aus dem Nicht- und Allessein des Dichters wieder heimfinden möchte in die Ansässigkeit beruflichen Bürgertums. So beginnt er seine Reden mit: Brüder, Mitbürger; so neigt er mit seinem Programm deutlich genug zur republikanischen Staatseinrichtung; so läßt er sich von der Menge auf die Schultern nehmen, streut ihr Blumen vom Balkon und saugt den Weihrauch jener massigen Verehrung ein, die seine Geistigkeit eigentlich wie einen Hieb empfinden müßte, ihr aber jetzt ein zugemessenes, balsamisches Recht dünkt, dieweil er den Abstand auszulöschen strebt, dieweil er im Leben der Politik, der geschichtlichen Sendung, des Experiments mit Realmächten eben sein Ich preisgeben und verlieren will.

Von Außen gesehen scheint der Vorgang nicht übel getan. Man begreift, daß auch bei uns Wünsche umgehen, den reinen Geistesnaturen einen größeren Einfluß auf die Bewegung der Nation zu erwirken. Es wäre schön, nicht wahr, wenn der Dichter, Philosoph, die Forscher zugleich auch verständen, das Leben am sichersten zu meistern. Wenn sie, bei der Größe ihrer Bildung, obendrein vertraut wären mit den einfachen Berufen und mit dem Tempo, womit auf diesen unteren Stufen das menschliche Leben sich höher bewegt. Wenn vom Geiste, kurzum, akzeptiert würde, daß er nicht als reiner Geist, sondern im Schweren der körperlichen Stoffe sich veranschaulichen muß. So aber macht der Geist sich allzu leicht souverän, fordert eine Anerkennung, die er auf nichts als auf sich selber zu gründen weiß, wirft Aussprüche unters Volk, die sein Selbstvertrauen rauben und arbeitet in allem, statt auf die Kultur von mythologischen Werten hin auf die beiläufigen Werte des Klugseins, des hurtigen Sich-einstellen-Könnens, der Schreibe und Rede. Verspräche es mehr Volksgunst und sähe es interessanter aus, den entgegengesetzten Standpunkt zu vertreten, man sähe zweifellos d'Annunzio das Buntfeuer seiner Rhetorik für das andere Ideal abbrennen.

Vorläufig findet er seinen letzten Kitzel in der Barbarenhetze. Der Geist zeigt sich hier wie gesagt in jener schwankenden, beeinflußbaren, immer wechselsüchtigen Natur, für die man ihm nicht einmal Vorhaltungen machen kann. Bei Luther oder Friedrich dem Großen oder Kant war das Geistige umzäunt von nachweisbaren, im Blute ansässigen Gebundenheiten. Nach einem Pflichtbegriff brauchten sie nicht erst zu suchen. Der berühmte Imperativ, ehe Kant erkenntnismäßig auf ihn stieß und ihn formulierte, war längst bevor als stummes Gesetz seiner Willensanlage in ihm wirksam. So blieben diese Geister eng und gerundet und endigten nicht, wo der Italiener jetzt endigt: im Ausbruch eines hysterischen Verlangens nach Volk, nach Masse, nach Untergang im bestätigenden Stammesorganismus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Natürlich ist auch Abenteurei dabei, Lust zu Gefahr, Gefallen am Theaterspiel. Wessen nur die Kritiker und die Zuschriften seiner Verehrer ihn bisher versicherten, will d'Annunzio leibhaftig sehen, als sofortiges Echo von Taten, Leidenschaften, Straßenauftritten. Er will sich spiegeln. An der Rede von Quarto sieht man, wie zu diesem Behufe seine Wortkunst sich mit Notwendigkeit seicht machen und auf die Untadeligkeit von sonst verzichten muß. Für unsere Ohren schallt diese Rede hohl, höfisch, liebedienernd und erniedrigt mehr das italienische Volksgewissen, statt es zu adeln. Was die deutschen Dichter zur Stunde aussprechen, ist vielleicht weniger geglättet im Ausdruck, weniger geschmückt mit Allegorien, aber im Sinne echter, inhaltvoller und wärmer. Es ist wieder die Einbildungskraft, diesmal die Einbildungskraft der Zuhörer, wodurch das Wortgeflunker als die Mahnung eines berufenen Zeitpropheten gedeutet wird. Man nimmt d'Annunzio ernst, weil ein repräsentativer Kopf und Bürge gefunden werden muß für die allgemeine intellektuelle Ueberspanntheit. Die Zeitungen untergruben so sehr die Richtung aufs Bürgerlich-Tüchtige, daß sie beide nun fiebernd und wagemutig und wie erlöst aufeinander zu eilen: Der Dichter ohne Heimat und dieses Volk mit dem irrsinnigen Appetit auf tödliche Daseinswürze.

Italiens Wirtschaftsrüstung

Schon vor Jahren, als die Blindlinge und Folgsamen in Deutschland die Etatreden italienischer Schatzminister kommentarlos abdruckten, habe ich im „März" auf das Blendwerk jener finanziellen Selbstberäucherung hingewiesen. Immer noch operierte der italienische Fiskus mit der billigen Rentenkonversion, die ganz und gar nicht das Zeichen einer organischen Höherentwicklung der Volkswirtschaft, vielmehr ein plumpes Mittel zur Förderung des Auslandskredits gewesen war. Italien praktizierte das System Japans, Rußlands und einiger Konkursstaaten des Balkans. Danach schwingt man mit der rechten Hand das Schwert auf „unerlöste Gebiete", mit der linken Hand pumpt man Europa an, um die Kriegskosten, die Verwaltungs- und Reorganisationslasten bezahlen zu können. Gewiß sind alle diese Länder durch den schnellen Kreislauf moderner Weltwirtschaft befruchtet worden, sie haben diese oder jene Industrie erfolgreich gepflanzt oder gefördert, aber von einer Gesundheit der gesamten Wirtschaftsbasis, von einer brauchbaren Organisation, von vernünftiger Arbeitsteilung, von solider Währung, von unanfechtbarer Rechnungsführung, konnte und kann nicht die Rede sein. Dieser armselige Heroismus ist für den Volkswirtschaftler eine schreiende Schäbigkeit, die die Unterstützung Europas niemals verdient hätte.

Ohne genügende Steuerkraft, ohne vorhergehende Meliorierungsarbeiten auf allen Gebieten wirtschaftlicher Kultur, nur mit einem falsch blinkenden Etat bewaffnet, trat Italien seine Kolonialzüge an, die seinen Finanzen wohl das Kreuz, ihm selbst aber die Ritterschaft nicht eingetragen haben. Der Tripoliskrieg hat die Kassen fast bis auf den Grund geleert, es begann wieder jene Pumphast, auf deren Verlangsamung einst Italien so stolz gewesen war. Wie eine Strafe für kulturelle Unterlassungssünden wirkte die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Naturkatastrophe, die der Nutznießer der Frauenscham, der Konkursnepper mit der Leyer, zu einem brüllenden Kriegsaufruf der höheren Gewalt umfälschte. Dieses Erdbeben erschütterte noch die letzten Goldreste des Budgets. Trotzdem wurde rasend gerüstet.

Es ist durchaus charakteristisch, daß der pleitene Barde den Raubzug anführt. Kein Realpolitiker hätte, ganz abgesehen von den völkermoralischen Bedenken, von solch unkolidierter Basis aus ein derartiges Wagnis unternommen. Denn die daraus folgende Finanzabhängigkeit von England bedeutet das gerade Gegenteil dessen, was man mit dem Kriege erreichen will. Ein Staat ist noch nicht Großstaat, wenn er sich aufbläst, er muß auch mit eigener Kraft angefüllt sein. Es ist keine Frage, daß England, dem auch die Finanzierung dieses Krieges zufällt, einem finanzgeduckten Schuldner gegenüber auf die Erfüllung seiner Versprechungen pfeifen wird. Es hat das Schicksal Italiens vielleicht noch mehr in der Hand als das Rußlands und Frankreichs. Denn Italien beginnt den Krieg auf Papier, es kann seine Kriegsmaterialansprüche, sein Kohlenbedürfnis und noch vieles Andere nicht ohne die Vermittlungsgnade der englischen Regierung befriedigen. Es zerstört mit einem Schlage die Marktverbindungen, welche ihm bisher während des europäischen Krieges noch einige Lebenskraft auf Grund seiner eigenen Produktion und seiner eigenen Menschen zugeführthaben. Die vielen Arbeiter, welche bislang aus Deutschland und aus Oesterreich-Ungarn hunderte von Millionen nach Italien schickten, müssen nun von Italien unterstützt und ernährt werden.

Da der Krieg mit Italien nicht plötzlich gekommen ist, da schon viele Monate hindurch ein Mißtrauen berechtigt war, haben Deutschland und Oesterreich-Ungarn nur minimale Guthaben jenseits der Alpen gelassen und haben eine schnelle Erledigung der Außenhandelsverpflichtungen Italiens verlangt. Auch hört man, daß der größte Teil des italienischen Effektenmaterials in den letzten Jahren nach dem Süden zurückgeflattert ist. Das ist gut so, wenn man auch heute noch ein lebhaftes Bedauern über die Herzlichkeit empfinden wird, mit der die deutschen Börsen ihre Tore den italienischen Papiermilliarden geöffnet haben. Wenigstens haben wir nun das Bewußtsein, in geldlicher Hinsicht mit Italien einigermaßen glatt zu stehen. Was soll man von einem Staate sagen, dere ine überragende Großmacht werden will und in dem Augenblicke, wo er diese Absicht proklamiert, erkennen läßt, daß ihm jede finanzielle und wirtschaftliche Eigenkraft dazu fehlt? Ist es nicht ein Jammer, die volkswirtschaftliche Wiedergeburt Italiens, das Aufstreben eines armen Volkes, schon in dem Augenblicke zu unterbinden, wo kaum erst der Embryo entwickelt ist? Ist es nicht eine Dummheit, alle Marktmöglichkeiten und alle Marktsicherheiten zu Gunsten eines schemenhaften Nationalitätsprinzips auf das Spiel zu setzen? Wie Italien militärisch gerüstet ist, weiß ich nicht, wohl aber bin ich sicher, daß die finanzielle und wirtschaftliche Rüstung ein Blechpanzer ist, den auch das englische Gold oder die englischen Garantien nicht zu einer haltbaren Waffe legieren werden.

Dr. Alfons Goldschmidt

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die deutsche Siegeszuversicht

Von Engelbert Pernerstorfer, Mitglied des österreichisch. Reichsrates

Deutschland ist ein Land des Friedens, wie kaum ein anderes. Das hat es in den letzten Jahrzehnten wiederholt bewiesen. Freilich, als der Krieg kam, weil er nicht mehr zu vermeiden war, hat es sich in seiner ganzen kriegerischen Tüchtigkeit gezeigt. Es ist nicht zu besiegen. Dieses Deutschland wäre bereit, heute lieber als morgen den Friedenszustand wiederherstellen zu helfen, wenn er als ein dauernder anzusehen wäre und nicht bloß den Zweck hätte, den Feinden Deutschlands eine Erholungspause zu geben, damit sie sich auf einen neuen Ueberfall vorbereiten können. Gewiß hat Deutschland den Wunsch nach Frieden. Aber nur nach einem ehrenvollen und fruchtbaren Frieden. Den Frieden um jeden Preis lehnt es ab. Mit Recht, denn das ganze deutsche Volk hat darin nur einen einzigen Willen.

Deutschland hat seinen Feinden eine schwere Enttäuschung bereitet. Sie glaubten, gegen ein uneiniges Volk zu kämpfen und fanden eine einheitliche Geschlossenheit, wie sie die deutsche Geschichte noch nie gezeigt hat. Es war nicht nur eine Einigkeit der deutschen Staatsbürger, es war eine Einigkeit der gesamten deutschen Volkheit. Die wenigen schrillen Töne, die diese Einigkeit stören wollten, gingen unter in dem brausenden Jubel der kampfbereiten Heere Deutschlands und Oesterreichs. Dieser Kampfbereitschaft war von Anfang an das Merkmal eines festen Siegeswillens aufgedrückt. Es gab darin so gar kein Schwanken, so gar keinen Zweifel.

Die Siegessicherheit des deutschen Volkes war für manchen fast unverständlich. War doch das Verhältnis der Heere, die gegeneinander auszogen, so sehr außer jedem Verhältnis. Deutschland und Oesterreich zusammen standen einer doppelten Uebermacht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegenüber. Die Meinung der Feinde, wir könnten in wenigen Wochen überrannt werden, war von diesem Gesichtspunkte aus nicht so unsinnig. Einer meiner Freunde, ein ungewöhnlich gescheiter und kluger Mann, nannte diese deutsche Zuversicht geradezu „pathologisch". So mochte es manch anderen auch erscheinen.

Nun wird diese starke, männliche Gesinnung vielfach auf die bekannte militärische Organisation Deutschlands zurückgeführt. Aber es war ja doch nur eine bewußte oder unbewußte Täuschung, zu glauben, die Stärke der militärischen Rüstung sei nur bei Deutschland gewesen. Alle am Kriege beteiligten Staaten standen im Militarismus einander nicht nach. Es ist albern, nur immer vom „preußischen" Militarismus zu reden. Der französische Militarismus belastete finanziell das französische Volk stärker als der deutsche Militarismus das deutsche Volk. Ebenso albern ist die Einrede, daß der deutsche Militarismus schuld sei an den allgemeinen Rüstungen. Wie wenig das wahr ist, wissen wir heute ganz genau. Daß Deutschland ordentlich gerüstet war für den Fall des Angriffs, daß die Regierung in dessen Voraussicht alles Nötige getan hat, das müssen wir ihr heute danken.

Aber die große Rüstung allein war es nicht, die den Lauf der Dinge so gestaltet hat, wie er sich heute im zehnten Monat des Krieges darstellt, es hat sich vielmehr etwas gezeigt, was der Kundige wohl mußte, was aber doch in der exakten Ausführung alle Welt überraschte: die musterhafte Organisation. Das muß wohl heute auch der Feind der Deutschen zugeben: der Organisationsgedanke tritt nirgends so kraftvoll in Erscheinung als im deutschen Volke. Er wirkt nicht nur im Heer, sondern im gesamten öffentlichen Leben.

Wer mit dem gesamten deutschen Volk eins war in dem Vertrauen, der dachte wohl auch an dessen ausgebildete Organisationsfähigkeit. In sie durfte man die größten Hoffnungen setzen. Aber selbst sie in Rechnung gesetzt, blieb immer noch eine gewisse Berechtigung, von der fast „pathologischen" Zuversicht zu sprechen. Nur derjenige, der das vielleicht wichtigste Moment ebenfalls ins

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auge faßte, nur dieser fand diese Zuversicht gerechtfertigt und gar nicht mehr pathologisch.

Dieses letzte freilich ist unserer amoralisch oder sich gerne amoralisch geberdenden Zeit nicht recht gemäß. Dieses letzte lenkt die Aufmerksamkeit auf ein Gebiet des nicht materiell Faßbaren, des materiell Unwägbaren, auf das Gebiet sittlicher Wertungen.

Gleich in den ersten Tagen nach den Kriegserklärungen meldeten sich über eine Million Kriegsfreiwilliger. Was ist doch, mochte sich der Fernstehende fragen, das deutsche Volk für ein sonderbares Volk! Ja für diesen war diese Tatsache vielleicht nur ein Zeichen eines wilden Blutdurstes, einer barbarischen Kriegsgesinnung. Die freiwillige Bereitschaft, sein Leben dem Vaterland zu geben, ist für den unverständlich, der das tiefe Gemütsleben und das starke Pflichtgefühl des Deutschen nicht kennt, der sich überhaupt nie die Mühe gegeben hat, in die deutsche Seele einzudringen.

Dazu kommt ein zweites, was den Nichtdeutschen stutzen machte. In offener Reichstagssitzung erklärt der Reichskanzler Bethmann-Hollweg, Deutschland sei gezwungen gewesen, die belgische Neutralität zu verletzen. Das deutschfeindliche Ausland warf sich mit förmlicher Wollust auf diese Erklärung. Selbst in Deutschland ist der Kanzler hie und da wegen seiner Offenheit getadelt worden. Aber das deutsche Volk in seiner Gesamtheit machte ihm keinen Vorwurf. Es sagte sich: in dem Deutschland aufgezwungenen Existenzkampfe spielt der Bruch der belgischen Neutralität keine Rolle. Für Deutschlands Feinde war so Bethmann-Hollweg gleichsam ein Kronzeuge. Für die schlichte Größe des Kanzlers hatte, soviel mir bekannt, gerade bei dieser Erklärung, weder das feindliche noch das neutrale Ausland Sinn. Daß ein Staatsmann in einer solchen Stunde so „unpolitisch" sein konnte, ein solches Eingeständnis zu machen, das verstand man draußen nicht. Als der Kanzler diese Worte sprach, da glaubte er an ihre Wahrheit und in männlicher Geradheit gab er der Wahrheit die Ehre, obwohl sie schädlich sein konnte. Man hat m. E. viel zu wenig hervorgehoben, wie sehr Bethmann-Hollweg mit seiner Erklärung seine und des deut-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen Volkes Ehrenhaftigkeit ins hellste Licht gestellt hat. Seit es eine Politik gibt, hat m. W. noch nie ein Staatsmann in einer Schicksalsstunde soviel Edelsinn bewiesen.

Es leben in unserem Volke gewisse Eigenschaften moralischer Natur, die es in schweren Entscheidungsstunden so hoch stellen. Wir entbehren wertvolle Qualitäten anderer Völker. Um so mehr wollen wir an denen festhalten, die unser Eigen sind.

Diese Betrachtungen wurden bei mir hervorgerufen durch die Lektüre eines eben jetzt erschienenen Buches von Wilhelm Wundt: „Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg" (Leipzig, A. Kröner. 146 S., 3 Mk.). Mit der umfassenden Gelehrsamkeit, die Wundt eigen ist, prüft er die italienische, französische, englische und deutsche Philosophie auf ihren Inhalt. Das Buch ist in einem einfachen schlichten Stile so geschrieben, daß jeder gebildete Laie es verstehen kann. Es wäre sehr zu wünschen, daß es viel, auch von den Feinden des deutschen Volkes gelesen würde. Was Wundt sagt, sind nicht originelle Neuheiten, aber lichtvolle Klarstellungen von Dingen, deren Kenntnisname eine vertiefte Einsicht in das Wesen der Völker gewährt. Dem Leser dieses Buches wird es auch klar werden, warum die Siegeszuversicht des deutschen Volkes so gar nicht „pathologisch" ist. Sie beruht auf der geistigen und sittlichen Denk- und Gefühlsweise dieses Volkes, die sich in seiner Kunst und Philosophie ausdrückt. Die Italiener Bruno und Galilei sind in ihrer Vereinigung von Phantasie und Klarheit, in der Synthese von Süd- und Norditalien die Begründer der wissenschaftlichen Renaissance geworden. In Descartes findet der französische Geist in seiner klaren Verstandesart den schärfsten Ausdruck und er ist bisher der einzige große Philosoph Frankreichs geblieben. Die englische Philosophie gipfelt schließlich im Utilitarismus, dessen letzte Form der amerikanisch-englische Pragmatismus ist. In der deutschen Philosophie erhebt der Idealismus sein kühnes Haupt. Er ist die höchste Ausprägung des deutschen Geistes. Er ringt um die tiefsten Probleme des Lebens und Wissens. Er ist zugleich der Führer ins praktische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leben. Das Leben ist dieser Philosophie „keineswegs ein Geschenk zum Genießen, sondern eine Aufgabe, ein Pensum zum Abarbeiten", wie Schopenhauer, der große Schüler Kants, sagt. Und Fichte spricht diese deutsche Grundanlage am strengsten und deutlichsten aus: „Wer nur an sich als Person denkt, der ist im Grunde nur ein gemeiner, kleiner, schlechter und dabei unseliger Mensch. — Es gibt nur eine Tugend, die, sich selbst als Person zu vergessen, und nur ein Laster, das, nur an sich selbst zu denken."

Aus dem Geiste der deutschen idealistischen Philosophie spricht der Geist deutschen Volkstums. Er ist eine oberste Spitze deutschen Wesens, reicht aber mit seinen Wurzeln in den deutschen Volksboden. Wer diese Philosophie erfaßt, für den hat deutsche Festigkeit und Zuversicht nichts pathologisches mehr. Sie ist eine Folge der freudigen Hingabe und der strengen Pflichterfüllung.

Eines hätte Wundt noch erwähnen können. Hingabe und Pflichtgefühl weisen auf die Gesamtheit, auf den Zusammenhang. Sie stellen dem Einzelnen die sozialen Aufgaben und werten ihn als Gesellschaftswesen. Aber nicht so, daß der Einzelne verschwände. Im Gegenteil wurde von deutschen Philosophen zum ersten Mal das Recht und der Wert des Individuums ins hellste Licht gestellt. Kant erklärt den Einzelnen als Selbstzweck, Fichte lehrte die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt und der Nietzsche der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" nannte jeden Einzelnen ein einmaliges Wunder.

Wollt ihr den Deutschen ganz verstehen, so fragt bei seinen Philosophen und Künstlern an, besonders denen der Vergangenheit, die der Ausdruck des echtesten deutschen Wesens sind und der geistigen Zukunft des deutschen Volkes die Wege gewiesen haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Zeitalter von Waterloo

(Zur Wiederkehr des Tags der Schlacht vom 18. Juni 1815)

Von Wilhelm Hausenstein

Zwischen dem Feldzug von 1815 und dem von 1915 besteht die Aehnlichkeit der Umkehrung. Der Schauplatz ist der nämliche: Belgien. Der Hauptspieler — England — erscheint in derselben Rolle: als Widersacher der festländischen Hauptmacht. Soweit ist alles gleich. Aber die festländische Hauptmacht hat gewechselt. An die Stelle des bürgerlichen Frankreich, das zwischen 1789 und 1815 Führer des Festlands und damit der gegebene Gegner Englands war, ist das bürgerliche Deutschland getreten. Waterloo wurde von einer englisch-preußischen Vereinigung gegen das napoleonische Bürgerkaisertum ausgefochten. Um Ypern wird von einer englisch-französischen Vereinigung gegen das bürgerliche Imperium Deutschland gekämpft.

Der englische Widerspruch gegen die französische Kontinentalpolitik beherrschte das ganze Zeitalter. Mit einem Gefolge spanischer, sardinischer und neapolitanischer Truppen behauptete englisches Militär die französische Mittelmeerfeste Toulon; den Engländern hatte der Artilleriehauptmann Bonaparte sie im Dezember 1793 zu entreißen. Damit begann die Höhe des ungeheuren englisch-französischen Kampfes. Englische Diplomatie half die erste Vereinigung gegen die revolutionäre Bourgeoisie einfädeln. Auf belgischem Boden — nicht weit von Dünkirchen — stand der siegreiche Jourdan im Herbst 1793 Engländern und Hannoveranern gegenüber.

Der Feldzug Bonapartes nach Aegypten war nichts als ein Vorstoß gegen die großartige levantinische Stellung Englands. Ohne Maske war der jüngere Pitt der Stifter der zweiten Koalition gegen das junge kapitalistische Frankreich; eine englisch-russische Armee unter dem Herzog von York trat 1799 in Holland auf — freilich bloß, um bald von den Franzosen geschlagen zu werden. Der englisch-französische Friede zu Amiens war von der Seite Englands nur ein Aufschub. Drei Jahre drauf — 1802 — brachten die Hilfsgelder des jüngeren Pitt die dritte Koalition zu Wege; zwar wurde Austerlitz die Niederlage dieser Politik, aber Trafalgar wurde ihr Sieg. Die Kontinentalsperre war der Ausschluß Englands aus Europa — sollte es sein: zunächst wirtschaftlich, dann politisch. Aber Preußen und Rußland entzogen sich auf die Dauer dem Kontinentalsystem. Sie taten es, weil die wirtschaftlichen Interessen der maßgebenden Klassen nach England wiesen: dorthin führten preußische und rus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sische Großgrundbesitzer ihr Getreide aus, und bürgerlich belebte Umschlagsplätze wie Danzig und Königsberg lebten von diesen Beziehungen, die durch industrielle englische Ausfuhrgüter erwidert wurden. Militärisch hat sich England an den Hauptkämpfen von 1812, 1813 und 1814 nicht beteiligt, wohl aber finanzpolitisch. Subsidienverträge der Engländer mit Rußland und Preußen gaben die Mittel. Im übrigen arbeiteten die Engländer militärisch auf den dem Mittelmeer und der Atlantis zugekehrten Kriegsschauplätzen. Wellington siegte mit Truppen, deren Kern von Engländern gebildet war, 1813 bei Vittoria und 1814 bei Toulouse. Nicht eben im Namen der Freiheit tat er dies: unter dem Schutz des Tory Wellington hißte die Reaktion in der freisinnigen Seestadt Bordeaux die weiße Fahne der Bourbonen. Mit dem Mai 1814 kam der Pariser Friede. Frankreich nahm die Grenzen aus der Zeit des alten Regiments wieder an und verzichtete damit auf die Ergebnisse seiner kapitalistischen Ausbreitung in der Revolutionszeit und im Kaiserreich. England mochte zufrieden sein. Obendrein behielt es von Frankreichs Kolonien Tabago, Saints-Lucie und Isle de France, von Holland Ceylon und Kapland — und sonst noch eine Anzahl nützlicher Kleinigkeiten, die wie Helgoland, Malta und die jonischen Inseln außerhalb der festländischen Diplomatengeographie lagen. Sie lagen umsomehr außerhalb der kontinentalen Geographie, als mit dem Wiener Kongreß unter der Aegide Englands allenthalben auf dem Festland eine unbekümmerte Reaktion einsetzte, für die alle Ozeane mythologisch waren. Doch dies war noch nicht alles. Das englische Hannover wurde sehr zum Schmerz des preußischen Bundesgenossen erheblich vergrößert. Der Zentralstaat des klerikal-aristokratischen und absolutistischen europäischen Legitimismus, das Oesterreich Franzens des Ersten und Metternichs, profitierte auf dem Wiener Kongreß unter allen Festlandsstaaten am meisten: mit dem Segen des bürgerlichen England, dem eine allem bürgerlichen „„Commerz" abholde kontinentale Hauptmacht nur liebenswert erscheinen konnte, empfing es das halbe Italien. Das Welthandelsmonopol Englands lebte von einer festländischen Restauration, war geradezu auf diese Restauration angewiesen. Der Viscount Castlereagh und der Herzog von Wellington konnten, so sehr sie immer die kapitalistischen Interessen Englands verfochten, einer smarten Politik der Legitimität, wie Metternich sie betrieb, im Herzen gar nicht sonderlich abgeneigt sein: sie blieben Torys, auch wenn sie sich für die — übrigens ja ahnenreiche — englische Börse schlugen. Folgerichtig mußten sie auf dem Kongreß den preußischen und den russischen Ansprüchen, die große Gebietserweiterungen forderten, ziemlich energisch entgegentreten. Das lag im Interesse des am zuverlässigsten auf reine Restauration gerichteten Barockstaats Oesterreich. Anderseits schien das Preußen Steins und Humboldts — mochte Hardenberg auch immer deutlicher nach rechts schwenken — des Liberalismus oder, was dasselbe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedeutete, bürgerlicher Initiative fähig; und selbst das Rußland Alexanders des Ersten war liberalisierender Möglichkeiten verdächtig. Castlereagh, der seit 1806, dem Jahre des Todes des jüngeren Pitt, die englische Weltpolitik leitete, und Wellington, der sie politisch wie militärisch ausführte, trieben die englische Politik, wenn sie sich mit Metternich in die Beherrschung Europas teilten, vielmehr durch ihn Europa im Zaun hielten und Humboldt, die russischen Herren, ja selbst den mit allen Hunden gehetzten Talleyrand in die zweite Linie drängten. Der durch die Bundesakte vom 8. Juni 1815 gefertigte deutsche Bund war für England die glücklichste Form zentraleuropäischer Desorganisation. Das Königreich der Niederlande endlich — Holland mit Belgien — konnte leicht zu einer Filiale englischer Politik gemacht werden, so lange Deutschland nichts, Hannover britisch, Preußen abgedrängt und Ludwig der Achtzehnte zur Galvanisierung des alten Regiments in Frankreich bestellt war.

So standen die Dinge, als Napoleon wiederkam. Mit einer antiken Kühnheit, die nur er vermochte, im Zeichen heroisch einfacher Maße, als wäre Elba Salamis und Frankreich Athen, verließ er in der Nacht vom 26. Februar 1815 auf den 27. seine Insel. Am 1. März war er in Frankreich. Bei La Mure traf er Truppen des Bourbon. Er ritt an sie heran — er allein. Sie schrieen natürlich: „Vive l'Empereur!" Nach einigen Tagen war er in Paris.

Der Augenblick schien günstig. Schon war Frankreich mit dem neuen Bourbonentum sehr unzufrieden. Die Bourgeoisie fühlte sich schlecht vertreten. Die Armee murrte: der Stand des Heeres war vermindert, die Entlassenen waren ohne Aufgabe, bonapartistische Offiziere waren entfernt und, soweit sie ersetzt wurden, durch royalistische Kavaliere ersetzt worden. Der Freund der Frau von Staël, Constant de Rebecque, ehedem vom Kaiser verbannt, während der hundert Tage aber Staatsrat, arbeitete eine Verfassung oder, wie man damals so hübsch sagte, eine Charte aus; sie wurde nach Karolingerart auf einem Maifeld höchst diktatorisch-demokratisch verkündet. Das Kaiserreich hatte neue Aussichten.

Es hatte sie auch in der äußeren Politik. Preußen und Rußland schienen den anderen Drei von der „Pentarchie der Großmächte" schon mit den Waffen begegnen zu wollen, da der Kongreß der strafenden Vereinigung des rheinbündischen Königreichs Sachsen mit Preußen und der Angliederung Polens an Rußland widersprach. Unter englischer Führung hatten Frankreich und Oesterreich auf dem Kongreß selbst ein Bündnis gegen Rußland und Preußen geschlossen. Der Krieg der Erben stand bevor. Nur das Auftreten des verbannten Napoleon vereinigte die Streitenden. Am 25. März verband sie das Entsetzen. Jede Partei versprach 150 000 Mann.

Ein neuer europäischer Krieg war unvermeidlich. In dem Augenblick freilich, in dem die Welt dies erkannte, empfand sie nun auch die Schwäche des erneuerten Kaiserreichs. Wohl bedurfte die von Davout mit einer verblüffenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

organisatorischen Kraft zusammengebrachte kaiserliche Armee von 284 000 Aktiven und 222 000 Reservesoldaten des Kriegs. Aber Europa und zumal Frankreich bedurfte nach mehr als zwanzig Kriegsjahren des Friedens, den gerade die Erneuerung des Kaiserreichs keineswegs zu verbürgen schien. Die französische Staatsrente sank plötzlich auf 51 Prozent. Der napoleonische Konstitutionalismus, dessen erste Gebärde Eindruck gemacht hatte, wurde von Tag zu Tag mehr kritisiert. Mit Recht: nicht weil er zu illiberal war, sondern weil er zu liberal war, denn ein napoleonischer Konstitutionalismus war ein Widerspruch in sich selbst; nur der bürgerlich-revolutionär innervierte Absolutismus war der napoleonischen Politik angemessen. Der Konstitutionalismus des Maifeldtheaters von 1815 war, weit davon entfernt, eine Verankerung des Empire im Volk zu bedeuten, vielmehr eine Schwäche des neuen Unternehmens, die ihm ans Leben griff.

Mit diesem Konstruktionsfehler sollte das Kaisertum gegen alle fünf europäischen Mächte kämpfen. Es nützte dem Kaiser nichts, daß er in den proletarischen Schichten populär war. Die französische Bourgeoisie wollte ihn um so weniger halten, je mehr er auf ihre Kosten sozialpolitischen Ideen zuneigte. So formte sich das Urbild der Katastrophe von Sedan. Die französische Bourgeoisie verließ den Kaiser, der sie weltpolitisch gegründet hatte: 1870 wie 1815.

Nur ein Sieg nach außen konnte das Kaisertum retten, sofern es überhaupt noch zu retten war. Es war nicht mehr zu retten. Der Tag von Waterloo war nur der sinnenfällige Ausdruck dieser Fatalität. Die Zuversicht der französischen Bourgeoisie war durch die englische gebrochen. Sie konnte nicht mehr an Napoleon glauben, da sie kaum mehr an sich selber glaubte. Sie wollte nur eins — auf Jahre hinaus nur eins: Ruhe. So zog sie selbst die Friedhofschönheit der royalistischen Lilie dem kriegerischen Flug des kaiserlichen Adlers vor. Selbst das Symbol kaiserlicher Friedensarbeit, die Biene, die auf den bordeauxroten Samt der Vorhänge gestickt war, erregte keinen Eifer mehr. Man war müde.

123 000 Mann zogen unter dem unmittelbaren Oberbefehl des Kaisers gegen die Hauptgegner, die im Norden standen: gegen Wellington, der im nordwestlichen Belgien über eine aus Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen und Niederländern zusammengesetzte Armee von etwa 93 000 Soldaten befahl, und gegen die im südöstlichen Belgien gesammelte preußische Armee, die etwa 125 000 Soldaten zählte und dem Befehl Blüchers, den Gedanken seines Generalstabschefs Gneisenau gehorchte.

Napoleon war jedem einzelnen dieser Heere überlegen. Der Tag von Ligny bewies genug. Von vornherein stellte Napoleon mit Selbstverständlichkeit seinen Plan auf die Absicht, die Gegner einzeln zu treffen.

Am 15. Juni überschritt er die belgische Grenze. Er stieß gegen das Herz des Landes vor, ohne ernstlichen Widerstand zu finden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 16. Juni ging er bei Ligny gegen Blücher. Die preußische Armee war auf diese Schnelligkeit nicht genügend vorbereitet; die Truppen waren nicht voll beisammen; die Führung war nicht ohne Verwirrung. Auch Wellington hatte seine Armee nicht rechtzeitig bereitgestellt. Daher war es ihm unmöglich, Blücher zu Hilfe zu kommen. Er mußte sich darauf beschränken, das Corps Ney bei Quatrebas zu beschäftigen, damit es den Preußen nicht, wie Napoleon geplant hatte, in die Seite falle. Aber auch ohne Neys Eingreifen war der Tag für Blücher verloren. Die preußischen Verluste waren ungeheuer: ein Drittel der etwa 87 000 preußischen Streiter von Ligny war dahin. Das 65 000 Streiter zählende Heer des Kaisers hatte nicht 9000 eingebüßt.

Nach diesem Sieg bei Ligny kam für Napoleon alles darauf an, so rasch als möglich den anderen Gegner zu treffen: Wellington. Allein der 17. verging, ohne daß auf der Seite des Kaisers Entscheidendes getan wurde. Grouchy betrieb die Verfolgung der Armee Blüchers schlecht: er hinderte sie nicht, sich gemäß dem Plan Gneisenaus in der Richtung von Wavre den Stellungen Wellingtons zu nähern. Ney versäumte, der Armee Wellingtons den nötigen Abbruch zu tun.

Noch heute fragen sich die Kriegshistoriker, weshalb Napoleon nicht selber am 17. die Entscheidung herbeiführte. Die Einen — Wolseley, Pflugk-Harttung — behaupten, der Kaiser sei am 17. ein des Entschlusses unfähiger schwerkranker Mann gewesen. Andere — Delbrück, Houssaye — widersprechen nachdrücklich. Zweifellos litt Napoleon am 17. an allen möglichen Uebeln. Aber ebenso zweifellos hat er in jenen Tagen nur 20 Stunden von 96 der Ruhe gewidmet; 37 Stunden verbrachte er im Sattel. Von körperlicher Lethargie kann also schwerlich die Rede sein. Die moralische Unsicherheit seiner Situation und ihre Wirkungen freilich sind darum nicht geleugnet. Im Gegenteil: man ist versucht, von einer metaphysischen Ungewißheit seiner Lage, von einer nicht mehr durch Sinnliches bedingten Stockung seines Anlaufs zu sprechen. Im unmittelbar Tatsächlichen war entscheidend, daß der Generalstabsdienst im Heer des Kaisers ungewöhnlich schlecht funktionierte: das System brach, rein äußerlich gesehen, an den Mängeln der Information, der Befehlsvermittlung, der Führerdisziplin zusammen.

Der 18. kam. In seinem Hauptquartier zu Waterloo erwartete Wellington, durch Nachricht der kommenden preußischen Hilfe ganz gewiß, die Armee des Kaisers in gut vorbereiteter Stellung. Napoleon griff Wellington an, ohne zu wissen, wohin die preußische Armee gegangen war. Ein aberwitziger Zustand. Die englische Infanterie hielt sich trotz der heftigsten Angriffe lange. Schließlich war sie dennoch im Begriff, zu wanken. In diesem Augenblick kam die preußische Hilfe. Sie geriet der ermüdeten Armee Napoleons in die Seite. Bülow, Zieten, Blücher hatten die Schlacht gerettet. Hätte Napoleon am 17.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angegriffen, so hätte er — nimmt man die Sache rein strategisch — nach aller Wahrscheinlichkeit über Wellington genau so gesiegt, wie er über Blücher gesiegt hatte. Die Franzosen verloren nun bei Waterloo 35 000 Kämpfer — und das Feld. Ligny war furchtbar ausgeglichen. Gneisenau vollendete die Verfolgung. Davout rettete die Trümmer der Armee nach rückwärts.

Napoleon floh nach Malmaison und dankte ab. Seines Lebens unsicher begab sich Napoleon unter englischen Schutz. Blücher, dieser Einzige, der von der Dämonie Napoleons nicht im mindesten berührt war und ihn vielleicht deswegen besiegen konnte, hatte in seiner blanken Wut allen Ernstes empfohlen, ihn aufheben und erschießen zu lassen. Der Admiral Hotham nahm den Kaiser auf sein Schiff und brachte ihn nach England. England verschickte ihn nach Sankt Helena.

Für die geschichtliche Betrachtung genügt das rein strategische Argument nicht, den Zusammenbruch zu erklären. Napoleon selber hat auf Sankt Helena eine allgemeine — gleichsam astrologische — Erklärung gesucht. Er schrieb über die Junitage von 1815:

„Ich besaß in mir nicht mehr das Gefühl, eines entscheidenden Erfolgs. Ich fühlte, daß das Glück mich verließ. Ich erreichte keinen Vorteil mehr, dem nicht unmittelbar ein Rückschlag folgte. Keiner dieser Schläge überraschte mich, denn mein inneres Gefühl sagte mir einen unglücklichen Ausgang voraus."

So hatte die Niederlage ihre Voraussetzung in einer moralischen Lähmung, die sich hinter einer sinnenfälligen Betriebsamkeit verbarg.

Die wunderlichste Frage, die über den Tag von Waterloo je gestellt wurde ist die Frage, ob der Sieg ein deutscher oder ein englischer Sieg gewesen sei: die Frage, ob „Waterloo" oder — nach dem preußischen Hauptquartier — „Belle-Alliance." Stellt man die Frage rein kriegswissenschaftlich, so mag man das Einzelne durch das Einzelne aufwägen oder überbieten und „Waterloo" durch „Belle-Alliance" widerlegen. Stellt man die Frage aber, wie man muß, politisch, so kann wahrlich nicht der leiseste Zweifel darüber bestehen, daß der Sieg ein englischer Sieg war: daß also politisch der Name „Waterloo" und nicht das von Bismarck so heftig geforderte „Belle-Alliance" zutrifft. Wäre der 18. Juni politisch ein deutscher Sieg gewesen, so wäre 1914 und 1915 nicht möglich geworden. 1914 und 1915: das heißt der Krieg Englands und seiner Vasallität gegen Deutschland.

Die Gestalt Wellingtons symbolisierte einigermaßen den politischen Triumph, den Waterloo für England bedeutete. Der Herzog war ohne Zweifel die überlegenste Figur von allen Widersachern Napoleons. Er war in Ostindien für Heer und Verwaltung geschult, hatte gegen Tippu Sahib gekämpft und übersah die Welt, als er 1806 das Unterhaus betrat und dann die Wege der Diplomatie ging. Im Kampf gegen Napoleon hatte er die englische Aktion von 1807

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen Kopenhagen mitgemacht und in Portugal, Spanien, Südfrankreich von der Peripherie her Breschen in das System des Kaiserreichs gebrochen. Als der Tag von Waterloo kam, war der gepflegte Tory auf der Höhe der Reife, während Napoleon, der mit Wellington das Geburtsjahr teilte, sich im Fegefeuer seiner Aufgaben und seiner ungeheuren Plebejernatur längst verbraucht hatte. Sulla siegte über Marius. Im Lager der Verbündeten war der Herzog ohne Frage maßgebend: gegenüber dem jovialen alten Blücher, der die „gefelligkeit" des „sehr bestimten mans" übrigens leiden mochte, durch die Ueberlegenheit seines Geistes, seiner Gewohnheiten, seiner Manieren, seiner großbritannischen Ruhe, gegenüber dem gescheiten Gneisenau, der ihm tief mißtraute, durch die Verbindlichkeit seiner Anpassung an die strategischen Gedanken eines bedeutenderen Militärs, gegenüber dem eitlen und beschränkten König der Niederlande durch ironische Gefälligkeit, gegenüber dem in Gent sitzenden, selbstgefälligen und trägen Ludwig von Frankreich durch Formalitäten, die nichts kosteten und nach Wichtigem aussahen. Kurz: der Herzog war maßgebend, weil er englische Tradition hatte.

Der preußische Militärbevollmächtigte in Wellingtons Hauptquartier, der General von Röder, hat über Wellington die Worte geschrieben:

„Ich bin ein erklärter Verehrer des Herzogs, den ich für ebenso klug und liebenswürdig, als groß und kraftvoll halte. Allein er besitzt für uns einen Fehler: er ist ein Engelländer — und Engellands Politik gegen den Continent ruht allein auf dem Spruch: Entzweye und du wirst herrschen."

In der Tat begünstigte England unmittelbar nach dem zweiten Pariser Frieden einen neuen kontinentalen Konflikt. Stein, Humboldt Hardenberg hatten die Rückgabe von Elsaß-Lothringen an den Bund — wenn nicht die Abtretung der Provinzen an Preußen — erwartet. Wellington widersprach in dem Moment, in dem die Rückgabe unvergleichlich möglich war — in dem sie Frankreich minder schmerzlich und der Welt annehmbarer erscheinen mußte als 1871.

Wir sind in vielen Dingen maniakalisch. Nicht daß wir es nötig hätten, gegenüber England maniakalisch zu sein. Aber es empfiehlt sich, politisch-historische Tatbestände sachlich zu durchschauen.

Nach wie vor hat Deutschland — und mit Deutschland das europäische Festland — nur einen einzigen klassischen Gegner: England.

Wann wird das Festland dies begreifen? Hundert Jahre nach Waterloo?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nüchternheit

Von Arthur Bonus

Unser Volk ist sehr nüchtern in Bezug auf den Eintritt in einen Krieg. Und so auch in Bezug auf Kriegsberichte. Wir finden uns auch sonst ledern. In manchen Selbstkritiken nennen wir uns Philister.

Trotzdem sagt man uns nach, daß wir ein Volk von Träumern und Dichtern seien. Wir sind auch das Volk der idealistischen Philosophen, die Weltdichtungen von großer Phantasiekraft geformt haben.

Wie ist das?

Es gibt zwei Arten Nüchternheit, die eine ist nüchtern aus Dürftigkeit, die andere aus Energie.

Die dürftige Nüchternheit des Spießbürgertums ist in Deutschland verbreitet genug. Als Deismus, Rationalismus, Materialismus, zum Teil auch Monismus hat sie je und je versucht, Weltanschauung zu werden. Sie ist dennoch nicht charakteristisch für unser Volk. Sie ist nur der Rand, in welchem unsere eigentliche Volksart in die geistlose Niederung des Menschseins abfällt, vielleicht darf man auch umgekehrt sagen: sich aus der Niederung erhebt. Denn wahrscheinlich bedeutet auch die vulgär-monistische Bewegung der letzten Zeit ein erstes Sich erheben zu eigener Religion, die dann noch nicht gleich sehr hoch stehen kann.

Der äußerste Gegensatz zu der an Dürftigkeit grenzenden Nüchternheit ist die orientalische Phantasie. Da ist alles ausschweifend reich. Die Energie, die vorhanden war, hat nicht zur Bezwingung dieser gigantischen Massen blühenden Stoffes gereicht. Nur zum Genießen. Und beides hat sich gegenseitig gesteigert, das phantastische Quellen der Phantasie und die Genußsucht, die an irgend eine Arbeit des Gestaltens und Formens kaum noch denkt. Erst im abendländischen Denken hat die Scheidung von Wasser und Land,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hin und herwogenden Geist und verläßlicher Wirklichkeit, stattgefunden. Aber der Maßstab dieser Scheidung ist verschieden, und er ist verschieden nach dem größeren oder geringeren Maß der Energie, welche in die Zukunft drängt.

* * *

Je härter der Wille ist, der auf Gestaltung, Verwirklichung dringt — und so in die Zukunft —, desto härter faßt er die Welt an. Er zerlegt sie in das, was zu ihm gehört und in das Fremde; in das Schöpferische und in das Geschaffene, Tote.

Sehr stark und herbe wird in einem strengen Willen die Ueberzeugung, daß alles auf ihn, den Willen, gegründet ist, von ihm getrieben wird, auf ihn und auf ihn allein, seine Festigung, Reinigung, Erhöhung zurück will. Sehr hart und hinter unübersteigliche Grenze hebt er von sich und dem, das zu ihm gehört, das andere ab, das Fremde, Geschaffene, Fertige, Tote. Er hebt es von sich ab, eben als ein anderes. Er ist geneigt, nur noch sich, den Willen, und das, was seiner Art ist, als eigentlich wirklich anzuerkennen. Das, was man gewöhnlich als Wirklichkeit bezeichnet, das vom Willen Geschaffene, Fertige, ist in Gefahr, vor ihm, dem Willen, als bloßer Schatten und Traum zu verschwimmen.

Aber eben durch die Energie, mit der er das Geschaffene als fremd und andersartig von sich abtrennt, gibt der Wille diesem Geschaffenen eine Art eigener Selbständigkeit sich gegenüber, ein eigenes Gesetz, das Gesetz des Nichtlebendigen, des Toten, des mechanisch bewegten Stoffs, — gibt ihm die Fähigkeit, ihm selber, seinem Schöpfer, dem Willen, Widerstand zu leisten, vergleichbar dem Widerstand, den der Stoff dem Künstler leistet und ohne den künstlerische Arbeit nicht vorstellbar wäre. Und indem der Wille sich erinnert, daß er sich nur in diesem Schatten- und Traumstoff ausdrücken und gestalten kann, wird er umgekehrt geneigt, in diesem Stoff seiner Tätigkeit das einzig Wichtige zu erblicken, ja fast das Ganze, sich selbstvergessen in seine Erforschung und Ordnung zu versenken.

Ein sehr starker Glaube an die Kraft des schöpferischen Geistes auf der einen Seite, Phantasiekraft, Idealismus. Eine herbe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unbestechliche Wissenschaft auf der andern. Es gehört ein sehr umfaßlicher aber vor allem nüchterner Geist dazu, sich weder von der einen noch von der andern Seite gefangen nehmen zu lassen, sondern beide mit gleicher Kraft aufrecht zu erhalten, an jedem Ineinanderfließen zu hindern und so getrennt es beides dennoch zusammen zu fassen: den Willen, der die Welt schafft und diese Verdichtung des Willens, Wirklichkeit genannt, die und in die hinein der Wille schafft, die er gestaltet.

* * *

Diese Unterscheidung in Wille und Werk ist es, welche der gewöhnlich gebrauchten aber sehr mißverständlichen zwischen Geist und Stoff zu Grunde liegt. Alle solchen Scheidelinien sind ja nichts Wirkliches. Man muß immer wieder daran erinnern. Sie sind so wenig etwas Wirkliches als die Linien, die wir um die Erde ziehen. Diese gedachten Linien lassen sich bekanntlich durch jeden Punkt der Erdoberfläche legen. Es kommt lediglich darauf an, wie wir sie am zweckmäßigsten ziehen und nennen, um uns mit ihrer Hilfe auf der Erde zurecht zu finden. So ist es im ganzen ungeheuren Gebiet unseres Wissens, Erfahrens, Denkens, mit allen Grenzen, die wir da ziehen, und Benennungen, die wir da brauchen. Lionardo scherzte einmal, alle Menschen wechselten immerfort die Hemisphäre, denn in jedem Punkt könne man die Teilung der Hemisphäre vollziehen.

So ist es mit allen Unterscheidungen, die wir vornehmen. Es ist offenbar höchst zweckmäßig, als Hauptteilungslinie der Erdfläche diejenige zu wählen, welche gleich weit von den Polen entfernt ist und in welcher die Sonne Tag und Nacht auf Erden gleich macht. Als eine solche Linie im Gebiet unserer Gesamterfahrung gilt die, welche zwischen Geist und Stoff hinführt.

Für das wissenschaftliche Denken mag hier in der Tat eine wichtige Linie laufen. Für alles tiefere Nachdenken kaum. Was ist Geist? Was man gewöhnlich so nennt, das kann bloße Ausdünstung des Stoffes sein. Derart Geist gibt es genug. Was den Geist über

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wohin gehört der Vatikan

Von Werner Daya (München)

Vielleicht von noch größerer Bedeutung als Italiens Eintritt in den Krieg, kann für uns die Stellung der Kurie werden, die für den Charakter ihrer zukünftigen Friedensvorbereitungen maßgebend sein wird. Nachdem eine unverfälschte Neutralität fast aller am Weltkrieg unbeteiligter Völker durch die innige Verflechtung der internationalen Beziehungen geradezu illusorisch geworden ist, gibt es gegenwärtig überhaupt nur drei Mächte, deren Unabhängigkeit uns Deutschen soweit verbürgt ist, daß wir sie uns seinerzeit in der Rolle der Vermittlung denken können: Schweiz, Spanien und der Vatikan. Aber die beiden ersteren können ebenfalls jeden Tag in das Kriegsgetriebe hineingezogen werden — Spanien durch Portugal, Gibraltar, Tanger oder auch die rechtzeitige Erkenntnis, daß Italiens Vorgehen die mediterranëen Machtverhältnisse völlig zu seinen Ungunsten verschieben könne; — die Schweiz durch irgend eine italienische oder französische Entgleisung. Auch haben beide Staaten nicht den politischen Einfluß, der mit ihrer Neutralität eine nachdrückliche Werbekraft für einen Willen zum Frieden verbinden würde.

So bleibt die Kurie die einzige souveräne Macht, die bei einer zukünftigen Ausbalancierung der Gegensätze herangezogen werden könnte. Grade jetzt, wo ihr durch diese Verhältnisse ein Machteinfluß gewährleistet ist, wie sie ihn seit Jahrhunderten nicht besessen, seit Jahrzehnten sich gewünscht hat, um die Frage des Kirchenstaats von neuem aufwerfen zu können, zeigt es sich, daß ihr allein die Befreiung vom Kirchenstaat diese dominierende Stellung eingetragen hat. Sie repräsentiert dadurch einen politischen Faktor, wie er in der Weltgeschichte bisher überhaupt noch nicht existiert hat. Von allen realen Interessen, um die gekämpft wird, ausgeschaltet, ist sie ideell mit jedem kämpfenden Staat als Vertreterin seiner katholischen Untertanen in gleichem Maße verknüpft.

Das heißt noch nicht, daß der Vatikan nun auch im idealen Sinne unbedingt neutral sein müßte. Ein aggressives Papsttum könnte sich trotzdem auf die eine oder andere Seite stellen, ja, es ist sogar eine recht interessante psychologische Frage, ob der Vatikan, der überwiegend aus romanischen Elementen zusammengesetzt ist, überhaupt einer ungetrübten Objektivität fähig wäre. Der Mangel an Objektivität, die instinktive Voreingenommenheit, die Bestimmung der persönlichen Stellungnahme nicht durch den Intellekt, durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Gerechtigkeit, sondern durch das Temperament, durch subjektive Neigungen und Abneigung ist den romanischen Völkern eingeboren, und zeichnet sie, vom Nützlichkeits-Standpunkt aus gesprochen, vielleicht vor den Deutschen aus; — es ist eine unglaublich existenzfördernde Eigenschaft, sich für alles zu begeistern, alles gut zu finden, was gefällt — und es gefällt was nützlich ist. Auch im Vatikan wiegt der romanische Charakter über und sichert den Franzosen und Italienern von vornherein gewisse Sympathien. In Deutschland, wo man gern den Tatsachen die führende Rolle überläßt und deshalb zunächst auf die „Gefangenschaft" des Papstes durch Italien, die der Vatikan angeblich seit 50 Jahren nicht verdaut hat, auf die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich hinweist, und diesen Vorgängen die Rücksicht Deutschlands, — auch Preußens, — auf die katholische Kirche und das Zentrum, die unbedingte Treue und Anhänglichkeit Oesterreichs zum Katholizismus und Rom gegenüberstellt, dürfte diese Verteilung der Sympathien wunderlich erscheinen.

Aber abgesehen von den Rassezusammenhängen kann Rom nicht vergessen, daß der Norden den schärfsten Ausdruck für den Protestantismus gefunden hat und das Mißtrauen gegen Häresie ist ihm seit den ersten Jahrhunderten gleich geblieben. Auch mag es der päpstliche Stuhl als besonderes Verdienst betrachten, Frankreich, den ungezogenen Liebling, wieder in den Schoß der Kirche zurückzuführen, und man weiß: der Franzose reagiert nur auf Zuckerbrot, nicht auf die Peitsche. In unsre Wagschale fällt wieder, um alle Einflüsse festzustellen, das Vordringen des Dreiverbandsgenossen in Galizien mit dem unglaublich täppischen Versuch, dieses rein römisch-katholische Land unverzüglich zur orthodoxen Slavenkirche zu bekehren, anstatt vorsichtig zu warten, bis der Besitz durch keine Störung mehr verändert werden konnte.

Also angenommen selbst, daß im Vatikan gewisse eingeborene Neigungen zum jetzigen Vierverband hinüberleiten, werden die endgültigen politischen Sympathien doch wieder durch die verschiedenen gegensätzlichen Kräfteströmungen ausgeglichen und gehindert, zum Vorteil der einen oder anderen Seite überzuwiegen.

Können wir in dieser Hinsicht mit einer vollkommenen Neutralität und mit einem allen Seiten gerecht werdenden Interesse des Vatikans rechnen, so wird nunmehr die Frage gegenständlich, wie er seine vermittelnde Tätigkeit ausüben wolle, wenn den deutschen und österreichischen diplomatischen Vertretern das Verbleiben in Rom durch Italien unmöglich gemacht ist. Natürlich ist jetzt nicht der Zeitpunkt in eine Diskussion einzutreten, ob es von Italien politisch klug sei, die Garantiegesetze so offenkundig zu durchbrechen. Man kann zwar von ihm nicht verlangen, daß es den Aufenthalt feindlicher Diplomaten im Lande zuläßt, da es die Möglichkeit, unkontrollierter Berichte ins

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

feindliche Ausland nicht verhindern könnte, aber es hätte sich vielleicht ein Ausweg in dem freiwilligen Zwangsaufenthalt dieser diplomatischen Vertreter auf dem Territorium des Vatikans selbst, also in seinen Baulichkeiten, finden lassen oder finden lassen müssen. Doch hat hier der Vatikan seinerseits etwas eilig alle unbequemen deutsch-österreichischen Beziehungen abgeschüttelt, indem er selbst die Ordengeistlichkeit dieser Länder zur Abreise veranlaßt hat. Daß der Papst, der sich so entschieden als Souverän betrachtet und die souveräne Ehre der diplomatischen Vertretung für sich beansprucht, hier nicht etwas mehr Rücksicht zeigte, dürfte in der Zukunft vielleicht von ihm selbst bedauert werden.

Nunmehr spitzt sich die Frage dahin zu, wie die diplomatischen Beziehungen der beteiligten Länder neu geordnet werden können, um für den Ausschluß der deutschen und österreichischen Gesandten von der Kurie in Rom den Anschluß an sie an anderem Ort zu finden.

Manchmal ist es gut, auch scheinbare Lufthiebe zu parieren — wenn die Parade nur an der richtigen Stelle sitzt.

Man könnte sich damit beruhigen, daß Rom ja doch seine Verbindung mit aller Welt behält. Gewiß ist der Papst kein Dalai-Lama, aber es ist für Berlin und Wien durchaus nicht erbaulich, nachdem es in Friedenszeiten seine Gesandtschaften am Vatikan erhalten hatte, im Krieg auf sie verzichten und sich auf den diplomatischen Verkehr durch die Nuntiaturen, deren Berlin übrigens keine besitzt, beschränken zu sollen.

Man hat vorgeschlagen, daß der Papst für die Zeit des Kriegszustandes in ein neutrales Ausland übersiedele und England hat sogar eine direkte Einladung nicht verwinden können ..... ein müßiger Gedanke. Selbst wenn die Erinnerung an Avignon nicht so wenig dazu ermutigen würde, selbst wenn dann die Fiktion der Gefangenschaft nicht mit einemmal fallen gelassen werden müßte, ist der Papst durch den einen unveränderlichen Zwang an Rom gebunden, daß er als politischer Faktor nicht den symbolischen Hintergrund Roms entbehren kann.

Ohne Rom wird der Papst zum Globetrotter, ohne Rom erlischt die Suggestion seiner Souveränität. Die Beschränkung auf diesen Platz sichert ihm die Unbeschränktheit in der Welt. Nur durch die mystische Verflechtung von Person und Ort wird das mächtige Symbolum des Papsttums erhalten; er dürfte sich selbst gewaltig hüten, auch nur daran zu rühren.

Was wäre der principe della Chiesa, wenn er nicht Nachfolger Petri wäre an der Stelle, die der Apostel durch seinen Märtyrertod zu einer ewigen religiösen Vorstellung erhoben hat. Wenn die Päpste dies vergessen, — und im Mittelalter geschah es oft genug zum Schaden der Kirche, — ginge das Papsttum zu Grunde. Auch der wesensloseste Vorgang wird, wenn er sich im menschlichen Geisterleben einwurzelt, zu einer realen Institution, gegen die kein hi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

storisches und politisches Besserwissen etwas ausrichtet. Im Gegenteil, die Politik ist die beste, die am sichersten mit diesen fiktiven Realitäten zu rechnen versteht und es war vielleicht ein Hauptfehler der deutschen und vor allem der preußischen Diplomatik, daß ihr häufig der Sinn für das Bedeutungsvolle des Wesenlosen abging.

Doch der Aufenthalt des Papstes außerhalb Roms ist nicht einmal erforderlich. Keine Aktion der Kurie ist so an die Zeit gebunden, daß das persönliche Eingreifen des Papstes in jedem Augenblick erforderlich wäre. Die Verhandlungen unsrer Diplomatie beschränken sich in der Hauptsache auf die Beziehung zur Secretaria status und deshalb heißt das Problem auch nicht: Wo bleibt der Papst, sondern: Wo bleibt der Staatssekretär, wie ist er, der die auswärtigen Beziehungen leitet, unbeschränkt zu erreichen?

Und da findet sich eine natürliche Lösung: Was die Person des Papstes zwingt, in Rom zu bleiben, trifft nicht den Staatssekretär. Eine Verlegung des päpstlichen Stuhles ins Ausland ist tatsächlich unmöglich, eine Verlegung des Staatssekretariats, resp. eine offizielle Abzweigung desselben nicht nur möglich, sondern notwendig. Das Hauptgewicht liegt hierbei auf dem offiziellen Charakter einer solchen Einrichtung. Man kann sie verhältnismäßig leicht schaffen, wenn man in einem neutralen Land, z. B. Spanien oder der Schweiz die bestehende resp. neu zu errichtende Nuntiatur derart ausbaute, daß sie als vorgeschobener und zugehöriger Posten des vatikanischen Staatssekretariats zu gelten hätte. Da der Staatssekretär für die persönliche Unterhandlung mit dem Papst in der Hauptsache an Rom gebunden ist, wäre natürlich die Besetzung dieser Stellung mit einem päpstlichen Diplomaten, dessen autoritative Bedeutung ihn schon durch seine Person gleich hinter dem Staatssekretär rangieren ließe, erforderlich. Wenn es nicht doch der Staatssekretär selbst vorziehen würde, seinen Sitz an den neuen Ort zu verlegen und einen Vertreter in Rom zurückzulassen. Denn es wäre wohl zu erwägen, ob Deutschland und Oesterreich nicht mit Recht vom Vatikan fordern dürften, daß er nunmehr auch die Beziehungen zu den bei ihm akkreditierten Dreiverbands-Diplomaten abbricht und sie ebenfalls an die Verkehrsstelle weist, die für Deutschland und Oesterreich offen bleibt.

Besonders im letzten Falle könnten die bestehenden Nuntiaturen niemals das Staatssekretariat selbst ersetzen; es muß also Sorge getroffen werden, daß die beglaubigten Gesandten auch fernerhin den Platz finden, der ihrer Würde und Stellung entspricht und der ihrer Tätigkeit keine andere Einschränkung auferlegt, als daß der Verkehr mit dem Papst in persona, — für alle gleichmäßig — aufgehoben ist.

Sicher würde Spanien die Exterritorialität auf eine solche Abzweigung des Staatssekretariats ausdehnen, die Schweiz sie neu einräumen, sicher würde es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Italien, — falls auch der diplomatische Verkehr seiner Verbündeten dahin übersiedeln müßte, — kaum wagen, „den Courierdienst" zwischen hier und der Kurie in Rom zu unterbinden; vielleicht hätte es in dem Falle sogar gegen einen drahtlosen Verkehr zwischen beiden Plätzen kaum mehr etwas einzuwenden. Sobald sich England und Frankreich in der gleichen Lage wie Deutschland und Oesterreich befinden, dürften sie auf die Entschlüsse ihres neuen Bundesgenossen in seiner päpstlichen Politik in dieser Richtung zumindest einigen Einfluß ausüben und selbst dafür sorgen, daß italienische Nervosität keine Verschärfung zwischen dem Vatikan und dem Dreiverband herbeiführt.

Wir haben in Friedenszeiten auf die Kurie redlich Rücksichten genommen; das weiß sie selbst am allerbesten. Oesterreich ist uns mit noch viel besserem Beispiel vorangegangen und man wird sich in Rom jetzt gewiß daran erinnern, daß es nicht nur seine innere, sondern auch seine äußere Politik oft genug dadurch bestimmen ließ. Daß Kaiser Franz Josef aus Rücksicht auf die Gefangenschaft des Papstes niemals mit dem König von Italien zusammengetroffen ist, hat vielleicht durch den Mangel jeder persönlichen Aussprache der Souveräne manche irredentistische Reibefläche unvermindert bestehen lassen, die heute diesem Krieg noch einen Schein der Volkstümlichkeit in Italien verleiht.

An übergroßer Dankbarkeit hat Rom niemals gelitten und das im vorigen Jahr abgeschlossene Konkordat mit Serbien hat bewiesen, daß es sich auch Oesterreich gegenüber jederzeit völlig freie Hand gelassen hat.

Aber diesmal fordert es das eigene Interesse des Vatikans, sich in seinen souveränen Funktionen nicht hemmen zu lassen und dafür einzutreten, daß Deutschland und Oesterreich in ihren diplomatischen Beziehungen nicht hinter der Hochkirche Englands und dem Groß-Orient Frankreichs zurücktreten müssen.

Deshalb: Nicht der Papst ins Ausland, sondern der Staatssekretär und mit ihm die gesamte beim Vatikan beglaubigte Diplomatie.

Saul und David

(Nach Rembrandts Gemälde im Mauritz-Huis)

Von Max Raphael

Einer Jugendseele ungelenke Finger
entreißen einer goldnen Harfe Töne.
Die klingen wie aus letztem Morgendämmer
ein glutig Gelb. Verträumt
und voll vom Stolz des jungen Tags.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Purpurmantel auf dem Throne sitzt die Majestät.
Beim Lied entzittert seiner müden Hand das Szepter;
nur eine düstre Träne weint er noch
nach der verschwundenen Pracht.
Dann will er gehn.

Da zuckt die Sünde schwefelgelb aus seinem Innern.
Und all sein greises Fleisch errafft noch einmal
den schweren Purpur seiner Macht,
bis sündig rotes Blut ihn sterben läßt.

Der Jugend Töne klingen wie aus letztem Morgendämmer
ein glutig Gelb. Verträumt
und voll vom Stolz des jungen Tags.

Max Buri gestorben

Wenn man in der Verwirrung nach einem Halt suchen ging, dann dachte man gern an Max Buri. Er bot Sicherheit. Er bot einen Inhalt, den er von nirgendsher erst herbeierfunden hatte: der Inhalt wuchs ihm aus dem Herzensgrund auf, einem Baum gleich. (Nur bei wenigen ist dieser Vergleich so wenig banal.) Er bot eine Form, die in keiner Manier, sondern in Entwicklungspunkten der Kunst, wie in zwei Angelhaken, festsaß.

Diese Festigkeit war es, diese Beruhigung, von dem ganzen Werk ausgehend, — welche unsre Gedanken immer wieder zu ihm führte. Wie oft habe ich mir es doch vorgestellt, daß ich an einem Spätsommertag nach Brienz wandern, auf einer Bank vor seinem Haus ausruhen wollte —: dann hätte man es wieder spüren müssen, elementar, daß alles, wofür man mit Wort und Tat eingetreten, richtig gewesen. Denn in seinem Weg spiegelte sich gleichsam die Berechtigung unsrer Generation.

Ein Revolutionär war er ja keineswegs. Ohne Umstürze in Szene zu setzen, ging er einem Ziel zu, das man jetzt gleicherweise in Berlin, Paris, Wien, Petersburg oder Stockholm erkannt hat. Aber wenn dieses Ziel nur allzuoft durch den Lärm der Kaffeehäuser, der Reklameschreier, des großindustriellen Betriebes, der Artisterei verzerrt scheinen mag, so sah man es bei Buri wieder klar leuchten. (Als tauchte aus Wolken und Nebel der blanke Gipfel empor.)

Was er wollte, das war wieder die Struktur des Kunstwerkes. Die dekorative Wirkung. Gleichsam die Weltschaffung innerhalb eines Bildrahmens. Für solchen Zweck mußte er natürlich den Impressionismus, die Kunst seiner Jugend, überwinden. Er tat es, aber nicht mit einem Totbelachen, nicht mit einem genialisch anmutenden Zertreten, sondern indem er auf diesen überwundenen Impressionismus, wie auf ein endgültig Fundamentiertes, das Weitere aufbaute. Er verwarf keineswegs die aufgelockerten, atmosphärisch erhellten Farben. Sondern er sammelte sie, vereinheitlichte sie, konzentrierte sie zu neuen Lokalfarben. So wollte er also die Farbe an und für sich. Die Farbe, die sich selbst bestimmt, die nicht mehr von atmosphärischen Zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fällen gestaltet oder zersetzt oder nüanciert wird.

Daß mit dieser Tendenz zur Erneuerung der Struktur auch der Kontur zu neuen Ehren gelangte, versteht sich von selbst. Dieser wird um die großflächigen, breiten und leuchtenden Farben mit einer gewissen Freude am Strich hingezeichnet. Was sonst nur Fleck wäre, wandelt er zur Gestalt. Und so erhält das Bild wieder, was durch Jahrzehnte verloren gewesen: ein Gerüst.

Gewiß: all dies kann nicht als eine spezielle Errungenschaft Max Buris bezeichnet werden. Wandert denn nicht die ganze heutige Kunst auf dasselbe Ziel los? Und ist es denn nicht im besondern die Schweizer Kunst, die es sich hochgesteckt hat? Nicht mit Unrecht wird man an dieser Stelle den Namen Hodler aussprechen. Max Buri nun hätte es selbst wohl nie geleugnet, daß Hodler auf ihn eingewirkt habe. Aber er war ihm doch mehr Anreger als Lehrer. Buris Kunst saß eben (wie schon anfangs angedeutet wurde) in zwei Angelhaken der Entwicklung. Sie hielt sich hier noch in dem ausgehenden Impressionismus, sie hielt sich dort schon in der Linearkunst eines Hodler. So stellt sie einen Uebergang dar: weder im Konventionalismus verblaßt, noch im Pfadfinderischen revolutionär. Weder überwunden, noch erst problematisch. Sie spannt eine Brücke von der Vergangenheit zur Zukunft, leitet aus der einen Generation in die andre, und ist so Beweis für die entwicklungsgeschichtlichen Notwendigkeiten, welche wir jetzt erleben.

Diese Beruhigung im Formellen hätte uns freilich den Künstler noch nicht zu einem Liebling machen können. Malerische Errungenschaften werden als Leistungen hochgeschrieben; aber pocht ihrethalben unser Herz schon wärmer? Was uns an Buri liebenswert erschien, war die Beruhigung auch im Inhaltlichen. Er kannte ja nur ein einziges: die Heimat. Es hätte scheinen können, als wäre er während des ganzen Lebens niemals aus Burgdorf (wo er geboren wurde) oder aus Brienz (wo er wohnte) herausgekommen. Er verharrte in der Scholle, kannte nur die Bauern der Schweiz, nur ihre ewigen Berge. (Trotzdem er in Paris und München, bei Simon, Holloscy und Albert Keller studiert hatte.) Diese Treue war es, die im besondern an ihm rührte. Ja, es kann einem vor seinen Bildern geschehen, daß man alle malerischen Qualitäten übersieht, weil man von der Sehnsucht nach diesen Landhäusern, Giebeln, Wiesen, Vorgärten und blauen Bergen überfallen wird. Man kann vergessen, daß ja erst die herrlich bodenständige Schöpferkraft aus einem Stück Leinwand einen Sommertag machen kann. Man verliert sich in seine Landschaften, wie man sich in die Sonne, wie man sich in Musik oder Schlaf verliert. Vor dem Bild, das er selbst „Mittagssonne" genannt hat, verstummt alle Reflexion. Der Atem stockt vor dieser tiefen Stille des Sommers. Und höheres können Mensch und Erde nicht geben. Otto Zoff

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Scheil'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Italiens Abfall

Von Lynkeus*)

Nachdruck verboten

Mit fliegenden Fahnen ist Italien in das Kriegslager des Dreiverbandes übergegangen. Der Reichskanzler hat in der Rede, die diesen Vorgang kennzeichnete, das einst ironisch gesprochene Wort von der „Extratour", die sich Italien erlaube, dem Ernst der Stunde gemäß in grimmigen Ernst verkehrt. Er hat Recht — die Walstatt, zu der jetzt ganz Europa wurde, ist kein Tanzsaal, und wehe dem, der sie mit leichtem Tänzerschritt betritt!

Nichts konnte weniger überraschen als der politische Verrat, den Italien in geschichtlicher Stunde an seinen Bundesgenossen geübt hat. Schon im Jahre 1901 führten feingesponnene Fäden von Rom zu den Kabinetten in London und Paris. Der Dreibundsvertrag ist von Bismarck immer nur als ein politisches Auskunftsmittel, nicht aber als eine bequeme Sitzgelegenheit für alle Zukunft betrachtet worden. Zwei Worte von ihm kennzeichnen die Auffassung, die er von Italiens Rolle hatte. Er wollte verhindern, daß Italien die Donaumonarchie „in die Beine beiße", wenn diese sich gezwungen sah, den immer stärker nach Westen greifenden Ansprüchen Rußlands gegenüberzutreten und er hoffte, daß Italien sich bereit finden lasse, „einen Trommler mit der italienischen Tricolore" an die französische Alpengrenze zu stellen, falls Deutschland gezwungen würde, noch einmal mit Frankreich das Schwert zu kreuzen.

Als die marokkanische Streitfrage den europäischen Krieg zu entfesseln drohte, hatten diese Worte schon ihre Gültigkeit eingebüßt und waren von dem „flüssigen Element", als

*) Anmerkung: Wir erhalten diesen Aufsatz von einem ausgezeichneten Kenner der italienischen Verhältnisse.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welches sich die Politik nach einem anderen Ausspruch Bismarck's darstellt, weggeschwemmt worden. Auf der Konferenz von Algeciras hat Italien nicht mehr als Mitglied des Dreibundes, sondern als Mittelmeermacht gesprochen und gewirkt. Es fühlte sich durch sein Bündnis mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn in keiner Weise verpflichtet, wohl aber durch geheime Abmachungen mit Frankreich und England — Tripolis winkte! — gedeckt und geködert. Auch diese Extratour hat Deutschland nicht veranlaßt, auf die Fortsetzung des Bündnisses zu verzichten. Es ist aber zweifellos eine Erkaltung der Beziehungen eingetreten.

Wer sich der Begegnung in Racconigi im Jahre 1908 erinnert, wo Italien und Rußland Abmachungen über den Balkan getroffen haben, welche mit dem Geiste des Dreibundvertrages kaum noch zu vereinbaren waren, wird dieses Datum als Ausgangspunkt der gesamten neuen Balkanpolitik betrachten müssen. Es ist kein Zweifel möglich, daß Italien schon damals Rußland über seine Stellung gegenüber Oesterreichs Balkanpolitik aufgeklärt hat. Auch seine Auslegung des Dreibundvertrages war damals schon darauf gerichtet, selbst beiseite zu stehen, wenn Deutschland und Oesterreich-Ungarn in einen Krieg verwickelt würden, der italienischen Interessen nicht unmittelbar diente. Der Wortlaut des Vertrages bot ja einem dialektisch gewandten Politiker, wie es die Schüler Macchiavells, sind, gute Gelegenheit, den Casus foederis nach Belieben zu drehen und zu wenden.

Wir glauben zu wissen, daß Italien noch weiter gegangen ist, indem es vor der Erneuerung des Bündnisses im Jahre 1912 in Paris ausdrücklich mitteilte, daß es nicht gegen Frankreich marschieren werde. Man erinnere sich, wie rasch die französische Heeresleitung in der Lage war, die Verhältnisse an der französischen Südostgrenze zu überblicken, so daß sie schon in den ersten Mobilmachungstagen ihre Deckungstruppen aus den Savoyeralpen ab-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rief und am 8. August an der elsässischen Grenze ins Gefecht brachte. Der „Trommler mit der Fahne" war nicht erschienen! Noch wahrte Italien allerdings die Neutralität, die es proklamiert hatte, und konnte sich mit einem Schein von Recht auch darauf berufen, daß der Wortlaut des Dreibundvertrages es nicht zwinge, zu marschieren, konnte mit schlauem Lächeln sogar zu verstehen geben, daß seine wohlwollende Neutralität den Genossen des in suspenso gebliebenen Vertrages gewisse Vorteile ökonomischer Natur verbürge. Das neutrale Italien lieferte als Ursprungs- und Durchfuhrland Deutschland in gewissem Umfang Erzeugnisse seines und fremden Bodens, die nicht unwillkommen waren. Daß der Aufmarsch einer italienischen Armee an Frankreich's Grenze, ein Einmarsch in die von keiner Irredenta zurückverlangten ehemals italienischen Gebieten Nizza und Savoyen den europäischen Krieg vielleicht schon anfangs September hätte entscheiden können, ist eine Erwägung, die man angesichts dieser scheinheiligen Neutralität freilich nicht anstellen darf, ohne bitter zu werden und die Nägel ins Fleisch zu graben!

* * *

Italien war allerdings damals nicht in der Lage, eine große und unbedingt schlagfertige Armee ins Feld zu schicken. Seine Arsenale waren leer, seine Armeeorganisation durch die unvernünftige Art, wie der lybische Feldzug angeordnet worden war, brüchig geworden und das ganze Volk von tiefgehendem Friedensbedürfnis erfüllt. Die proklamierte Neutralität konnte also bei mangelhaft ausgeprägtem politischen Schamgefühl mit dem Hinweis auf eine Politik des „sacro egoismo" gerechtfertigt werden, und das ist auch seitens der italienischen Presse und des römischen Kabinetts unter großem Aufwand von klingenden Worten geschehen.

Während aber noch diese Schalmeien ertönten, bereitete man schon den Krieg gegen Oesterreich-Ungarn vor. Am 15. Sep-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tember war man entschlossen, ihn zu führen, falls Oesterreich nicht den Trentino, die Landschaft Triest und Istrien abtrat. Das Datum ist festgestellt. Das Kabinett Salandra-Sonnino war berufen, dieses Programm durchzuführen. Dazu bedurfte die Regierung einer langen Frist und finanzieller Mittel. Die Mittel fanden sich, sie flossen in unbegrenzter Fülle und wurden in zahllosen großen, kleinen und kleinsten Kanälen in das Land geleitet, das diese Art von Bewässerung aus den lombardischen Maiskulturen zur Genüge kennt. Es ist verkehrt zu glauben, daß die italienische Presse im rohen Sinne käuflich gewesen sei. Wohl aber ließ sich feststellen, daß die mit den Westmächten sympathisierenden Zeitungen einen Concern bildeten, dem Nachrichten und Leser in ungeheurem Maße zuströmten. Mit der wachsenden Auflage stieg auch die Anhänglichkeit an eine Sache, die sich, niemand wußte wie — es war Pollichinell's Geheimnis — so vorzüglich rentierte.

Die Regierung hatte sich in dem Halbengländer Sidney Sonnino den richtigen Mann verschrieben, um die Brücken zu Oesterreich mit dem Anstand eines Roßkammes abzubrechen. Gleichzeitig hatte sie aber auch in der Person Cadorna's einen Generalstabschef gefunden, der den Kriegsminister Zupelli richtig zu leiten und die Heeresorganisation mit außerordentlichen Sachkenntnis und Tatkraft auszubauen verstand. Italien hat in mühsamer Arbeit und mit unbegrenzten Geldmitteln sein Heer seit dem September 1914 reorganisiert. Das wäre unmöglich gewesen, wenn nicht die Geld- und Kreditgeber die Ueberzeugung und Bürgschaften dafür besessen hätten, daß das Kriegsinstrument im richtigen Augenblick in die Wagschale, und zwar in die „richtige", geworfen würde. So frivol es klingt, kann man sich doch dem Gedanken nicht verschließen, daß Italien auch dann auf die Seite des Dreiverbandes getreten wäre, wenn Oesterreich-Ungarn ihm ganz Südtirol, die Landschaft Triest mit Görz und Istrien mit Monastir abgetreten hätte. Die Aufteilung der Türkei ist der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Preis, der auch ihm winkt. Zeitgewinn war alles, was die deutsche Diplomatie noch erreichen konnte.

Im Februar waren die Rüstungen Italiens soweit gediehen, daß es den diplomatischen Druck auf Oesterreich verstärken konnte. Zwar hatten sich immer noch Organisationsmängel ergeben, auch war unter den schon in der Lombardei versammelten Truppen eine epidemisch wirkende Genickstarre aufgetreten und sehr viel neu angekauftes Pferdematerial aus Amerika auf dem Transport zugrunde gegangen, aber die Ereignisse begannen jetzt von selbst zu rollen und die Entwicklung zu beschleunigen. Zugleich setzte auch ein verstärkter Druck der Westmächte — vor allem England's, ein. Lord Kitchener war zur Einsicht gekommen, daß eine Armee von 2 Millionen nicht aus dem Boden gestampft werden konnte. Selbst die allmählich verfügbar gewordenen 600 000 Mann waren zur großen Offensive nicht zu gebrauchen. Allein vor Neuve Chapelle lagen offiziell 10 000, in Wirklichkeit 22 000 Mann tot und verwundet. Frankreich hatte in der Champagne die Auslese seiner Regimenter geopfert, in Rußland war die 10. Armee vom Erdboden vertilgt worden, vor den Dardanellen suchte man eine abenteuerliche Entscheidung. Es galt also Italien, dem man trotz der goldenen Fäden, an die man es gebunden, nicht traute, in eine Zwangslage zu bringen, die ihm keine Wahl mehr ließ, sondern es aufs Schlachtfeld rief. Das Mittel dazu besaß England und Sir Edward Grey fand auch die Anwendungsform. Italien erfuhr, daß England nicht mehr in der Lage sei, die Straße von Gibraltar und den Suezkanal offen zu halten und sich genötigt sehe, die Kontrolle über die italienische Einfuhr in eigene Hand zu nehmen. Schon vorher hatten britische Agenten den Hafen von Genua unter Aufsicht genommen und es war kein Zweifel, daß Italien durch vexatorische Maßnahmen England's, die als solche in der Oeffentlichkeit kaum kenntlich waren, in den Wurzeln seiner Existenz er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schüttert und vor eine Hungersrevolte gestellt werden mußte. Bald erschien den italienischen Politikern und der Krone das Problem als ein Dilemma, das ihnen nur die Wahl zwischen Krieg und Revolution ließ.

Da schlossen sie am 25. April mit den Westmächten den „traité de prévision", der sie spätestens bis 26. Mai ins Feld rief! Der Termin ist eingehalten worden.

Unterdessen war die Aufpeitschung der intellektuellen Kreise durch die Propaganda des französischen Großorients in unbegrenztem Maße gefördert worden. Die alten und innigen Beziehungen der ursprünglich revolutionär gestimmten französischen und italienischen Logen, die sich stets mehr mit Politik als mit Humanität befaßt haben, wurden mißbraucht, um das italienische Volk in der Tiefe aufzuwühlen. Die Dynastie Savoyens, die sich der Revolution bedient hat, um in die Höhe zu kommen, konnte sich diesen Einwirkungen umso weniger entziehen, als sie fürchten mußte, von der Revolution, die wie Saturn ihre Kinder verschlingt, entthront zu werden. Die Republik stand vor der Tür. Außerdem war König Viktor Emanuel schon lange entschlossen, den großen Ehrgeiz, der in seinem kleinen Körper wohnte, im Felde zu erproben und als „Spada d'Italia" den Spuren seiner Ahnen zu folgen. Seine neurasthenische Veranlagung und der starke Einfluß der ihn beherrschenden Tochter Nikolais von Montenegro waren nicht geeignet, ihn von diesem Wege zurückzuhalten. Auch mochte er einsehen, daß Italien in eine Zwangslage geraten war, aus der es nur noch ein siegreicher Krieg befreien konnte.

Noch einmal schien das Schicksal sich zu besinnen, als Giolitti dem Rad in die Speichen griff, aber die Piazza war nicht umsonst von jeher eine anerkannte Trumpfkarte in dem Spiele südlicher Politiker. Als Salandra sie ausspielte, war Giolitti's Intervention erledigt. Rapagnetta — d'Annunzio hatte sich nicht umsonst in Paris für den Erfolg verbürgt. Das Rücktrittsgesuch Salandra's aber ist nichts anderes gewesen als eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch den Parlamentarismus vorgeschriebene Etappe zum Ziel. So und nicht anders hat es auch der König aufgefaßt.

Heute steht Italien im Krieg. Es hofft ihn in 4 Monaten zu beenden, genauer ausgedrückt, die Entscheidung im europäischen Kriege zu Gunsten des früheren Drei- und jetzigen Vierverbands innerhalb dieser Frist zu erwirken. Dazu hat es 1200000 Mann bereitgestellt und einen Kohlenvorrat für etwa zwei Monaten angehäuft. England hat ihm die Kohlenzufuhr verbürgt, und der Umstand, daß die Tonne dieser Kohlen jetzt schon auf mehr als 100 Franken zu stehen kommt, wird ja wohl für England kein Hindernis sein, sie zu liefern. Den Preis regulieren übrigens nicht nur die Entfernung, die Arbeitslöhne, die beschränkte Möglichkeit der Verschiffung, sondern auch die deutschen Tauchboote.

Daß im italienischen Volke eine starke seelische Bedrückung herrscht, weiß jeder Kenner der Verhältnisse. Man hat sich für den Krieg entschieden, ohne die Revolution auf die Dauer vermieden zu haben. Der Kriegsrausch ist nur zum Teil echt, das Gleichgewicht so labil, daß es schwere Rückschläge nicht zu ertragen vermöchte. Man verkenne aber nicht, daß die militärische Vorbereitung auf den Erfahrungen des nun schon neun Monate dauernden Krieges ruht und daß das italienische Heer mit dem Gefühl ins Feld rückt, daß nur der Sieg ihm die Fahne weihen und die Zukunft Italiens sichern kann.

Von dem Heere, das Napoleon während der 100 Tage nach Waterloo führte, sagt ein Geschichtsschreiber, daß es zugleich das furchtbarste und zerbrechlichste Instrument gewesen sei, das der große Korse je geführt habe. Furchtbar, weil es den Stamm kriegserfahrener Veteranen enthielt und mit dem Kaiser um die eigene Existenz kämpfte, zerbrechlich, weil es von Stimmungen und Eidbrüchen angekränkelt war und den Glauben an den Stern des Mannes von Austerlitz verloren hatte. Mit ähnlichen Gefühlen gehen die Italiener in den Krieg gegen ihre Bundesgenossen, in den sie eine eigene Minder-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit, eine skrupellose Politik, die blinden Illusionisten in Frankreich und die kalten Rechner jenseits des Kanals gehetzt haben. Nicht jedes Volk hat die Politik, die es verdient, das italienische Volk ist das Opfer einer im Grunde unverdienten, aber aus Tradition treulosen Politik.

Nun schüttelt Mars die Lose und hinter den Vorhängen der Zukunft lauert die Revolution.

Bei ungarischen Ruthenen

Von Landtagsabgeordneter J. Fischer-Heilbronn

Endlich waren die 400 km Eisenbahnfahrt überwunden, die noch zwischen Budapest und Huszt im Etappengebiet der Waldkarpathen lagen. Ich brachte deutsche Vorstellungen von Karfreitagsstimmung und Feierlichkeit mit und mußte mich erst überzeugen, ob ich nicht eine Woche zu früh oder zu spät dran sei. Gewiß, Huszt war Etappenstation und da macht Festtag und Alltag keinen Unterschied mehr aus. Aber nicht nur das soldatisch-kriegerische Treiben zog die Aufmerksamkeit an, sondern auch das Leben der Ruthenen und Juden von Stadt und Umgebung war lärmend und mannigfaltig genug, Markttag; die Juden waren noch mitten im Festtreiben drinn — sie hatten ihr Passah. Am eindrucksvollsten aber waren die phantastischen Gestalten der Ruthenen, die Plätze und Gassen bevölkerten. Die Männer in ihren Gewändern aus Schaffellen und Schafwolle und ihren großen Rohrstiefeln und die Frauen in grobleinenen Hemdkleidern, die sie als einziges Gewand tragen. Es ist eine lange ungebleichte Leinenkutte mit kurzen Aermeln und um das Mieder und an den Aermeln eingewobene bunte Verzierungen. Sie gehen barfüßig oder haben die Füße mit groben Leinwandlappen umwickelt; manche tragen auch Rohrstiefel von ähnlichem Zuschnitt wie die Männer.

Am Ostersamstag führte uns der Weg in eine fast geschlossene, reine Ruthenensiedlung. Hier erst empfand man unmittelbar, daß diese Menschen völkisch, staatlich, kulturell, durchaus als eigener Faktor im Königreich Ungarn einzusetzen sind. Das bedeutet, daß sie jetzt, im Augenblick des Krieges, auch für uns Deutsche ein Gegenstand besonderen Interesses sind und sein müssen, denn ihre rüstige Männerwelt steht neben unseren deutschen Soldaten gegen dieselben Feinde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir haben in Deutschland nichts, was der Naturhaftigkeit ruthenischer Lebensweise zu vergleichen wäre und wissen darum nicht, was es heißt, ein Volk von so primitivem Lebensstil in einem modernen Staatswesen zu beherbergen.

Ich hatte eben die ersten Eindrücke von der pompösen und prunkhaften ungarischen Hauptstadt Budapest in mich aufgenommen, war durch das stolze Parlamentsgebäude gewandert und hatte von der Königsburg in Ofen in das Gewimmel dieser Stadt hineingesehen. Wo man mit politisch oder wirtschaftlich interessierten Menschen sprach, trat einem kraftvoller Wille und fröhlicher Optimismus entgegen. Und nun stand ein solches Ruthenendorf vor mir, als Bestandteil des Volkes und Landes, für das Budapest ein repräsentativer Ausdruck sein soll. Wo sind da die inneren Beziehungen, wo die gemeinsamen Grundlagen im Frieden wie im Kriege?

Dies war ja das erste Gefühl, in einem alten, uns längst versunkenen Märchenland zu Gaste zu sein, als wir da in unserem Wagen in das von strahlendem Frühlingssonnenschein übergossene Dorf hineinfuhren. Mitten hindurch zieht sich eine breite und gradlinige Straße, der zur Seite rechts und links hineingestreut in Gärten, Wiesen und Aecker die Wohnstätten der Menschen lagen. Einfamilienhäuser waren es freilich sämtlich, aber — — — Häuser?! Vier Wände entweder aus Fachwerk oder nach Art der Blockhütten und ein großes steiles Dach aus Holzschindel oder Stroh darüber. Im Innern ein Raum, der Wohn-, Schlaf- und Kochzwecken zugleich dient. Dementsprechend alle Inneneinrichtung von anspruchslosester Einfachheit. Es stört darum auch weiter nicht, daß in den von Naturzäunen umfriedeten Gärten die jungen Haustiere mit den Kindern in trauter Eintracht sich tummeln und daß die Kleidung sich lediglich an der Grenze bewegt, die durch Klima und Naturerzeugnisse gegeben ist. Dabei entwickeln die Leute teilweise einen ganz guten Geschmack, nur gehört alles einem, uns völlig fremden Kulturkreis an, ist so viel unkomplizierter und naturhafter als selbst die einfachsten Verhältnisse bei uns. Inmitten des Dorfes steht ein altes malerisches Holzkirchlein, das dem griechisch-katholischen Kult dient, aber es würde auch nicht besonders aufgefallen sein, wenn hier irgend eine Form von Naturreligion zu Hause wäre. Nun aber schmücken ein paar alte Ruthenenmänner ihr Kirchlein zum Osterfest, stecken schöne bunte Kerzen auf zur Feier und in allen Hütten werden die Wände mit einer frischen bläulich-weißen Tünche bestrichen. Es liegt Gottesfriede und Festtagsstimmung über den Menschen, und selbst ein gelehrter Priester ist im Dorf für eine solche mit Erdgeruch erfüllte Gemeinde. Das müßte interessant gewesen sein, zuzuhören, wie dieser schlaue und gewandte Mann mit seinen Leuten über die höchsten Fragen redet oder unmittelbar von ihnen zu hören, wie sie innerlich mit diesem brausenden Kriegs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewitter fertig werden, das nun auch über ihr Land hinfegt und sie nahe genug — viele waren schon vor den anstürmenden Russen geflüchtet — in Berührung mit seinen unheimlichen Schrecken gebracht hat.

Wir wußten nur, daß diese Leute den Krieg in erster Linie als eine religiös-konfessionelle Angelegenheit betrachten und aus dieser Auffassung Begeisterung und Zuverlässigkeit genug schöpfen, um auf unserer Seite gegen Rußland zu kämpfen. So merkwürdig das für unser Gefühl zunächst erscheinen mag, die Tatsache an sich ist wertvoller, als auf den ersten Augenblick zugegeben werden mag und die Russen haben sicherlich gewußt, warum sie sich gerade in dieser Gegend besondere Mühe gaben, russophile Stimmung unter dem Volk zu verbreiten.

Wen man von deutschen Soldaten, Sanitätern, Aerzten ꝛc. vom dortigen Krieg reden hörte, alle waren sie einig in dem Urteil, daß das die schwierigsten Verhältnisse seien, denen sie bisher im Krieg begegneten. Das ist das Urteil von Leuten, die nun doch viele Monate Kriegserleben hinter sich haben und man ersieht daraus, wieviel Energien alle Streiter mit halbwegs europäischen Lebensgewohnheiten und -bedürfnissen aufwenden müssen, um nur all den Verzicht und die Entbehrungen zu tragen und zu leisten. Neben dieser Tatsache empfindet man es als ein wirkliches Glück, daß an der Karpathenfront auch Leute bei uns mitkämpfen, denen diese ganzen Zustände vertraut sind, und die darum wohl gesteigerte Anstrengungen tragen, aber doch in keiner Richtung so starke Verzichte noch dazu auf sich nehmen müssen. Das bedeutet zweifellos einen Vorzug für unser Heer, der nicht zu unterschätzen ist und der nicht einfach mit derselben Zahl anderer Streiter aufgewogen werden könnte.

Freilich, wenn man sich das Volk im ganzen ansieht, kommen einem die innerstaatlichen Schwierigkeiten, die Ungarn hier zu überwinden hat, sehr lebhaft zum Bewußtsein, aber sie gewinnen unter diesem Gesichtspunkt der Stärkung der Grenzwacht an dieser heiklen Stelle auch erhöhten politischen Wert. Man fühlt ohne weiteres, daß zu diesem jetzigen Motiv der Kriegsbereitschaft gegenüber Rußland noch stärkere positive Interessen kommen müssen, die sie gemeinsam mit uns verfolgen und die sie innerlich stärker an ihre staatliche Organisation binden, als das bis jetzt der Fall ist. Daß das nur möglich ist, wenn die ganzen Lebensgewohnheiten und -verhältnisse sich dem übrigen Durchschnitt Ungarns nähern und wenn auch die geistigen Interessen sich mehr an das bei den Magyaren und Deutschen Ungarns übliche anlehnen, ist sicher. Es kann leicht sein, daß der Krieg in dieser Richtung für diese ganze Gegend sogar in gewissem Sinne befruchtend wirkt, insofern als die Leute in größerer Zahl und längerer Dauer mit Menschen in Berührung kommen, die einen anderen Lebensstil haben. Dafür nur ein kleines Beispiel. Wir wollten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rein als Erinnerungswert und als Kuriosität einige Gegenstände kaufen, an denen die Geschmacksrichtung und die Art der Kleidung dieses Stammes deutlich wurde. Der Priester machte den Dolmetsch und Unterhändler zugleich und vermittelt das Geschäft. Die Preise waren teilweise so hoch gestellt, daß wir den Leuten ihre Sachen lieber gelassen haben und nachher hörten wir von dem Tierarzt des Pferdespitals, daß die Frauen die Preise für solche Dinge, seit der Zeit, da deutsche Offiziere in größerer Zahl danach gefragt hätten, um das doppelte und dreifache gesteigert hätten. Sicher ist das nicht das erfreulichste, daß die Leute gerade in der Richtung gleich so gelehrig sind, aber es kommen damit doch leichter auch andere, höhere Bedürfnisse und Ansprüche, bei deren Befriedigung ihnen das Verbundensein mit einem modernen Staat wertvoller sein wird, als sie das bis jetzt empfinden müssen. Auf ihrer jetzigen Lebensstufe ist ein sehr tiefgehendes staatliches Interesse — von Verantwortlichkeit noch gar nicht zu reden — ja gar nicht denkbar, aber für den Augenblick, da sie in der Entwicklung vorwärts gehen, ist es von größtem Wert, auf diese Entwicklung auch nach der geistigen Seite Einfluß zu haben. Das wird sicher nicht mit den Mitteln geschehen können, wie wir sie unseren Verhältnissen entnehmen und aus ihnen heraus entwickeln. Wenn wir deutscher Geisteskultur die Wege bahnen wollen auch in jene Gebiete hinein, dann wird es nur möglich sein auf dem Wege von allerlei Umformung und Anpassung. Und erst wenn man diese weiterliegenden Ziele mit in die Berechnung hereinnimmt, kommt einem voll zum Bewußtsein, welch wichtige Zukunftsaufgaben dort unten von dem ungarischen Staat zu lösen sind, an denen auch wir ein erhebliches Interesse haben.

Gewiß, die Ruthenen auch des ungarischen Königreichs denken über diese weitergreifenden Dinge noch nicht oder nicht in klaren Vorstellungen nach. Aber das ist auch sonst der Gang der Dinge gewesen, daß die Menschen zum Teil gegen ihren Willen und mit Uebernahme von viel Kampf und gesteigerter Arbeit sich in den Dienst großer Ideen stellen mußten und stellten. Und eben weil diese Menschen für uns mindestens ebenso ein wesentlicher Faktor für die spätere und auch friedliche Gestaltung der Dinge da drunten sind, wie jetzt für die kriegerische Entscheidung, darum reicht es zu ihrer vollen Wertung auch nicht aus, sie lediglich am Maßstab des deutschen Soldaten zu messen. Es ist zweifellos für den geistigen Stand unseres Heeres ein glänzendes Zeugnis, mit welcher inneren Bereitschaft und Selbstverständlichkeit unsere Soldaten auch die Karpathenkämpfe in ihre Aufgabe hereingenommen haben, weil sie wissen, daß sie in dem großen Kriegsplan der Feinde eine bedeutende Rolle spielen. Das gibt dem Kampf selbst sicher einen höheren Sinn und hilft alle Anstrengungen leichter tragen. Etwas davon muß auch unter den ungarischen Staatsangehörigen ruthenischer Rasse heranwachsen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der gemeinsame Sieg in den Karpathen wird es Ungarn sicher erleichtern, auch in dieser Beziehung erfolgreich weiter zu arbeiten. Was muß dann aus den Wäldern des Karpathengebirges und aus der weiten fruchtbaren Ebene des Vorgeländes herauszuholen sein, wenn so überall deutscher Einfluß sich bemerkbar macht, wie jetzt das Feldgrau der deutschen Soldaten aus dem weiten Gebiet wie eine glückverheißende, zukunftsfrohe Sache hervorleuchtet.

Strand und Holme

Von Svend Fleuron (Kopenhagen)

Nachdruck verboten.

Dem Winde gibt man schuld für so vieles!

Er bringt den aufweichenden Regen der Lenznächte und die kühlen Tage des Vorsommers, er putzt den Himmel blank, fegt den Strand rein und jagt das Flachwasser zurück.

Heut geht man trockenen Fußes hinaus.

Trocknen Fußes hinaus zu dem ersten kleinen Holm, der sonst gerade die Nase über den Wasserspiegel emporsteckt — und trockenen Fußes weiter zum nächsten. — Wie eine geschnörkelte Landzunge liegt der Strand kahl bis ganz da draußen, wo es sich wie eine grüne Bank hoch emporhebt.

Wer kommt hierher außer den großen Heringsmöwen, die jetzt mit langen zähen Flügelschlägen längs des Stromlaufs auf und nieder jagen, oder den blitzschnellen Schwärmen der Watvögel, wenn sie sich auf ihren Morgen- und Abendtouren ergötzen. Auf dem Frühlingszug Ende März ruhen hier die Wildschwäne aus, und die Braunalken suchen diesen Ort im September auf; zur Dämmerungszeit im August läßt der Brachvogel sich mit den erwachsenen Jungen hier für die Nacht zur Ruhe nieder, wenn sie, gesättigt von den fetten Würmern der Gemeinwiesen, über die Wasser hinschaukeln — und der Wanderfalk kann auf diesem einsamen, öden Holm in ungestörtem Frieden seine Beute verzehren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch Menschen kommen selten hierher; seitdem der Damm des Hafenwesens weiter nach der Stadt zu angelegt worden ist, stranden dort die Vergnügungssegler des Sonntags — drum bekommt unsereins, da der Weg heut zufällig offen liegt, Lust, die Insel zu betreten.

Wie eine kleine Welt für sich ragt sie vom Meerboden auf. Von weitem sah sie bloß aus wie ein grünlicher Klecks — nach und nach, je näher man kommt, wächst sie mit allen ihren Eigentümlichkeiten hervor. Auf ihr gibt es Seen und Flüßchen; Täler und Höhenrücken, Fjorde und Buchten; ein sonnverbrannter Stein schießt empor wie ein Berg — und die Hänge sind hoch und die Sümpfe tief im Vergleich zu einem Strandläufer. Dort kommt jetzt einer.

Da schwimmt er auf Freiersschwingen — beständig klingt einem das Beben seiner Stimme ins Ohr — drüben fahren plötzlich drei aus dem Grase auf, und vorwärts geht ihr jagendes Paarungs-Haschen ein langes Stück übers seichte Wasser weg.

Zuerst sieht es aus, als steuerten sie für immer vom Holme fort; ein Schwingen und Werfen und Um-Ecken-Schlüpfen, so geht's im Zickzack; man kann Ernst und Scherz nicht unterscheiden. Aber dann endlich löst sich das Paar heraus: mit plötzlichem Kehrt schlagen die zwei dem dritten ein Schnippchen; er hat die Wendung nicht bemerkt und saust ein Dutzend Meter geradeaus, während die bezaubernde Eva mit ihrem bezauberten Adam vor Freude jubelnd zur Insel zurückkehrt.

In einem großen Büschel welken vorjährigen Wermuts läßt sie sich nieder, und er setzt sich mit der niedlichsten Eleganz zu ihr — ich habe ihn im Fernrohr, gerade als er die Erde berührt; seine spitzen kleinen Flügel stehn senkrecht in die Luft, nun biegt er seinen Hals und greift vor sich mit den Beinen, während die Schwanzfedern wie ein Fächer ausgebreitet sind.

Dann ist er weg, verschwunden in der Vegetation, verborgen in der Tiefe des Gartens Eden; ein glücklicher Liebender, ein einziger Auserkorener — von allen Strandläufern der Erde!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber er, der Angeführte, verfällt — sobald er seine unangenehme Situation entdeckt — in gedehnte Schwingungen und kommt hinterhergehastet... sieht das Paar im Grase verschwinden, hat die Stelle im Gefühl und läßt sich hinabplumpsen, wo er die Liebenden glaubt.

Dann ist es lange, lange um die Pfützen mäuschenstill, bis sich ein neues Pärchen zufällig innerhalb des Horizonts des ungepaarten Männchens zeigt; sofort ist er auf den Flügeln, um den Gegenpart auszustechen — und ein neues Haschenspiel flimmert über das Flachwasser hin.

Wir wollen weiter... Wuppdich!

Dort flogen zwei kleine Burschen in roten Jacken vom Rande einer Rille auf!

Mein Auge sieht sofort beim Aufflug, daß dem hintersten unten etwas Schwarzes herabbaumelt. Das eine Bein!

Aha, ein Veteran vom vorigen Jahr, ein Invalide aus dem Krieg im Oktober!

Aber er hat sich durch den Winter durchgeschlagen und sich auf den langen Reisen erholt, soweit so ein armer Teufel das kann.

Armer Teufel —?

Ich sehe an dem Spiel, daß er protestiert; was hat das verdorrte Bein mit Liebe zu schaffen? Ist der Kuß darum nicht ebenso süß, die Umarmung nicht ebenso kräftig? — Er umschwirrt sie und trillert ihr allerlei Holdes ins Ohr; sein Glück hat er gemacht. Ich gratuliere, mein Herr!

Ja, so geht man und schaut und lauscht und merkt nicht, daß der Wind sich plötzlich gedreht hat, bis der Blick von einer Reihe schwarzer Wolken gefesselt wird, die drohend am Horizont aufrollen.

Bald darauf wird es draußen über dem Wäldchen immer finstrer, und heulend fegt der Wind heran — Regen ist im Anmarsch, vielleicht ein Hagelschauer; ein Stück verspäteter März will seinen Happen Mai haben — einen großen Happen Mai!

Nun fallen einem die ersten kalten Tropfen gerade ins Gesicht, und die Schauer, die noch vor einigen Augenblicken ganz draußen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Kimmung zu sehen waren, hängen einem jetzt überm Kopf — der Regen wird stärker, die Brise wilder, das Glas des Fernrohrs ist ganz naß und nichts darin zu sehen; der Hund beginnt daran zu denken, die Nase heimwärts zu kehren, und man selbst dreht sich um und späht nach dem Lande.

Da scheinen einem die Rillen plötzlich zu Strombetten geworden zu sein, und die Pfützen drüben sind ja ganz verschwunden, und sieh, sieh: die Landenge, an der entlang man hierher kam, ist auf einmal so sonderbar schmal geworden. Die kleine Insel, der erste Fleck, über den man vor einer Weile hinschritt — wo ist er geblieben? Dort liegt ja noch etwas, das so ähnlich aussieht; aber — —

Dann kommt die Flut:

Wie ein tausendzungiges Ungeheuer frißt sie sich vorwärts — ein gewaltiger Schlund mit Gischt um den Mundwinkel gähnt überm Grunde. Während man forteilt, merkt man, wie das Hochwasser — obwohl man vor ihm mehr und mehr zur Seite ausweicht — einen doch einholt; der trockene Sandboden, auf den man tritt, wird schmaler und schmaler — —

Gut drei Meter kann es wohl bis zum Wasserrande sein, aber gleich darauf sind's nur noch zwei und ein wenig später nur einer; und nun sieht man deutlich, wie die Flut gestiegen kommt; unaufhörlich lecken die Wasserzungen heran, der Wind rollt die Schaumverbrämung weiter, vor ihm schießen Strandläufer und Pastorenvögel, und in die Löcher, die der Stiefel des Dahineilenden getreten hat, quillt das Wasser hinab und siedet und brodelt. — Bald erreicht der Schaumrand den Stein dicht vor meinen Füßen; etwas von dem weißen Schweif bleibt an ihm hängen, losgerissene Bläschen folgen ... dann beißt das Ungeheuer sich an der Stiefelspitze fest, fängt die Seiten der Sohle ein, umklammert den Absatz — weiter frißt es, lauter gähnt sein Schlund ...

Jetzt ist das Wasser über dem Oberleder; man sieht das Gekräusel der Wellen, und darunter schwimmen Tangstreifen; kleine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grüne Algen rollen am Boden entlang, und Pfropfen kommen geschwind gesegelt, der ganze trockengelegte Meeresboden ist wieder lebendig geworden, und die Steine beginnen abermals zu tauchen.

Dann steht das Wasser überm Fuß, und man nimmt die Beine schleunigst in die Hand. Ob man da laufen kann? Denn die Socken, die man jetzt anhat, sind kalt — — —

Weit am Strande sitzt der Hund und lacht!

Briefe aus Kriegstagen

Ausgewählt von Ilse Linden

(Fortsetzung aus Heft 21)

Friedrich Nietzsche

An Frhrn. von Gersdorff.

Naumburg, 20. Oktober 1870.

. . . . . Alles was Du mir schreibst, hat mich auf das Stärkste ergriffen, vor allem der treue ernste Ton, mit dem Du von dieser Feuerprobe der uns gemeinsamen Weltanschauung sprichst. Auch ich habe eine gleiche Erfahrung gemacht, auch für mich bedeuten diese Monate eine Zeit, in der jene Grundlehren sich als festgewurzelt bewährten: man kann mit ihnen sterben; das ist mehr als wenn man von ihnen sagen wollte: man kann mit ihnen leben. — Ich war nämlich doch nicht in so unbedingter Sicherheit und Entrücktheit von den Gefahren dieses Krieges. Ich hatte bei meinen Behörden sofort den Antrag gestellt, mir Urlaub zu geben, um als Soldat meine deutsche Pflicht zu tun. Man gab mir Urlaub, aber verpflichtete mich auf Grund der schweizerischen Neutralität, keine Waffen zu tragen. (Ich habe seit 69 kein preußisches Heimatsrecht mehr.) Sofort reise ich nun mit einem vortrefflichen Freunde ab, um freiwillige Krankenpflegerdienste zu tun . . . . . "

*

An seine Mutter.

Erlangen, 11. September 1870.
Hotel Walfisch.

Nun, denke Dir, liebste Mutter, daß ich bis jetzt von Dir noch gar keine Nachricht habe, daß ich aber bereits meinen Feldzug glücklich vollendet habe. Glücklich zwar nicht ganz: denn ich liege hier erkrankt an der bösen Ruhr: aber die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlimmsten Zustände sind vorüber . . . . . .
. . . . . Ich bin bis in die Nähe von Metz vorgedrungen und habe von dort einen Verwundetenzug nach Karlsruhe geleitet. Hierbei, bei dem fürchterlichen Zustand aller meiner Kranken, dem fortwährenden Verbinden ihrer zum Teil brandigen Wunden, bei dem Schlafen in Viehwägen, in denen sechs Schwerverwundete auf Stroh lagen, habe ich den Keim der Ruhr in mich aufgenommen. . . . . Trotz alledem bin ich froh, wenigstens etwas bei der unglaublichen Not geholfen zu haben. Und ich wäre sofort noch ein zweites Mal ausgezogen, wenn nicht die Krankheit es mir unmöglich gemacht hätte . . . . ."

*

Richard Wagner

An Dr. Anton Pusinelli.

Luzern, 9. November 1870.

. . . . . Die Haltung „Europas" muß man jetzt studieren, um inne zu werden, in welcher Welt man lebt. Ich gestehe, daß, wenn ich Moltke und das deutsche Heer nicht vor mir sähe, ich gar, gar nichts erkennen würde, was mir Hoffnung machen könnte. So brauche ich mir z. B. nur so eine Dresdener Aufführung eines meiner Werke zu denken, um sogleich allen Mut sinken zu lassen. Und — wie tief und genau hängt das alles zusammen! Das eben ist mir aufgegangen, und deshalb bin ich so traurig, wenn ich auf die Welt blicke . . . . .

*

Henriette Feuerbach

An Julius Allgeyer.

Juli 1870.

. . . . . Grüße von mir und Anselm, der den ersten Stoß hier erwarten will. Sein deutsches Herz läßt ihn nicht fort. —

Abgesehen von dem Kummer und der Trauer über so viel gegenwärtiges und in der nächsten Zeit bevorstehendes Elend sind wir in der herrlichsten und erhobensten Stimmung. Mit tausend Freuden bringt man die Opfer, deren man für eine so heilige Sache gewürdigt wird, den letzten Blutstropfen für unser edles deutsches Vaterland . . . . . .

*

An Charlotte Kestner.

Heidelberg, 28. September 1870.

. . . . . Ich bin seit dem 10. Juli (?) buchstäblich mir selber und meinem Leben abhanden gekommen, indem man mich zur Vorsteherin der Lazarettpflege gemacht hat. Wir haben in 18 Lazaretten ungefähr 14—1500 Kranke

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bisher verpflegt, darunter die meisten Schwerverwundete — Deutsche und Franzosen. Ich habe die Aufsicht über all diese Anstalten, für die ich 58 Wärter und Wärterinnen zu stellen, zu überwachen und zu besolden beauftragt bin . . . . . .

*

Gustave Flaubert

An George Sand.

Croisset — Mittwoch Abend . . . . . 1870.

. . . . . Die Dummheit (bêtise) meiner Landsleute schmerzt mich und ekelt mich an. Die unheilbare Barbarei der Menschheit erfüllt mich mit einer schwarzen Traurigkeit. Dieser Enthusiasmus, der keine „Idee" zum Motiv hat, gibt mir Lust zu krepieren, damit ich ihn nicht mehr sehen muß. —

Der gute Franzose will sich schlagen:

1. weil er sich von Preußen provoziert glaubt;
2. weil der natürliche Zustand des Menschen der Zustand der Wildheit ist;
3. weil der Krieg ein mystisches Element in sich birgt, das die Menge hinreißt.

Sind wir damit zu den Rassenkriegen zurückgekehrt? Ich fürchte es. Die schreckliche Schlächterei, die sich vorbereitet, hat nicht einmal einen Vorwand. Es ist die Lust am Schlagen selbst.

Ich beweine die zerstörten Brücken, die gesprengten Tunnels, diese ganze verlorene Arbeit — kurz — eine so radikale Verneinung.

Der Friedenskongreß ist für den Augenblick im Unrecht. Die Civilisation scheint mir fern. Hobbes hatte recht: Homo homini lupus. Ich habe Saint-Antoine begonnen, und er würde wahrscheinlich ziemlich gut vorangehen, wenn ich nicht an den Krieg dächte. Und Sie? —

Der Bourgeois hier ist nicht mehr zu halten. Er findet, daß Preußen zu unverschämt war, und will sich „rächen." Sie haben gesehen, daß ein Herr in der Kammer die Plünderung des Großherzogtums Baden vorgeschlagen hat. Ach! warum kann ich nicht bei den Beduinen leben! —

*

An George Sand.

Croisset, Mittwoch . . . . 1870.

Montag bin ich in Paris angekommen und Mittwoch wieder abgereist. Ich kenne jetzt das Innere des Pariser, und ich habe in meinem Herzen die wildesten Politiker von 1793 entschuldigt! Jetzt verstehe ich sie! Welche Dummheit! Welche Ignoranz! Welche Einbildung! Meine Landsleute geben mir Lust, mich zu erbrechen (vonia!) . . . . . .

Dies Volk verdient vielleicht, gezüchtigt zu werden, und ich fürchte, daß es geschieht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist mir unmöglich, irgend etwas zu lesen oder gar zu schreiben. Ich verbringe meine Zeit wie Jedermann mit dem Warten auf Nachrichten. Ach! wenn ich nicht meine Mutter hätte, wie gern wäre ich schon abgereist! —

*

An Claudius Popelin.

Freitag Abend.

Was mich schmerzt, ist: 1. Die dumme Wildheit der Menschen. Ich habe die Greuel satt — die belgischen Zeitungen bringen sie ohne Zweifel nicht. Ich erspare Ihnen Einzelheiten; zu was sie Ihnen sagen? 2. Ich bin überzeugt, daß wir in eine häßliche Welt eintreten, wo Menschen wie wir keinen Grund mehr haben zu sein. Man wird utilitaristisch und militaristisch sein, ökonomisch, klein, arm, erniedrigt. Das Leben ist an sich etwas so trauriges, daß es unerträglich ist ohne große Erleichterungen. Was wird also werden, wenn es kalt und nüchtern sein wird? Das Paris, das wir geliebt haben, wird nicht mehr existieren.

Mein Traum ist, irgendwo anders zu leben als in Frankreich, in einem Land, wo man nicht verpflichtet ist, Bürger zu sein, den Tambour anzuhören, zu wählen, Mitglied einer Kommission oder einer Jury zu sein. Puh! Puh! —

An George Sand.

Croisset, Mittwoch 3. August 1870.

„Werden die Rassenkriege wieder beginnen? Man wird — bevor ein Jahrhundert vergeht — mehrere Millionen sich auf einen Sitz (en une séance!) töten sehen. Der ganze Orient gegen das ganze Europa, die alte Welt gegen die neue! Warum nicht? Die großen Kollektiv-Arbeiten wie der Suez-Kanal sind vielleicht, unter einer andern Form Versuche und Vorbereitungen jener ungeheuren Konflikte, von denen wir keine Ahnung haben!

Vielleicht auch wird Preußen eine starke Niederlage haben nach dem Plan der Vorsehung, die das europäische Gleichgewicht wiederherstellen möchte? Dies Land neigte dazu, sich auszudehnen, wie es Frankreich tat unter Ludwig XIV. und Napoleon. Die andern Organe fühlen sich dadurch bedrückt. Daher eine allgemeine Störung. Würden sehr starke Aderlässe nicht nützlich sein? . . . . .

. . . . . .

Das Elend meldete sich schon. Jedermann ist in Schwierigkeiten, ich selbst zuerst! Aber wir waren vielleicht zu sehr an den Komfort und die Ruhe gewöhnt. Wir versanken in der Materie! Es ist nötig, daß man zur großen Tradition zurückkehrt, nicht mehr am Leben hängen, am Glück oder irgend etwas; das sein, was unsere Großväter waren, leichte, elastische Personen! —"

*

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Strauß und Renan

Im Jahre 1870 fand zwischen Strauß und Renan in der Zeit vom 30. Juli bis 29. September, also während der entscheidenden Schlachten, ein Briefwechsel statt, den Strauß kurz darauf veröffentlichte. Die Briefe haben viel Aufmerksamkeit erregt, denn sie stammen von dem deutschen und dem französischen Repräsentanten der gleichen Wissenschaft und sind nach Gesinnung und Charakter tief symbolisch. Heute lesen wir sie aber mit noch ganz anderem Interesse. Die Zeit und die Gesinnung von damals scheint sich zu wiederholen. Man wird daher dem Insel-Verlag danken müssen, daß er diese Briefe mit dem nicht weniger interessanten Brief Carlyles an die Times zu einem Fünfzigpfennigbändchen vereinigt hat.

Wenn man nun heute diesen Briefwechsel liest, scheint es wirklich so, als ob sich in Europa, wenigstens in den Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, nichts verändert hätte und als ob die Völker nur einen seit Urbeginn vorbestimmten Weg willenlos zurücklegen würden. Die Geschichtsschreibung ist, trotzdem sie sich der objektiven Wahrheit nähern läßt, insofern ein Surrogat für das Vergangene, als jene Atome des Denkens, aus denen die Anschauung besteht, unwiderbringlich zerstoben sind. Und da es nur selten, ja fast nie einem Historiker gelingt, die Atmosphäre, aus denen Kriege entstehen, so zu rekonstruieren, wie sie damals geatmet wurde, können wir immer wieder nur halb fühlen und ahnen, wie die Dinge geworden sind. Wir wissen nun z. B. aus der Geschichte genau, wie der deutsch-französische Krieg schicksals- und aktengemäß entstanden ist. Aber erst wenn wir diesen Briefwechsel gelesen haben, leben wir in die Zeit zurück, die fiebernd und ängstlich, wie wir seit 1905, das Erscheinen des Kriegsgespenstes erwartete und die unerträgliche Qual des Wartens mit ungeheuerer Intensität erlitt. Denn hier in diesen Briefen treten uns nicht nur zwei gebildete Männer entgegen, die sich von ihrer Gegenwart Rechenschaft ablegen können, auch die Vergangenheit ihrer Reiche liegt offen vor ihrem geschulten Blick. Voll von den Zänkereien der Diplomatie ist ihre Erinnerung, aber beide vertreten in so vollkommener Weise die Idee der geschichtlichen Prädestination ihrer Völker, daß sie sich bewußt bleiben, wie sehr selbst die schlechte Regierung eines Volkes nur vorher bestimmtes Mittel zu einem bestimmten, unerforschlichen Ziele ist.

Aber noch in anderer Hinsicht lesen wir diese Briefe mit wachsender Spannung und zunehmendem Erstaunen. Viele Gedanken von Renan und Strauß werden heute immer noch erwogen, als ob sie neu wären und noch immer ist das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Idealität absolut unverrückt.

Renan und Strauß ergänzen sich in der historischen Darstellung des Konflikts, indem Strauß die deutsche Partei, Renan die französische ergreift, nicht ohne edle Konzessionen an das deutsche Recht. Strauß klagt, wie Frankreich Deutschland seit Jahrhunderten bevormundet, zerstört, ausgenutzt habe und wie es mit kleinen und häßlichen Mitteln den Kampf um die deutsche Einheit noch in den letzten Jahren zu verwirren suchte. Renan kann Frankreich nicht freisprechen, aber er erhebt doch den französischen Vorwurf, daß Frankreich von Bismarck um den Lohn seiner Neutralität von 1866 betrogen worden sei. Jetzt sei es deutsche Pflicht, den Besiegten von Sedan nicht noch zu demütigen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

damit er wenigstens seinen Stolz aus dem Zusammenbruch retten könne.

Strauß kann dagegen der friedfertigen Gesinnung einer Nation nicht trauen, die Sadowa, wo sie gar nicht mitkämpfte, rächen wollte. Wird sie nun wirklich nicht versuchen, Wörth und Sedan zu rächen?

Aber während bisher Renan mit dem heimlichen Ton von Nachgiebigkeit sein Land verteidigt und nur aus Sorge für Frankreichs Zukunft zu handeln scheint, wird er selbst hart und unerbittlich, wenn er die Konsequenzen eines Frankreich demütigenden Friedens ausmalt. War er bisher human, gerecht und überlegen, so verwandelt er sich nun sofort in den ursprünglichen Franzosen, der nicht nur mit der Rache des ganzen Landes droht, sondern selbst diese Rache auszuüben geneigt scheint. Frankreich wird vernichtet, wenn es Elsaß und Lothringen verliert. Die germanische Kultur zerstört sich selbst den Weg, auf dem sie bisher nach Frankreich kam. Frankreich geht zu Grunde, die edelste Harmonie der Welt zerbricht und der ewige Protest gegen Pedanterie und Dogma, den das Land verkörpert, verhallt hoffnungslos im germanisierten Europa. In dem Maße fürchtet Renan die Folgen einer noch so geringen Demütigung für sein Land! Und nun versucht er es zu retten, indem er sich aller Ideen erinnert, die in der französischen Humanität geboren wurden, die aber noch nie von der französischen Politik verwendet worden sind. Ein Schiedsgericht soll den allen Völkern verhaßten Krieg entscheiden, die vereinigten Staaten von Europa sollen zwischen den zwei kämpfenden Heeren vermitteln und ein Bündnis soll schließlich Sieger und Besiegte vereinen. Wir sehen, es ist dasselbe, was wir heute hören. Solange Deutschland gedemütigt und gemartert wurde, kannte das französische Volk kein anderes Mittel, als das Schwert, trotzdem ein Franzose schon am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, der Abbé von Saint Pierre, von einem Weltbund der Völker und einem internationalen Schiedsgericht geträumt hatte. Erst seitdem sich Deutschland angewöhnt hat, zu siegen, erinnert sich die westeuropäische Intelligenz dieser Ideen.

Strauß weist alle diese Forderungen zurück. Elsaß und Lothringen waren bis zu Ludwig XIV. deutsch und gehören zur Verteidigung des Reiches. Es wäre eine Schmach für Frankreich, wenn es vom Besitz dieser beiden Länder abhängig wäre. Frankreich wird sich unter allen Umständen rächen wollen und so ist es besser, unbekümmert um Frankreichs zukünftige Politik zu handeln. Deutschland hat jahrhundertelangen Zwist mit dem Nachbarn nicht vergessen. Jetzt ist es durch Preußen groß geworden und hat gelernt, sich dem ganzen Ausland gegenüber mit Preußen zu identifizieren.

Aber hier kennt Renan nur eine Gesinnung und nur eine Stimme, und zum ersten mal hören wir nun in diesem Briefwechsel den Ruf nach Revanche, der seit jenen Tagen durch Frankreich geht. Staunend und schaudernd lesen wir, was die damals geborene Partei der Rache zu ihrer Losung machte: „Unterzeichnen wir den Frieden, — dann aber Haß auf den Tod, Vorbereitungen ohne Rast, Allianz, mit wem es sich trifft, unbegrenzte Nachgiebigkeit gegen alle russischen Anmaßungen, — ein einziges Ziel, eine einzige Triebfeder für das Leben = Vertilgungskampf gegen die germanische Rasse."

Der Briefwechsel von Strauß und Renan ist reich an weiteren Gedanken und Plänen. Strauß tritt als der kräftige, siegesbewußte und mitleidslose Schriftsteller auf, als den wir ihn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kennen, Renan als die höhere, edlere künstlerischere Natur. Beide sind Gelehrte und doch auch Politiker und beide bewegen uns, das Gesicht voll Grauen von den heutigen Professorenpolitikern beider Länder abzuwenden. So hoch stehen die alten über den neuen! Lesen wir daher oft in diesem billigen Bändchen, denn es erweitert auch unsere Einsicht für das, was geschah und für das, was geschehen soll.

Felix Stössinger

Die Theaterstadt Berlin im Kriegsjahr

Der Kriegserklärung gegen die Feinde Deutschlands folgte, unmittelbar, eine an den guten Geschmack; Reinhardt gab Gutzkow, das Lessingtheater L'Arronge, das deutsche Opernhaus eine Kriegsoperette, die Geringeren aber, dadurch vollauf gerechtfertigt, brachten tragische Kriegsposseu und komische Kriegsschauspiele. Glücklicherweise währte diese „Umwertung aller Minderwertigkeiten" nicht lange; rascher, als Einsichtige gehofft, trat Besinnung an die Stelle fast allgemeiner Verwirrung großer und kleiner Geister, Fleiß an den Platz übelster Trägheit. Und dabei blieb es, bis in den Frühsommer.

Dennoch ist das vorläufige Ergebnis dieser Spielzeit negativ. Die nötige Ausmünzung blieb, nahezu gänzlich, aus; keine Berliner Bühne wagte den selbstverständlichen Kleistzyklus, keine einzige Theaterleitung unternahm, was so manches mittlere Provinztheater versucht: die lückenlose Darstellung von Friedrich Schillers Gesamtwerk; statt auf Wildenbruch, besann das königliche Schauspielhaus sich lediglich auf Joseph v. Lauff, Dietrich Eckardt und Otto v. d. Pfordten. Immerhin fehlten diesmal wenigstens Blumenthal und Sudermann. Denen gewährt das Schillertheater eine bleibende Heimstatt, unbekümmert um den toten Namenspatron und den toten Gründer; einzig rührig in dem Bestreben, dem Volke das Mäßigste zu geben, und völlig wert, aus dem Burgfrieden ausgeschlossen zu bleiben.

Reinhardt: daß er gearbeitet hat, ist sicher; aber sicherer, daß er, nach Verlust fast aller großen Schauspieler, neue Wege suchen muß. Er wird es nicht ganz leicht haben; Viktor Barnowsky hat eine große Zukunft vor sich, und gerade in diesem Winter, eine anerkennenswert schöne Vergangenheit hinter sich. Sein „Egmont" war, neben Reinhardts „Rappelkopf" und „Schluck und Jau", die beste Tat der Spielzeit und besser als beide Nebenbuhler, weil Goethe gegen Raimund und den schwächsten Hauptmann stand. Arbeit liegt, endlich, auch hinter der Hofbühne; aber wenn schon, nach so vielen faulen Jahren, ein Wille sich zu regen begann, so ist, um ihm einen Weg zu bahnen, heute mehr denn je, zweierlei dringend von nöten; ein wirklicher Regisseur, der Ruinen entfernt und neues Leben, von ihnen unabhängig, blühen läßt, und ein Spielplan, der nicht von tastender, sondern von fester Hand entworfen wird. Neuerdings erwacht auch Georg Altmanns kleines Theater; es sucht nach Dichtern und Schauspielern, und an Beiden waltet Ueberfluß, den zu sichten und zu schichten es an der Zeit wäre.

Einstweilen steht Berlin einerseits günstiger, andererseits ungünstiger da als je zuvor: günstiger, weil es nur den (selbstverständlichen) Entwicklungen der Zeit sich anzuschließen, sich rechtzeitig anzuschließen braucht; ungünstiger, weil es innerlich von vorn anfangen muß, nachdem es so weit gekommen ist, daß keines seiner Theater noch ein echtes Ensemble besitzt oder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu verwerten versteht. Verheißungsvoll aber ist dieses: es hat der letzte Winter, in jeder Hinsicht, den Wert manches vorzeitig über Bord geworfenen, offenbart, und ohne Ehrfurcht vor dem Alten, soweit es unveraltet ist, ward noch keine fruchtbare Reformation. Der neue Tag lockt zu neuen Ufern; an ihnen aber sollen die Abbilde nicht der kleinsten, sondern der größten aller Vergangenheiten grüßend sich erheben.

Franz Graetzer

50 000 Zinnsoldaten

Einem bekannten Gelehrten wurde nachgesagt, daß er Konzertbilletts sammle, bunte Papierstückchen, die für ihn nicht einmal die Bedeutung von Erinnerungszeichen bewunderter Kunstleistungen hatten —: denn der Mann kaufte wohl — erzählt man — die Karten, aber es fiel ihm nie ein, wirklich ein Konzert zu besuchen. Im Gegenteil, eine benützte Karte, eine Karte ohne den Kontrollkupon wäre für seine Sammlung wertlos gewesen. Die Sache klingt wenig glaubhaft, und es ist eine bizarre Vorstellung, zu denken, mit welchen Gefühlen der sonderbare Schwärmer etwa den Papierfetzen betrachte, der ihm ermöglicht hätte, Caruso singen, Joachim spielen zu hören, ein Billet, um dessentwillen andere Leute vergeblich von Verkaufsbureau zu Verkaufsbureau rannten, das wohl viel, aber viel Geld gekostet hatte und nur dazu dagewesen war — einen Platz im ausverkauften Saale unbesetzt zu erhalten . . .

An diesen Gelehrten fühlte ich mich gleich erinnert, als ich unlängst, nach mehrwöchiger Abwesenheit heimkehrend, auf der Fahrt vom Bahnhof zu meiner Wohnung an allen Straßenecken das Plakat einer Ausstellung des „Oesterreichischen Museums" sah: 50 000 Zinnsoldaten-Sammlung Dr. Werner . . . . Ich verstehe schließlich noch, daß jemand Reklamemarken sammelt, ja, ich kenne einen Künstler, der diesen letzten (oder vorletzten?) Sammelsport mit einem fast wissenschaftlichen Eifer betreibt, die oft wirklich schönen Miniaturplakate nach einem ganz vernünftigen System in große Alben klebt, die er mit viel Vergnügen seinen Gästen zu zeigen pflegt . . . Aber Zinnsoldaten . . . Ich erinnere mich weit, weit zurückliegender Jahre, da mich solche Dinge freuten. Ach, wie lang ist das her — und ich bin doch gar nicht so alt . . .

Sammlung Dr. Werner im Oesterreichischen Museum — die Sache ließ mir keine Ruhe, sie beschäftigte mich tagelang, ehe ich dazu kam, die Ausstellung zu besuchen: ich konnte mir nichts dabei denken. Zinnsoldaten hieß es ausdrücklich, nicht Spielsoldaten, was immerhin noch ein weiteres Gebiet, eine, vielleicht kulturhistorisch amüsante Sammlermarotte verheißen hätte. Meine Bildung ließ mich im Stich, ich hatte keine Ahnung, seit wenn es diese, mir recht unsympathischen Figürlein überhaupt gibt. Der Besuch der Ausstellung hat mich auch nicht darüber unterrichtet, denn was da, in riesigen Vitrinen, auf scheußlich bemalten, oft auch plastisch ausgeführten Plänen in Massen aufmarschieren durfte, ist ohne Ausnahme ordinärstes Fabrikerzeugnis der gewöhnlichen Schablone: platt gequetschte, mit der bekannten unappetitlichen Oelfarbe beschmierte Metallklümpchen, die in immer wieder gleichen typischen Stellungen Soldaten zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen bedeuten sollen, Männlein mit blödsinnig ausdruckslosen Gesichtern, in Uniformen verschiedenster Art, die vielleicht gar historischen Kostümen nachgebildet wur-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den; freilich, es sind auch Aegypter dabei und Griechen, Wikinger und Indianer, Perser und weiß Gott, was für Sippschaften sonst noch — und Herr Dr. Werner, an dessen wirkliche Existenz zu glauben, mir furchtbar scheint, hat sich die Mühe genommen, diese, nicht etwa alten sondern durchwegs „modernen" Spielzeugfiguren zu Heeren und Kolonnen zu ordnen, die Schlacht am Granikos (340 v. Chr.), die Schlachten bei Fehrbellin 1615, bei Leipzig 1813, die Kämpfe des Deutsch-französischen Kriegs von anno 70/71, aber auch die Belagerung Trojas, Indianer- und Pharaonenschlachten, die großen Ereignisse der neuzeitlichen Kriegsgeschichte und sogar auch schon den Zusammenstoß der Oesterreicher und Russen bei Krasnik 1914 darzustellen . . .

Als einer der wenigen Menschen, die in unseren Tagen gar keine strategische Begabung in sich entdeckt haben, stand ich fassungslos vor diesem Massenaufgebot des Unsinns. Ein verwundeter Offizier, den die Langweile des warmen Frühlingstages heraufgeführt haben mochte, ging vor mir her von einem Kasten zum andern — und bald wieder fort. Ich habe mich ehrlich geschämt vor ihm, geschämt für alle erwachsenen Menschen, die ihre Zeit daran wandten, diese Ausstellung zu sehen — und bin froh, daß ich nicht weiß, was er dachte.

Zwei große Säle sind mit diesen 50 000 Zinnsoldaten angefüllt. Wie mag es in der Wohnung des Herrn Dr. Werner aussehen, wie hat er dort seine Kostbarkeiten untergebracht? . . . Jede Sammlung erstrebt Vollkommenheit: eine ideelle, geistige Geschlossenheit, wenn es sich um Werke der Kunst, um Objekte der Wissenschaft handelt, oder eine gegenständliche, etwa bei der Philatelie . . . Entsetzlich ist's, sich vorzustellen, daß auch auch dieser Zinnsoldatensammler vom Idol der Lückenlosigkeit geleitet wird . . .

Als ich aus dem Tor des Museums auf die Straße trat, fuhren gerade die Wagen der „patriotischen Kriegsmetallsammlung" vorbei . . . Vorbei fuhren sie, leider vorbei, ohne anzuhalten . . . . Schade, schade . . .

Viktor Fleischer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der syrisch-ägyptische Kriegsschauplatz

Von Davis Trietsch (Berlin)

Der italienischen Kriegserklärung ist ziemlich unmittelbar die türkische Proklamation erfolgt, nach der von nun an der Suezkanal türkischerseits als Kriegszone betrachtet werden würde.

Die beiden Erklärungen stehen sicherlich in engem Zusammenhang, wenn auch die Türken bei der ihrigen Italiens mit keinem Worte erwähnen und sich nur darauf berufen, daß die Engländer sich über die Neutralität des Kanals längst hinweggesetzt haben.

Aber dies hätte den Türken ja schon von Anfang des Krieges an zu den jetzt angekündigten Maßnahmen Veranlassung geben können, denn der Mißbrauch des Kanals durch England datiert bereits seit August vorigen Jahres, und es war eine ihrer ersten Uebergriffe, die deutschen Handelsschiffe gewaltsam aus der Kanalzone zu entfernen und dann abzufangen, und bald nach dem Eintritt der Türkei in den Weltkrieg war ja auch die widerrechtliche Befestigung des Kanals durch die Engländer erfolgt.

Wenn trotzdem die Türken sich bis jetzt bei ihrem Vorgehen am Suezkanal Beschränkungen auferlegt haben, so geschah es sicherlich mit Rücksicht auf die Neutralen und zwar in erster Linie mit Rücksicht auf Italien, dessen Verbindung mit Erithräa und Somali-Land bei einer Sperrung des Kanals gelitten hätte.

Zwar ist Italiens Anteil am Verkehr des Suezkanals außerordentlich gering. Er betrug im Jahr 1912 nur 45 Dampfer mit 140 000 Tonnen, während England und Deutschland (weitaus die beiden Hauptinteressenten) 3335 und 698 Dampfer mit ca. 13 bezw. 3 Millionen Tonnen aufweisen. Es lagen sogar auch Erklärungen Italiens vor, wonach eine eventuelle Sperrung des Kanals nicht als übermäßig störend empfunden werden würde, weil die Kolonien schon bei Kriegsbeginn mit allem Notwendigen auf lange Zeit versehen gewesen seien.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trotzdem haben die Türken in der Hauptsache wohl im Hinblick auf Italien darauf verzichtet, eine völlige Unterbrechung des Kanalverkehrs herbeizuführen, weil den Italienern wohl zuzutrauen war, daß sie nur zu einer Unterbrechung des Kanalverkehrs durch England geschwiegen haben würden.

Jetzt aber ist auf alle Fälle eine weitere Rücksicht auf Italien überflüssig geworden, wenn auch die Türken in ihrer Proklamation jegliche Erwähnung Italiens vermeiden, weil auch sie Wert darauf legen dürften, nicht ihrerseits Italien den Krieg zu erklären, sondern den unausweichlichen Konflikt von Italien ausgehen zu lassen.

Bei der großen Ernsthaftigkeit, die alle bisherigen Aeußerungen der Türken auszeichnet, ist nun wohl anzunehmen, daß der Kampf um den Suezkanal jetzt in ein neues Stadium tritt. Möglich auch, daß inzwischen viel vorbereitende Arbeit geleistet worden ist, und auch die kürzlich gemeldete Anwesenheit von deutschen Unterseebooten in der Nähe von Port-Said erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß wir bald von wichtigen Ereignissen am Kanal hören werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unter den Schauplätzen des gegenwärtigen Weltkrieges nimmt — eben hauptsächlich des Suezkanals wegen — der syrisch-ägyptische einen hervorragenden Rang ein. Ist doch der Suezkanal wohl die verwundbarste Stelle des britischen Weltreiches, sodaß der Verlust dieses Seeweges unter Umständen mehr zur Entscheidung dieses Krieges beitragen kann als selbst eine erfolgreiche deutsche Truppenlandung in England oder gar die Besetzung Londons.

Denn während bei jedem denkbaren Kriegsverlauf etwaige deutsche Invasionstruppen letzten Endes wieder zurückgenommen werden müssen, wäre der einmalige Verlust des Suezkanals voraussichtlich nie wieder gut zu machen. Mit maritimen Machtmitteln läßt sich diese künstliche Meeresstraße nicht halten und am allerwenigsten wiedererobern und an einer eng-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lischen Landmacht, die einer siegreichen Türkei und deren ägyptischen Freunden die Kanalzone wieder abnehmen könnte, fehlt es durchaus.

Das aber unterliegt keinem Zweifel, daß die Sperrung des Suezkanals für die englische Flotte, die bisher via Suez verbundenen Teile des britischen Weltreiches in einer Weise außer Konnex bringen würde, daß die schwersten Schäden daraus folgen müßten. Wenn England gezwungen wäre, seine Verbindung mit Indien beispielsweise, statt via Suez, wieder um ganz Afrika herum aufrecht zu erhalten, so ist mit indischen Aufständen furchtbarsten Maßstabes fast mit Sicherheit zu rechnen und auch hier dürfte das einmal Verlorene schwerlich jemals wieder zu erringen sein.

Die britische Weltmacht ist ja im wesentlichen in der Weise zustande gekommen, daß England in früheren Zeiten seine technische Ueberlegenheit und späterhin seine konzentrierte Stärke stets nur gegen ausgesprochen schwache Gegner zur Geltung brachte.

England hat ja auch nicht mit einem Schlage seine jetzige Position *am Suezkanal* errungen, sondern *ganz allmählich und schrittweise*.

Man kann sagen, daß diese Episode der englischen Expansion mit der Besetzung von *Aden* ihren Anfang nahm. Gleichviel ob der Plan eines Suezkanals später verwirklicht wurde oder nicht: Der Besitz von Aden und besonders der bald danach hinzu genommenen Insel *Perim* gab Großbritannien die Kontrolle jedes künftigen Verkehrsweges zwischen dem Roten Meer und dem Indischen Ozean.

Als der Suezkanal dann schließlich gegen alle englischen Hinderungsversuche doch zur Wirklichkeit wurde, verstand man es, sich durch den Ankauf einer Mehrheit von Aktien den ausschlaggebenden Einfluß über den Kanal zu sichern. Dies geschah 1875. Im Jahre darauf wurde die Insel Sokrota (östlich der Bab-el-Mandeb-Straße) erworben. Noch zwei Jahre später benutzten die Engländer die europäischen Wirren des russisch-türkischen Krieges, um sich im Norden des Suezkanals auf *Cypern* festzusetzen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Jahre 1882 folgte dann die englische Okkupation Aegyptens, auf die im Jahre 1898 die Eroberung des Sudan folgte. Außerdem wurde in der libyschen Wüste eine Interessenzone abgegrenzt und die zu Aegypten gehörige Sinai-Halbinsel unter englisch-sudanesische Militärverwaltung gestellt.

Schließlich wurde noch in dem englisch-türkischen Grenzkonflikt von 1906 den Türken ein strategisch wichtiger Landstreifen auf der Sinai-Halbinsel abgenommen, und 1911 verstand es England im türkisch-italienischen Konflikt, sich den wichtigen Hafen von Sollum, der bis dahin zu dem tripolitanischen Gebiet von Bengasi gehört hatte, zu sichern.

Um sich darüber klar zu werden, welche ungeheuren Fortschritte die englische Expansion allein in diesem Teil der Welt (und der Hauptsache nach innerhalb des letzten Menschenalters) gemacht hatte, seien hier die hauptsächlichsten Ziffern nochmals zusammengestellt:

Jahr	Gebietserweiterungen u. s. w.	Fläche	Einwohnerzahl
1839	Besetzung von Aden	194 qm	44 000
1857*)	Besetzung der Insel Perim	13 „	—
1867	Bahrein-Inseln	600 „	90 000
1875	Erwerb der Suezkanal-Aktien . . .	—	—
1876**)	Erwerb von Sokotra	3 579 „	12 000
1878	Okkupation von Cypern	9 282 „	300 000
1882	Okkupation von Aegypten	994 300 „	12 000 000
1898	Eroberung des Sudan	2 549 500 „	5 000 000
1899	Errichtung der Interessensphäre in der libyschen Wüste, ca.	1 000 000 „	ca. 7 000
1906	Grenzverschiebung gegen Syrien . .	5 000 „	1 000
1907	Errichtung der Interessensphäre in Persien	—	—
1911	Okkupation von Sollum	— „	—

*) Seit der Erwerbung von Aden und Perim wurde die britische Position in Süd- und Ost-Arabien in den verschiedenen Formen der Schutzherrschaft und Interessensphären auf ganz Hadramaut nebst den dazwischen liegenden Wüsten, im Ganzen ein Gebiet von fast der halben Ausdehnung der arabischen Halbinsel, erstreckt.

**) In diesem Jahre Anrecht gesichert, die Uebernahme erfolgte 1886.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In gewissem Sinne gehören zur Vorbereitung der englischen Beherrschung des Suezkanals sogar die Eroberung Gibraltars (1713) und Maltas (1800*), denn schon Gibraltar war ja — ähnlich wie Perim — eine Zugangssperre des Binnenteils der künftigen Seeverbindung zwischen England und Indien.

Besonders merkwürdig ist es nun zu beobachten, wie England sich bemüht hat, in verkehrstechnischer Beziehung seinen ägyptischen Besitz zu isolieren. Es war deutlich bestrebt, nur eine Seeverbindung aufrecht zu erhalten, den Landverkehr aber nach Möglichkeit zu unterbinden. Es ist, als hätte England die Inselllage des Mutterlandes auch dieser wichtigen Besitzung geben wollen, und wenn dies in natürlichem Sinne ausgeschlossen war, so ließ doch ein Aehnliches sich dadurch erzielen, daß die benachbarten Landgebiete in verkehrstechnischer und jeder anderen Hinsicht planmäßig unentwickelt gelassen wurden.

So ist es zu verstehen, daß England durch die Aneignung der Libyschen Wüste und durch die Errichtung einer Militärverwaltung über die Sinai-Halbinsel, Aegypten nach Osten und Westen möglichst unzugänglich zu machen suchte. Der Bahnbau des Khediven, von Alexandria nach Westen, (die Marioutbahn) wurde von den Engländern mit großem Mißtrauen betrachtet. Einer Bahnverbindung Aegyptens und des Kanals mit Syrien widersetzten sich die Engländer in jeder Weise, obwohl diese einzige Möglichkeit einer Verbindung der afrikanischen mit den asiatischen Schienensystemen eine der selbstverständlichsten Forderungen in diesem Zeitalter des Verkehrs sein mußte, und der britische Widerstand gegen eine Zweiglinie der Hedschasbahn (von Ma'an nach Akaba) gab den Hauptgrund für den englisch-türkischen Grenzkonflikt vom Jahre 1906.

Nur in einer Hinsicht waren die Engländer bemüht, Aegypten eine Landverbindung zu geben, und dies betrifft das großartige Projekt der Kap-Kairo-Linie. Aber der Unterschied

*) Eroberungsjahr. Die endgültige Zubilligung erfolgte erst 1814.

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist ja auch völlig klar. Die Kap-Kairo-Linie diente dem Zusammenschluß britischer Interessengebiete durch den ganzen afrikanischen Erdteil hindurch, während eine Verbindung Aegyptens mit nichtenglischen Gebietsteilen mit allen Mitteln verhindert werden sollte.

Diese englische Abschließungspolitik war nun freilich nicht für die Dauer berechnet, sondern nur für *solange*, als die britische Oberherrschaft über Aegypten noch nicht *über jeden Zweifel hinaus* gesichert war. Wenn es nach den Wünschen der Engländer ginge, so hätte dieser Krieg Aegypten dem britischen Reiche einverleibt, und nach dieser staatsrechtlichen Aenderung würde es dann voraussichtlich das eifrigste Bestreben der Londoner Regierung gewesen sein, von Aegypten aus in verkehrstechnischer und in jeder anderen Beziehung nach Syrien und Arabien vorzustoßen.

Aber allem Anschein nach haben die Engländer in Aegypten die Rechnung „ohne den Wirt" gemacht. Weder Sultan noch Khedive sind mit dem britischen Vorgehen einverstanden, und die Bevölkerung scheint nur den ersten größeren Erfolg der Türken am Suezkanal abzuwarten, um mit ihnen in der einen oder anderen Form gemeinsame Sache zu machen.

Ueberdies stehen an der westlichen Grenze Aegyptens die *Senussi* zum Einfall bereit, und auch im *Sudan* ist nichts wahrscheinlicher als die bewaffnete Erhebung, mit der ein phantasiebegabter Orientstratege — den Ereignissen vorauseilend — vor einigen Wochen beinahe die gesamte deutsche Presse hereingelegt hat. Jener Bericht des „Kaufmann Encke" entspricht aber so vorzüglich dem, was den Engländern im Sudan passieren kann, daß man fast von einer *Verspätung der Ereignisse*, nicht aber von einem Reporterschwindel sprechen möchte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Persische Städte

II. Teheran

Von Ernst Diez

Als am 18. Oktober 1912 die Nachricht durch die Straßen Teherans lief, Salar ed Dauleh, der Bruder des auf der Krim in Verbannung lebenden Exschahs nähere sich auf der Kaswiner Straße der Hauptstadt, gab es große Aufregung. Die erste Maßregel, die in Persien (und anderen Ländern des Orients) in solchen Fällen drohender Gefahr ergriffen wird, ist die Ausgabe eines Losungswortes für jede Nacht. In manchen entlegenen, vor Räubern nie sicheren Wüstenstädten bleibt diese Maßregel in Permanenz. Wer Nachts von einem Polizisten um die Losung gefragt, nicht Rede stehen kann, beeilt sich, den Mann mittels eines Doppelkrans (80 Pf.) zu überzeugen, daß er nichts Arges im Schilde führe. Ueber Teheran wurde der Belagerungszustand verhängt und als Losungswort: „Wir halten zusammen" ausgegeben. Nach 10 Uhr abends dürfte überhaupt Niemand mehr auf die Straße gehen.

Wie jede persische Stadt, ist auch Teheran von hohen Lehmziegelmauern und einem Stadtgraben umgeben. Zwölf mit glasierten Ziegeln geschmückte Tore gewähren Einlaß. Hinter den wichtigsten dieser Tore pflanzte man die paar alten Geschütze auf, über die man verfügte. In Ermangelung geeigneter Bespannung wurden sie von den „Artilleristen" selbst gezogen. Die einzige Schießschule dieser Truppengattung ist der Kanonenschuß, der allmittäglich am Meidan-i-Maschk, dem Exerzierplatz, abgefeuert wird. Sogleich traten die Bachtiaren, die dem Schah ergebenen Soldaten, die sich aus einem westpersischen Bergstamm rekrutieren, in Funktion. Mit Pantalons und persischen Schoßröcken bekleidet, mit wohlgefüllten Patronenriemen bepanzert, das Gewehr am Rücken, am Kopf das topfartige Gulah ohne Krämpe, sprengten sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit großer Wichtigtuerei durch die Straßen und patrouillierten nach dem Feinde spähend auf den Wällen. Als Salar ed Dauleh erfuhr, daß man in Teheran nicht die Absicht habe, ihm ohne weiters willkommen zu heißen, zog er es vor, die Stadt zu umgehen, um auf Umwegen über den Elburs nach Masenderan zu gelangen. Was hätte er auch mit seinen paar hundert Leuten gegen diese militärischen Vorkehrungen der Residenz ausrichten können!

Gegen derartige Putsche oder auch gegen einen räuberischen Ueberfall der Turkmenen ist ja Teheran, wie die meisten Städte des Schahreiches hinlänglich geschützt. Was aber vermag sie, die den demütigstolzen Beinamen „Schemel des Königs der Könige" führt, gegen eine einigermaßen modern ausgerüstete Infanteriebrigade? Sie wäre ihr wehrlos preisgegeben. Keinerlei Außenforts, nicht Minenfelder noch Drahtverhaue würden ihr auch nur für Stunden den Weg verlegen. An eine improvisierte Befestigung ist Mangels jeglicher entsprechender Zufuhrmöglichkeit nicht zu denken. Kein Schienenstrang läuft über den zivilisatorisch jungfräulichen Boden des Reiches. Kaum ein Fabrikschlot gesellt sich den Minareten der Residenz. Moderne Maschinen sind hier unbekannte Möbel. Von europäischen Herrschaften abgelegte Waffen sind das einzige Verteidigungsmittel und die Patronen werden fertig importiert. Nichts, aber auch gar nichts hat heute Persien den drohenden Mächten des Westens entgegenzustellen, außer dem verblaßten Prestige seines immer noch heldenhaft, Fernstehenden noch immer stolz klingenden Namens.

Daher wird uns die bevorstehende Nachricht vom Einmarsch der Türken in Teheran nicht überraschen. Diese kommen ja überdies unter dem Deckmantel der Freundschaft. Eigentlich um die Perser vor den Russen zu schützen — —. Dschihad! Immerhin kann dieser Einmarsch noch nicht abzusehende Folgen nach sich ziehen.

Teheran ist, das muß man sagen, eine sehr freundliche Stadt. So freundlich, daß man sie von einem nahen Berge aus kaum sieht. So ganz in das Grün ihrer Gärten und Alleen gebettet,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Bäumen überschattet. Die Wahrzeichen unserer Städte, die Rauchfänge der Fabriken oder sonstige Auswüchse der Industrie fehlen ihr. Höchstens eine blau glasierte Moscheekuppel blinkt da und dort durch das Grün der Platanen. Ringsherum Gärten und Felder — dann die Wüste. Es fehlt ihr die stolze Silhouette, mit der die alten persischen Residenzen, das timuridische Samarqand und das sefevidische Isfahan ihre Geschichte in das blaue Firmament geschrieben haben. Sie ist ein Emporkömmling unter den Städten Irans, als Residenz erst eine Gründung der turkmenischen Kadscharendynastie seit 1788. Ihren einigermaßen repräsentativen Charakter verdankt sie eigentlich erst Nassr kleddin Schah. Was dieser Fürst aus Teheran gemacht hat, lehrt uns ein Vergleich des heutigen Stadtbildes mit den Zeichnungen von Jules Laurent vom Jahre 1848. Seitdem ist die Stadt fast doppelt so groß geworden; die kleinere Nordhälfte mit den Residenzen der Gesandten, dem Parlament, dem kaiserlichen Hospital, Missionen, Schulen und großen Parkanlagen ist neu aus dem Boden gewachsen und der neue Mauerring läßt noch allseitig reichlich Platz für künftige Bauten innerhalb seiner Wälle.

Das Herz der Stadt ist der Tup Meidan, der Kanonenplatz, so genannt nach alten portugiesischen Kanonen, die unten am Golf erbeutet wurden und hier als Siegestrophäen aufgestellt sind. Nach alter persischer Bautradition ist er von zweigeschossigen Galeriegebäuden umschlossen, über die einzelne Pavillons kioskartig von schlanken Rundtürmen flankiert emporragen. Diese spargelartigen Rundtürme fehlen an keinem Kadscharenbau. Sie flankieren alle Tore, Paläste und Brücken — eine Reminiszenz an die Zeltstangen der Vorfahren. So großräumig der Platz ist, er kann keinen Vergleich aushalten mit dem Meidan-i-Schah, dem kaiserlichen Platz in Isfahan oder mit dem zwar kleinen, doch architektonisch einzigen Registan in Samarqand. Dazu reichten die Geldmittel der Kadscharenkasse nicht und fehlte der unfehlbare künstlerische Geschmack der Architekten Timurs und Abbas des Großen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Südlich vom Platz liegt das Palastviertel, die Ark, auch dieser nur ein matter Abglanz altpersischer Baukunst. Dann gelangt man in das Basarviertel. Der Hauptbasar besteht wie die meisten orientalischen Basare der größeren Städte aus einem System von gewölbten Galerien mit einigen Knotenpunkten. Die Räume zwischen diesen Hallengängen, in denen beiderseits sich Bude an Bude reiht, sind mit Karwansereien, Bädern, Magazinen und Kontorhäusern verbaut. Der Teheraner Basar reicht weder an Monumentalität noch an Originalität an die stolzen Basare Isfahans heran, ist jedoch neben dem Täbriser wohl der reichhaltigste Basar Persiens. Neben dem meist von Rußland, ferner von Deutschland und Oesterreich importierten europäischen Waren, die fast durchwegs auf der Stufe des Schundes stehen, kommen hier auch alle einheimischen Erzeugnisse auf den Markt. Den Europäer interessiert vor allem der Trödelbasar, wo man unter Haufen von wichtiger Ware auch ab und zu ethnologisch wertvolle Dinge finden kann. Freilich fingert sie der luchsäugige armenische Antiquitätenhändler bald heraus, sofern sie einigermaßen Qualität haben. Da gibt es neben alten Kleidern und gebrauchten Teppichen ziselierte Bronze- und Messinggefäße aus Isfahan, runde Schmuckschachteln, Spiegelfutterale und oblonge Schreibzeugbehälter (Kalamdars) mit ornamentaler und figürlicher Lackmalerei, gravierte Steingefäße aus Meschhed, Holzschachteln aus Schiras mit feinstem Mosaik aus Metall und Bein eingelegt, persische Trommeln und Cymbeln neben europäischen Blech, altpersische Keramik aus der alten Stadt Rey und chinoperische Riesengefäße und Prunkteller aus neuerer Zeit, gestickte Decken, Applikationsarbeiten und bedruckte Stoffe aus allen Städten des Reichs, deren jede ihre besondere Spezialität seit Jahrhunderten erzeugt. Nicht minder interessant ist der Basar der Sattler. Spielt doch die Sattlerware im orientalischen Kunstgewerbe seit jeher naturgemäß eine besonders hervorragende Rolle. Der größte Teil unserer Funde aus der Völkerwanderungszeit in Europa, alle die Riemenzungen und Beschläge, deren Ornamentik uns

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über fundamentale ethnologische Probleme aufklären kann, gehören in diese Kategorie. Das Sattelzeug des Reisenden gibt dem Kenner Aufschluß über seine Herkunft und Persönlichkeit. Die Ornamentik seiner Gewebe läßt auf seine Herkunft schließen. Leder bildet den geringsten Anteil, es besteht fast ausschließlich aus Knüpf- und Posamentierarbeit. Die Satteldecke besteht aus Filz; über den hölzernen Sattel wird ein eigens gearbeiteter, feingeknüpfter Teppich gelegt; Zügel, Halfter und Bauchgurten sind Stricke aus gefärbter Wolle und gewebte Wollgurten; Wollquasten dienen als Schmuck. Selbst der Hafersack eines vornehm ausgestatteten Reittieres hat einen geknüpften Vorderteil und Wollquasten. Besonders malerische, phantasiereiche Equipierungen können die breiten Rücken der Kamele aufnehmen. Federnsträuße, Zaumzeuge und Kopfgestelle aus tauschierten oder durchbrochenen Kupferblech, ein großer, über den Sattel gelegter, den ganzen Rücken bedeckender Teppich, Mengen von wollenen Troddeln und ein Glockenspiel bilden mitunter ihre Ausstattung. Die Gold- und Silberarbeiter, die Schuster, Schneider, Drechsler und wie die ehrsamen Handwerke alle heißen, sie alle haben ihre besonderen Viertel. Das Volk wogt auf und ab und schreiende Tscharvadare leiten ihre Karawanen mitten durchs Gewühl. Ein oft geschilderter Zauber — und doch können hier auch verwöhntere Reisende auf ihre Rechnung kommen.

So ist diese Stadt. Dem aus Europa Kommenden führt sie in das noch mittelalterliche Leben Irans ein, den aus dem Innern Kommenden bietet sie die ersten Genüsse ersehnter europäischer Zivilisation, Klubs, Gasthäuser, Barbiere, Bäder, europäische Magazine, freilich alles von primitiver Art wieder. Für persische Ansprüche ist sie eine Großstadt, für europäische ein Dorf. Wer sie jedoch vor sechzig Jahren zum letzten Male sah, würde sie heute kaum wiedererkennen — und das willin Persien viel sagen. Auch in diesem zähkonservativen Reich, das uns heute noch durch seine völlige Unberührtheit bezaubert, kann sich manches rasch ändern, wenn eine wirkliche Macht konsequent eingreift.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Arras nach Albert

Von Dr. Max R. Funke-S. Franzisco

Nachdruck verboten!

Es ist noch stockdunkel, als wir in Pelze gehüllt in unserm Auto Arras verlassen. Dichter Nebel lagert auf der Erde. Spukhaft sehen die aus dem Nebel auftauchenden Kolonnen aus. Ein leichter Morgenwind kommt.

Im Osten steht am Horizont fahles Licht. Der junge Tag küßt die Feldgrauen zuerst, ehe er zu den Rothosen geht. Düster ist der Morgen, aber ebenso mild als traurig. Dem Tag gebricht die Sonne und der Nacht mangelt der Mond. Nach einer halben Stunde taucht eine kleine Brücke auf, vor welcher gespensterhaft ich den Schatten eines Reiters bemerke. Unter seinem graublauen Mantel lugen rote Pumphosen hervor.

So gelangen wir zu einem Schützengraben, über welchem die Franzosen gerade ein Schutzdach aus Zweigen errichten, denn die Deutschen haben zu neugierige Augen. Wenn es nur das Auge wäre, aber neben einem deutschen Auge liegt immer ein deutscher Gewehrlauf und darin eine kleine Kugel, bestimmt für ein Franzosenherz. Plötzlich zerreißt ein herber Kanonenschlag die stille Morgenluft. Eine zweite Detonation erfolgt aus den französischen Reihen, steigt in die graue Luft eine weiße Rauchsäule empor. Das ist eine deutsche Granate. Nirvana öffnet wieder die Tore, wenn bum, bum die Deutschen machen.

Ein französischer Adjutant springt den arbeitenden Soldaten zu und ruft: „L'ennemi vient d'attaquer un régiment voisin'.. Tout le monde debout sac au dos! — Der Feind greift ein benachbartes Regiment an.. Alle Mann auf, Torniſter aufgeschnallt!“

Resigniert schnallen sie ihre Torniſter auf und fort geht es ins Feuer.

Unser Auto fegt, trotz des deutschen Bombardements auf allen Seiten, weiter, auf Acheux zu. Der deutsche Kanonendonner kommt näher, doch wird er von dem steten Surren des Autos überhört. Bald durchrasen wir ein kleines Wäldchen, wo wir von einem Wachtposten angehalten werden.

„Jeden Schritt in dieser Richtung vorwärts — ruft uns plötzlich der Offizier zu — ist lebensgefährlich!“

Wir sind mitten unter französischen Batterien, die den deutschen lauter Liebenswürdigkeiten zu sagen scheinen. Vor uns liegt ein verdeckter Schützengraben. Doch nein, es ist das Hauptquartier um Albert, welches hier im kühlen Grunde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Erde ein Fuchsleben führt. Unsere Legitimationen werden erneut eingehend geprüft und da man sie für einwandfrei erklärt, ist der Besuch dieses unterirdischen Hauptquartiers für uns gesichert. In einer Erdkabine haust an einem langen Tisch, auf welchem zwei Telephonapparate stehen, der Kommandant der Artillerie. In jeder Minute erschallt in diskreter Weise ein Gongschlag; das ist der Telephonruf der Beobachter, die auf Kirchtürmen, Dächern oder Bäumen ihren Standort aufgeschlagen haben und von dort aus mit dem Fernrohr den Horizont absuchen, welche Wirkungen die deutschen wie französischen Geschosse haben. Hier telephoniert man um einen neuen Kanonenschuß, dort eine Richtigstellung des verfehlten Schusses. Vom andern Apparat aus werden die genauen Orders gesandt, denn in jeder Minute verlangt jeder einzelne Batteriekommandant vom Artilleriekommandanten Instruktionen. Von dieser unterirdischen Höhle aus werden die Kanonen im Umkreise von mehreren Kilometern gerichtet. Eben telephoniert der Kommandant um einen großkalibrigen Schuß; einige Sekunden später höre ich einen dumpfen Schlag, ein Zeichen, daß der Auftrag ausgeführt ist. Schnell erschallt die Klingel des Beobachters: „Der Schuß ist zu kurz!" — oder auch: „Er ist zu lang! — Rektifizieren!"

Wir treten wieder hinaus in Gottes freie Natur. Links und rechts von der Straße ein wahres Zigeunerlager. Die Zeltchen sind mit Zweigen und Erdstücken vor deutschen Tauben unkenntlich gemacht. Kleine Feuerchen brennen, deren blauer Rauch friedlich in die graue Luft steigt. Nun kommen Wagen an, die einen bringen Wasser; auch eine Seltenheit, wenn ein Soldat für seine Morgentoilette einen Liter Wasser hat; oft begnügt er sich mit einem Viertel Liter, meist aber wäscht er sich gar nicht, was nach französischer Meinung bequemer ist. Andere Wagen bringen Lebensmittel: Fleisch, Reis, hartes Brot, Wein und Schnaps. Dann passieren Ambulanzen, Munitionswagen und Artillerie. Batterien tauchen auf, unzählige Pferdehufe trappeln die Straße daher und die Räder der schweren 7,5 und 12 cm-Kanonen knirschen und ächzen im Schlamm. Ueberall bewegen sich Gruppen von Soldaten und immer wieder Soldaten. Dann erscheint eine Truppe mit Spaten ausgerüstet, die an die Front geht, neue Schützengräben aufzuwerfen. Melancholisch und resigniert trippelt die Wache auf und ab, um sich ein wenig zu erwärmen. Alles um uns ein Klirren von Waffen, ein Getrampel von Pferden, ein Knarren von Wagen, ein Aufmarschieren von Fußvolk.

Die deutsche Artillerie fährt mit ungebrochener Kraft fort in die französischen Reihen, Tod und Verderben zu säen. Die Schützengräben vor uns sind mit Toten und Verwundeten angefüllt in einer solchen Menge, wie noch kaum zuvor. Hilfe kann man den Verwundeten augenblicklich nicht bringen, denn es ist geradezu gefährlich, die Gräben zu verlassen oder ihnen zu nähern, so dicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist der Hagel der deutschen Granaten und Kugeln. Trotz allen Anstrengungen gelingt es den Franzosen nicht, das durch die Deutschen besetzte Dorf, dessen strategische Lage äußerst interessant ist, zu besetzen. Selbst im unterirdischen Hauptquartier laufen die telephonischen Nachrichten zusammen, die alle widersprechend lauten, sodaß der Generalstab Mühe hat, daraus die Wahrheit zu entnehmen.

Mit dem Regen geht die Schlacht noch nicht zu Ende. Aus der Feuerlinie gelangen mehr als 50 Ambulanzwagen zur hintern Front, alle mit gräßlich verwundeten Soldaten besetzt. Daneben tauchen hunderte von kleinen elenden zweirädrigen Karren auf, die hinter der Feuerlinie Verwundete aufgeladen haben, um sie ins Hospital zu bringen. Gräßlich ist das Gestöhne der Unglücklichen, die zum größten Teil schwerverwundet sind. Um die Ecke der Straße biegt ein großes Automobil ein, es ist ein Wagen des Pariser Warenhauses „Printemps", welches in der Eile zu einem Sanitätsauto umgeformt wurde. Wirkliche Sanitätsautos, wie Deutschland und Oesterreich in Massen haben, kennt man in Frankreich nicht, wenigstens habe ich derartige Wagen hinter der Front nie gesehen, mit Ausnahme einiger englischer Rot-Kreuz-Autos hinter der englischen Front und zwischen Reims und Paris. Eine kleine schwarze Zivilistentruppe erscheint, es sind die Priester, Pfarrer und Rabbiner der Divisionen um Albert, die mit den Sterbenden die letzte Stunde teilen oder den Verwundeten Trost spenden.

Plötzlich ein Surren in der Luft, wie das einer riesenhaften Hummel — einer deutschen Hummel, die in unendlichen Höhen über unsern Köpfen kreist. Alles Volk, was nur Beine hat, rennt und flüchtet sich vor der deutschen „Taube", die mit ihren Bomben recht garstig werden kann. Und die Landschaft, die noch eben so belebt war, ist mit einem Schlag menschenleer.

Nun stehe ich in einem französischen Feldlazarett, wo auf Stroh Verwundete stöhnen. Sie haben heute Morgen von den Deutschen einen bösen Schlag auf den Kopf oder auf einen andern Körperteil erhalten. Sie wissen weder warum noch wie. Sie haben die Deutschen niemals gesehen. Man sagt ihnen, daß sie da waren, vor ihnen standen. Und sie, gedeckt in den Schützengräben, haben gewartet und wieder gewartet. In der Nacht haben sie gefroren, am Tage gelacht. Am Tag und in der Nacht haben sie das schreckliche Donnern der Kanonen und das spitzige Pfeifen der Kugeln gehört. Und dann kam das Unerwartete: Eine Detonation, Rauch, Pulver, Erde und die Sinne schwanden. Erst auf diesem Stroh kommen sie wieder zu sich, den Körper von Schmerzen gepeinigt. Man verbindet sie, man pflegt sie und dann kommen sie in Eisenbahnwagen fort aus dem Kriegslärm, dorthin wo es Frieden gibt. Ihre Kameraden, die neben ihnen lagen, hat man dort gelassen, wo sie gefallen sind. Dort in der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kühlen Erde ein großes Loch gegraben und sie zur letzten Ruhe bestattet. Ein großes, schwarzes Kreuz ist der Hüter ihres Grabes.

Eine Sektion Soldaten marschiert ermüdet an uns vorbei. Es sind meist Korden, die aus der Feuerlinie kommen. Diese armen Soldaten sind schmutzig und doch pittoresk fast lächerlich, in ihren großen wallenden Vollbärten und in ihren fettigen zerrissenen Uniformen, ein Dorado französischer Kleiderläuse. Es ist kalt und die Rumflasche tanzt unter den Soldaten von Mund zu Mund:

„Aprés tant de peines,
Aboul'moi la gourde de cumin!"
(„Nach so vielen Leiden
Reich mir mal die Kümmelbulle her!")

Vor der Feldküche halten sie, diese armen hungrigen Kerle und sie bekommen ihr Essen: eine dünne Wassersuppe, Reis mit fettem Ochsenfleisch, keine Faser Gemüse, etwas Kaffee mit Branntwein.

Eine halbe Stunde später taucht beim Scheiden des Tages durch den trüben kalten Regendunst der schwarze Schatten einer Stadt auf: Albert! Die armen Bewohner sind mehr zu bedauern als die Soldaten. Sie können sich nicht rühren. Verboten ohne Erlaubnis der Militärbehörde zu reisen, nichts zu essen, zu kaufen und zu verdienen. Es sind fast keine Menschen vorhanden, alle Männer unter Waffen, die Frauen und Kinder geflüchtet, wan weiß nicht wohin. Nur die Alten, die Gebrechlichen sind geblieben!

Auf diese unglückliche Stadt strömt langsam der Regen nieder.

Briefe aus Kriegstagen

Ausgewählt von Ilse Linden

(Fortsetzung)

Charles Kingsley.

An Professor Max Müller.

Eversley, 8. August 1870.

„Nehmen Sie und Ihr Volk meine herzlichste Gratulation! Der Tag, von dem der l. Bunsen mit Tränen in den Augen zu sagen pflegte, er möge nie kommen, bis das deutsche Volk bereit sei, ist gekommen und das deutsche Volk ist bereit. — Wirklich — Gott ist gerecht; und seine Gesetze, was auch die Presse dagegen sagt!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meine einzige Furcht ist, daß die Deutschen an Paris denken könnten, was für sie nicht in Betracht kommen kann, und daß sie ihre Augen von dem, was sie angeht, wenden könnten: der Wiedereroberung des Elsaß (das ihnen gehört), und das Ueberlassen von keinem Fußbreit des Rheinufers an die Franzosen. Es sollte der einzige Gedanke des klugen Deutschlands sein, den Rhein einen Begriff werden zu lassen, der von nun an von den Franzosen nicht mehr erwähnt werden darf. — In jedem Fall bin ich der Ihre, voll von Freude und Hoffnung für Deutschland."

*

An Sir Charles Bunberg.

Eversley, 31. August 1870.

. . . . . Und nun ein paar Worte zu diesem furchtbaren Krieg. Ich gestehe Ihnen, daß ich, wäre ich ein Deutscher, es für meine Pflicht gegen mein Land halten würde, meinen letzten Sohn, meinen letzten Shilling, und nach allem auch mich selbst in den Krieg zu senden, um zu tun, was getan werden muß und zwar so, daß es nie wieder getan zu werden braucht.

Ich denke, daß ich fähig wäre, keine Rachegefühle zu hegen — alles zu vergessen, was Deutschland seit zwei Jahrhunderten erduldet hat von dieser eiteln, gierigen, unruhigen Nation; selbst alles was sie — Frauen sowohl wie Männer — im letzten französischen Krieg gelitten haben. Obgleich die Deutschen es nicht vergessen, ja manche von ihnen dürfen es um ihrer Mutter und Schwestern willen nicht! Aber der Durchschnittsdeutsche hat ein Recht zu sagen: Eigentum. Leben, Freiheit war unsicher in Deutschland. 200 Jahre lang, weil es uneinig war. Die französischen Könige haben immer danach getrachtet, es uneinig zu erhalten, damit sie aus ihm das Spielzeug ihres Ehrgeizes machen konnten. Seit der französischen Revolution hat das französische Volk dasselbe getan. Sie sollen es nicht länger tun. Wir wollen es ihnen unmöglich machen, sich ferner in die inneren Angelegenheiten Deutschlands einzumischen. Was den gegenwärtigen Krieg betrifft, so war er — früher oder später — unvermeidlich. Die Franzosen sehnten sich danach . . . . . .

. . . . Wenn ein Mensch jahrelang seine Faust vor deinem Gesicht hin und her schwingt, und sagt, daß er dich eines Tages schlagen werde, und daß du ihn nicht bekämpfen darfst — so wird ein kluger Mann, wie Deutschland, seinen Mund halten bis er tatsächlich geschlagen wird; aber er wird auch, wie Deutschland, aufpassen, daß er bereit ist für das, was kommen wird.

Was Preußens Kriegsbereitschaft betrifft, die man ihm als eine Art Sünde anrechnet, als einen Beweis, daß es beabsichtigte, Frankreich anzugreifen, so bezeugt solch ein Argument nur eine plumpe Ignoranz der Geschichte, speziell der deutschen Geschichte, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich beim Durchschnittsengländer bemerke: Und ebenso plumpe Ignoranz oder absichtliche Vergeßlichkeit dessen, daß Frankreich seit Jahren gedroht hat, „seine Grenzen zu rektifizieren". Die Deutschen waren wohl gewarnt von den Franzosen, daß der Schlag eines Tages fallen würde."

*

Thomas Carlyle.

An Alex. Carlyle, Brantford, Canada.

Chelsea, 28. Februar 1871.

. . . . . Wir haben, wie Du sicher weißt, sechs bewegte Monate hinter uns, mit dem deutsch-französischen Krieg. Seit unserer Kindheit, da der erste Napoleon gefesselt und zur Türe hinausgeworfen wurde, habe ich keine so starke und allgemeine Erregung über eine kontinentale Sache gesehen. Seit gestern erst wissen wir, daß die Friedenspräliminarien tatsächlich unterzeichnet sind — der Frieden selbst noch nicht; obgleich der letztere in einigen Tagen als sicher angesehen werden kann. Wir sind also am Ende der wütensten Kämpfe, die Europa je gesehen hat, zum mindesten des vollendetsten Sturzes in eine tödliche Niederlage, die das eitle streitsüchtige Frankreich je gehabt hat. . . . . Es gab kein Ereignis zu einer Zeit in Europa, das mir besser gefiel, und ich erwarte, daß die Resultate, die sicher vielseitig sein werden, und von den ignoranten Engländern sehr gefürchtet werden, heilsam und wohltätig für die ganze Welt sein werden.

*

George Eliot.

An Miß Sara Hennell.

Limpsfield, 12. August 1870.

. . . . . Wir sind in den Zeitraum eingetreten, der in der Geschichte der Zukunft als „die Periode des deutschen Aufstiegs" bezeichnet werden wird . . . . . Das Blutvergießen berührt mich weniger schmerzlich, als der häßliche Glauben an Lügen, der sich ununterbrochen äußert . . .

*

An Mme. Bodichon.

Limpsfield, 25. August 1870.

. . . . . Bei einem großen Teil des französischen Volkes ist eine gefährliche Selbstverherrlichung genährt worden, die, wie alle Einbildung, eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Art Dummheit ist, da sie jede ehrliche Wahrnehmung von dem, was außerhalb ihrer eiteln Wünsche liegt, ausschließt. Man erwartete, wie es scheint, daß die Deutschen wie Zinnsoldaten hinstehen würden, damit die Franzosen sie unterwerfen konnten. Es ist wahr, der Krieg ist in mancher Hinsicht der Konflikt zwischen zwei verschiedenen Zivilisationsformen. Aber welchen Reiz auch die lateinischen Rassen für uns haben, es sollte uns nicht blind machen gegen die gewaltige Zufuhr, welche die germanischen Energien dem allgemeinen Schatz der Menschheit in jeder Art gebracht haben. Und wer, der nur etwas Gerechtigkeitsgefühl besitzt, muß nicht mit ihrer großartigen Abweisung des französischen Planes, bei ihnen einzubrechen und sie uneinig zu machen, Sympathie haben? Wenn ich eine Französin wäre, würde ich — so sehr ich über Frankreichs Leiden trauerte, doch sicher das französische Geschwätz über die „Prussiens" verachten.

*

(Schluß folgt).

Den Kindern

Von Hermann Hesse

Ihr wißt nichts von der Zeit,
Wißt nur, daß irgendwo im Weiten
Ein Krieg geschlagen wird,
Und zimmert Holz zu Schwert und Schild und Speer
Und kämpft im Garten selig euer Spiel,
Schlagt Zelte auf,
Tragt Binden mit dem roten Kreuz.
Und hat mein liebster Wunsch für euch Gewalt,
So bleibt der Krieg
Für euch nur dunkle Sage allezeit,
So steht ihr nie im Feld,
Und tötet nie
Und fliehet nie aus brandzerstörtem Haus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dennoch sollt ihr einst Krieger sein
Und sollt einst wissen,
Daß dieses Lebens süßer Atem,
Daß dieses Herzschlags liebes Eigentum
Nur Lehen ist, und daß durch euer Blut
Vergangenheit und Ahnenerbe
Und fernste Zukunft rollt,
Und daß für jedes Haar auf eurem Haupt
Ein Kampf, ein Weh, ein Tod gelitten ward.
Und wissen sollt ihr, daß der Edle
In seiner Seele immer Krieger ist,
Auch der nie Waffen trug,
Daß jeden Tag ein Feind,
Daß jeden Tag ein Kampf und Schicksal wartet.
Vergeßt es nicht!
Gedenkt des Bluts, der Schlachten, der Zerstörung,
Auf denen eure Zukunft ruht,
Und wie auf Tod und Opfer Vieler
Das kleinste Glück sich baut!

Dann werdet ihr das Leben lodernder
Und werdet inniger einst den Tod umarmen.

Die neutralen Balkanstaaten

Vor kurzer Zeit lernte ich in Brüssel die beiden Söhne des ehemaligen bulgarischen Ministerpräsidenten Stambulow kennen. Sie hielten sich „studienhalber" in der belgischen Hauptstadt auf und zollten den Maßnahmen der deutschen Behörden im okkupierten Land aufrichtigen Beifall. Alles erschien ihnen praktisch und überaus gerecht. Für die Leistungen der deutschen Heere hatten sie nur Worte hoher Begeisterung. Sie waren in Kriegsdingen erfahren, denn sie hatten im Balkankrieg als Offiziere in der bulgarischen Armee gestanden; zuerst kämpften sie gegen die Türken, dann schlugen sie sich mit den Serben, Griechen und Montenegrinern.

Natürlich kamen wir auf die Lage am Balkan zu sprechen, und was mir der ältere der Brüder Stambulow mitteilte, war sehr interessant.

Stambulow sagte: „Viele unserer Landsleute daheim sind ungeduldig, daß wir noch nicht losschlagen. Man hat und wird nie vergessen, was sich im Balkankrieg ereignete. Unablässig haben wir an unserem Heer gearbeitet,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das deutsche diente uns als Beispiel. Jetzt stehen wir wohlgerüstet da."

„Und glauben Sie, daß Bulgarien noch marschieren wird?"

„Ich glaube es bestimmt."

„Gegen wen?"

„Natürlich nur mit den Zentralmächten."

„Und Rumänien?"

„Anfangs war die Stimmung in Rumänien sehr gegen Oesterreich. Ich glaube, hätten die Russen ein paar große, entscheidende Schlachten gewonnen oder die Karpathen durchbrochen, wären die Rumänen losmarschiert. Ich hörte aber auch gleich zu Beginn des Krieges, daß die rumänische Regierung von Oesterreich weitgehende Zugeständnisse forderte. Wahrscheinlich wollte Rumänien die Bukowina friedlich erringen, um sich dann Bessarabien im Krieg gegen Rußland zu holen. Oesterreich soll abgelehnt haben. Was Wahres daran ist, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es anders gekommen auf den Schlachtfeldern, als die meisten Rumänen es erhofften. Die Siege der Deutschen und Oesterreicher und nicht zuletzt die Rüstungen Bulgariens haben Rumänien zur Einsicht gezwungen."

„Man hätte doch annehmen sollen, daß reine Vernunftsgründe den Rumänen den Weg zeigen, den es aus eigenem Lebensinteresse gehen muß."

„Die Vernunft wurde durch den Rubel gefährdet. Wie viele rumänische Zeitungen und hervorragende, einflußreiche Politiker stehen und standen in russischem Sold! Bei uns gibt es ja leider auch Männer und Zeitungen, die sich durch den Rubel regieren lassen, aber die sind wirklich bedeutungslos."

„Können Sie mir etwas über die Angebote sagen, die der Dreiverband in Sofia und Bukarest machte?"

„Bestimmtes weiß ich nicht. Aber das kann ich sagen: Was auch von Seiten des Dreiverbandes in Sofia angeboten wird, wird abgelehnt werden. Denn unsere Interessen liegen einzig und allein bei den Zentralmächten, deren Sieg jeder bulgarische Patriot wünschen muß. Und nach den letzten Mitteilungen, die ich erhielt, wird Rumänien ebenso denken. Zwischen Sofia und Konstantinopel und zwischen Sofia und Bukarest reisen jetzt beständig Diplomaten dieser Länder hin und her. Es ist Aussicht vorhanden, daß zwischen ihnen eine Verständigung über gewisse Fragen erzielt wird."

„Und Griechenland?"

„Der weitere Verlauf des Krieges wird auf die Haltung Griechenlands von Einfluß sein."

„Welche Nachrichten haben Sie aus Rußland?"

„Keine guten. Wir wissen bestimmt, daß die revolutionäre Bewegung in Rußland gewaltig zunimmt. In Petersburg und Odessa ist es zwischen Revolutionären und Soldaten zu blutigen Kämpfen gekommen. In Odessa hat man mehrere hundert aufrührerische Matrosen hingerichtet; es scheint dort besonders schlimm zugegangen zu sein. Die inneren Zustände in Rußland kommen aber für den Ausgang des Krieges wenig in Betracht. Die Hauptsache müssen die Heere der Zentralmächte machen. Und sie werden es schaffen, davon bin ich fest überzeugt." Adolf Abter

Zwangserweiterung

Die Diskonto-Gesellschaft unternimmt eine Transaktion, die einen Objekteaustausch mit der Dresdner Bank derart bedeutet, daß die aus der Fusion Diskonto-Gesellschaft-Schaaffhausenscher Bankverein gebliebenen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berührungen beseitigt werden. Beide Konzerne erweitern sich und runden sich ab. Die Diskonto-Gesellschaft hat dieses Geschäft veranlaßt und man hat sie deshalb gepriesen. In Wirklichkeit wurde sie von der Erwägung getrieben, einen großen Posten Aktien im Besitze des Schaaffhausenschen Bankvereins nicht dem Verfall preiszugeben. Es sind das Aktien der Rheinischen Bank, die den Hauptgegenstand der Transaktion darstellt und nunmehr völlig in den Interessenkreis der Diskonto-Gesellschaft übergeht. Das Institut war ein Kreditinstrument von Thyssen und Stinnes, die augenscheinlich wohl tüchtige Industrieherren, jedoch schlechte Bankleiter sind. Es entwickelte sich daher lebhaft abwärts und schließt das letzte Geschäftsjahr mit einem Verlust von ungefähr 2 Millionen Mark.

Der Kampf um die Bankmacht im rheinisch-westfälischen Bezirk, in dem die Diskonto-Gesellschaft und die Deutsche Bank die Hauptgegner sind, hat somit seinen Fortgang genommen. Ob die Uebernahme der Rheinischen Bank durch die Diskonto-Gesellschaft einen Fortschritt auf Seiten der letzteren bedeutet, muß jedoch abgewartet werden. Zwangserweiterungen sind Risikoexpansionen von bedenklicher Art. Es ist fraglich, ob Objekte, die ihre Selbständigkeit nicht bewahren können, unter dem Szepter eines Mächtigeren gesund werden. Gewisse Neuartigkeiten solcher Geschäfte beweisen, daß man nicht ohne Furcht ist. Es ist leicht, buchmäßige Fusionsgewinne zu erzielen, es ist schwierig, diese Hoffnungen zu realisieren. Mit hohen Abschreibungen allein ist es nicht getan. Die Berliner Rieseninstitute haben sich keineswegs als durchaus sichere Häfen erwiesen. Die Wachsamkeit läßt oft zu wünschen übrig. Das zeigt gerade die Entwicklung der Rheinischen Bank, die nicht nur unter der Aufsicht des Schaaffhausenschen Bankvereins, sondern auch der Dresdner Bank vor sich ging.

In den letzten Jahren ist einer Angliederung oft die andere gefolgt, weil Interessengemeinschaften bestanden. Die Zentralbanken haben somit ganz und garnicht freiwillig erweitert, es war und ist eine Zwangskette ohne Ende. Abgesehen aber von dieser Passivität gibt das Quantum zu Befürchtungen Anlaß. Es wird ein Wettbewerb in sich, der hohe Verwaltungskosten verschlingt. Ferner wird der Komplex von Jahr zu Jahr unübersichtlicher und die Geschäftstätigkeit wird schematischer. Immer mehr wird der Personalkredit zurückgedrängt. An seine Stelle tritt der Kredit auf „Sicherheiten", auf Effekten, Häuser usw. Es geht alles nach einem Schema, worunter Tüchtigkeit und Arbeitslust zu leiden haben. Tüchtigkeit und Arbeitslust haben wir aber nach dem Kriege besonders nötig. Es gibt Leute, die große Produktionen im Hirn haben, die sie aber nicht verwirklichen können, weil man ihnen keinen Kredit einräumt. Man zwingt sie zum Eintritt in das Beamtenheer der Industrie, wo ihre Fähigkeiten meistens verdorren.

Die Berliner Geschäftsdirektiven vernichten auch die Initiative der Filialleiter. Diese sind nichts mehr als Puppen der Zentraldirektion. Sie holen sich ihre Weisungen aus der Behrenstraße. Damit sind sie zwar der Verantwortung ledig, aber die tausend berechtigten Geldansprüche der Volkswirtschaft werden zurückgedrängt. Es entwickelt sich eine immer innigere Gemeinschaft zwischen der Großindustrie und den Großbanken. Das macht einen höchst imponierenden Eindruck, ist aber keineswegs erwünscht. Das Häuflein der Kreditleitenden wird

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klein und kleiner. Die Milliarden tanzen auf einen Wink in eine bestimmte Richtung und man weiß nicht, ob sie bei dem Tanze nicht zusammenbrechen.

Wir sind auf einem falschen Kreditwege, weil wir nicht mehr die Arbeit, sondern nur noch „Realitäten" schätzen. Dieser Krieg hat uns aber das ungeheure Uebergewicht der Arbeit gewiesen. Er hat uns ihre wunderbare Fruchtbarkeit gezeigt, hat gelehrt, wie wichtig die Ausnutzung des Unternehmungsgeistes ist. Das sollen wir nicht vergessen. Wenn wir es vergessen, läuft unsere Volkswirtschaft Gefahr, dickflüssig zu werden.

Carnifex

„Die Nationalisierung der Kredite"

In Heft 21 des „März" wird unter diesem Titel das Problem der Kapitalanlagen im Auslande behandelt. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß die Ereignisse der Gegenwart dazu angetan seien, den Theoretikern des Weltkredites, welche dem Leihkapital universelle Heimat zuschrieben, Unrecht zu geben, und der Krieg zum Ausgangspunkt eines Systems der Verteilung deutschen Geldes in deutschem Sinne werden müsse. Die beabsichtigte Wirkung sei im Hinblick auf die glänzende Bewährung deutscher Organisationskraft „durch den Willen zur Unterordnung zu erzielen oder gesetzlich zu erzwingen".

Daß die, bisher in Geltung gewesenen, wirtschaftspolitischen Maximen nach dem Kriege einer durchgreifenden Revision bedürfen, wird heute von Politikern und Nationalökonomen aller Lager und Schulen zugegeben. Eine Neuauflage der Diskussion bezüglich der Opportunität ausländischer Kapitalanlagen war wohl für später zu erwarten, aber die Frage ist nun einmal angeschnitten worden, und da sie, im politischen wie volkswirtschaftlichen Sinne, tief an die Interessen der Nation rührt, sei über die bezeichneten generellen Ausführungen hinaus auf eine Reihe von Gesichtspunkten hingewiesen, welche die Zweckmäßigkeit der verlangten Lösung in ein anderes Licht zu stellen geeignet sind.

Ueber die Nutzbarmachung der heimischen Kapitalkraft im Dienste der auswärtigen Politik braucht kein Wort verloren zu werden. Auch daß das privatwirtschaftliche Interesse dem staatlichen nachzuordnen ist, wurde stets mit Berechtigung von allen maßgebenden Stellen gefordert. Es handelt sich also darum, ob die bisherige Handhabung der Materie seitens der „wenigen Zentralen, welchen die Nation mehr und mehr ihr Erworbenes zuführt", nach den gemachten Erfahrungen und veränderten Bedürfnissen der Zukunft den Weg der Selbstregelung für ausreichend, oder einen staatlichen Eingriff als geboten, erscheinen läßt. Dem Fachmann drängt sich unwillkürlich die Erinnerung an den Ruf nach einem Depositenschutzgesetz und die auf Grund von Verhandlungen zwischen Reichsbank und Großbanken geschaffenen Publizitäts- und Liquiditätsgarantien auf.

Manchesterliche und protektionistische Glaubenssätze gegeneinander auszuspielen, bringt uns der Lösung des Problems nicht näher. Bleibt die Frage nach dem zu viel (andere sagen zu wenig), und wohin, welche zuletzt 1911 im Reichstag und preußischen Herrenhause erörtert wurde. Nun hat zweifelsohne die Basis des Problems infolge der jetzigen Ereignisse eine durchgreifende Veränderung erfahren. Die gewaltigen Kapitalien, deren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mobilisation bisher notwendig war oder bis Kriegsende, und dort von neuem anfangend, noch sein wird, läßt natürlich die materielle Grundlage bedeutend verkleinert erscheinen, mag man nun eine Kriegsentschädigung in Rechnung stellen oder nicht. Aber, und hier müssen sich die bejahenden Momente der bisher geübten Wirtschaftspolitik behaupten, wir bedürfen, wohlbemerkt vom Wiederbeginn normalen Wirtschaftslebens an, auch von neuem einer ausgiebigen und zielbewußten Betätigung deutschen Kapitals im Auslande, um unseren industriellen Absatz, welcher conditio sine qua non für die Ernährung der Vollzahl der Bevölkerung auf heimischer Erde ist, auf die frühere Höhe und darüber hinaus zu bringen, und sich der Satz, daß die Abnahme der Ausfuhr eine Zunahme von Menschenexport nach sich zieht, nicht zum Schaden von Wehrkraft und Volkstum bewahrheitet. Weder die schweren Verluste an Menschenleben, noch ein dem Realpolitiker erreichbar scheinendes Maß an territorialem und kolonialem Zuwachs, können diese Regel außer Anwendung setzen.

Der geschlossene Handelsstaat ist eine Erscheinung des gegenwärtigen Kampfes auf wirtschaftlichem Gebiete, mit der sich Deutschland kraft seiner Organisationsfähigkeiten in einer Weise abgefunden hat, welcher die Geschichte die gebührende Note zuerkennen wird. Aber gerade weil nach dem Friedensschluß und Fortfall der blockierenden Faktoren noch Grenzsperren psychologischer Natur, leider auch gegenüber einer Reihe neutraler Staaten, zurückbleiben, müssen die Anstrengungen bezüglich der Ausfuhr um so größer sein, als unser erster Gegner auf wirtschaftlichem Gebiete eben darum den Kampf entfesselt hat. Der Wettlauf der Konkurrenten, vermehrt um einen Teilnehmer, welcher hofft, von ihm während des Krieges, allerdings nur zum kleinsten Teil, eroberte Märkte zu behalten, kann auf das Hilfsmittel der partiellen Selbstfinanzierung von Aufträgen am allerwenigsten verzichten. Und nur das freie Spiel der Kräfte ist, wenn man ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl der in Betracht kommenden Kreise als Vorbedingung ansieht, im Stande, den nationalen und wirtschaftlichen Erfordernissen dieses Zustandes gerecht zu werden.

Von der Marokkokrise bis zum heutigen Tage haben im großen Ganzen die Leiter der „wenigen Zentralen, welchen die Nation mehr und mehr ihr Erworbenes zuführt", bewiesen, daß sie auf der Höhe ihrer nationalen und volkswirtschaftlichen Aufgaben stehen. Die Materie findet in der Börsengesetzgebung eine ausreichende Regelung und weitere Eingriffe könnten Folgen zeitigen, welche zu dem erhofften Nutzen in gar keinem Verhältnis ständen.

Heinrich Rosenthal

Belgien heute und morgen

Ulrich Rauschers Buch über Belgien, das jetzt bei S. Hirzel in Leipzig erschienen ist und zwei Mark kostet, gehört zu den nicht gerade häufigen Arbeiten dieser Tage, die einen unmittelbar praktischen Sinn und Zweck haben. Deshalb, weil es mit starker Empfindung, treuer Beobachtung und ernsthafter Forschung an die Dinge selber herankommt. An pathetischen Broschüren über den Krieg haben wir einen ziemlichen Ueberfluß, auch über die Stimmungen und Bewegungen im Feindesland wurden wir durch einige Berichte unterschiedlichen Wer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tes durch Neutrale belehrt — aber die Schriften, die nun ein Teilproblem mit Treue und Fleiß durcharbeiteten, blieben aus.

Wenige Fragen aber stehen so im Hintergrund alles politischen Nachdenkens wie diese: Belgien. Es ist sehr gut, daß man jetzt nicht den Strom dilettantischer Geschwätzigkeit über die Zukunft dieses Landstriches laufen läßt, sondern den Staudamm des „Kriegszustandes" errichtet hat — die Zeit der notwendigen Schweigsamkeit mag durch Lernen vorteilhaft genug genutzt werden.

Denn wer weiß viel von Belgien? Die Kaufleute, die Geschäfte dorthin hatten, und die Kunstfahrer, die gotische Rathäuser, Eyck und Rubens suchten. Die Leute, die sich ein paar Wochen an die Küste setzten, haben sich selten Zeit und Mühe genommen, das Land selber zu sehen. Jetzt muß es mit verständigen Augen von uns allen betrachtet werden, sachlich, lernbegierig, unbefangen, und nicht nur mit dem Zustand der Kriegspsychose, die bei Beginn des August alles, was Belgien hieß, hinter einem dunkeln und blutigen Schleier sehen ließ.

Rauscher redet vom belgischen Menschen, der Landschaft, der Arbeit, von Kohlen und Eisen, von Antwerpen und dem Kongounternehmen, von Volkstum und Sitte, und schließlich von der Friedensarbeit unserer Offiziere und Beamten. Klar, sachlich, eindringlich, unpathetisch — immer lernt man etwas, und dies auf so anmutige Weise, immer wird man unterhalten und weiß doch: dies ist mehr als literarisches Spiel. Es ist voll Zweck, Absicht und Notwendigkeit — die beste Form politischer Publizistik, die das Gesicht des raschen Tages in den Linien des Gültigen faßt. Die Leser des „März" kennen Rauschers so straffen als bewegten Stil und wir wünschen, daß viele mit diesem schönen und wichtigen Buche Freundschaft schließen mögen.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der syrisch-ägyptische Kriegsschauplatz

Von Davis Trietsch (Berlin)

(Schluß)

Soviel aber scheint doch festzustehen, daß erst ein türkischer Erfolg am Suezkanal das eigentliche Aegypten nebst seinen westlichen und südlichen Nachbargebieten rebellisch machen kann, und die Frage ist nun, ob mit einem solchen Erfolge zu rechnen ist. Die ersten türkischen Vorstöße waren ja fast unmittelbar nach erfolgter Kriegserklärung zu verzeichnen, und wenn es sich damals auch nur um schwache und in der Hauptsache irreguläre Hilfstruppen gehandelt haben dürfte, so hätte doch eine Ueberrumpelung der Engländer am Kanal sofort die Brandfackel nach Aegypten hineinwerfen können.

Jener erste und auch die darauffolgenden mit unzulänglichen Kräften wiederholten Versuche haben nun nicht ausgereicht, und wir sehen die Türken jetzt am Werke, den ursprünglichen Plan in systematischer Weise zu verfolgen.

Die Aufgabe scheint nicht allzu schwer, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich ja nicht in erster Linie um die Eroberung der gesamten Kanalzone handelt, sondern nur darum, den Verkehr auf dem Suezkanal zu unterbinden oder zu behindern. Da der Kanal eine Länge von 160 Kilometern hat und es genügen würde, an einer einzigen Stelle, die noch dazu im Laufe der Operationen nach Bedarf und Belieben verlegt werden kann, die Kontrolle der Engländer zu durchbrechen, so scheint es bei der ungeheuren Wichtigkeit der Sache der Mühe wohl wert, alle verfügbaren Kräfte hierauf zu konzentrieren.

Die Frage ist nun, ob nicht der wüstenartige Charakter der Sinai-Halbinsel dem Unternehmen zu große Schwierigkeiten entgegenstellt, und auf diese Frage soll hier näher eingegangen werden.

Zunächst sei ganz allgemein gesagt, daß mit dem Begriff der Wüste viel Mißbrauch getrieben wird. Man hat sich gewöhnt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht nur steppenartige Gebiete als Wüste zu bezeichnen, sondern auch solche, die nur in Ermangelung einer Bevölkerung unbebaut daliegen, obwohl sie der aller intensivsten Kultur fähig sein mögen.

Gerade dies scheint aber für den Nordrand der Sinai-Halbinsel in hohem Maße zuzutreffen, wie wir gleich sehen werden.

Das Sinai-Gebiet in seiner gegenwärtigen politischen Abgrenzung umfaßt außer der eigentlichen Halbinsel, die wir uns als südlich einer geraden Linie von Akaba nach Suez vorzustellen haben, ein unregelmäßiges Viereck mit eben jener Linie Akaba-Suez als südlicher Basis. Die nördliche Viereckseite bildet die Mittelmeerküste zwischen Rafah (Tell Refah) und Port Said. Zwischen letzterem Orte und Suez bildet der Kanal die westliche Grenzlinie, während die östliche Grenze die beiden Punkte Rafah und Akaba mit einer fast linealgraden Linie verbindet, deren wenige Knickpunkte nur den Zweck haben, die in diesen Trockengegenden wichtigen Brunnen einmal der ägyptischen und einmal der türkischen Seite zu belassen.

Die Festlegung dieser syrisch-ägyptischen Grenzlinie geschah 1906 als Folge des bekannten Tabah-Konfliktes vom gleichen Jahre, der bereits auf beiden Seiten der ehemaligen Grenze zu erheblichen Truppenansammlungen geführt hatte. Der Verfasser, der bei Beginn des Konfliktes ganz zufällig mit einer kleinen Karawane die Grenze bei Rafah überschritten hatte, kam damals auf Grund seines deutschen Passes und einiger Zufälle ganz unschuldigerweise in den Verdacht einer politisch-militärischen Haupt- und Staats-Aktion, und im englischen Parlament wollte ein Interpellant durchaus Klarheit darüber haben, ob wirklich ein deutscher Offizier der Türkei Kanonen zugeführt habe.

Der tiefere Sinn des Tabah-Konfliktes war, die Türken am Ausbau einer Zweiglinie der Hedschasbahn von Ma'an (südöstlich vom Toten Meer) nach Akaba zu hindern und ihnen dabei im Wege der Grenzregulierung soviel Land abzuknöpfen, als ihre derzeitige Stärke oder Schwäche zulassen würde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dabei kam den Engländern zustatten, daß die Grenzfrage in der Tat nicht über alle Zweifel hinaus feststand. Die ursprüngliche Abgrenzung zwischen der Türkei und Aegypten war ja zwischen dem Sultan und seinem Vasallen, dem ersten Khediven Mehmed Ali, erfolgt. Bei jener, sozusagen intern-türkischen Abgrenzung spielten strategische und Machtfragen keine sonderliche Rolle, und so wurde auch der betreffenden Abmachung nicht die Bedeutung eines Staatsvertrages beigelegt.

Das Dokument darüber wurde in zwei Exemplaren ausgefertigt, wovon eines dem Archiv in Konstantinopel, das andere dem in Kairo einverleibt wurde. Dieses letztere Exemplar wurde bei einem Brande vernichtet, und die Türken, die bei Beginn des Tabah-Konfliktes ihr Archiv zu Rate zogen, fanden, daß es gegenüber den durch die britische Okkupation Aegyptens veränderten Verhältnissen bedenklich sei, sich auf jene offenbar sehr unklare Vereinbarung zu stützen. Lieber appellierte man an die Entscheidung der Waffen, oder im äußersten Notfall „sogar" an ein freundschaftliches Uebereinkommen mit den neuen Herren Aegyptens.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der türkische Vormarsch geht von Damaskus und von Palästina aus. Die Hauptmacht dürfte auf die Hedschasbahn von Damaskus nach Ma'an angewiesen sein. Von Ma'an aus ist die geeignetste Route über Akaba. Das Fehlen der im Jahre 1906 geplanten Bahnverbindung mußte hier sehr hinderlich sein, und so haben — gutem Vernehmen nach — die Türken gleich nach Beginn des Weltkrieges mit dem Bau jener Strecke von ca. 160 Kilometern begonnen, die inzwischen so ziemlich fertiggestellt sein dürfte.

Von Akaba aus geht dann der Weg quer über die Sinai-Halbinsel zum Suezkanal. Fast genau zwischen Akaba und Suez liegt die kleine Festung Nachl nicht weit vom Zusammentreffen zweier Winterflußläufe, die von hier aus als Wadi-el-Arish sich nach der Stadt El-Arish am Mittelländischen Meer hinziehen. Nachl ist das militärische Zentrum, El-Arish der Sitz der Zivil-Regierung des Sinai-Gebiets.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Einwohnerschaft des ganzen Landes, das 59 000 Quadratkilometer (die doppelte Größe Belgiens) umfaßt, dürfte zwischen 25 und 30 000 betragen. An 10 000 zählt allein die Stadt El-Arish. Der größere Teil des Restes entfällt ebenfalls auf den Nordrand der Halbinsel, wo auch die Anbau- und Verkehrsverhältnisse weitaus die günstigsten sind. Die Einwohner leben zu einem großen Teil vom Transportwesen (für den Verkehr zwischen Syrien und Aegypten) und der damit in Verbindung stehenden sehr einträglichen Kamelzucht. Diese wird vielfach von „wilden" Beduinen betrieben, die fast unbekleidet einhergehen, sich in der Hauptsache von Kamelmilch nähren, und vor denen ich mit den Worten gewarnt wurde, daß sie „weder Allah noch den Sultan kennen."

Bezüglich der Anbauverhältnisse ist vor allem darauf hinzuweisen, daß das benachbarte südpalästinische Küstenland, das bis zu der erst in unserer Zeit erfolgten stärkeren Besiedelung*) ebenfalls recht wüstenmäßig aussah, seinen Gerstendistrikt**) bereits ziemlich weit über die Sinai-Grenze hinaus erstreckt. Auch befinden sich zwischen Gaza und Rafah ansehnliche Ortschaften mit ausgedehnten Gartenkulturen.

Von Rafah nach El-Arish, also bereits im Gebiet der Sinai-Provinz, wird außer der bereits erwähnten Gerste mit gutem Erfolg der Anbau von Melonen betrieben. Die Stadt El-Arish selbst, die ein wenig landeinwärts an der Mündung des Wadi liegt, den wir aus der Bibel als „Bach Aegyptens" kennen, ist östlich und westlich von ausgedehnten Palmen- und Feigenwäldern flankiert, deren Baumbestände nach vielen Zehntausenden zählen. Außerdem ermöglicht der niedrige Grundwasserstand die Anlegung von bewässerten Gemüsekulturen, und auch Getreide wird hier angebaut. Ich habe „Brunnen" gesehen, die nur aus 3—5

*) Die Stadt Gaza, die heute ohne jede europäische Einwirkung zu erheblicher Bedeutung und einer Einwohnerschaft von 40 000 angewachsen ist, zählte noch 1840 erst 2000.

**) Ueber Gaza gingen in guten Jahren ca. 50 000 Tonnen Braugerste sehr guter Qualität nach England.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meter tiefen Erdlöchern bestanden, wie der Bauer sie sich in ein paar Stunden Arbeit graben kann, und die ihm hinreichend Wasser für Hausbedarf und Garten liefern.

Der Wadi-el-Arish mit seinen wenigen Nebenläufen bildet die Hauptentwässerungsrinne für weitaus den größten Teil der Sinai-Provinz. Wie geringfügig auch die Regenmenge, besonders des Küstendistrikts, sein mag, so ist doch kein Zweifel, daß selbst in trockenen Jahren in der Nähe der Mündung des Wadi reichlich Wasser durch Tiefbohrung gewonnen werden könnte, und die letzten Berichte lassen erkennen, daß die Türken auf ihrem Vormarsch bereits artesische Brunnen angelegt haben, die ihnen auf dieser sonst wegen Wassermangels für große Heere schwer gangbaren Strecke die Befriedigung des Bedarfes sichern.

Auch zwischen El-Arish und Kantara (am Suezkanal) finden sich eine ganze Reihe von größeren Palmenhainen, Dörfern und Brunnen. Alles in allem beträgt die Entfernung von Rafah nach Kantara ca. 200 Kilometer, und da die Lastkamele bequem 40 Kilometer per Tag, die Reitkamele die doppelte bis dreifache Entfernung zurücklegen, so ist es klar, daß von unüberwindlichen Schwierigkeiten hier nicht die Rede sein kann.

Nach dem bisherigen Vorgehen der Türken kommen im Norden zwei Routen in Betracht, die sich eine Strecke hinter El-Arish gabeln, derart, daß die nördliche Strecke bei Kantara, die südliche bei Ismailia den Kanal erreicht.

Für beide gilt so ziemlich das Gleiche. Etwas weniger günstig scheint bezüglich der Wasserversorgung und der Verpflegung die südliche Route von Akaba via Nachl nach dem südlichen Teil des Kanals zu sein. Jedoch hat sie den Vorteil, daß ihr Ausgangspunkt Akaba (wie es heißt) bereits mit der Bahn erreichbar ist. Akaba selbst hat reichlich Wasser, und das auf halbem Wege nach dem Suezkanal gelegene Nachl zeigt gleichfalls für die Erbohrung von Wasser günstige Verhältnisse. Die gesamte Entfernung auf dieser südlichen Strecke ist etwas größer als auf der nördlichen. In der Nähe des Suezkanals sind sowohl im Süden wie im Norden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Wasserverhältnisse für eine mit den nötigen Behelfen ausgerüstete Truppe recht günstig.

Alles in allem spielt der Train, der Nachschub von Lebensmitteln und Munition, im Sinai-Feldzuge eine erhebliche Rolle, aber es ist kein Zweifel, daß die Türken — von deutscher Organisation unterstützt (auf die wohl bereits die Verwendung von Feldbahnen zurückzuführen ist), auch mit dieser Schwierigkeit fertig werden, und wenn der Suezkanal erst überschritten ist, fallen diese Erschwernisse ja dadurch fort, daß von diesem Zeitpunkt an Aegypten — wenigstens für die Lebensmittelzufuhr — in Funktion tritt.

Hiernach wird man also in der Tat vom syrisch-ägyptischen Kriegsschauplatz eine Hauptentscheidung im gegenwärtigen Weltkriege erwarten können, eine Entscheidung, die nicht nur, wie keine andere, gerade England, den Gegner mit dem längsten Atem, träfe, sondern die auch in ihren dauernden Folgen die größten Veränderungen im neuen Weltbilde hervorrufen müßte.

Hier am Suezkanal muß die Entscheidung darüber fallen, ob Englands Gewaltstellung im Bereich des Islam Bestand haben, oder ob sie durch eine Schutzfreundschaft abgelöst werden soll, die aus Deutschland, Oesterreich, der Türkei und Aegypten, sowie der weiteren islamischen Welt ein neues zusammenhängendes Imperium von nie gesehener Größe und Bedeutung macht — ein Imperium, das von der Nord- und Ostsee über Mitteleuropa und das Mittelmeer und über den immer stärker muselmanisch durchsetzten afrikanischen Erdteil bis zum Kap der guten Hoffnung reicht und dessen Ausläufer vom Atlantischen bis zum Pazifischen Ozean sich erstrecken.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mißverständnisse

Von Karl Eugen Schmidt, St. Louis Mo

Ende Mai

Niemand kann voraussagen, wie der in diesem Augenblicke die Gemüter erhitzende Konflikt zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten endigen wird. Es ist möglich, daß die Amerikaner sich den Feinden Deutschlands anschließen, es ist nicht unwahrscheinlich, daß es zu einem Bruche der diplomatischen Beziehungen komme, und ich hoffe mich nicht zu irren, wenn ich sage: es ist sehr wahrscheinlich, daß man einen Ausweg findet, der zu einem freundschaftlichen Ziele führt.

Diese letztere Hoffnung wird etwas abgeschwächt durch die Beobachtung, daß die öffentliche Meinung in Deutschland den Amerikanern leicht Unrecht tut. Wir sind daheim geneigt, in dem Yankee einfach einen Dollarmenschen zu sehen, der einzig und allein an den nackten Geldnutzen denkt und ebensogern für den Teufel wie für den lieben Gott arbeitet, wenn er vom bösen Feinde besser bezahlt wird. Diese Ansicht ist falsch, und nichts ärgert den Amerikaner mehr, als wenn er sie in der Presse irgend eines Landes ausgesprochen findet. Seit einigen Monaten nun gab es in den deutschen Zeitungen und Witzblättern derartige Bemerkungen in Hülle und Fülle, und daß die Engländer, welche den ganzen Nachrichtendienst von Europa nach Amerika in ihren Händen haben, sich beeilen, alles herüberzukabeln, was die öffentliche Meinung gegen Deutschland aufstacheln kann, bedarf nicht erst der Erläuterung.

Nun mag es einige boshafte Menschen geben, die da meinen: Qui s'excuse s'accuse und wen es juckt, der kratze sich. Damit meinen sie, wenn der Vorwurf nicht berechtigt wäre, würden sich die Amerikaner gar nicht darüber aufregen, sondern sich mit stillem Achselzucken begnügen. Indessen brauchen wir nur an uns selbst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und an die Geschichte der jüngsten Tage zu denken, um eines Besseren belehrt zu werden. Da ist kein Mensch von deutscher Zunge, der nicht wüßte, daß wir keine Barbaren sind, und doch: wo ist der Deutsche, der nicht mit Unwillen, Zorn und Entrüstung diese Beschuldigungen der Auslandspressen und der feindlichen Regierungen gelesen hätte! Eine Anschuldigung kann uns also sehr wohl in Aufwallung bringen, einerlei ob sie richtig oder falsch ist, und die gegen den Amerikaner erhobene Beschuldigung der Geldreligion ist nicht viel richtiger als die gegen die Deutschen geschleuderte Barbarenklage.

Man wird mir den Verkauf von Waffen und Munition an unsere Feinde einwerfen; aber wir sollen keine Pharisäer sein. Vergessen wir nicht, daß z. B. die deutschen Fabrikanten auch solche Kriegslieferungen gemacht haben — an die Engländer gegen die Buren, obgleich die Sympathien des ganzen deutschen Volkes und vermutlich auch dieser Lieferanten auf Seiten der Buren standen. Ja, ich glaube, daß nur in den Vereinigten Staaten komische Käuze in der Geschäftswelt zu finden sind, die auf großen Gewinn in einem durchaus legalen Geschäft verzichten, nur weil ihre persönliche Moralanschauung ihnen den Handel verbietet. Solche Fälle sind in den Vereinigten Staaten vorgekommen. Fabrikanten, deren Werke seit einem Jahre brachliegen, die nicht einmal die Betriebskosten verdienen, haben Bestellungen Englands, Frankreichs und Rußlands abgewiesen, obgleich diese Aufträge gewaltige Gewinne garantierten, nur weil es ihrer moralischen Anschauung zuwiderlief, durch die Lieferung von „Mordwerkzeugen" ein „Blutgeld" zu verdienen.

Wenn man dies beachtet, wenn man sieht, was für jämmerlich sentimentales Zeug in den amerikanischen Theatern gespielt, in den amerikanischen Zeitungen gedruckt wird, wie da die verfolgte Unschuld immer gerettet, der schwarze Bösewicht immer bestraft wird, wie unfehlbar sicher die Geschworenen und das Publikum sich von der Sentimentalität übermannen lassen, sobald der Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brecher oder sein Advokat es versteht, die richtige Note anzuschlagen, wenn man Erscheinungen beobachtet, wie Carrie Nation und Billy Sunday, die Temperenzbewegung, zu deren Gunsten Bryan im Lande herumreist und Reden hält, oder die Neubelebung des religiösen Gefühls, welche Hunderttausende zu Füßen des predigenden Marktschreiers Sunday bringt, — wenn man alle diese und viele in den gleichen Rahmen gehörige Bilder des amerikanischen Lebens beherzigt, dann muß man zum Schlusse kommen, daß der Durchschnitts-Amerikaner durchaus kein kalt und leidenschaftslos abwägender Geschäftsmann ist, sondern ganz im Gegenteil ein törichtes Kind, das sich allemal von Gemütsregungen leiten läßt, auch in Fällen und Dingen, wo jeder Europäer dem Verstande und dem Kopfe die ausschlaggebende Stimme einräumt.

Wir müssen über die Amerikaner umdenken, gerade wie wir es mit den Italienern tun mußten. Diese wurden allgemein für leidenschaftliche Brauseköpfe gehalten, während sie in Wirklichkeit die kühlsten Verstandsmenschen auf Erden sind, in den Amerikanern wollten wir eben diese kalten Profitmacher sehen, und in Wirklichkeit lassen sie sich von Gründen leiten, die mit Verstand gar nichts zu tun haben, die ganz und gar in Rührsamkeit und Sentimentalität wurzeln.

Darum ist das Verhandeln mit diesen Leuten so schwer. Wir verstehen sie nicht und haben uns angewöhnt, von Heuchelei zu sprechen, wenn uns eine amerikanische Erscheinung entgegentritt, die mit unserm Vorurteil nicht übereinstimmt.

Sowohl die deutschen Diplomaten, die jetzt die Aufregung der Amerikaner zu beschwichtigen haben, als auch die deutsche Presse, die jetzt eifrig nach verwendbaren Aeußerungen durchspäht wird, würden weit leichtere Arbeit haben, wenn sie sich damit vertraut machen wollten, daß die Amerikaner anders denken und fühlen als wir, und daß man mit ihnen nicht einig werden kann, solange man nicht sozusagen über den trennenden Zaun geklettert ist und ihre Art, die Sache anzuschauen, untersucht hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist anzunehmen, daß die deutsche Antwort auf Wilsons Note sachlich lauten und die absolute Berechtigung des U-Bootkrieges darlegen wird. Damit ist für das deutsche Empfinden die Sache erledigt. Anders für den Amerikaner. Seine Note ist gar nicht seinem Kopfe entsprungen, er hat sich von sentimentalen Gründen bewegen lassen, und um mit ihm einig zu werden, müßte man wiederum ganz sentimental antworten, mit ihm die Kinder und Frauen beweinen, die bei dem Untergange der Lusitania ihren Tod gefunden haben, und dann noch viel stärker weinen über das Schicksal der verhungernden Frauen und Kinder in dem von England ausgehungerten Deutschland. Es sieht ja nicht so aus, als ob der schöne englische Plan zum Erfolge führen sollte, aber hier handelt es sich darum, die Sympathie sentimentaler Menschen zu gewinnen, und darum sollten in dem Zwiegespräch nicht Gesetzesparagraphen und internationale Verträge, sondern ausschließlich solche Argumente vorgeführt werden, wie sie auf das Publikum eines Volksstücks wirksam zu sein pflegen. Wenn man einen oder mehrere Verfasser solcher Volksstücke im Auswärtigen Amte anstellen könnte, um die Korrespondenz mit Nationen von der Gemütsart des amerikanischen Volkes zu besorgen, wäre der Prozeß schon halb gewonnen.

Die Engländer, als die allernächsten Verwandten der Amerikaner, kennen diese Gemütsverfassung Onkel Sams, und alle ihre Kriegsnachrichten sind auf die sentimentale Tränenkiste eingestellt. Kein Tag vergeht, ohne daß in den Kabeldepeschen abgeschlachtete Frauen, Kinder und Greise beweint werden. Wenn die deutschen Flieger keine englische oder französische Schule, kein Greisenheim und kein Krankenhaus beworfen haben, dann sind deutsche Kriegsschiffe oder deutsche Landkanonen des gleichen Vergehens schuldig geworden, und schließlich treten jetzt die Unterseeboote an und schwelgen im Kinder- und Weibermord.

Von den Ungeheuerlichkeiten der German Atrocities will ich gar nicht reden, obschon sehr, sehr viele Amerikaner an diese belgischen, englischen und französischen Lügen glauben, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

obwohl auch sie uns in der öffentlichen Meinung sehr geschadet haben.

Jedenfalls zeigen sowohl diese Erfindungen als auch die Art, wie wahre Dinge gemeldet werden, daß die Engländer vertraut sind mit der amerikanischen Denk- oder vielmehr Fühlweise, und daß sie gerade die richtige Nahrung zu besorgen verstehen. Natürlich kommen solche Betrachtungen zu spät für den Streitfall, aber auch nachher noch mögen sie nicht ganz nutzlos sein. Denn auch nachher werden wir mit den Amerikanern oder mit irgend einer andern Nation niemals zum richtigen Einvernehmen kommen, werden wir stets von Mißverständnis zu Mißverständnis stolpern, wenn wir nicht vor allem über den Charakter des Gegenübers klar sind und in den Verhandlungen mit ihm denjenigen Ton anschlagen, der diesem Charakter angemessen ist.

Mit den Italienern müssen wir als die kühlsten Geschäftsleute verhandeln, bei den Amerikanern aber sollten wir niemals ohne eine Träne der Rührung im Augenwinkel erscheinen. Die Amerikaner sind ja gar nicht die herzlosen Verstandesmenschen, für die sie gelten, sondern sie sind kindlich sentimental und stehen den Helden der Sonntagsschulbücher bei weitem näher als dem Fürsten Machiavellis.

Rathenau

Von Dr. Alfons Goldschmidt

Der Streit um diesen Mann, gegen diesen Mann, hat nie geschwiegen. Er selbst weckte ihn, er hatte eine Lust am Kampfe und sein Hohnspruch gegen die Presse: „Nescio quid mihi magis farcimentum esset“ war nur der Ausdruck seiner Reizbarkeit. Nie redete er in Generalversammlungen ohne das Bewußtsein, Untergeordnete vor sich zu haben, sowohl am Verwaltungstisch wie auf dem Aktionärsitz. Seine Konferenzen waren wahrhaftig keine Vergnügungszusammenkünfte, er verlangte das Aeußerste in der Bahn seines Willens, er war nicht verlegen um ein grobes Wort, wenn ihm eine Leistung oder das Verständnis für eine Sache ungenügend schien. Seine Starr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

köpfigkeit wurde beseufzt, aber man befolgte seine Winke wie die eines Königs. Er hatte den Respekt aller seiner Angestellten, vom Geheimen Kommerzienrat bis zum letzten Schlosserlehrling. Solche Ehrfurcht, solche Bangnis erzeugen nur Leute, die mutvoll und großzügig ihren Weg zum Ziele gehen. Rathenau war einer dieser seltenen Menschen. Ganz Eigenwille, ganz mit seinem Werk verwachsen, rastlos in der Arbeit, hart in den Ansprüchen gegen sich, von einer wunderbaren Elastizität. Nie war er unmodern, er schuf im Gegenteil auf seinem Gebiete das Moderne und wie sein Anfang bahnbrechend gewesen war, so zeigte er auch in den letzten Jahren seines Lebens noch neue Zwecke und Möglichkeiten. Wir haben kaum einen größeren, vielleicht keinen, der ihm noch zu vergleichen wäre. Am nächsten vielleicht an Persönlichkeit und Taktik, an kaufmännischem Weitblick und Sozialkälte, kommt ihm Emil Kirdorf, der Herr von Gelsenkirchen, der König des Eisens und der Kohle. Aber Rathenau war von Kirdorf doch unterschieden durch eine größere Hastigkeit der Ausdehnung, durch ein blendenderes System der Spekulation und durch die Tatsache, daß er eine Industrie vertrat, die ein neues Weltwunder populär zu machen suchte. Gemein hatte er mit Kirdorf den Sinn für die Form, der in den Werken der A. E. G. so luftig sich dehnte, streckte und wölbte. Auch er war ein Aesthet wie der Alte vom Streithof, der es nicht verschmäht, Bissigkeiten auf die Gier des Kapitals an seine Wände zu hängen und sich freut, wenn ein genialer Stift ihn bekrittelt.

Spät begann Rathenaus große Laufbahn, in einem Alter, wo andere schon eifrig dem Rentnerdasein zustreben. Wie viele hatte ihn ein heimatliches Pech über den großen Teich getrieben. Dort lernte er nicht nur das Erfindungsgenie Edisons bewundern, er begriff auch die industrielle Nutzanwendung. Als er nach Deutschland zurückkam, waren seine Pläne den Möglichkeiten schon weit voraus. Während er die Reichshauptstadt mit einem dichten Fernsprechnetz durchziehen wollte, traute die gemütliche Tradition dem Funken und dem Draht noch nicht und erst allmählich erzwang sich die Zweckmäßigkeit des Telephons zusammen mit der schnellen Ausdehnung Berlins die Liebe des Publikums. Rathenaus industrielles Programm wurde durch die Firma der von ihm nach der Rückkehr aus den Vereinigten Staaten gegründeten Gesellschaft klar bezeichnet. Er wollte die Errungenschaften Edisons dem deutschen Volke zugänglich machen und wollte auf eigenen Füßen im Sinne Edisons weiter wirken. Die Edisongesellschaft und später die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft sollten Institute zur Anwendung wissenschaftlicher Resultate auf elektrotechnischem Gebiete sein. Es ist kennzeichnend für Rathenau, daß er weniger von Werner von Siemens als von dem Zauberkünstler Amerikas ausging. Deutschland ist das wissenschaftliche Mutterland der Elektrotechnik, die Vereinigten Staaten aber haben eine fascinierende Reklame für diese

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wissenschaft gemacht, die durch das Edisonsystem eine ungeheure Volkstümlichkeit gewann. Diese Art der Popularisierung lag Rathenau besser als das langsame Fortschreiten des deutschen Systems und wenn er später einmal behauptete, mit dem Amerikaner Westinghouse keine innere Gemeinschaft zu haben, so hat die Entwicklung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft das Gegenteil bewiesen. Allerdings vereinigte Rathenau mit der Lust am Spekulativen, mit dem Vergnügen am Hineinhämmern in die Schwerfälligkeit der Konsumenten eine seltene finanzielle Klarheit, die ihn wesentlich von den Sprunghaftigkeiten des Purzelmannes Westinghouse unterschied.

Niemals war der Bestand der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft ernstlich gefährdet, soweit und schnell sie sich auch ausdehnte. Kein lebender Finanzmann überbietet die Transaktionskunst Rathenaus, das Talent, Lücken zu füllen, Fabrikationsentgänge durch Finanzgewinne auszugleichen, die Bilanz stabil zu halten, den Aufstieg der Dividende durch tausend Mittel zu sichern, im Kämmerlein Auswege zu ersinnen, auf die ein geistig Unbemittelter sich niemals wagen würde. Mit einer seltenen Anschmiegsamkeit hat Rathenau kommende Bedürfnisse gewittert, hat er für ihre Ausnützung gesorgt. Er war einer der ersten deutschen Kaufleute, die die Internationalität des Kapitals in großzügigster Weise der deutschen Industrie dienstbar machten. Ueberall in der Welt hat die A. E. G. ihre produktiven und finanziellen Fühler, überall hat sie Anlagen und Ausbeutegebiete. Sie hat nicht nur in Deutschland das neue Licht und die neue Kraft bis in die kleinsten Gebirgsdörfer gelenkt, hat nicht nur in Deutschland auf der Erde und unter der Erde das Tempo des Produktionsprozesses und der persönlichen Kommunikation erhöht, sie hat in allen Ecken und Enden der Erde den Strom zu Gunsten der technischen Kultur und des deutschen Erfindungs- und Wirtschaftsansehens geweckt. Rathenau hat zur rechten Zeit den Fernspruch über Stadt und Land geschickt, über die Berge, übers Meer und unter der Erde, er hat mit und ohne Draht die Verständigung gefördert, hat im geeigneten Augenblicke die Fabrikation des Selbstfahrers in großem Maßstabe aufgenommen, den Metallfaden in der Glühlampe gewölbt und gespannt, die elektrische Lokomotive über die Schmalspurbahn und über die Vollbahn rasen lassen, mit der Ueberlandzentrale den Stromkreis ins Fabelhafte erweitert. Um diese große Aufgabe, die Aufgabe der Arbeitsintensivierung durch den elektrischen Strom, zu erfüllen, hat er einen Riesenkonzern gebildet, Beteiligungen und Interessen geschaffen, sich bestehende Unternehmungen untertan gemacht und große Wettbewerbsgesellschaften hinter seine Führerschaft gezwungen. Dieses Kolossalgebilde konnte nur aufgerichtet, erhalten und gedehnt werden mit Hilfe einer Finanzierungsart, die dem genialen Kaufmann Rathenau glücken mußte, weil er den Instinkt für den rechten Augenblick und für die Umschiffung der Gefahr hatte. Ob

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Nachfolger am Steuer der Gesellschaft mit solcher Weitsichtigkeit, solcher Fähigkeit der Tempoabmessung und des Vermeidens der Klippen sich bewähren werden, muß die Zukunft der A. E. G. zeigen. Der Tod Rathenaus wird vielleicht noch einmal die Wettbewerbslust der wenigen Konkurrenten anspornen und man darf gespannt sein, ob das Gefüge so sicher ist, daß diejenigen es halten können, die zwar den Willen Rathenaus ausgeführt haben, seine Energie und sein Genie aber wohl kaum besitzen.

Wie Kirdorf, hatte Emil Rathenau den eigensinnigen Drang zur Macht und alle Kräfte, die mit ihm, gegen ihn, und unter ihm arbeiteten, waren ihm nur Mittel zur Befriedigung seiner Sehnsucht, die zugleich die Sehnsucht nach der Durchsetzung eines hohen technischen Fortschrittsprinzips war. Dieses Bewußtsein der unwiderstehlichen Flugkraft äußerte sich oft rauh und gegen die Grundsätze einer Sozialpolitik, deren natürliche Berechtigung gerade der Krieg erwiesen hat, dem Rathenau mit seinem Unternehmen in hohem Maße diente. Aber die Schroffheit hatte insofern ihre guten Wirkungen, als sie die Opposition stärkte, die im Kampfe gegen das industrielle Herrengefühl, dem Altruismus zum Siege verhelfen will. Vielleicht war seine Rigorosität wertvoller als das theoretisierende Bemühen seines Sohnes, der als Aufsichtsratsvorsitzender der väterlichen Gesellschaft die Generalversammlung mit einem perspektivischen Schwung bedenkt, dessen praktische Erprobung sich jetzt wird erweisen müssen.

Briefe aus Kriegstagen

Ausgewählt von Ilse Linden

(Schluß)

George Meredith.

An John Morley.

Box Hill, 21. Juli 1870.

„Im ganzen neige ich zu Frankreich. Der Instinkt des Volkes, eine Gelegenheit zu ergreifen, um die Vergrößerung Preußens zu verhindern, ist richtig: es ist weder ein Eitelkeits- noch ein Königskrieg, sondern ein Volkskrieg — ein Krieg von Deutschen und Franzosen; ein Versuch tätiger Kraft um die Vorherrschaft; und es war Unsinn, daran zu denken, ihn aufzuschieben, verderblich, ihn zu unterlassen."

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

John Morley.

Box Hill, 25. Juli 1870.

„Der Krieg von 70 kommt direkt von 66. Genau wie wir damals auf die Preußen schimpften, wehklagen wir heute über die Franzosen, aber die fürchterlichen Rüstungen auf beiden Seiten waren für dieses Duell beabsichtigt, und es ist sehr unwichtig, was der Vorwand für den Ausbruch war. Sicher ist es ein Fall von Arcades Ambo. Die Franzosen fühlten sich fortwährend bedroht von dem vergrößerten Preußen, irritiert von seinem Ton, sogar alarmiert bei dem Gerücht und der Drohung von Plänen, deren Existenz durch sein Vorleben glaubwürdig schien. In jedem Fall war der Kampf zu erwarten; und nun ist er da; und wenn wir klug und energisch sind, kann es der letzte der großen Kämpfe Europas sein. Den beiden ersten Kriegs- und Intellektstaaten mag es wohl überlassen bleiben, den blutigen Knoten (!) zu durchschneiden. Ich fühle tief für die Deutschen; ich verstehe ganz die Hitze der Franzosen. Von ihrem Standpunkt aus ist ihre Sache vollständig gut — und kaum geeignet, Erfolg zu haben. Heere tun es nicht: sie können nicht die Flut einer großen Nation aufhalten . . . . . .
. . . . . Aha — wenn Er (Gott) Bismarck und Napoleon nach dem Muster der Börse, der britischen alten Jungfer, der Geistlichkeit und Presse geschaffen hätte — kein Wunder! Ich würde unsern Ton nicht beklagen, wenn er von einem selbstlosen Volk käme: aber ein Volk, das notorisch gierig nach Frieden ist, um der Bequemlichkeit und des Handels willen!"

*

An Arthur Meredith.

Box Hill, 25. Oktober 1870.

„Die Deutschen ernten den Lohn einer andauernd ehrenvollen Carriere voll bürgerlicher Tugenden. Ueberlege den Begriff: bürgerliche Tugend! Er schließt eine Menge anderer Tugenden ein. Was das deutsche Prahlen betrifft — nun — die Engländer sind auch große Prahler. Ich bewundere und achte die Deutschen, und Gott weiß, daß mein Herz für die Franzosen blutet. Aber mein Ziel ist, nie nach meinem Gefühl zu fragen, sondern stets nach meinem Verstand."

*

An Arthur Meredith (dessen Sympathien auf französischer Seite waren, obgleich er in dieser Zeit in Stuttgart zur Erziehung war).

Box Hill, 23. Dezember 1870.

„Ich schätze die Deutschen tief um ihrer schönen moralischen Eigenschaften willen. Sie schimpfen ja eben gründlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf uns — aber das wird vorbeigehen. Ich weiß, sie haben die Fähigkeit zur Freundschaft — und ich weiß auch, daß in der Regel englische Freundschaften nicht so dauernd sind. . . . . Das ist was die Deutschen tun — sie benützen ihre Lernzeit gründlich; und da sie keine Kritiker vor der Zeit sind, sind sie kompatante Kritiker, wenn die Zeit da ist."

*

An Captain Maxseſe.

Box Hill, 27. Februar 1871.

Die Dinge stehen traurig genug in Frankreich. Aber erinnere ich mich nicht der düstern Prophezeiungen nach den Kriegen des ersten Napoleon? Die Deutschen haben in bar heimbezahlt. Auch sie müssen dafür bezahlen. Diese Entwicklungen beweisen nur, daß unsere Theorien weiter voran waren als die Wirklichkeit. Durch solch einen Lehrkurs müssen die Menschen gehen. Wollen Sie behaupten, daß Frankreich nicht die bitterste der Lektionen brauchte? Seine Philosophen haben etwas zu sagen, aber der militärische Ruhm stachelte die Leidenschaften des Volkes auf.

Viele seiner Philosophen waren geblendet von der Idee, daß Frankreich zum „Segen der Menschheit" die Vorherrschaft haben sollte, anstatt daß sie versuchten, es durch Tugend und glänzendes Beispiel herrschend zu machen. Es vertraute auf's Schwert, ohne nur den Stahl zu probieren. Es ist niedergerungen. Ich bedaure es; ich verachte die Strenge, die man an ihm übt. Aber ich kann nicht vergessen, daß es auf das Recht des Stärkeren pochte. Ebenso kann ich nicht vergessen, daß es immer der Störenfried von Europa war. Die Deutschen werden es vielleicht. Das muß abgewartet werden. Aber sie sind wenigstens das, was sie zu sein behaupten . . . . . Ich liebe und verehre die Nation, die am wertvollsten ist, gestehe, daß die Franzosen sich durchaus wie Kinder benommen haben. Diese Prüfung mag ihr Wachstum befördern und aus dieser Studienzeit sich ein Beruf entwickeln. Aber die Deutschen haben sich wie ernsteste Männer benommen, die sich mehr um ihr Vaterland, als um das Wohl der Massen sorgen. Ich bin imstande, ihre tüchtigen Eigenschaften zu bewundern, wenn ich auch dabei bleibe, daß sie die gegenwärtige egoistische Enge ihres Gesichtspunktes noch bereuen werden . . . . . Morley ist nicht „Deutsch." — Aber Er stimmt mit mir überein, daß es eine törichte Verrücktheit (silly madness) gewesen wäre, uns selbst einen schrecklichen und rachsüchtigen Feind geschaffen zu haben auf die Chance hin, sich eines wahnsinnigen, phantastischen Verbündeten zu versichern.

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ivan Turgéniew.

An M. A. Miljutin.

Baden, 20. Juli 1870.

„Ueber die ganze Abscheulichkeit dieses Krieges werde ich mich nicht weiter auslassen — er war unvermeidlich, und die Deutschen fühlten es. Es bemächtigte sich ihrer eine patriotische Begeisterung, wie im Jahre 1813, aber es stehen ihnen schwere Zeiten bevor. Denn man kann an dem Erfolge der französischen Waffen kaum zweifeln. Wenn der Brand nur nicht ganz Europa in Flammen setzen möchte! Mag Rußland wenigstens fern bleiben!"

*

An M. A. Miljutin.

Baden, 18. August 1870.

„Man muß gestehen, daß die Unfähigkeit der französischen Generäle und ihrer Administration unsere Unfähigkeit zur Zeit des Krimkriegs noch um 100 Prozent übertrifft. Es bleibt nur noch die Frage übrig, ob sie, wie wir es getan, aus ihrem eigenen Unglück Nutzen zu ziehen verstehen, und ob ihnen diese derbe Lehre Vorteil bringen wird. Bei dem Egoismus der Franzosen, bei ihrer geringen Wahrheitsliebe ist dies zweifelhaft.

Daß ganz Europa an den Sieg der Franzosen glaubte, beweist mir, daß wir am allerwenigsten gerade dasjenige kennen, was vor unsern Augen passiert. Die Preußen, welche ich am 15. Juli in Berlin sah, zweifelten keinen Augenblick an ihrem Siege, aber ich schrieb dies ihrem Patriotismus zu. Es zeigt sich, daß sie wußten, was sie sagten."

*

An J. P. Polonski.

Baden, 6. September 1870.

„Wir leben in einer bedeutungsvollen Zeit; vor unseren Augen geht die leitende Rolle in der Geschichte von einem Stamme, dem lateinischen, zu einem andern, dem germanischen über. Der Fall des garstigen Kaisertums Napoleons verschaffte mir eine große Freude; nach so langer Erwartung empfand ich eine moralische Befriedigung. Aber ich verhehle mir nicht, daß nicht alles in der Zukunft rosenfarbig ist, und daß die Eroberungslust, welche sich ganz Deutschlands bemächtigt hat, kein besonders erfreuliches Schauspiel abgibt. Aber was für eine Herausforderung war das auch!"

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Henrik Ibsen.

An Johann Hermann Thoresen.

Dresden, 21. November 1870.

„Nun nimmt ja der politische Himmel auch im Osten ein drohendes Aussehen an. Was wird das Ende sein? Die Stimmung ist hier sehr gedrückt, und sogar die Uebergabe von Metz weckt keine Spur von Freude. Dresden hat 15 000 Gefangene zu erhalten, und jetzt ist ein neuer Transport von 4000 angekündigt worden. In den Lazaretten liegen 2000 Kranke und Verwundete. Für die kaiserliche Garde ist ein großartiges Barackenlager gerade unserer Wohnung gegenüber aufgeschlagen, und wir sehen sie täglich auf den Spaziergängen vorbeipassieren, die ihnen aus Sanitätsrücksichten verordnet sind. Man sieht es diesen Leuten durchaus nicht an, daß sie in Metz irgendwie Not gelitten haben. Sie sind angezogen wie für eine Festparade. Die heimgeschickten, kranken und verwundeten Sachsen sehen weit mehr mitgenommen aus. Die Franzosen werden hier sehr gut behandelt und tragen die Gefangenschaft mit unglaublicher Sorglosigkeit. Ich habe den Eindruck, als ob viele von ihnen sehr zufrieden damit sind, so leichten Kaufs bei der Affäre weggekommen zu sein. In den Bierhäusern führen namentlich die Unteroffiziere das große Wort, reißen den Kaiser, die Generäle und alles mögliche herunter — außer sich selbst. Die Situation in Frankreich scheint sie nicht zu bekümmern. All dies ist aber ganz natürlich bei einer revolutionären Nation ohne Zucht und ohne Disziplin. Wir Norweger müßten eine Lehre daraus ziehen: denn gerade einer solchen inneren Auflösung suchen Männer wie Jaabaek und Joh. Sverdrup usw. unser Volk entgegenzutreiben."

*

An Georg Brandes.

Dresden, 20. Dezember 1870.

„Die Weltbegebenheiten beschäftigen im übrigen großenteils meine Gedanken. Das alte illusorische Frankreich ist zertrümmert; wenn erst auch das neue faktische Preußen zertrümmert ist, so stehen wir mit einem Satz mitten in einem werdenden Zeitalter! Hei! Wie da die Ideen rings um uns her zusammenkrachen werden! Und es ist wahrhaftig Zeit dazu.

*

An Georg Brandes.

Dresden, 17. Februar 1871.

„In Ihrem vorigen Brief bewundern Sie ironisch das Gleichgewicht meines Gemüts unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Da ist der Stein! Und jetzt, in Ihren letzten freundlichen (?) Zeilen machen Sie mich zu einem Freiheitshaster. Der Hahn!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Sache ist — mein Gemüt befindet sich so einigermaßen im Gleichgewicht, weil ich Frankreichs gegenwärtiges Unglück für das größte Glück halte, das dieser Nation widerfahren konnte. — Ich werde nie dafür zu haben sein, die Freiheit als gleichbedeutend mit politischer Freiheit anzusehen ꝛc. (über den Begriff der Freiheit)."

*

Björnstjerne Björnson.

An Rudolf Schmidt.

Kristiania, 5. Dezember 1870.

. . . . . „ich kann nicht in feste Form bringen, was ich arbeite, so lange die Republik über uns hängt, solange über unser eigenes Schicksal entschieden wird wie jetzt an der Loire und in Paris. Ich kann nicht! Du bist mehr theoretisch veranlagt als ich; habe nicht wie Du eine Eisenstirn. . . . . Ja — ich habe mich jetzt wieder an die Abhandlung gemacht, aber wie kann ich schaffen, so lange vor Paris die Erde bebt? Stell' Dir nur vor: ich drille als Regisseur die Schauspieler mit hundert Nebengedanken über Franzosen und Preußen, — dies Leitmotiv drängt sich mir in alle Situationen ein, souverän und nicht souverän, ganz und teilweise, energisch und sanft, — Gott weiß, was für ein Sammelsurium mein Hirnkasten in diesen Tagen ist. Man wäre natürlich kein Dichter, wenn es anders wäre, aber teuer bezahlen muß man es, unter solchen Umständen ein Mann zu sein und seine Pflicht zu tun."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flandern

Von Arthur Silbergleit

Die Fremden schauen staunend die Fassaden
Der Bürgerhäuser hoheitsvoll geprägt,
Die Türme nicht mit Maßwerk überladen,
Der Kirchenschiffe Kiel wie ausgesägt,
Wo uns ein Traum von steinernen Gestaden
Der Tempel zu den Inseln Gottes trägt,
Die Kathedralen voll verschlungnen Pfaden,
Den Pfeilerwald voll Stämmen, die geschrägt
Gern in den blauen Ampelfluten baden
Madonnas Mantel, der ihr Kind umhegt,
Der Kerzen Blitz, der wie ein gelber Faden
Sich ins Geweb der Nischenschatten legt,
Und sind von allen Bildern tief bewegt.

Oft findet ihre Neugier Unterkunft
Im Herbergshaus mit seinem blanken Schilde,
Im braunen Saal der alten Kaufmannsgilde,
In Handwerkskammern und im Heim der Zunft.

Und wenn ihr Blick die weite Landschaft streift,
Die ewige Wallfahrt schmaler Silberpappeln,
Die Boote, wo die Fergen Frachten stappeln,
Die Wiesen, die ein zarter Tau bereift,
Ist etwas, was sie wundersam ergreift.

Denn wohin immer sich ihr Blick auch wende,
Sie finden alles festlich und erwählt
Und fühlen, wie sich tief mit der Legende
Des Lebens schlichte Heiligkeit vermählt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwischen den Siegen

Ist diese Zeit nicht wie ein Warten vor dem Tor. . .?
Der Wind der Ernten klirrt durch unsere Waffen,
Man fühlt, daß sich im Herzen Saiten straffen
Und hebt das Haupt und hebt die Hand empor.

Und plötzlich ist man wo hineingehoben
Und Glanz steht da wie keiner je vorher
Und eine angejahrte Stimme spricht von oben.

Hebt mit dem Finger Tropfen aus dem Meer,
Naht deinem . . . meinem Angesichte . . .
Tropft Raum für eine neue Weltgeschichte.

Paul Zech.

Der Krieg der Illusionen

„Wir aber haben im Luftreich des Traums die Herrschaft unbestritten" . . . Nein. Denn gerade diese Herrschaft wird uns erfolgreich bestritten.

Es ist wahr, der Weltkrieg hat alle Wahrscheinlichkeit überboten, auf fast allen Gebieten die Uebertreibung eingeholt und der steigernden menschlichen Phantasie den Raum verengt. Jede Ausdehnung, die Weite, die Tiefe, die Höhe hat er in Anspruch genommen, er ist im afrikanischen Urwald, in Sibirien und im Nordmeer. Neben der irdischen erfand er sich seine eigene Tier- und Pflanzenwelt. Seine Geschöpfe kämpfen, Raubvögeln gleich, in der Höhe, schwimmen mit weißlichem, fischartigem Riesenleib zwischen den Wolken, heben triefende Rücken aus der Flut, blühen wie schauerliche Seerosen, mit den tödlichen Staubgefässen ihrer Zünder, an langen, schmiegsamen Stengeln schaukelnd, auf dem Meeresgrunde. Dennoch hat all dies Undenkbare dem Planen und Träumen der Menschen nicht genug getan. Sie haben dem Krieg eine vierte, gleichberechtigte Dimension gegeben: die Ausdehnung ins Unwirkliche.

Jenseits des Räumlichen bekriegen einander die Illusionen . . . Keine Zahl ist so überwältigend, sie werde nicht im Gerücht vervielfacht; keine neue Grenzlinie ist so fabelhaft, es werde nicht ihre abenteuerliche Biegung in die Tafel der politischen Konjekturen eingezeichnet. Kein Geschichtsatlas ist so bunt, wie die Länderkarten dessen, was sich nie und nirgends begeben hat. Die überschwengliche Hoffnung denkt Schlachten aus, die nicht von dieser Erde sind, die Unkenntnis erträumt, die Kenntnis berechnet Erfolge — und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

manchmal sind ihre Ergebnisse garnicht weit von einander. Fachleute suchen den Gang der Zukunft etappenweise vorzuzeichnen; und ihre Sachkenntnis irrt kaum weniger als die Schwärmerei der Ahnungslosen.

Vor kurzem hat der französische General Eberfils einen solchen Feldzug im Reich des Unverwirklichten vollendet. Nach ihm wird der Krieg gegen Deutschland im Sommer durch den Vorstoß zwischen Maas und Mosel entschieden. Aber der General hat mehr gesehen, als nur dies Allgemeine. Er weiß auch, wie, in welcher Ausdehnung, mit welchen Einzelheiten der Erfolg der Franzosen erzielt wird. 120 Kilometer in der Länge, 24 Kilometer in der Tiefe wird das Gebiet messen, das der französische Vorstoß gewinnt; nach dem deutschen Rückzug werden sich die weiteren Kämpfe im Raume des rechten Rheinufers abspielen. Wenn eine militärische Prophezeiung so exakte Formen annimmt, gleicht sie den Kriegsspielen, wie die Generalstäbler aller Länder sie in Friedenszeiten üben. Sie ist auch gleichen Wesens mit ihnen. Nur ist sich der Kriegsspieler des Spieles bewußt. Ja: je tiefer sein Feldherrninstinkt, je genialer seine Intuition, desto stärker wird auch sein Gefühl für den Abstand zwischen dem Möglichen und dem Tatsächlichen, für die Unberechenbarkeit der Zukunft und die unwiederholbare Einmaligkeit alles Geschehens sein. Das napoleonische Je les batterai là et là ist ganz gewiß eine Legende. So zuversichtlich kann nur der Phantast oder der — Phantasielose sprechen.

Aber das Beispiel eines Generals entschuldigt, wenn es noch einer Entschuldigung bedarf, die Millionen, die nach Kriegsbeginn nicht nur Schlösser, sondern neue Reiche, neue Weltgestaltungen in die Sommerluft bauten. Daran haben sich alle beteiligt. Im ganzen Gebiet des Möglichen und Unmöglichen gibt es wohl keine Kombination, die nicht erdacht und ausgesprochen worden wäre. Länder wurden aufgeteilt, Dynastieen verschwanden, Revolutionen sprengten Staaten in die Luft, ungeheure Aufstände trieben Weltreiche auseinander. Das deutsche Reich verschwand von der europäischen Karte; oder es löste sich in eine Anzahl von Mittelstaaten auf. Preußen, soviel davon noch übrig war, wurde Republik. Dafür reichte Belgien bis nach Westfalen hinein, Frankreich hatte die Rheingrenze. Oder Deutschland beherrschte die ganze französische Nordküste; Boulogne war eine preußische Stadt. Gegen Rußland erhob sich eine ganze Schar seiner eignen Völker. Es erstand ein polnisches Königreich, eine unabhängige Ukraine, ein kaukasisches Sultanat. Esthen, Letten, Livländer, Litauer bildeten einen Kranz von selbständigen Republiken um den großrussischen Kern; selbst Ingermanland mit der Hauptstadt Petersburg ward ein Freistaat. Der moskowitische Rest aber wurde von der Revolution umgerüttelt, vermutlich ebenfalls republikanisch. England verlor gleich im Anfang des Kampfes Indien, sein Weltreich ging in den Bränden des heiligen Krieges unter. Im Südosten erstand ein serbokroatisches Reich und ein Großrumänien.

Es ist, als habe sich die europäische Menschheit, des langen Beharrungszustandes müde, mit einem Gefühl der Erlöstheit ins grenzenlose Reich der Konjekturen gestürzt. Offenbar wird nichts so schwer ertragen, wie das sogenannte Gleichgewicht; und nichts ist kriegsgefährlicher. Der fallende Stein befindet sich in mindestens so natürlicher Ruhelage, wie der aufliegende: sein Gleichgewicht ist das der Bewegung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch in diesem Luftreich des Traums haben wir nicht mehr die Herrschaft; glücklicherweise nicht. Soviel, besonders im Anfang des Krieges, auch bei uns gefabelt und vorausgesagt wurde: wir haben wenigstens (außer im Scherz) keine Karten gezeichnet, wie die aufgefundene belgische war, die das Ergebnis des „Berliner Friedens vom 15. Oktober 1914" vorstellte. Dort hat Belgien die ganze Rheinprovinz, nebst dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk; die Erretterin Frankreich begnügt sich mit Elsaß-Lothringen und der bayerischen Pfalz. Wir haben auch nicht anspruchsvolle Berechnungen darüber aufgestellt, wie lange der Krieg dauern werde; während unsere westlichen Gegner mehrmals ein fertiges Schema des Kriegsverlaufes, z. B. bis zum Einzug in Berlin im Jahre 1917, vorgezeichnet haben. Höchstens die Technik, des Kriegswunderglaubens liebstes Kind, hat auch uns zuweilen träumen machen. Wer einmal die Geschichte dieses Volkenkrieges der Illusionen nacherzählt, wird finden, daß er mit ganz anderen Waffen geführt und entschieden ward, als der irdische. Der Krieg der Illusionen hat mit den Heeresmassen nicht viel zu tun; ob er sie gleich auf das Freigiebigste nach vielen Millionen beziffert. Seine wundergleichen Entscheidungen werden aber nicht mit Menschen, sondern durch unerhörte Erfindungen gewirkt. Die Luftschiffe, deren Bombenwürfe weltbeherrschende Städte vernichten, oder ganze Armeen auf einmal vertilgen; die Flugzeuggeschwader, die Invasionsheere über das Meer tragen; die Geschütze, die über fabelhafte Entfernungen schießen; die Sprengmittel mit ungeheuerlicher Wirkung; die Unterseeboote und Torpedos: das sind die eigentlichen Helden des Traumkriegs. Denn dieser Kampf der Unwirklichkeit hat wie kein Maß so keine Geduld. Er zerstört die Völker und Reiche und baut sie in drei Tagen wieder auf.

Hermann Friedemann

Zwei schwedische Freunde

Das deutsche Volk wird in diesem Krieg nicht allein gezwungen mit dem Abschaum der außereuropäischen Menschheit zu kämpfen, es wird auch umtobt, von schäumendem Hasse, der sich mit Lüge und Verleumdung verbindet. Das schändet nicht uns, das erniedrigt nur unsere Feinde. Fast ist einem dieser offene und brutale Haß aber noch lieber, als die heuchlerische Art jener Neutralen, die Deutschland eine Niederlage nur wünschen, damit es nach Besiegung des preußischen Militarismus wieder ein Land der Dichter und Denker werden könne. Was uns ans Herz greift und aufs bitterste kränkt, ist die Haltung so mancher Skandinaven, von denen es jetzt erst recht deutlich wird, wie wenig sie trotz allen Achtungsphrasen deutsches Wesen begriffen haben. Gerade von den Skandinaven und Holländern tut es uns wehe, mißverstanden zu werden, weil wir ihnen innerlich mit der herzlichsten Freundschaft und Verwandtschaft nahe stehen und weil wir ihren Literatur- und Kulturaufschwung mit liebevollen Augen betrachten und uns bemühen, den geistigen Zusammenhang mit ihnen immer lebendiger zu machen. Um so größer ist unsere Freude, wenn wir gerade aus diesen Völkern Sympathiebeweise erhalten. Ein solcher Beweis stärkster Art war das Buch von Gustav Steffen: „Krieg und Kultur" (Jena, E. Diederichs), das für uns umso wertvoller ist, weil es mit der Objektivität des Gelehrten geschrieben ist. Es ist eine glänzende Rechtfertigung des deutschen Krieges. Und es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist zugleich eine helle Beleuchtung des Unrechts, das England begangen hat und begeht. Das Buch sollte von vielen, vielen Tausenden in Deutschland gelesen werden. Umsomehr als der Verfasser ein hervorragender Vertreter der schwedischen Sozialdemokratie ist, deren Haltung gegen Deutschland wenig freundlich war und noch ist, wie die Aeußerungen der Ellen Key, die ebenfalls der sozialdemokratischen Partei angehört, unlängst gezeigt haben. Von keinem andern Volke ist E. Key mit so viel Verständnis und Liebe aufgenommen worden, wie von dem deutschen Volke. Wo wird Strindberg so gewürdigt wie in Deutschland? Von Ibsen und Björnstjerne Björnson, die durch vortreffliche Uebersetzungen gleichsam in die deutsche Literatur eingegangen sind, will ich gar nicht sprechen.

Neben dem Sozialdemokraten G. Steffen ist der Konservative Sven Hedin ein wirklicher und begeisterter Freund Deutschlands. Der berühmte Forscher eilte zur Westarmee, um persönlich die Art der deutschen Kriegführung kennen zu lernen. Seine Erfahrungen hat er in einem stattlichen, mit Reproduktionen zahlreicher photographischer Aufnahmen geschmückten Band veröffentlicht: „Ein Volk in Waffen" (Leipzig, Brockhaus). Von dem großen Buche hat die Verlagsbuchhandlung auch einen kleinen billigen Auszug hergestellt, der für die Schützengräben bestimmt ist. Sven Hedin führt uns durch weite Strecken des Krieges. Er zeigt uns verwüstete Stätten, aber auch friedliche Soldatenbilder. Er legt Zeugnis ab für die Disziplinertheit und Menschlichkeit des deutschen Soldaten. Seine Schilderungen geben uns neue Belege für das, was wir schon wissen: daß dieses friedfertigste der Völker auch das kriegerischeste ist, wenn es sein muß, daß wir dem deutschen Heere vertrauen können. Er verkehrt mit dem Kaiser und den Generälen, aber auch mit dem einfachen Soldaten und findet bei allen denselben Geist der Pflichterfüllung und eines unbeugsamen Willens. Das Buch ehrt ihn und das deutsche Volk. Vom Westen ist er aufs Schlachtfeld des Ostens geeilt. Vielleicht erzählt er uns auch von den dort gewonnenen Eindrücken.

Unseren ehrlichen zwei schwedischen Freunden schicken wir aus vollem Herzen Dank und Gruß.

E. Pernerstorfer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

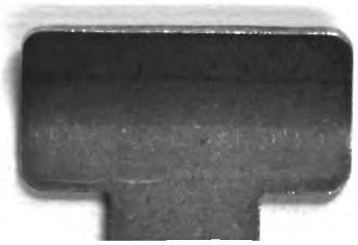
AP30
.M15
Jahrg. 9
1915
Bd. 1-2

JUL - 1 1969

Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE



Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES

Generated on 2019-10-28 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913853
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google